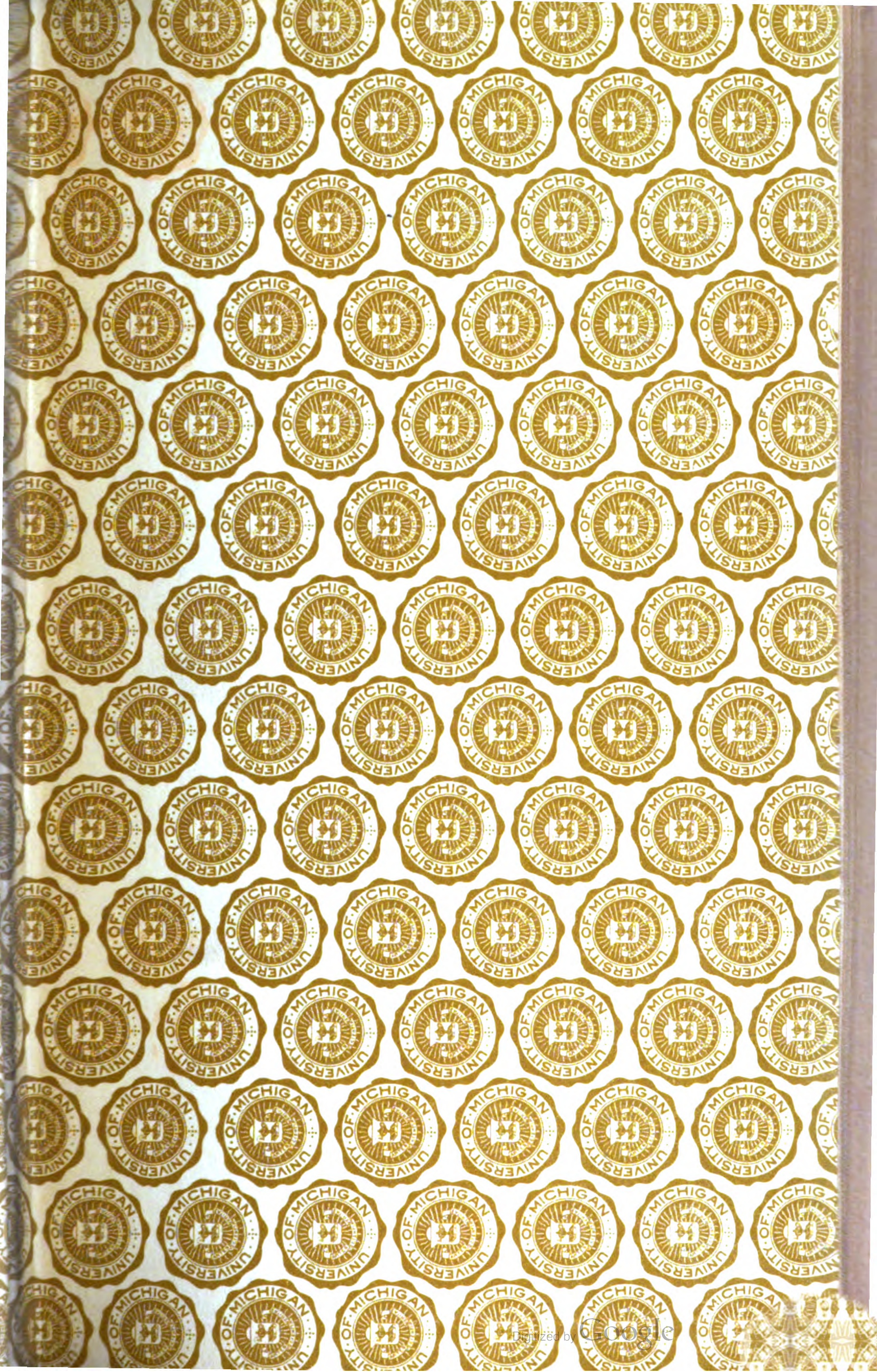

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

Karl Münscher.

Zweihundertsechzehnter Band.

Vierundfünfzigster Jahrgang 1928.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE AUTOREN



LEIPZIG.

O. R. REISLAND.

1928.

JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

Karl Münscher.

Zweihundertsechzehnter Band.

Vierundfünfzigster Jahrgang 1928.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE AUTOREN



LEIPZIG.

O. R. REISLAND.

1928.



Altenburg (Thür.)
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis
des zweihundertsechzehnten Bandes.

Bericht über die Literatur zur sog. zweiten Sophistik (mit Ausschluß der Roman- und christlichen Schriftsteller) aus den Jahren 1915—1925.

Fortsetzung und Schluß aus Jahrg. 1927 (Bd. 211).

Von
Eberhard Richtsteig in Breslau.

Athenaios.

Wie Favorin, Ailian u. a. Buntschriftsteller verdient auch Athenaios, im Rahmen dieses Berichtes behandelt zu werden.

Athenaei Naucratitae dipnosophistarum libri XV rec. Georgius Kaibel, vol. I l. 1—5, vol. II l. 6—10. Exemplar anast. iteratum. Lips. 1923.

Karl Mengis, Die schriftstellerische Technik im Sophistenmahl des Athenaios, Studien z. Gesch. u. Kultur des Alt. X 5, Paderborn 1920, würdigt das Werk des A. als eines der letzten Glieder einer langen Reihe von sympotischen Literaturwerken. Der erste Teil der überaus gründlichen Untersuchung (S. 3—44) bespricht den szenischen Apparat (Zeit, Verlauf, Dialogpersonen). Die Zeit, die das nach der Rahmenerzählung als Schilderung eines einzigen Gastmahls gedachte, in Wirklichkeit eine Reihe von Zusammenkünften zusammenfassende Werk umspannt, ist ein größerer Zeitraum. Das Rahmengespräch verteilt sich auf 3 Tage, B. 1—10. 11—14. 15. Aber vielleicht war das Werk ursprünglich eine Sammlung selbständiger Einzelberichte über räumlich und zeitlich getrennte Symposien in der Art von Plutarchs συμποσιακὰ προβλήματα. Später wurde dann nach außen hin die Einheit des Ganzen durch Zusammenschiebung der Berichte hergestellt. A. schildert nicht bloß das Symposion, sondern auch das vorangehende Deipnon. M. sammelt die im Werk verstreuten Notizen über die Toilette der Gäste vor dem Essen, Plätze bei Tisch, Speisenfolge, Köche und Bediente, Ende des Deipnon, Trinken während und am Ende der Mahlzeit und den πότος speziell nebst Unterhaltung, ἀκροάματα, σπονδαί, κῶμος und sodann die Verwendung von stehenden Motiven der Symposienliteratur. A. hat zur szenischen Ausgestaltung seines Werkes ziemlich alle Motive verwertet, die ihm das Leben und die Symposienliteratur seit Platon boten. Das ungeheure Durcheinander des Stoffes legt nach M. den Gedanken nahe, daß wir das Werk nicht in seiner

originalen Gestalt besitzen, sondern daß A. selbst oder ein späterer Bearbeiter eine ursprüngliche Sammlung von Einzelgastmählern ungeschickt zu einem Gesamtgastmahl zusammengefaßt habe. Alle Personen des Dialogs sind echte Buchgelehrte. Charaktere sind im allgemeinen nur angedeutet, nur die der Hauptpersonen lassen eine gewisse Entwicklung erkennen. Auf diese ist ihrem Spezialfach entsprechend der Stoff verteilt. Von ihnen sind ohne erfundene Zutaten nur der Gastgeber Larensis und Galen dargestellt; ersterer ist wahrscheinlich mit Dessau in P. Livius Larensis pontif. minor zu sehen, letzterer der bekannte Arzt. Hinter manchen Figuren stehen Personen der Geschichte, doch hat A. ihre Charaktere stark umgebildet. Das Urbild Ulpians z. B. ist der 228 n. Chr. ermordete Rechtsgelehrte. M. sucht nachzuweisen, daß A. nur einem zwar nicht in der Symposienliteratur, doch im sophistischen Roman (Ninosroman, Hippokratesbriefe) belegten Brauche folgt, wenn er das Bild einer historischen Persönlichkeit absichtlich so abändert, daß er nur durch einzelne, doch unzweideutige Reste die Beziehung auf das geschichtliche Vorbild aufrechterhält (S. 31 ff.). So erkläre sich der Widerspruch in der Angabe über den Tod des historischen und des gezeichneten Ulpian. Bei Gleichsetzung beider, des Juristen und des Grammatikers, ergibt sich natürlich ein Zeitindiz. Über unsichere Kombinationen kommen wir nicht hinaus für Kynulkos, Pseudonym für Theodoros. Ebensowenig läßt sich die Frage nach der Geschichtlichkeit der Grammatiker Arrian, Magnus, Varus mit Sicherentscheiden. Die übrigen Personen sind zumeist Geschöpfe der Phantasie; zwei Gruppen treten noch hervor, Gestalten mit offensichtlich erfundenen Namen und solche mit Namen berühmter Persönlichkeiten der Vergangenheit. Von der Neubildung von Namen macht A. reichlich Gebrauch. Im folgenden Abschnitt „der Dialog" (S. 45—94) bespricht M. das Rahmengespräch, dialoglose Teile, oberflächlichen Dialog, wirklichen Dialog und seine technischen Mittel. Das Rahmengespräch ahmt den Anfang des Phaidon nach, erreicht aber im Geschick der Einkleidung diesen nicht. Vielleicht enthielt ursprünglich jedes Buch ein solches Rahmengespräch. Die zahlreichen völlig dialoglosen Stücke (Kataloge aller Art) legen den Gedanken nahe, daß A. sein Werk zwar ursprünglich durchweg dialogisch gestaltet hat, daß die Stücke aber, die dem jetzt widersprechen, ihre ursprüngliche Gestalt verloren haben, also in Umarbeitung auf uns gekommen sind. Die Oberflächlichkeit in der Führung des Dialogs zeigt genügend, daß für A. der Stoff die Hauptsache war. Ζητήματα und προβλήματα in der wissenschaftlichen Literatur hatten sich zum Topos des Symposion herausgebildet. In der Regel wirft Ulpian das Problem auf, oder ungewöhnliche Ausdrücke und Wendungen reizen das Interesse der Gäste, oder eine Behauptung

eines Redners findet Zustimmung oder Widerspruch: solche Mittel retten den Dialog. Den besonderen Schwierigkeiten, sein gewaltiges Material passend zu verknüpfen und zwar so, daß Gleichförmigkeit vermieden wird, hat A. nur zum Teil abgeholfen. Mittel der Verknüpfung sind Vorgänge beim Deipnon und Symposion selbst, sympotische Sitten und Bräuche, Speisen und ἀκροάματα. Auch die Verschiedenheit der Charaktere wird dazu verwertet: Streit, Angriff, Erwiderung. Auch Zitate, Scherze, Parodien von Dichterworten u. dgl. sind technische Mittel des Dialogs. Im 3. Abschnitt behandelt M. „literarische Vorbilder und Einflüsse“ (93—108). Die speziellen Vorbilder waren das medizinische, vor allem aber das grammatische Symposion, die nach den Ansätzen bei Platon und Xenophon in den Leschai des jüngeren Herakleides Pontikos, den Symposiaka des Didymos Chalkenteros, Herodians Symposion vertreten waren. M. gibt einen ausführlichen Vergleich mit den Gastmählern Platons, Lukians und den sympotischen Schriften Plutarchs. Benützung der beiden letzteren läßt sich aus einzelnen Zügen erschließen (95 f.). Letzterer vermittelt ihm auch die Elemente der kynisch-menippeischen Schriftstellerei, deren Einfluß sowohl im einzelnen als auch in der Komposition des Werks, der stärkeren Betonung des Deipnon gegenüber dem Symposion und in der Durchsetzung der Prosa mit Versen zu erkennen ist. Die parodistisch gebrauchten Verse stammen z. T. aus der Komödie, noch mehr aus der Tragödie, auch eine Stelle aus Demosthenes' Kranzrede muß herhalten. Unmittelbare Einwirkung der Komödie sieht M. in der Verspottung der Philosophen und ihrer Lehren. In der Frage, ob Macrobius den A. benutzt habe, kommt M. in einem besonderen Kapitel (108—113) mit Wissowa, Gött. Nachr., phil.-hist. Kl. 1913, 325 zu dem Ergebnis, daß A. nicht von Macrobius ausgeschrieben worden sei, ihm auch nicht das Modell für den sympotischen Rahmen liefere. Der letzte Abschnitt (114—126) behandelt die Textgeschichte und sucht zu erweisen, daß das Werk ursprünglich 30 Bände umfaßt habe und uns nur in einem Auszuge vorliege. Die Randnoten des Marcianus, Umfang der einzelnen Bücher nach Stichoi, Widersprüche, Mißgriffe im szenischen Apparat werden dafür ins Feld geführt. Doch vgl. unten S. 9 von Wilamowitz. Als Nachtrag zu diesem Werk zeigt

Derselbe, Aus der Werkstatt des Athenaios, Philol. 78, 1922, 403—413, in knapper Übersicht über den Aufbau von Buch 9, wie 408 b das Deipnon zu Ende geht; Buch 10 ist der offizielle πότος. 11—14, 664 f. stellt das Gelage eines neuen Tages dar. Die Absicht, daß das ganze Werk ein Mustergastmahl vorstellen solle, ist der ersten Konzeption noch fremd. Diese These seines vorgenannten Werkes beweist M. durch Analyse von Buch 14, das 654 a ff. mitten in der Auseinander-

setzung über das Dessert einen zweiten Geflügelkatalog bringt, der ursprünglich vielleicht noch umfassender ausgeführt oder beabsichtigt war, als er heut vorliegt. Der zweite Geflügelkatalog stellt die Trümmer eines ursprünglich selbständigen dritten (?) Deipnons dar, das nachträglich dem sekundären Kompositionsprinzip geopfert wurde. Gegenüberstellung der Dubletten zeigt, daß im 2. Geflügelkatalog wohl nicht dieselbe Quelle wie im ersten (etwa Pamphilos) benutzt ist, sondern A. hat das früher gegebene Material durch eigene selbständige Exzerpte ergänzt, wollte also die Zitate des 14. Buches als Ergänzung des 9. Buches angesehen wissen.

Aus der Lösung einer Preisaufgabe der Univ. Marburg 1917 erwuchs die Untersuchung von

Kurt Zepernick, Die Exzerpte des Athenaeus in den Dipnosophisten und ihre Glaubwürdigkeit, Philol. 77, 1921, 311—363. Auch er sieht in dem erhaltenen Werke eine Epitome aus dem ursprünglich 30 Bücher umfassenden Werke, die ein Grammatiker im 6. oder 7. Jahrhundert hergestellt habe. Macrobius kennt noch 30 Bücher. Aber auch die Epitome ist lückenhaft: es fehlen B. 1, 2 und der Anfang des 3., Stücke aus B. 11 und 15. Zur Ergänzung dient eine Epitome aus dem 11. und 12. Jahrhundert, dessen Verfasser nach Ausweis von 2, 61 a schon einen verstümmelten Text des A. vor sich hatte. Über die Frage, ob die zahllosen Zitate auf eigene Lektüre des A. oder Benutzung von Kompendien zurückgehen, verweist Z. auf F. Rudolph, Philol. Suppl. 6, 111—161, jedoch lehnt er dessen Favorinhypothese ab. A. wollte mit den Zitaten seine Gelehrsamkeit zeigen und ein „Sammelbecken aller mit dem Mahl zusammenhängenden Dinge geben, damit Zeitgenossen und Nachwelt ohne Mühe die Ausführungen der alten Schriftsteller lesen könnten". Dies setzt nach Z. größte Bemühungen des A. um wörtlich genaues Zitieren voraus, aber auch des Epitomators. Um festzustellen, ob letzterer die eigenen Worte der Schriftsteller bisweilen freier wiedergegeben oder willkürlich verändert habe, untersucht er 1. die Einführung der Exzerpte in äußerst eingehender Weise. 2. die Exzerpte selbst. Für diese Untersuchung kommen natürlich nur die erhaltenen Autoren in Betracht. An manchen Stellen gibt A. Verse, die in unseren Hss. der Dichter nicht stehen. Die Auslassungen in den Exzerpten sind fast immer Schuld des Epitomators, der alles nicht unbedingt Nötige wegließ. Schon in den alten Exemplaren des Homer, Platon usw., die A. benutzte, standen vermutlich verschiedene Lesarten, woraus diejenigen des A. stammen. Derartige Exzerpte gehen also mitunter mit der einen oder anderen Familie unserer Hss. zusammen. Dennoch kann keine einzige Klasse von Codices bestimmt werden (z. B. des Homer), mit der A. oder der Lexikograph, den er aus-

schrieb, speziell zusammengeht. Er hatte wohl eine Aristotelesausgabe vor sich liegen, in der mehrere Lesarten am Rande standen; daraus übernahm er einige, von denen die eine der cod. A, die andere C ausschrieb. An einigen Stellen scheint er die ursprüngliche Lesart des exzerpierten Autors zu bieten, während dessen Hss. korrupt sind.

Zur Textkritik:

T. G. Tucker, Notes and suggestions, Class. Rev. 34, 1919/20, 152—157, trägt in Abschnitt A: „Athenaeus" in Fortführung früherer Untersuchungen in der Class. Quart. 1908 eine Reihe beachtenswerter Verbesserungen zu dem Kaibelschen Text vor: 206 d statt θαυμάζεται: θαυματίζεται, 237 b c οἱ μέλανες ἡμεῖς· θάτερον σηστῶν (st. ζητῶ) γένη, / τὸ σεμνοπρόσωπον (st. σεμνοπαράσιτον), 'ἐκ μέσου' καλούμενον, / σατράπας ἀπροσίτους (st. παρασίτους) καὶ στρατηγοὺς ἐπιφανεῖς, 278 b σφε st. + σε, 290 b εὕρημα ἐμόν, μόνον st. + εὕρημα μόνον, 80 d ὄντ' ἀπηνῆ κάρτα st. ὄντα πένητα καί, 188 d συμποσίῳ <οὐ>, nach ζητήματα st. καὶ: <ἀλλὰ> κάρτα.

E. Maaß, Die Erigone des Sophokles, Philol. 77, 1921, 1—25. In Abschnitt 5 wird nebenher emendiert Athen. 13, 598 d: Βάκχον καὶ τὸν ἔρωτα Θεωρίδος <'Ηριγόνης τε, ἅς ποτε> γηραιῶν Ζεὺς ἔπορεν Σοφοκλεῖ.

Ch. Charitonides, Varia ad varios, Mnem. 49, 1921, 139—142: Athen. 21 e ist statt ἀλλὰ καὶ αὐτὸν zu lesen: ἀλλὰ καθ' αὐτὸν, 230 f. im Diphiloszitat statt ἐπῆγε: ἐπῄει, was mehr zu τούτοις paßt.

P. Maas, Ährenlese, Sokr. 10, 1922, 178/9. Nr. 12: Athen. 446 d stehen zwei Belege für πίομαι mit ῑ, der zweite aus Aristophanes. Die athetierte Stelle ist unsinnig. Das Zitat kann in Ausführungen über die Quantität des ῑ nicht gestanden haben, da es nichts dafür ergibt. M. vermutet, daß der Interpolator Eur. Kykl. 589 aus dem Gedächtnis zitiert habe.

C. Weyman, Prüfungsreminiszenz, Bayr. Blätt. f. d. Gymnasialschulw. 59, 1923, 30—32, vergleicht Athen. 20 b τὴν 'Ρώμην πόλιν ἐπιτομὴν τῆς οἰκουμένης mit Ennodius 146 (103, 25 Vogel): In quo clarum est epitomam omnium constare virtutum.

T. W. Lumb, Notes on Athenaeus, Class. Rev. 37, 1923, 114/15, gibt einige Emendationen: 14 c ὀάρων st. ὀρέων, 32 c λέσχης st. λεύχης, 238 e τοιοῦτος εἰμ', ἥδιστε, τύπτεσθαι μύδρος, 258 a πρὸς γάρ τοι τῷ οὕτω κολακεύειν, 605 f. σηρικόν st. σαρκίον.

Für einzelne Probleme namentlich literaturgeschichtlicher Art kommen folgende Arbeiten in Betracht:

G. A. Gerhard, Cercidea, Wien. Stud. 37, 1915, 1—26, behandelt die Kallipygos-Erzählung bei Athen. 12, 554 c—e, worin der bekannte

Vers des Kerkidas steht. Ferner macht er aufmerksam auf eine Parallele bei Alkiphr. 1, 39 (= IV 14 Schep.). Weiterhin werden Philostr. ep. 41 (II 247 Kays.), Julian or. 8, 246 f., sowie Max. Tyr. 11, 10 ed. Hob. besprochen.

I. U. Powell — E. A. Barber, New chapters in the history of Greek Literature, Oxford 1921: Durch die Papyrusfunde (Oxyrh. Papyr. Bd. 8) wird für Kerkidas und Phoinix von Kolophon (vgl. Athen. 8, 359 c—360 b, 10, 421 d 11, 495 d e. 12, 630 e—531 a) Neues gewonnen.

Hans Oellacher, Zur Chronologie der altattischen Komödie, Wien. Stud. 38, 1916, 81—157. In Beantwortung der Frage, ob und inwieweit A. in seinen Katalogen alphabetische oder chronologische Ordnung bewahrt hat, findet Öll. erstere an Stellen wie 7, 300 b. 9, 367 c d. 10, 417 b. Beispiele chronologischer Ordnung sind 3, 119 b ff., 6, 267 e. 268 e ff. 9, 478 b c. 14, 639 e. 650 d. Die hier behandelte Frage ist jedoch, wie Oell. am Schluß bemerkt, ohne Feststellung der Quellen des A. mit Sicherheit nicht zu beantworten möglich. „A. ist Mosaikarbeiter, ein Laie, der nach Gutdünken die Farben zu seinem Werk zusammenreibt."

Johannes Tolkiehn, Philologische Streifzüge, Leipzig 1916. Bei Behandlung der verschiedenen Personen des Namens Nikias S. 16 f. wird auch der besprochen, von dem Athen. 13, 609 e ein Werk Ἀρκαδικά anführt. Ob die Schlußworte in f ἐπιτελεῖται δὲ καὶ — ὀνομάζονται von Nikias oder von A. herrühren, läßt sich nicht ausmachen. Ebenso unentschieden muß es bleiben, ob dieser Nikias identisch ist mit einem, dessen διαδοχαὶ φιλοσόφων A. mehrfach erwähnt. Daß diese von Diog. Laert. nicht unmittelbar benutzt worden sind, hat A. Gercke festgestellt; vgl. Christ-Schmid, LG. II 2, 864 Anm. 4.

Der aus Athen. 15, 677 e bekannte Dichter Pankrates ist durch Oxyrh. Pap. 8 Nr. 1085 in helleres Licht gerückt worden. Emendationen zum Papyrus bietet

B. A. Müller, Zum Gedicht des Pankrates von Alexandria, Berl. phil. Woch. 1916, 671 f.

L. Radermacher, Der Dichter Pankrates, Berl. phil. Woch. 1916, 833/4. P. ist vielleicht identisch mit dem im Pariser Zauberpapyrus bei Wessely, Denkschr. Wien. Akad., phil.-hist. Kl. 36, 1888, 44 ff. genannten Propheten Pachrates aus Heliupolis. Der Luk. Philops. 34 ff. genannte Pankrates ist nach R. derselbe wie der letztgenannte.

Paul Maas, Ein Trinklied von Bakchylides, Jahresber. d. Philol. Vereins Berlin 43, 1917, 81—83. Oxyrh. Pap. 11 Nr. 1361 ist der Anfang des Liedes, aus welchem das durch Athen. 2, 39 e f. erhaltene Fragment 20 stammt.

O. Probst, Die Lösung eines Rätsels bei Athenaios, Bayr. Blätt. f. d. Gymnasialschulw. 53, 1917, 294/5, findet die Lösung des Logogriphs bei Athen. 10, 457 b in den Worten v. 1 τ(οὶ) ἄντ(α) ἅλιοι = ταντάλιοι, v. 3 Τάνταλοι. Gegen diese Lösung wendet sich

Hermann Diels, Die Lösung eines Rätsels bei Athenaeus, Bayr. Blätt. f. d. Gymnasialschulw. 54, 1918, 28—30. Die Erklärung der rhet. Quelle wird für richtig, die des A. für falsch zu halten sein. Endlich sei auf

W. Schultz s. v. Rätsel, Pauly-Wiss. 2. R. I, 1920, 61—125 hingewiesen.

I. A. Scott, Athenaeus on Aeschylus and Homer, Class. Journ. 16, 1921, 302/3, legt eine neue Interpretation von Athen. 8, 347 c vor, des Aischylos Dramen seien τεμάχη τῶν Ὁμήρου . . δείπνων „are on subjects which Homer might have chosen but not did“. Gegen die Fassung τεμάχη als „large unused portions“ wendet sich

Edward Fitch, Homerica, Class. Journ. 17, 1921/22, 94/95: Es bedeute „a large cut of fish“. Den abschließenden Beitrag zu der Stelle liefert

Max Radin, Homer and Aeschylus, Class. Journ. 17, 1921/22, 332/334. Die Äußerung stamme aus einem Werk, wahrscheinlich des Chamaileon — vgl. Christ-Schmid LG. II, 284, 4 — über Aischylos, wie ein Vergleich mit der fast gleichlautenden Stelle bei Eustath. ad Hom. Ψ 256 zeige; τεμάχη seien „fish-courses“; die Stelle sei scherzhaft zu verstehen: „When all the food of the Muses . . was spread before Homer, he (H.) contented himself with a limited fare, and unaccountly omitted the fish-courses . . leaving these to be taken by later arrivals such as Aeschylus.“

C. Cichorius, Ein Patentgesetz aus dem griech. Altertum, Jahrb. f. Nationalökon. u. Statistik 118, 1922, 46/48. Athen. 12, 521 b, aus Phylarch stammend, stellt ein Patentgesetz für Sybaris spätestens aus dem 6. Jahrh. v. Chr. vor.

W. R. Halliday, Mossynos and Mossynoikoi, Class. Rev. 37, 1923, 105—107. Ausgehend von Her. 5, 16 bespricht Verf. die Athen. 8, 345 e berichtete Geschichte von den fischfressenden Rindern unter Hinweis auf Ail. n. an. 17, 30.

H. W. Garrod, Locrica, Class. Rev. 37, 1923, 161/2. Metrische und textkritische Besprechung der Λοκρικαὶ ᾠδαί aus Athen. 15, 697 b c und Auseinandersetzung mit ihrer Behandlung bei v. Wilamowitz, Gr. Verskunst 343 f.

v. Wilamowitz, Lesefrüchte, Herm. 58, 1923, 57—86, gibt unter Nr. 175 S. 73 ff. eingehende Interpretation eines Gedichtes des Paroden Matron, das Athen. 4, 134 d—137 c erhalten hat, über ein Ἀττι-

κὸν δεῖπνον. Die dargestellte Zeit ist die des Phalareers Demetrios. „Solches Zeug erhielt sich und den Namen des Dichters." S. 74 A. 1 wird Athen. 697 f. exegetisch behandelt.

F. Jacoby, P. Ox. 1801 und Phylarchos, Herm. 58, 1923, 239/40. Bei Athen. 8, 333 a ist das zweite πολλαχοῦ — ἰχθύσιν Dittographie der Eingangsworte des Abschnitts oder Versuch, eine durch Ausfall von mindestens zwei Zeilen entstandene Lücke zu schließen. Ausgefallen ist, was Phylarch erzählte, und der Übergang des Autors zu der ähnlichen Erscheinung des Froschregens. Inhaltlich wird die Lücke durch das Glossar des Pap. Ox. 1801 ergänzt.

K. Kunst, Ein erotisches Wandermotiv, Phil. Woch. 1924, 303/4, behandelt eine Umbiegung der Knosionaffäre — vgl. Aischin. II 149; Drerup, Demosth. 64 — ins Homosexuelle durch Idomeneüs von Lampsakos bei Athen. 593 a. K. vergleicht dazu Apul. Met. 9, 27 f.

Äußerst wichtig ist die Untersuchung von

U. v. Wilamowitz, Athenion und Aristion, Sitzungsber. Akad. Berlin 1923, 39—50. Angeregt durch die trotz B. Niese, Rhein. Mus. 42, 1887, 574 wieder ausgesprochene Annahme der Identität Athenions mit Aristion bei K. Reinhardt, Poseidonios 23 untersucht v. Wil. den geschichtlichen Zusammenhang, wie er sich nach Appian, Strabon und dem großen Poseidoniosfragment bei Athen. 5, 214 ff. darstellt, mit dem Ergebnis: Athenion mag seine Rolle als τύραννος in den letzten Monaten des Amtsjahres 89/88 gespielt, Medeios abgesetzt und einen andern Archon eingesetzt haben. Noch vor Jahresschluß 88 kam Aristion mit pontischen Truppen an. Ihn zeigen die Münzen bis 87. Der in Athen. 214d schwer gestörte historische Zusammenhang ist: Apellikon hatte Delos einnehmen müssen, weil die dort überwiegende italische Kaufmannschaft nach der Revolution des Athenion das Heft in die Hand genommen hatte. Er besetzt zunächst die Insel; die geflüchteten Römer scharen sich zusammen; ein Überfall bringt Delos wieder in ihre Hand. In der für Athenaios sehr wichtigen Einzelinterpretation ergibt sich 214 b—d als kümmerlicher Auszug durch grammatische Unebenheiten (S. 475, 8 ff. Kaib. fehlt das Verb, 474, 8 ff. „schreibt nur ein Stümper"), Lücken (474, 8 und11), Dubletten (474, 22 ff. ~ 475, 23) und inhaltliche schwere Anstöße: Der 214 d auf die Schilderung des Vorlebens des Apellikon folgende Satz gehört nicht dorthin. Die ungenaue Bezeichnung des Orobios als στρατηγός dürfen wir Poseidonios nicht zutrauen. Die Epitome, die wir noch immer nicht genug kennen, überspringt nach einer Angabe Schweighäusers S. 475, 11—24 Kaib. Das Epigramm 215 b setzt die Schilderung der Landungskämpfe voraus. Das 474, 12—17. 24—475, 6 in wiederholter Aufmachung Erzählte können nur An-

ordnungen Aristions sein und kann in dieser Ordnung bei Pos. nicht gestanden haben; diesem fällt auch die Gleichsetzung beider Tyrannen nicht zur Last. Wer Schuld daran ist, ist „für die Geschichte und auch für . . Pos. . . Nebensache, so merkwürdig und fragwürdig es für die kritische Behandlung des Athenaios ist". Lesenswert sind die Folgerungen, die Wil. 46 ff. über Pos. als Historiker zieht. Er ist geneigt, die Schuld an der Verderbnis der p. 214 und 215 dem A. zuzuschieben, der den Pos. zu flüchtig gelesen und eilig exzerpiert habe. Doch alle Schwierigkeiten schwinden damit noch nicht; auch die Abschreiber, die den Text kürzten, tragen Schuld. Daß viel ausgelassen sein muß, zeigt, worauf Wil. 48 hinweist, die Entschuldigung 211 d (468, 27) über die Länge des Pos.-Exzerptes in Vergleich zum vorangehenden Kallixeinoszitat. Kaibels Annahme, daß unser Text von 15 B. aus einem 30 B. umfassenden zusammengestrichen sei, ist nach Wil. falsch. Mit 30 sei die Zahl der Rollen gemeint; diese Teilung haben Verleger oder Verfasser vorgenommen (vgl. Diodor B. 17). Auch sonst zeigt der Text immer wieder Auslassungen und Verwirrungen, bei denen Zweifel bleiben, wie weit A. sie verschuldet hat. Auf M e n g i s' Untersuchungen hinweisend fordert er, man solle durch Interpretation den ursprünglichen Gang des Gesprächs festzustellen versuchen, namentlich in der Epitome der ersten Bücher dem zerstörten Zusammenhange nachgehen. Am besten geht die Analyse von der Aussonderung ungeschickt eingeordneter Exzerpte aus.

Es sei endlich auf das 1917 von der Univ. Halle formulierte Problem hingewiesen: Obtrectatorum de Platone iudicia apud antiquos scriptores imprimis Athenaeum obvia colligantur, disponantur, quid de eorum origine et mutua ratione statuendum sit quaeratur.

Mit der Auswertung des a r c h ä o l o g i s c h e n Materials aus Athenaios befassen sich:

F r a n z S t u d n i c z k a, Das Symposion Ptolemaios' II., Abhandl. Sächs. Ges. d. Wiss. 62, phil.-hist. Kl. 30, 1915. Der Aufsatz, dem O. R u b e n s o h n, Gött. Gel. Anz. 1915, 610—626 eine sehr gehaltvolle, fast nur das Architektonische berücksichtigende Besprechung hat zuteil werden lassen — vgl. auch C. W a t z i n g e r, Lit. Zentr. Bl. 1915, 1149 ff. und v. S a l i s, D. L. Z. 1915/16, 876 ff. —, gibt zu dem Bericht des Rhodiers Kallixeinos über das Festzelt des Ptolemaios bei Athen. 5, 196 a—197 c Übersetzung und umfassenden archäologischen Kommentar, der mit Hilfe zahlreicher Abbildungen und zweier Karten ein anschauliches Bild hellenistischer Baukunst zu bieten vermag.

F. C a s p a r i, Das Nilschiff Ptolemaios' IV., Jahrb. d. dt. arch. Inst. Athen 31, 1916, 1—74. Diese von Studniczka angeregte Arbeit behandelt die Beschreibung der Thalamegos des Kallixeinos bei Athen.

5, 205 d.—206 c. Die gründliche Erörterung bespricht Vorarbeiten, Wert und Charakter des Berichtes, verwandte Fahrzeuge in bildlicher und schriftlicher Überlieferung. Es folgt ein Wiederherstellungsversuch S. 17 ff. sowie Würdigung des Baues als Ganzen und in seiner kunstgeschichtlichen Stellung. Die Arbeit, auf deren archäol. Einzelheiten einzugehen der Raum verbietet, zeigt, was sich aus A. gewinnen läßt.

A. Frickenhaus, Griechische Banketthäuser, Jahrb. d. dt. arch. Inst. Athen 32, 1917, 114—133. Unter der Nachwirkung der Arbeit Studniczkas behandelt Fr. 1 das Banketthaus in Troizen, 2. das in Alexandreia S. 118—121. Er bespricht hier den innersten Teil jener Skene, den eigentlichen Bankettsaal, und kommt zu einem von Studniczka abweichenden Rekonstruktionsversuch.

Hans Herter, Zum bildlosen Kultus der Alten, Rhein. Mus. 74, 1925, 164—173, sieht in Diod. 18, 60, 4 ff. ein kennzeichnendes Beispiel des alten Thronkultus. Für die Fortdauer solches ursprünglich vorhellenischen Götterkultes bis in die spätesten Zeiten des Altert. zeugt besonders Kallixeinos bei Athen. 5, 202 a b in Beschreibung der berühmten Prozession des Ptolemaios Philadelphos. Die hier genannten Throne sind als Weihgeschenke zu denken.

Zu Athenaios vgl. Jahrg. 1927 (Bd. 211) S. 8. 12. 18. 19. 21. 23. 24. 26. 29. 37. 38. 101. 102. 103 und unten unter Philostratos (Rommel).

Die Philostrate.

Zur Frage der Zuweisung der einzelnen unter dem Namen Philostratos erhaltenen Schriften an die vier uns bekannten Autoren haben seit dem letzten Ber. m. W. nur Ed. Meyer (s. u.) und Mesk (s. u.) in gelegentlichen Bemerkungen Stellung genommen, welche in Abweichung von Münschers Verteilung und in Übereinstimmung mit Schmid die älteren Eikones und den Heroikos dem zweiten, nicht dem dritten Philostrat zuweisen; ihnen folgt Aly in seiner Literaturgeschichte, während Fowler (Bd. 211 S. 18) sich Münscher anschließt.

Das Leben des Apollonios von Tyana.

Die durch Ed. Nordens Agnostos Theos 1913 angeregte Debatte über Phil. v. Ap. 6, 3 (vgl. vor. Ber. 127 f.) ist noch nicht zu Ende gekommen. Auf breitester religionsgeschichtlicher Grundlage handelt darüber

Otto Weinreich, De dis ignotis quaestiones selectae, Arch. f. Religionswiss. 18, 1915, 1—52. S. 2 ff. stellt er, der auf Nordens Seite steht, die Stellen zusammen, wo Fremdes mit athenischen Verhältnissen verglichen wird: v. Ap. I 7. 29. 35. II 10. 13. 14. 17. 31.

VI 6. 19. 21. VII 21. 42. VIII 16. Solche Vergleiche waren etwas ganz Gewöhnliches; vgl. Luk. rhet. praec. 18. Phil. konnte darauf als etwas ganz Bekanntes verweisen, wenn schon Apollonios jenen Altar erwähnt hatte. Diese Rede hat Ap. wirklich gehalten und in seinem Buch περὶ θυσιῶν erwähnt. Paus. 1, 17, 1 gebraucht fast dieselben Worte wie Act. ap. 17, 23, nach Weinreich ein neues Argument dafür, daß Ap. von Tyana und Paulus in der Areopagrede denselben rhetorischen Topos angewandt haben. Eine zweite Berührung findet W. mit Norden zwischen Act. ap. 17, 18 σπερμολόγος und v. Ap. 5, 20 σπερμολογεῖν. Es war Brauch der Rhetoren, Inschriften, Standbilder u. a., was sich auf den Götterkult bezog, heranzuziehen, sei es, daß solche Dinge existierten, sei es, daß sie sie erdichteten. Nach Norden und Reitzenstein hat Ap. den den di ignoti geweihten Altar in der Apologie erwähnt, die er hielt, als er vom eleusinischen Hierophanten in Athen angeklagt war. Die Ergebnisse von Plüss (vgl. vor. Ber. 128) werden nachdrücklich abgelehnt: βωμοί Phil. v. Ap. 6, 3 ist als Singular zu fassen. Abschnitt C ist vor allem für Lukians Peregrinos wichtig. Aus Abschnitt H sei die S. 37 Anm. 1 gegebene Behandlung von Luk. Peregr. 39 f. herausgehoben; Abschnitt J bietet außer für Lukian manches für Aristeides' Reden 38. 39. 42.

Für Norden tritt ferner ein:

Hans Lietzmann, Zu Nordens „Agnostos Theos", Rhein. Mus. 71, 1916, 280/81. Er verteidigt Nordens Auffassung von Phil. v. Ap. 6, 3: καὶ ταῦτα Ἀθήνησιν unter Heranziehung einer analogen Stelle bei Joh. Chrysost. homil. 21, 6 καὶ ταῦτα ἐν Ἀντιοχείᾳ gegen Th. Birt, Rhein. Mus. 69, 1914, 346 ff. Ort der Rede ist Athen, wie Norden a. a. O. 42 ff. richtig schloß.

Wilhelm Bannier, Zu griech. u. lat. Autoren I., Rhein. Mus. 72, 1917/18, 217—237, nimmt S. 231/34 gleichfalls gegen Birt Stellung. Die von Birt für seine Behauptung, daß die Altäre der ἄγνωστοι θεοί als Aufschrift nur θεοῖς, θεῶν oder sing. gehabt hätten, beigebrachten so lautenden Aufschriften bezeichnen keinen unbekannten, sondern den Gott des betr. Landes. Darum mußte es auch die Bezeichnung ἄγνωστοι θεοί geben. Für Act. 17, 23 verschwindet jede Unwahrscheinlichkeit. Auch sprachlich sind die Worte einwandfrei. Es ist also die Existenz eines Altars mit der Aufschrift ἀγνώστῳ θεῷ in Athen sehr wohl möglich.

Wilh. Schmid, Kritisches zum Ἄγνωστος θεός, Woch. f. kl. Phil. 1918, 256—262, trägt einiges zur schärferen Beleuchtung von Phil. v. Ap. 6, 3 bei, wodurch er Nordens Auffassung zu widerlegen versucht, daß in den Worten καὶ αὐτὸ δὲ τὸ διαβεβλῆσθαι — ἵδρυνται ein versprengtes Fragment aus der Schrift des Ap. περὶ θυσιῶν vorliege

und nur unter dieser Voraussetzung verständlich sei, daß auf dem Nil über eine Besonderheit der athenischen Götterverehrung gesprochen werde. Den Verweis gerade auf Athen erklärt Schm. daraus, daß Phil. an den Ἱππόλυτος καλυπτόμενος denke, dessen Szene in Athen war. In dem Plural ἄγνωστοι θεοί bei Phil. spricht sich ein richtiges Verständnis der heidnischen Kultsitte aus; in der Apostelgeschichte liegt bewußte Umgestaltung im Sinne des christlichen Monotheismus vor. Ap. deutet die Bezugnahme auf die Altäre der ἄγνωστοι θεοί auf die Frömmigkeit der Athener, die keinen von allen Göttern vernachlässigen, Paulus auf ihr Streben nach Gotteserkenntnis. Letzterer brauchte seine Anspielung auf den unbekannten Gott nicht aus Ap. zu holen, sondern bei ihm ist an ein eigenes Erlebnis angeknüpft. Der einfache Sinn der fraglichen Stelle ist nach Schmid: „Ein Zerwürfnis mit irgendeiner der Gottheiten, wie das des Hippolytos mit Aphrodite, gilt mir als unvereinbar mit σωφροσύνη; denn σωφροσύνη ist es, über alle Götter Gutes zu sagen, zumal in Athen, wo selbst für unbekannte Dämonen Altäre stehen."

Das Damisproblem hat mehrere wichtige Behandlungen erfahren, die jedoch gerade in der Beantwortung der wichtigsten Frage, der Realität des Damisberichts, zu entgegengesetzten Resultaten kommen. Zunächst durch

Ed. Meyer, Apollonios von Tyana und die Biographie des Philostratos, Herm. 52, 1917, 371—424 (jetzt in dessen Kleinen Schriften Bd. II 1924, 131—191). M. führt den Nachweis, daß das Werk des Damis, dem Phil. das Material für seine Geschichte des Ap. in der Hauptsache zu verdanken behauptet, eine Fiktion sei. Damit fällt des Phil. Angabe, seine eigene Schrift sei nur eine Umstilisierung des genannten Werkes. M. untersucht, wie das Werk des Damis ausgesehen haben müsse, wenn wir das streichen, was sicher von Phil. herrührt. Gleich 1, 18—3, 58, die Reise in den Orient zu den indischen Weisen, ist ungeschichtlich. Nur in 1, 18 schimmert vielleicht noch eine gewisse Überlieferung über den Wanderapostel durch. In Ninos, das Ap. — wahrscheinlich nach Agatharchides — westlich vom Euphrat ansetzt, schließt sich ihm Damis als Begleiter an. Ums Jahr 43 besucht Ap. König Vardanes. Er verwendet sich bei ihm für die Eretrier: hier hat Phil. oder seine angebliche Quelle, ein Brief des Ap. an Skopelianos, geschwindelt. Ob 2, 17 f. wirklich Kunde von den Königen des Indusgebietes im ersten vor- und ersten nachchristl. Jahrh. vorliegt, ist zweifelhaft. Quellen Phil.s waren vor allem Herodot, Xenophon, Ktesias, populäre Geschichtswerke über Alexander d. Gr., das allgemeine Wissen über griech. Mythologie, Geschichte, Geographie, Philosophengeschichte und Literatur. Daraus ist ein phantastischer ethnographischer Roman

gemacht. Charakteristisch für das Werk ist das Interesse für Kunstwerke und kunstgeschichtliches Wissen. Diese Kunstwerke bilden einen integrierenden Bestandteil des Werkes des Damis. Aber gerade für Kunstwerke hatte Phil., der Verfasser der Eikones und des Heroikos, hohes Interesse. Unter sich bescheidender Kritik an Münschers Zuweisung der einzelnen Phil.-Werke an 3—4 Schriftsteller nimmt Meyer S. 379 Anm. 1 die Angaben des Suidas über Phil. in Schutz. Ähnlich liegt es bei den geographischen Abschnitten. Gern gibt Phil. eine von der griech. Tradition oder von ihm selbst erfundene Geschichte für einheimische, von Ap.-Damis erkundete Überlieferung aus. Das ist typische Manier der zweiten Sophistik, d. h. Werk des Phil., nicht des Damis. In gleicher Weise behandelt M. die Reise nach Äthiopien im 6. Buch. Hinweisungen auf die olympischen Spiele und ihre Ordnungen lassen nach M. den Verf. von περὶ γυμναστικῆς erkennen. „Wenn wir aus Damis' Bericht alles das wegstreichen, was sicher dem Phil. angehört, bleibt eben nichts mehr übrig" (S. 383). Für seine Mitteilungen über das Leben des Ap. hat Phil. offenbar die Pythagorasbiographie des Ap. in weitem Umfang zur Ausgestaltung seines Romans benutzt, aber viel Eigenes hinzu erfunden. M. folgt darin J. Miller, Philol. 51, 1892, 136 f. Aber dessen Folgerung, daß darin der Kern der Schrift des Phil. zu suchen sei, lehnt er ab, ebenso die Ansicht von Zeller und Reitzenstein, daß die Ausgestaltung der Polemik zwischen Ap. und dem Stoiker Euphrates ursprünglich ein gehässiger Angriff auf den Stoizismus gewesen sei. Das Bild, das die Überlieferung von Ap. bot, mußte Phil. gründlich umgestalten. Die Nachrichten aus dem Leben des Septimius Severus und Aurelian bei den Scriptores hist. Aug. stehen wahrscheinlich schon unter dem Einfluß des Phil. Die Gemeinde des Ap. hat sich unter Einwirkung der Lebensbeschreibung des Phil. weiter entwickelt und wird noch im 4. Jahrh. n. Chr. erwähnt. Hauptquelle der Nachrichten über Ap. und bald nach dessen Tod erschienen, ist Moiragenes, der ihn in 4 Büchern ebenfalls als mit Zauberkräften begabten Philosophen schildert. Eine Zusammenfassung seiner Theosophie mögen die im jonischen Dialekt geschriebenen διαθῆκαι gegeben haben. Neben diesen Schriften führte die Welt des Ostens allerlei Zaubermittel auf Ap. zurück. Die Tradition läßt ihn damit als wirklichen Magier auftreten. Diese Seite weist Phil. scharf zurück. Er will als Gegenstück zu Moiragenes ein authentischer Zeuge des Lebens und der Worte des Ap. sein. Ebenso will Phil. auch von der ägyptischen Weisheit nichts wissen. Sehr unfreundlich behandelt er die Gymnosophisten, die er nach Äthiopien versetzt. Durch seine Theosophie hat Ap. übernatürliche Kräfte erworben, wofür Phil. die meisten Belege selbst gesammelt haben will (1, 2), als er Gallien und die asiatischen

Provinzen im Gefolge der Julia Domna besuchte (4, 1—34. 6, 35—43, 1, 15—17. 5, 18 ff.). Stark betont wird die Prophetengabe des Ap. Unter den Belegen gewinnt M. wieder etwas, was für die Identität des Verf. des Romans und des Heroikos spricht (S. 398). S. 399 ff. ist eine Auseinandersetzung mit Norden, Agn. Th. 54. 42. Wie die Schrift des Damis ist auch die 1, 3 und 12 zitierte Schrift des Maximos von Aigai über den Aufenthalt des Ap. in Aigai eine Fiktion. Um die Chronologie des Lebens des Ap. hat sich Phil. angeblich sehr bemüht, in Wirklichkeit ist auf seine Angaben kein Verlaß. Unmöglich stand Ap. i. J. 96 in den neunziger Jahren und war 69 mit Euphrates Berater Vespasians. Euphrates ist frühestens 40 n. Chr. geboren, so auch Ap. Der ganze chronologische Aufbau seines Lebens ist das Werk des Phil. (S. 405). Manche der Briefe des Ap., auf die sich Phil. beruft, mögen von Phil. stammen. In zahlreichen anderen Fällen stimmen die Ausführungen des Phil. mit den erhaltenen Briefen des Ap. überein. Phil. hat also die auf uns gekommenen Briefe des Ap. benutzt, möglicherweise in einer vollständigeren Sammlung, als wir sie haben (408 f.). Die Briefe sind mithin eine ältere, von Phil. unabhängige Überlieferung über Ap.; sie geben ein treueres Bild von ihm als Phil., der die Überlieferung korrigiert, um sein Ideal darzustellen. Knapp und prägnant ist der Stil der Briefe des Ap. Aber viele derselben sind unecht oder mehr Apophthegmen als Briefe, andere mögen echt sein. Grundlage der Briefe muß eine Biographie des Ap. gewesen sein, die der Wirklichkeit näher stand als die des Phil. Ob von Moiragenes? Auf Grund dieses Materials hat Phil. nach bestimmtem Schema seine Biographie aufgebaut. Wie der Heroikos mit dem Aufenthalt Caracallas in Ilion 214 sehr wahrscheinlich zusammenhängt, so mag es mit unserer Schrift ähnlich sein: Caracalla hat Ap. verehrt und „in Alexander Severus hat Phil. einen Adepten seiner Verherrlichung des Weisen gefunden" (S. 422).

Joseph Mesk, Die Damisquelle des Philostratos in der Biographie des Apollonios von Tyana, Wien. Stud. 41, 1919, 121—138. Angeregt durch Meyers Untersuchung, welcher E. Bethe, Herm. 52, 614 Anm. 1 (s. unten Heroikos) zustimmt, prüft Mesk erneut, was für und was gegen die Realität der Damispapiere spricht. Nach Zusammenfassung aller der Argumente, die nach Meyer gegen das Vorhandensein einer Damisschrift sprechen, sucht Mesk zu zeigen, daß Meyers Schlüsse nicht unbedingt sicher sind und daß sich im Gegenteil manche Züge finden, die für die Realität des Damiswerkes sprechen. Ferner sucht er zu zeigen, daß mehrere von J. Miller, Philol. 56, 521 f. gegen die Realität des Damisbuchs angeführten Argumente sich ebensogut für das Gegenteil auswerten lassen, auch eigene Beobachtungen steuert Mesk hierzu bei. Im ganzen, meint er, sprechen

mehr Argumente für die Realität des Buchs als dagegen. Dann würde aber jedenfalls die Tätigkeit des Phil. weit über eine bloß stilistische Umarbeitung hinausgehen. Mit einem „non liquet“ schließt Mesk.

Joh. Hempel, Untersuchungen zur Überlieferung von Apollonius von Tyana, Beitr. z. Religionswissensch. Heft 4, Stockholm-Leipzig 1921. Diese eingehenden Untersuchungen gehen von einer gründlichen Quellenanalyse (S. 1—36) aus. Indem H. zunächst die Reste von Werken des Ap. bei griechischen Schriftstellern aufsucht, findet er in Phil. v. Ap. 3, 15 ein echtes Zitat aus ihm, das Damis mißverstanden habe. Die umstrittene Stelle 6, 3, über deren verschiedene Auffassungen er referiert, findet H. nur als Zitat aus einem Werk verständlich, das sich mit Athen befaßt und das Phil. als athenisches Kulturkuriosum herangezogen habe. Harnacks Annahme, es liege eine indirekte Nachwirkung von Act. 17 vor, lehnt H. gemäß seiner prinzipiellen Stellung zum Problem der Beziehungen zwischen v. Ap. und N. T. ab; wahrscheinlich fand — nach ihm — Phil. die Erwähnung der ἄγνωστοι δαίμονες schon in Verbindung mit der Ap.-Legende vor. Porphyrios' Pythagorasbiographie kennt des Ap. Pythagorasbiographie nur indirekt; Jamblich in seiner Pythagorasbiographie hat viel daraus entnommen, ist jedoch als Quelle für die eigene Anschauung des Ap. nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Arabische Schriften, über die H. sodann referiert, zeigen das weitgehende Interesse des Orients an Ap.; doch kann er in ihnen Spuren von angeblichen Werken des Ap. nicht finden. Die Apologie des Ap. steht in ihrer heutigen Fassung unter der Nachwirkung Phil.s (Reitzenstein, Hellen. Wundererzählungen 48). Eingehend behandelt H. die Briefe des Ap.: Br. 53. 59 handeln über ihn, 61 ist an ihn gerichtet. Die Anschauungen in Br. 10 widersprechen denen von Br. 34; ebenso widersprechen einander 55 und 58. 117 sowie v. Ap. 6, 33 und Br. 103—105 (v. Ap. 5, 41). Der Verf. von Br. 8 hat den Br. 66 mißverstanden, der von Br. 9 Br. 116. Br. 99. 101 widersprechen der von Phil. gebotenen Charakteristik des Ap. „Die Unterschlagung eines Teils dieses Briefwechsels zeigt, wie unbequem er dem Phil. war.“ Br. 103—105 (s. o.) stimmen nicht zum sonstigen Verhalten des Ap. gegen Vespasian, doch mögen 103 und 105 in ihren Antithesen und Wortspielen echtes Gut bewahren. Älter als Phil. sind noch 108 und 78 (v. Ap. 3, 51), auch 114. Eine besondere Behandlung widmet H. den Br. 98 (v. Ap. 4, 27) und 25. 63. 64 in Auseinandersetzung mit Ed. Meyer 395. Es gab eine Tradition, die von Erfolgen des Ap. im griech. Mutterland nichts wußte. Br. 34 könnte dem Ap. zugeschrieben werden. Br. 63 ist vielleicht nach v. Ap. 4, 27 komponiert. Viel älter als Phil. sind die Euphratesbriefe 1—8. 14—18. 50—52. 60. 79. 80. Die ungünstige Beurteilung des Euphrates ist nach Moiragenes ent-

standen. Sie gehört in die spätere Schicht der Damispapiere. Die Briefe sind wahrscheinlich durch die Charakterisierung des Euphrates in den Ekphatnismata hervorgerufen worden. Br. 16. 17. 50. 52 scheinen dem Phil. noch nicht bekannt gewesen zu sein. Br. 8 scheint die ganze vita Ap. vorauszusetzen. Br. 18 ist möglicherweise echt, vielleicht auch 27. Älter als Phil., ihm aber noch nicht bekannt, sind 35. 44. 45. 55. 73. 91. 47. Br. 72 dürfte aus v. Ap. 1, 6 und 4, 5 kombiniert, 46 und 58 echt sein. Br. 117 könnte echt sein, wenn Ap. die Thronbesteigung Nervas erlebt hätte. Die Gemeindebriefe gehören einer eigenen Literaturgattung an. Unecht sind Br. 68 und 106; 66 könnte echt sein. Mit einiger Sicherheit sieht somit H. Br. 18. 21. 23 (?). 27 (?). 34. 37. 38 (?). 46. 49. 58. 61 (?). 66. 103. 105. 113. 116 als echt an. Er hat somit geschickt das stufenweise Zusammenwachsen der Briefsammlung aus Briefen, die unter sich im Alter erheblich variieren, erwiesen. Br. 115 stammt von Phil. selbst. Mit S. 23 geht H. zu Philostratos über. Dessen Grundtendenz, Ap. vom Verdacht der Zauberei zu reinigen, mag höfisch orientiert sein. Er steht seinem Stoffe innerlich fremd gegenüber und bleibt mit gelegentlichen rationalistischen Glossen der Sophist, als der er auch in seinen anderen Schriften erscheint. Gegen seine Glaubwürdigkeit spricht seine Unzuverlässigkeit in Chronologie und Geographie; aus Vorderasiens Geschichte tauchen nur einige Namen empor; über Indien bietet er z. T. Fabeleien. Für manche Einzelzüge jedoch liegt gute Kunde vor, die ihm aus Nearch wahrscheinlich Arrian vermittelte und Ktesias' Indika. Dazu treten Herodot und Xenophon, eventuell Ktesias' Assyriaka oder — nach Meyer 374 — Agatharchides. Als Quellen nennt Phil. für 1, 7—12 Maximos von Aigai, für 1, 18—8, 28 Damis. 8, 19—20 liegt Bericht von Leuten aus Lebadeia zugrunde. In 7, 5 ff. kann einzelnes überliefertes Gut liegen. Das 3, 13—33 Erzählte konnte Damis nicht wissen. 1, 18—3, 58 ist mindestens teilweise Phil.s Erfindung, ein eigener Beitrag auch 6, 27 (verwandt mit Eikon. 1, 22). 29. 33 sowie 5, 27—40. 6, 29—34. Auch die erste Hälfte des zweiten Buchs ist in Auseinandersetzung mit Plinius und Ailian Eigentum Phil.s. H.s Hauptthese ist: Die Damispapiere sind nicht Fiktion, sondern repräsentieren zwei zeitlich getrennte Phasen der Auffassung des Ap. Er versucht eine Sonderung beider Schichten. Eine Datierung der Damispapiere ist — nach H. 75 ff. — freilich problematisch, da wir die einzelnen Stadien ihrer Geschichte nicht zweifelsfrei fixieren können. Eine gewisse Zeit muß nach dem Tode des Ap. verflossen sein — Corssen nimmt als terminus ante quem non etwa 98 an — bevor sie die Gestalt erreichten, in der sie Phil. vorfand. Anderseits darf der Zeitpunkt nicht zu spät liegen, da der echte Ap. in ihnen noch so deutlich

ist. Der Erstarrungsprozeß muß ziemlich rasch erfolgt sein. Damis' Angriff richtet sich gegen das in der Person des Euphrates dargestellte stoisch-kynische Ideal 1. durch persönliche Verdächtigungen des Euphrates, 2. dadurch, daß in den Gymnosophisten das kynische Ideal als solches abgelehnt wird. Die Phil. vorliegenden Damisekphatnismata ruhen auf einer Überlieferung, die dem historischen Ap. noch relativ nahestand. Neben ihnen standen Phil. noch Briefe, Testament und ein Hymnos des Ap. auf Mnemosyne zur Verfügung, von denen er nur erstere teilweise aufbewahrt hat. Er erwähnt die Ap.-Biographien des Moiragenes (1, 3) — aus ihr stammt 3, 41; Phil. hat mit seinem Bios den des Moir. verdrängt — und des Euphrates (1, 13). S. 34 f. sammelt H. Spuren vom Nachleben der Phil.-vita des Ap.

Bei Behandlung des L e b e n s d e s A p. S. 36—48 ist die Frage nach der Glaubwürdigkeit Phil.s das Wichtigste. Nach H. ist Ap. wahrscheinlich unter Domitian zu Rom im Kerker gestorben — damit ist Br. 115 erledigt. Als historisch sind Wanderungen des Ap. und Beziehungen zu Indien anzunehmen. An Einzelheiten war schon vor Phil. vieles erfunden; manches, z. B. den Aufenthalt bei den babylonischen Magiern, vertuscht Phil. mit Mühe. Nach 3, 15 gehört diese Geschichte in die ältere Schicht der Ekphatnismata, die Ap. als γόης darstellte. Chronologische Fixierung der Orientreise ist unmöglich. Auch der der spanischen Reise vorangehende römische Aufenthalt des Ap. läßt sich zeitlich nicht festlegen. Die ägyptische Reise unternahm er, um auch hierin seinem Meister Pythagoras zu gleichen. Vgl. Br. 34. 3, 38 und 4, 20 stammen wahrscheinlich von Phil. selbst nach Berichten, die in Alexandria fortlebten. Nach 2, 40 und Br. 35. 44 scheint es, daß des Ap. Anschluß an die Pythagoreer später anzusetzen ist, als Phil. es tut. Drei vermutlich echte Sätze liegen 1, 31. 34. 20 zugrunde. Die Seine L e h r e (S. 48—61) übermittelte Ap. nach der einen Anschauung (z. B. 1, 17) in kurzen, gesetzähnlichen Aussprüchen, nach der andern (2, 5. 22. 4, 30. 5, 14 f.) in längeren Lehrgesprächen. Letztere tritt in Stücken hervor, die teils von Phil. komponiert sind (2, 11. 22), teils sich als Ausspinnungen eines kurzen Wortes darstellen (2, 5). Ein Teil der umlaufenden Berichte über Wundertaten des Ap. muß aus einer wörtlichen Auffassung symbolisch gemeinter Worte des Ap. erklärt werden. Vielen Wundern mag ein objektiver Vorgang zugrunde liegen, z. B. den Heilungswundern. Neben seinem Götterglauben tritt in der von Phil. unabhängigen Überlieferung ein starkes Rechnen mit andern überirdischen Kräften und Mächten hervor. Derartige Züge hat Phil. seiner Tendenz gemäß möglichst unterdrückt; deshalb macht er den Besuch des Ap. bei den babylonischen Magiern kurz ab und ignoriert sein 1, 26 gegebenes Versprechen. Rationalistische Ausdeutung von

Wunderberichten 4, 15 f. 45. 8, 7, 9. Die 4 B. περὶ μαντείας ἀστέρων (3, 41) will Phil. nicht kennen. Dem Phil. selbst als Kunstkritiker sind die Ausführungen über φαντασία (2, 22. 6, 19) zuzuschreiben; vgl. Schweitzer Bd. 211 S. 9 Nach Maximos von Aigai verdankt Ap. Weisheit und Wahrsagekunst nicht jedesmaliger Inspiration, sondern einer geheimnisvollen Kraft, über deren Ursprung er nichts aussagt. Damis vollzieht den nächsten Schritt bis zur Zuerkennung göttlicher Kräfte an Ap. (1, 19 u. ö.). Seine faszinierende Wirkung erschien vielen als γοητεία. Den Vorwurf, ein γόης zu sein, lehnt Ap. nach 7, 17 selbst ab, ebenso göttliche Ehrungen nach Damis 4, 31. 7, 32. 8, 5. Nur 7, 21 scheint dem entgegenzustehen. Weitere Stützen seiner Anschauung, wonach sich Ap. selbst für einen sittlich und geistig hochstehenden Menschen hielt, dessen Seele infolge seiner Lebensweise rein und ungetrübt war, entnimmt H. m. R. den Äußerungen des Ap. in seiner Pythagorasbiographie c. 10. 15—16. 53. Br. 58.

Der letzte Abschnitt gilt den Beziehungen zwischen Ap. und Christentum (71—85). Das Selbstbewußtsein und die eigene Lehre des Ap. zeigen keinen christlichen Einfluß. Ap. hat Christus weder gekannt noch bekämpft. Die Parallelisierung mit Christus kommt erst auf das Konto der späteren Überlieferung. Diese ist (vgl. 1, 4. 6) nicht in allen Teilen davon beherrscht. Die Maximoserzählung, auch das Gesamtbild des „Damis" sind davon frei. Auch bei einzelnen Erzählungen (z. B. 8, 11 f., 22) darf man nicht an Nachwirkung des Johannesevangeliums, geschweige denn an solche der übrigen Schriften des N. T. denken. Auch für Phil. selbst ist die Vermutung einer Nachbildung des Lebensbildes Jesu oder einer Bekanntschaft mit den kanonischen Evangelien nach H. 79 sehr unwahrscheinlich. Er sucht die offenkundigen Gleichheiten in Anlage und manchen Einzelheiten nicht aus der Anwendung des gleichen literarischen Schemas oder aus der Gleichheit der bei beiden wirksamen psychologischen Motive heraus, sondern durch Annahme eines volkstümlichen Erzählungstypus zu erklären, der ein lebendiges unliterarisches Biographienschema darstellte. Auch Acta 17 ist keine literarische Kopie von περὶ θυσιῶν. Den Gleichheiten stehen erhebliche Abweichungen gegenüber. Für Paulus ergab sich die Anknüpfung an einen wirklich vorhandenen Altar von selbst. Der Singular ἀγνώστῳ θεῷ bei Paulus erklärt sich daraus, daß 1. er auch in der hellenist. Religiosität vorhanden war, 2. es anonyme Altäre mit singularischer Weiheinschrift gab. Die apokryphen Akten, z. B. Thomasakten, gehören eng mit hellenist. Reiseerzählungen zusammen. Nicht die Endstufe der Entwicklung, die Phil.-Vita, sondern eine Zwischenstufe, die Damisekphatnismata, liegen mit den apokryphen Akten auf einer Linie (Reitzenstein). Beide haben das Bestreben zu

belehren. Es wird zu prüfen sein, ob H.s Annahme des volkstümlichen Erzählungstypus zur Erklärung der Parallelen zwischen Ap.-Vita und den Berichten über Jesus bzw. Paulus ausreicht.

Derselbe, Zu Apollonios von Tyana, Zeitschrift f. Kirchengesch. 40, 1922, 130/1 sieht in einer von Phil. unabhängigen Überlieferung über Ap. v. T. im Florentiner Scholion 59 zu Eur. Hek. 1265 (ed. Dind. I 509) eine Bestätigung seiner Annahme vom Vorhandensein einer „lebendigen Volksüberlieferung über Ap.", der auch H. Jordan, Theol. Lit. Bl. 1921, 151 ff. zugestimmt hat. Der Hinweis von H. Diels, Herm. 53, 1918, 77 Anm. 1 auf ein die Briefe 62 und 63 verbindendes Stück Text aus dem cod. Mazarinaeus 87 scheint Ed. Meyers Annahme zu stützen, daß die Ap.-Briefe aus einer vollständigen Biographie herausgenommen seien. Da jedoch v. Ap. 4, 27 nur zu Br. 63, nicht zu diesem Zwischenstück Beziehung aufweist, kommt nach H. diese angebliche Biographie als Quelle für Phil. nicht in Frage. Wahrscheinlich hat dagegen Br. 63 Phil. vorgelegen. Der Zwischentext ist ein Zeugnis für die rege Beschäftigung mit Ap. S. 130 Anm. 1 betont H., daß das Ergebnis seiner Untersuchung, daß Phil. die Schriften des N. T. nicht gekannt noch benutzt habe, ihm selbst wider seine Erwartung sich ergeben habe.

Hans Rommel, Die naturwissenschaftlich-paradoxographischen Exkurse bei Phil., Heliodoros und Achilleus Tatios, Stuttgart 1923. Die Einleitung gibt einen Überblick über das Vorkommen von naturwiss.-paradoxogr. Exkursen innerhalb der Literatur der zweiten Sophistik auf Grund der Studien des Verf. in einer von der philos. Fakultät Tübingen preisgekrönten Schrift. Aristeides und Lukian fügen nur sehr sparsam solche Exkurse ein. Ailian und Athenaios sind ein Problem für sich. Noch sparsamer sind die Hauptvertreter der zweiten Blütezeit: Libanios und Themistios bieten keine eigentlichen Exkurse, Himerios bevorzugt mehr allgemein gehaltene Ekphrasen. Von den Romanschriftstellern kommen nur Heliodor und Achilleus Tatios in Betracht. Die Exkurse bei Pausanias scheinen auf periegetische Quellen zurückzugehen. Von Phil.s Schriften findet hauptsächlich das Leben des Apollonios Behandlung — sonst bieten nur noch die Eikones einige Exkurse. Phil. legt die Exkurse mit Vorliebe dem Damis in den Mund; doch waren gerade sie ein Spielmittel des Phil.: sie werden eher auf Rechnung des Phil. als des Damis zu setzen sein. Fast alle sind in Reisebeschreibungen eingelegt. Daher behandelt R. nacheinander die Reise durch Mesopotamien, die indische Reise, den Aufenthalt zu Gades und die äthiopische Reise. Die Beschreibung der indischen Reise ist ganz nach einer Alexandergeschichte verfaßt. Oft benutzt er dieselben Quellen wie Arrian. Daraus stammt wohl auch das (3, 1—3. 45—48), was auf

Ktesias zurückgeht. Des Erzählers eigene geographische Kenntnisse sind schlecht; er hat die Reisen mit selbsterfundenen Zügen ausgeschmückt. Wenn Ap. je in Indien war, hatte Phil. bzw. Damis keine nähere Kenntnis dieser Reise. Auch die Schilderung des Aufenthalts in Gades und der Reise nach Äthiopien enthält fast nur allgemein bekannte Tatsachen, die in jedem geogr. Handbuch standen. Was darüber hinausgeht, ist nach R. romanhafte Ausschmückung. — Phil. fand wohl schon in seiner Quelle die Angabe, daß Ap. zu den Brahmanen Indiens, den Magiern Babyloniens und den Weisen Ägyptens gereist sei. Die Vorstellung von der Philosophie der Ägypter, die Phil. in seiner Quelle fand, verquickte er mit der späteren Vorstellung von Weisen in Äthiopien. In seiner Quelle war wahrscheinlich von Äthiopien noch gar nicht die Rede, und die Reiseschilderung ist hier Phil.s eigenstes Werk. Dagegen fand er schon in seiner Vorlage manches über Ap.' Aufenthalt in Spanien. Die Eingangskapitel stammen im wesentlichen aus einem geogr. Handbuche, vermehrt durch eigene Wahrnehmungen und mythologische Reminiszenzen. Auch die Schilderung der indischen Reise ist Phil.s Werk. In seiner Damisquelle fand er wohl etwas über die Reisen des Ap. u. a. nach Indien, nach dem Westen und nach Ägypten, aber ohne alle naturwiss.-paradoxogr. Exkurse. Diese hat er selbst eingefügt, um seinen Reisebericht auszuschmücken. Quellen können wir im einzelnen nicht mehr feststellen, da wichtige Sammelwerke dieser Zeit fehlen. Eine direkte Berührung mit Ailian ist nicht nachweisbar. Aus einzelnen bekannten Zügen bildet Phil. neue Geschichten, erfindet von fremden Pflanzen genaue rhetorische Ekphrasen. In geogr. Dingen ist er oft sehr unwissend. Für Heliodors Roman mag Phil.s Leben des Ap. Vorbild und Stilmuster gewesen sein, inhaltlich ist keine Berührung greifbar. Bei Achill. Tat. stellt sich die Verwandtschaft mancher Stücke mit Gregor von Nazianz heraus. Zu erwähnen ist aus R. noch S. 65 eine tabellarische Übersicht über die Äußerungen von Pseudo-Dionys. ars rhet. und Menander, sowie von Himerios, Chorikios, Achill. Tat. und Gregor über die Macht des Eros.

U. von Wilamowitz, Lesefrüchte, Herm. 60, 1925, 280—316, handelt unter Nr. 198 „Über die Briefe des Apollonios von Tyana". Er schickt den Satz voraus, daß die genannten Briefe an Wertschätzung steigen. Auch nach Phil. sind Briefe des Ap. gefälscht worden. Auf alle Einlagen des Phil. sei kein Verlaß. Auch manches Unechte mag in der Sammlung stehen, z. B. Br. 20. 21. 53. 59. König Garmos (Br. 59) ist eine Figur aus dem Roman des Jamblich. Der Schreiber von Br. 53 kann ein römischer Beamter sein. Die meisten der Briefe sind nur Auszüge und die Adressaten oft willkürlich oder unzutreffend bezeichnet: 29—31. 43. 57. 77. Unverständlich ist Br. 54 δικαιωταῖς

Ῥωμαίων. Br. 29 ist ein Auszug aus einem Ganzen, zu dem 30, 31 und 54 gehören können. Die persönliche Polemik des Ap. schreckt vor keinem Schmutz zurück. Das würde ihm die Nachwelt nicht zugeschoben haben. „Seine Briefe werden wir bis zum Erweis des Gegenteils als echt anzusehen haben", z. B. 69. 72. 55. 11—13 usw. Über die Entstehung der Sammlung bemerkt Wilamowitz S. 312: „Ap. hat eine Sammlung von Briefen selbst gemacht. Manche sind in Briefform nur deshalb gekleidet, weil das eine literarische Gattung war," z. B. 34. 70. 28. Diese Ausführungen von Wil. ergänzen die Feststellungen von Hempel wesentlich. Nur bei Br. 21 u. 34 scheint eine verschiedene Beurteilung vorzuliegen.

Lebensbeschreibungen der Sophisten.

Philostratus, Lives of the Sophists, and Eunapius, Lives of the Philosophers and Sophists. With an English translation by Wilmer Cave Wright, London 1922, enthält in einem schön ausgestatteten Bändchen Text und gegenüberstehende englische Übersetzung. Vgl. P. Shorey, Class. phil. 1922, 271.

Otto Immisch, Die Krankheit des Hermogenes, Phil. Woch. 1922, 736—742. Hermog. ist nach Phil. v. soph. 2, 7 p. 251 K. ein Wunderkind gewesen. Zum Mann geworden, verlor er sein Talent ohne irgendeine sichtbare Krankheit. Auf Phil. verweist der im 5. Jahrh. schreibende Syrian in seiner Einleitung zu den Vorlesungen des Hermog. (II 1 ed. Rabe). Aus einer zweiten Überlieferungsreihe, die im Hermog.-Artikel des Suidas vorliegt und die, wie im Anschluß an H. Rabe, Rhein. Mus. 62, 1907, 247 ff. trotz Radermacher, Pauly-Wiss. VIII 865 ff. festgestellt wird, als Ganzes von selbständiger Bedeutung ist, stammt offenbar eine Notiz bei Suidas, daß man Hermog. nach seinem Tode seziert habe und dabei sei ἡ καρδία αὐτοῦ τετριχωμένη καὶ τῷ μεγέθει πολὺ τῆς ἀνθρωπείας φύσεως ὑπερβάλλουσα befunden worden. Immisch und — in einem Nachwort — L. Aschoff behandeln den Begriff des λάσιον κῆρ.

Heroikos.

L. Radermacher, Die Anrufung der Thetis (Philostr. Heroic. p. 325 Kays. ed. mai.), Rhein. Mus. 71, 1916, 151—153, gibt Beiträge zur inhaltlichen und metrischen Analyse des aus anapästischen Dimetern bestehenden kleinen Gedichtes, das, einem attischen Hymnus des 2. oder 3. Jahrh. n. Chr. technisch verwandt, in derselben Zeit entstanden sein mag. Man schreibe: μέγαν ἃ τέκες Ἀχιλλέα.

Fritz Huhn und Erich Bethe, Philostrats Heroikos und Diktys, Herm. 52, 1917, 613—624. Zum Gedächtnis seines 1916 gefallenen Schülers legt B. Ergebnisse eigener Untersuchungen vor, die

Huhn zu Kriegsanfang noch nicht abgeschlossen und nur im Entwurf skizziert hatte. Im Her. will Phil. formal seine Kunst in der Nachahmung des platonischen Dialogs zeigen. Der praktische Zweck der Schrift ist Verteidigung des Heroenglaubens und der Wunsch, Kulte des Achilleus und des Palamedes zu schaffen und den Kult des Protesilaos zu beleben. Veranlaßt ist der Her. durch die Reise Phil.s mit Caracalla 214/15 nach Pergamon. So hat er die Erlebnisse und Neigungen der hohen Herrschaften und ihre religionspolitischen Absichten im Her. zusammengefaßt. Huhn bzw. B. untersucht den Zweck, den im Mittelteil des Dialogs die Behandlung des troischen Krieges und der Glaubwürdigkeit Homers hat. Mit Ausnahme des vorweggenommenen Telephos und des für den Schluß aufgesparten Achill werden die übrigen Achäer und Troer katalogartig abgehandelt. Die Einrahmung bilden zwei Erörterungen zugunsten der Glaubwürdigkeit Homers. Nun weicht jedoch Phil. bzw. sein Gewährsmann Protesilaos in wichtigen Stücken von Homer ab, nach des letzteren Begründung teils aus künstlerischen Rücksichten, teils wegen seiner Vorliebe für Odysseus. In seiner Verehrung für Palamedes vollendet Phil. die in den Kyprien begonnene, von Euripides geförderte Entwicklung des Palamedes, deren Abglanz sich bei Diktys und Dares spiegelt. Mit der Betonung der Glaubwürdigkeit Homers aber polemisiert Phil. gegen die Schwindelliteratur, die unter dem Vorgeben authentischer Berichte den troischen Krieg richtiger als Homer erzählen zu können sich brüstete. Vgl. Dions 11. Rede und die lat. Bearbeitungen der zeitgenössischen Zeugen Diktys und Dares. Mit gegen Dions Rede mag sich Phil. wenden. Er nimmt mehrfach deutlich auf sie Bezug. Das Buch das Diktys setzt sich selbst ins Jahr 67, ist aber erheblich später geschrieben; aus einem Papyrusfragment aus der 1. Hälfte des 3. Jahrh. sehen wir, daß Diktys damals Modelektüre war. Phil. setzt Diktys voraus, wie die Behandlung des Idomeneus 307, 9—19 K. zeigt. Das Buch des Diktys wird nicht lange vor 215 geschrieben sein. In eleganter Art fertigt Phil. einen geringeren Schriftsteller ab. — Eine sonst nicht bekannte fiskalische Maßregelung Thessaliens wegen Purpurfärbung, etwa 210 verhängt, 215/17 aufgehoben, wird von Phil. als Strafe Achills wegen Unterlassung des „uralten, jährlichen" Opfers hingestellt. Da solcher Achilleuskult nicht nachweisbar ist, hat wahrscheinlich Phil. die ganze Geschichte (325, 11 ff. Kays.) erfunden, um erst einen solchen Kult anzuregen. Die Thessaler sind aber darauf nicht eingegangen. Dagegen dürfte der Brauch auf Lemnos (325, 4) echt sein. Das Opfer für Aias bei den Lokrern (308, 11) entstammt der Phantasie des Phil. B. weist die Quellen für die einzelnen Motive nach: Hauptvorbild waren die πλοιαφέσια der Isis. Damit fällt die Parallele zum Wikingertotenschiff. Der Her. darf nur dann als

Zeugnis für alte Kulte und Bräuche herangezogen werden, wenn jede dieser Notizen anderweitig aus einwandfreien Quellen belegt sind.

S. 621 Anm. 1 äußert sich v. Wilamowitz über die metrische Struktur der Liedchen 325, 20 und 328, 15. Indem er v. 2 τὸν μέγαν ἃ τέκες υἱόν emendiert, ergibt sich ihm das Schema des ersten Hymnos: 4 Anap., 5 Dakt., 3 × 4 Anap., 2 × 2 Dakt., 4 + 2 + 4 Anap. Im zweiten Hymnos ist der zweite Vers verderbt; dieser Hymnos besteht ganz aus anapästischen Reihen. Für den ersten Hymnos trägt

Karl Münscher, Metrische Beiträge, Herm. 54, 1919, 1—45, S. 22 eine von Wilamowitz abweichende Auffassung des metrischen Aufbaus vor.

S. Eitrem, Nord. Tidsskr. f. fil. 10, 1922, 58—61, interpretiert unter Nr. 30 Heroik. S. 208 ff. Kays. (ed. 1870). Danach ergibt sich ihm, statt λίθοι οὖν ἐπικρέμανται σφίσιν S. 211 zu lesen ἐπιτρίβονται „nisi plura exciderunt". Ferner empfiehlt er 139, 26 αὐτίκα statt αὐτά; 140, 9: ὁποῖοι καὶ ᾄδονται; 155, 12 σήματι = φάσματι; 178, 8 παρεσκεύαζεν. Einige sprachliche Beobachtungen zu den Phil.-Scholien folgen.

Derselbe, Varia, Nord. Tidsskr. f. fil. 10, 1922, 102—116, gibt unter Nr. 41 (S. 115f.) einen Beitrag von H. Diels zu Heroik. 210f. wieder, wonach ἐπικρέμανται sich halten läßt, wenn λίθοι „Hypothekensteine" bezeichnen.

Eikones.

Die Scholien zu den Eikones sind behandelt in zwei Aufsätzen von

*S. Lindstam, Senbyzantiska epimerismsamlingar och ordböcker, Eranos 19, 1919, 65—92,

Demselben, Die Philostratoskommentare und die Moschopulos-Sylloga, Minnesskrift utgiven av filologiska samfundet, Göteborg 1925, 173—184, von welchen nur der letztere dem Ref. vorgelegen hat. Die Manuel Moschop. ohne bestimmte Gründe zugeschriebene Sylloga verwertet drei Scholiensammlungen: 1. Technologia I, nach der Überschrift der Sylloga von Moschop. verfaßt, beginnend mit τὸ ἀσπάζεσθαι καὶ τὸ φιλεῖν, von Kayser wohl aus Laur. 55, 7 — über ihn vgl. auch Libanii opp. ed. Förster tom. IX p. 15 — herausgegeben, von Lindstam mit Vat. gr. 97 verglichen und für Proöm und die beiden ersten Bilder des ersten Buches vorgeführt. 'Αντιστοιχίαι nehmen einen großen Teil des Interesses des Kommentators in Anspruch, nachdem er im Anfang nützliche Erklärungen der im Text vorkommenden Wörter gegeben hatte. Eine Quelle für ihn ist Harpokration, wie die Behandlung der Lemmata δέησις und Λύκου δεκάς zeigt. 2. Technologia II, höchst-

wahrscheinlich von Planudes, beginnend mit ὅστις μὴ ἀσπάζεται, im Vat. gr. 100 am Rand geschrieben oder auch interlinear, hört im Vat. gr. 97 mit 1, 19 auf, reicht in Vat. gr. 100 jedoch bis 1, 26. Im Gegensatz zur vorigen gibt diese Technologie zum großen Teil einen grammat. Kommentar zum Texte. Die mittelgriechischen Wörter ἐξάτα und χαναχίζομαι sowie λατινικῶς, gelegentliche Bibelzitate, zeigen ganz die Art des Maximos Plan. 3. Die Planudesepimerismen, denen die an erster Stelle genannte Untersuchung Lindstams galt, mit Ausnahme von wenigen Epimerismen am Anfang und Ende Worterklärungen zu 1, 27—31 enthaltend, bilden die direkte Fortsetzung der vorigen Technologie und sind ihr in Sprache und Methode verwandt. Die Sylloga endlich hat eine Reihe Epimerismen aus Techn. I ganz unverändert, andere mit Zusätzen übernommen. Es ist nach L. möglich, daß die Epimerismen von Techn. I das Gerippe für die Sylloga abgegeben haben. Weit reicheres Material aber bot Techn. II der Sylloga. Bibelzitate und sonstige Zitate sind daraus übernommen; nur in wenigen Fällen ist Techn. II leicht geändert, um sie für die alphabetische Anordnung gefügig zu machen. Die von L. vorgenommene Zuweisung der beiden Technologien an Moschopulos und Planudes steht im Gegensatz zu der von Bandini und Kayser, jedoch ohne Beibringung von Beweisen vorgenommenen, stützt sich jedoch auf gute Gründe; seine Zuteilung dürfen wir als erwiesen betrachten; dagegen wird man wohl die Sylloga Moschopulos absprechen müssen.

Briefe.

Hans Licht (= Pseudonym für Paul Brandt), Homoerotische Briefe des Phil., Krauß' Anthropophyteia 8, 1911, 216—224, übersetzt Brief 1—17. 46. 50. 57. 64.

*Paul Hansmann, Des älteren Phil. erotische Briefe nebst den Hetärenbriefen des Alkiphron, Dionysos-Bücherei 2. Reihe, 5. Bd., Berlin o. J. (= 1919).

Zu Philostrat vgl. Jahrg. 1927 (Bd. 211) S. 4. 5. 6. 7. 9. 10. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 26. 27. 28. 32. 34. 36. 38. 43. 44. 57. 92. 99; oben S. 6 und unter Libanios (Malzacher).

Sopatros von Apameia.

Friedrich Wilhelm, Der Regentenspiegel des Sopatros, Rhein. Mus. 72, 1918, 374—402. Nach einem Überblick über die Geschichte des von Philosophen und Rhetoren oft behandelten Themas, aus der nur Dion, Themistios, Basileios hervorgehoben sein mögen — vgl. auch Prokop von Gaza (Kempen), Julians Brief an Them. p. 253 ff. — führt W. uns zu dem Brief des Sopatros an seinen Bruder

Hemerios (Stob. IV 212, 13 ff. H.). Er gibt eine Übersetzung des moralphilos. Traktates, zu dessen einzelnen Topoi er das Parallelmaterial beibringt. Den Schluß der Abhandlung bildet eine Betrachtung über die musivische Arbeitsweise des Redners, aus der ein Satz hierhergestellt sein möge, weil er für das Verfahren der Rhetoren der zweiten Sophistik überhaupt kennzeichnend ist: „Wort für Wort . . . muß man ihm nachgehen, um sich zu überzeugen, was er, sein Vorbild oft nur durch einen einzigen, aber bezeichnenden Ausdruck verratend, aus kleinen und kleinsten Bruchstücken hergebrachten Gutes zu machen weiß.“ Die reiche Belesenheit des Sopatros steht, selbst unter Berücksichtigung der aus den Rhetorenschulen ihm zugekommenen loci communes aus dem Gebiet περὶ βασιλείας und der möglichen Benutzung eines Florilegiums, außer Frage. Dion z. B. ist benutzt. Die nächste Anregung dürften ihm Jamblichs Briefe an Dyskolios und Agrippa gegeben haben. Für denkbar hält es W., daß Libanios und Julian von dem Briefe des Sop. Notiz genommen haben. Verf. ist nach ihm der Jamblichschüler Sop. von Apameia, der spätestens 337 in Konstantinopel hingerichtet wurde. Themistios hat ihn möglicherweise noch persönlich gekannt und den Brief in seiner 1. Rede benutzt. Mit der Annahme des älteren der beiden Sopatroi setzt sich W. in Gegensatz zu Schmid LG. II 2, 1086 Anm. 4 und Bidez' Aufsatz über die Schule des Jamblich (s. u. Julian) (vgl. auch Schenkl (s. u. Himerios)), jedoch wohl mit Recht. Über literarische Betätigung des jüngeren Sop., über den Libanios einiges bietet, ist nichts bekannt. Auch Lib. Brief 1072 W. = 1466 F., den Seeck in diesem Sinne geltend macht, enthält nichts darauf Hinweisendes. Zum älteren Sop. vgl. Liban. ep. 571 (X 536, 15 F.) und 574 (ebd. 540, 1).

Zu Sopatros vgl. Jahrg. 1927 (Bd. 211) S. 21, unten S. 27 und unter Julian (Bidez, Jamblique).

Libanios.

R. Foerster (†) — Karl Münscher, Libanios, P. W. XII 2485—2551. Der von Foerster verfaßte, nach dessen Tode von Münscher überarbeitete und gekürzte Artikel orientiert in musterhaft übersichtlicher Weise über alle Leben und Werke des Antiocheners betreffenden Fragen. Der Abschnitt über das Leben des Redners ist eine gute Vorarbeit für einen Kommentar zur ersten Rede, dessen wir dringend bedürfen.

Wilh. Lundström, En felläsning, Eranos 21, 1923, 155, teilt in Berichtigung seiner Prolegomena mit, daß cod. Laur. 86, 7 in Eunaps Vita des Lib. (t. I 4, 8 f. ed. Foerst.) καλυφθησόμενος, nicht καμφθησόμενος biete.

Ausgaben.

Libanii opera rec. Richardus Foerster, vol. VIII: Progymnasmata. Argumenta orationum Demosthenicarum, Lipsiae 1915 konnte schon im letzten Bericht S. 140 angezeigt werden. Unter den Besprechungen ist besonders wichtig die von H. Schenkl, Berl. phil. Woch. 1916, 449—456, welcher auf die zahlreichen Übereinstimmungen in Inhalt und sprachlichem Ausdruck der ἀνασκευαί und κατασκευαί mit den Iliasscholien zu A 13—50 — vgl. dazu Schmid LG II 1[6] 365 Anm. 1 und oben Bd. 211 S. 86 — aus A und BT aufmerksam macht. Er veranschaulicht den Tatbestand an der Chrysesanaskeue (S. 123 ff.). Zieht man den gehaltvollen Aufsatz von E. Howald, Zu den Iliasscholien, Rhein. Mus. 72, 1917/18, 403—421 heran, so erwächst eine Reihe von Problemen, die noch der Lösung harren.

Libanii opera rec. Richardus Foerster, vol. X. XI: Epistulae, Lipsiae 1921. 1922. Der 10. Band, dessen Druck Ende Oktober 1918 begann, enthält Br. 1—829; der 11. Band, den der Herausgeber nicht mehr als Ganzen sehen durfte, bietet Br. 830—1544. Es folgen die neun pseudepigraphen Br. 1545—1553, sodann, mit eigener Zählung, der Briefwechsel zwischen Basileios und Lib. Für das Problem, das diese Briefe bieten, muß auf Bd. IX S. 197 ff. hingewiesen werden. Der unentbehrlichen tabellarischen Gegenüberstellung der Wolfschen und Foersterschen Numerierung der Briefe folgt eine gewissenhafte Sammlung der Fragmente. Aus den 46 Reden und 4 Deklamationen, die dem Titel nach bekannt sind, sind nur etwa 40 wirkliche Bruchstücke erhalten. Auf die größeren Fragmente aus den Deklamationen (fr. 49. 50) sei besonders hingewiesen. Sämtliche Briefe der Wolfschen Ausgabe, die mit Sicherheit andern Verfassern angehören, sind natürlich fortgelassen. Von Besprechungen vgl. W. Schmid, Lit. Zentr. Bl. 1923, 482 f. und G. Ammon, Phil. Woch. 1924, 230—239.

Libanii opera rec. Richardus Foerster, vol. XII: Index nominum propriorum. Congessit Eberhardus Richtsteig, Lipsiae 1923. Es sei gestattet, auf einige Corrigenda aufmerksam zu machen: s. v. Αἰδέσιος ist Ἀσκαλωνίτης zu streichen, bei Βάθυλλος ist παντόμιμος hinzuzufügen unter Verweis auf Bier (s. Bd. 211 S. 24 f.) 78 ff. Der Artikel Ἱμέριος ist auf Grund von Schenkls Aufsatz (siehe unter Himerios) so umzugruppieren: σοφιστὴς Ἀθηναῖος X 450, 16; num 670, 4* ? — Ἰαμβλίχου υἱός X 536, 6. 15. 539, (1.). 540, 1*. — ἄλλος X 757, 6. Von den unter Ξενοφῶν behandelten Stellen gehen, worauf mich Prof. Münscher freundlichst aufmerksam macht, I 310, 21. V 140, 3. 11 auf den Sohn des Γρύλλος, VI 35, 8 dagegen auf den des Εὐριπίδης. Zu Ὁνώρατος I vgl. den S. 30 besprochenen Aufsatz von L. Cantarelli. Zu Οὐλπιανός I wird man Ἀσκαλωνίτης beifügen dürfen.

Πάρις ist besser als παντόμιμος denn als ἀγωνιστής zu bezeichnen; vgl. Bier 86. Statt Πιρισαβόρα scheint die Form Βηρσαβῶρα (Klotz, Rhein. Mus. 1916, 485) besser. Von den unter Σώπατρος 'Απαμεύς gesammelten Stellen behandeln die meisten den jüngeren Sop., den Sohn des älteren. Dieser letztere kommt nur für II 318 (14). X 536, 15. 540, 1*, kaum für XI 431, 13 in Betracht. Der XI 538, 8 genannte Sopatros, dessen Tochter mit einem Achaios verheiratet ist, deren Kindern Akakios I i. J. 365 helfen soll, ist wahrscheinlich gleichfalls der ältere. Vgl. auch G. Ammon, Phil. Woch. 1924, 1179 ff.

Übersetzungen.

*S. P. Schestakow, Briefenkomien des Redners Libanios, Odessa 1912 [russ.]. Die Skizze behandelt eine Beihe von Briefstellen, in denen die Person des Adressaten mit Motiven des Enkomions ausgeschmückt wird, und die Wirkung, die Lib. damit zu erreichen wünschte.

Derselbe, Die Reden des Libanios, Bd. 1, Kasan 1912 [russ.]. Übersetzung von or. 1. 18. 26. 29—31. 33. 42. 46—84. 52. 54. 56. 57. 59. ins Russische. Zugrunde liegt Foersters Text. Irgendwelche, auch die geringste, kritische Stellungnahme fehlt den unter dem Text beigegebenen Anmerkungen vollkommen, wie S. Sikorski für R. Foerster festgestellt hat. Die Übersetzung hält sich peinlich eng an das Original und sucht auch dessen Periodenbau nachzubilden, so daß das Russische von Kennern als schwülstig empfunden wird.

*Derselbe, Bd. 2, mit 4 Registern zu beiden Bänden, Kasan 1915 [russ.]. Anhang 1: Julian nach den Briefen des Lib., 2.: Die Briefe des Lib. Vgl. Byz. Ztschr. 23, 1914/19, 420 und 24, 1924, 418.

*I. L. Heiberg, Den gnavne Mand og den snakkesalige Kone. En Övelsestale af Libanios, Köpenhamn 1918, zeigt nach V. Lundström, Svensk hum. Tidsskr. 2, 223 die Zusammengehörigkeit der Dekl. 26 mit der neueren attischen Komödie und deren Milieu auf.

Leo Hugi, Der Antiochikos des Libanios. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert, Diss. Freiburg i. Schweiz, gedr. Solothurn 1919. Die Einleitung orientiert auf dem scharf herausgearbeiteten historischen Hintergrund über des Lib. Leben und Werke und die Zeit der Abfassung des Antiochikos. Die Übersetzung der ersten 131 Paragraphen, die allein gedruckt vorliegt, ist gewissenhaft. Das Hauptgewicht liegt auf dem Kommentare. Ref. hat die Schrift ausführlich besprochen Berl. phil. Woch. 1919, 1033—1043. Für das Nachleben der Lib.-Rede interessant ist die Beobachtung, daß Nikolaos Mesarites in der Beschreibung der Apostelkirche in Konstantinopel um 1200 allerlei aus ihr verwertet hat.

Libanius. Apologie des Sokrates. Übersetzt und erläutert von Otto Apelt. Philos. Bibl. Bd. 101, Leipzig 1922. Die Einleitung

führt den Gedanken durch, daß Lib. mit seiner Verherrlichung des Sokrates bewußt ein Gegenstück zu Jesus habe geben und gerade in der Zeit der julianischen Restauration (362) habe zeigen wollen, daß auch im Heidentum noch ethisch wertvolle Kräfte wirksam seien. S. XV teilt Apelt die Beobachtung mit, daß, anscheinend mit Absicht, der inhaltliche Höhepunkt genau in der Mitte des Ganzen liege, eine Beobachtung, die der von Pfister (s. Bd. 211 S. 28 f.) verwandt ist. Die wohlgelungene Übersetzung schließt sich im wesentlichen an Foersters Text an. Es ist das Bestreben deutlich, nach Möglichkeit die Lesarten der Hss. zu halten. Die beigegebenen Erläuterungen bringen beachtenswerte Vorschläge zur Textkonstruktion. Vgl. die Besprechungen von G. Ammon, Phil. Woch. 1923, 673/77 und dem Ref. Byz.-neugr. Jahrb. 4, 1923, 165.

Schriften über Libanios.

I. Misson, Recherches sur le paganisme de Libanius, Louvain-Bruxelles, Paris 1914 (erwähnt vor. Ber. S. 144) gibt eine Darstellung der Weltanschauung des Lib. Die Reichhaltigkeit der Arbeit, von der Kap. 1, 2, 4 und 5 schon vorher separat erschienen sind, erhellt bereits aus den Überschriften: 1. l'autorité des poètes (11—22), 2. le sens de θεός (23—49), 3. la déesse Tyché (50—66), 4. les dieux solaires (67—83), 5. l'apothéose (84—92), 6. l'action directe des dieux sur l'homme (93—102), 7. les prodiges (103—115), 8. la prière (116—140), les fêtes (141—147), 9. les mystères (148—152), 10. conclusion (153—157). Aus Kap. 3 sei hervorgehoben: Erst seit Anfang der hellenistischen Epoche erlangte Tyche einen Kult, und ihr Ansehen stieg rasch. Jedoch schon im dritten Teil der Autobiographie tritt Tyche zugunsten der anderen Götter zurück. In seinem Alter, das durch den Triumph des Christentums traurig war, wahrte Lib. nicht sein heiteres Vertrauen auf sie. Im ganzen ist Lib. weitgehend von der monotheistischen populären Strömung beeinflußt, die Tyche zur Herrin des Olymp und der Welt machte. In Kap. 4 werden Apoll und Helios-Mithras behandelt.

I. Misson, Libanios et le Christianisme, Musée Belge 19/24, 1920, 73—89. Was P. Maas in seiner Rezension der Missonschen Recherches in Byz. Ztschr. 23, 1914/19, 421 f. als notwendige Ergänzung gefordert hatte, gibt die vorliegende Schrift. Die frühesten Werke des Lib. zeigen stillschweigende Neutralität gegenüber dem Christentum. Seine Berufung nach Antiochia 354 verdankt er wahrscheinlich der Intervention Datians, eines am Hofe einflußreichen Christen. Erst die Gunstbezeigung Julians machte ihn endgültig zu einem Champion des Heidentums. Er blieb auch nach Julians Tode einer der Vorkämpfer der heidnischen Bewegung. Antichristlich sind 1. die 362 geschriebene

Apologie des Sokrates, wo Lib. mit der Verherrlichung eines Heiligen des Hellenentums indirekt das Christentum angreift, 2. or. 24 (379), in der er die Bestrafung der als Mörder Julians bezeichneten Christen fordert, 3. or. 30 (384) περὶ τῶν ἱερῶν. Nach dieser Einleitung behandelt Misson in sehr lesenswerter Zusammenstellung der in Betracht kommenden Äußerungen des Lib. die Fragen: 1. was wußte Lib. von der christl. Religion, 2. wie beurteilt er sie, 3. wie verfährt er mit ihren Anhängern? Zu 1. stellt sich heraus, daß Lib. Julians Galiläerschrift kennt und verwertet. Eigene Lektüre der Hl. Schrift oder anderer christlicher Werke ist nicht anzunehmen, um die elementaren Kenntnisse des Lib. zu erklären (S. 77). Im ganzen hat er keine große Sympathie für die neue Religion. Zu 2: die christliche Lehre ist ihm eine πλάνη, die Christen δυσσεβεῖς, ἀνόσιοι, ἀσελγέστατοι, ἀμύητοι, ἄθεοι (79). Zu 3.: gegen ihre Anhänger ist er grundsätzlich tolerant, vgl. bes. Bd. II 287, 16 ff. Ebenso aber hilft er dem Heidentum, wo ihm Unrecht widerfährt. Den Bestrebungen Julians steht er sympathisch gegenüber. Doch wenn er sich für die Antiochener vor Julian und Theodosios verwendet, tut er es für eine überwiegend christliche Stadt. Auch sonst zeigt er mehr Wohlwollen gegen die Christen, als seine drei Invektiven vermuten lassen würden. Vgl. R. Asmus, Woch. f. kl. Phil. 1916, 4—9.

Carl Rother, De Libanii arte rhetorica quaestiones selectae. Diss. Breslau 1915, behandelt auf alleiniger Grundlage der Reden im ersten Teil die Konzinnität, die Lib. bei Aufzählung und Gegenüberstellung liebt, im Bau von Satzganzen, in der Stellung der einzelnen Satzteile und in der Zusammenordnung von ganzen Sätzen. Relativ selten weicht Lib. innerhalb solcher Satzganzen usw. an den sich entsprechenden Stellen im Tempus, Artikelgebrauch und Stellung von Wortgruppen voneinander ab. Die große Zahl der Belege, die zumeist voll abgedruckt sind, ist übersichtlich angeordnet. Im zweiten Teil werden von den Redefiguren zunächst ausführlich behandelt anaphora, annominatio, chiasmus. Von den übrigen kommen später zur Behandlung conversio, complexio, gradatio, regressio, darnach die figurae sententiarum. Der dritte Teil zieht die Folgerungen. Konzinnität und Redefiguren werden ohne wesentlichen Unterschied des Charakters der einzelnen Reden angewandt und ebenso in Reden aus Lib.s Frühzeit wie in solchen seines Alters. Tabellen zeigen die Verteilung der Figuren auf die einzelnen Reden.

Bern. groot Kruse, De Libanio Demosthenis imitatore, Diss. Breslau 1915, hat sich leider damit begnügt, aus den bis 1915 erschienenen sieben Bänden und einem Teil des achten allein die von Foerster adnotierten Dem.-Reminiszenzen zu sammeln. Das reiche in den Briefen liegende Material erwähnt er nicht einmal, und auch aus

den ersten 8 Bänden hätte sich mit Leichtigkeit ein mindestens dreimal so großes Material gewinnen lassen. Der Verf. behandelt in Kap. 1 zuerst die sprachlichen, dann die sachlichen Entlehnungen aus dem großen Vorbild, von Redewendungen und Formeln zu dem Gebrauch der einzelnen Wörter übergehend. Änderungen und freiere Gestaltungen der Vorlage behandelt Kap. 2: quomodo Lib. cum Dem. dissentiat; endlich die Stücke des Dem., die Lib. an verschiedenen Stellen verwertet. Der zweite Teil der Arbeit bespricht die sachlichen Entlehnungen, wobei das von Bielski inzwischen (s. vor. Ber. S. 145 f.) behandelte Material ausgesondert ist. Ganze Sätze übernimmt Lib., auch eine Reihe von Sentenzen und Sprichwörtern, endlich geschichtliches Material. Nach der kurzen Tabelle, die S. 93 f. die Erörterung schließt, jedoch nach dem oben Bemerkten mit Vorsicht zu bewerten ist, scheinen die Kranzrede und die Rede περὶ παραπρεσβείας am stärksten auf Lib. gewirkt zu haben.

Fritz Schemmel, Zu Liban. or. 4 Bd. 1, S. 289, Z. 14—20 und or. 36, Bd. 3, S. 232, Z. 1—19 ed. R. Foerster, Woch. f. kl. Phil. 1917, 188—191, kommt abweichend von Foersters Angaben unter dem Texte zu folgendem Ergebnis: Der älteste Sophist in Antiochia, von dem Lib. 1, 289, 14 f. spricht, war Aidesios, nicht der von Eunapios behandelte, um 355 gestorbene Neuplatoniker, sondern ein Sophist, Leiter der Stadtschule in Antiochia vor 295, der als Greis dort starb. Sein Nachfolger war — nach Schemmel — Ulpian, der, wahrscheinlich aus Askalon gebürtig, als Sophist zuerst in Emesa, dann in Antiochia tätig war, wo Prohairesios, Makedonios, Lib. seine Schüler waren. Ulpian starb, als Lib. noch νέος war, im Alter von 74 Jahren 329. Auf ihn beziehen sich Bd. 1, 84, 1—6. 289, 16 und 3, 232, 2 und 14, sowie Bd. 11, 619, 23. Nach seinem Tode leitete Zenobios die Schule bis 354. Er ist gemeint Bd. 3, 232, 15 f. Dessen Nachfolger war Lib.

Luigi Cantarelli, Il primo prefetto di Constantinopoli, Rendiconti della Reale Acc. dei Lincei 26, 1917, 51—59. Der erste Präfekt von Konstantinopel, 359—361, war Honoratos, über den nur Briefe des Lib. einiges liefern. Vgl. Lib. Index unter Ὁνώρατος I.

Eberh. Richtsteig, Libanius qua ratione Platonis operibus usus sit, Diss. Breslau 1918. Im ersten Kapitel des ersten Teiles der aus einer Preisschrift hervorgegangenen Diss. wird nach einer Einleitung über das Platonstudium im 4. Jahrh. zusammengestellt, was Lib. an philosophischem Gut Platon entlehnt hat. Des Rhetors Interesse an Philosophie geht nicht über den Durchschnitt hinaus; nur eine Reihe Gedanken über Götter, Herrscher, Gesetze, Daimonion, Leben und Tod hat er sich angeeignet und verwertet. Das zweite Kapitel behandelt die sonstige Benutzung der Dialoge. Für die Sokratesapologie konnte

auf Markowski verwiesen werden. Charakteristisch für Lib. ist die Verwertung von Motiven und Situationen aus platonischen Dialogen, worin er eine große Gewandtheit und Vielseitigkeit entwickelt; von der genau nachgezeichneten Situation bis zur knappen Anspielung mittels eines kennzeichnenden Wortes liegt eine ganze Stufenleiter von Variationen vor. Viele Vergleiche und Bilder, Einzelheiten über mythologische, geschichtliche und geographische Tatsachen entlehnt Lib. aus Platon. Dieser ist ihm sichtlich auch für einige Sprichwörter sowie für Äußerungen über vorplatonische Autoren Quelle. Das dritte Kapitel stellt zusammen, was an sprachlichen Entlehnungen auf Platon zurückgeht, von der Nachbildung ganzer Sätze und Satzteile bis zu den verschiedenen Arten der Verwendung von einzelnen Wörtern aus den Dialogen. Der zweite Teil zieht die Folgerungen, die sich aus dem vorgelegten reichen Material ergeben, in den Unterabschnitten: quid omnino e Platone hauserit Lib.; qua arte Platonis operibus usus sit; quibus operibus Platonis Lib. usus sit; quibus in operibus Lib. Platonis vestigia presserit; de quaestiunculis chronologicis duabus; comparantur Libanii studia Platonica cum Homericis et Demosthenicis. Am häufigsten sind Politeia, Nomoi, Apologie, Phaidros, Phaidon, Gorgias und Symposion benutzt. Nur drei unechte Schriftchen Platons sind überhaupt nicht verwertet. Innerhalb des Corpus der Schriften des Lib. stehen an erster Stelle in der Verwertung platonischen Gutes die Deklamationen, unter denen die beiden Sokratesdeklamationen einen beträchtlichen Teil allein in Anspruch nehmen, mit etwa 740 Stellen; an zweiter Stelle stehen die Briefe mit etwa 450 Stellen, dann die Reden (420); weit weniger zahlreich sind die Spuren der Platonlektüre in den Progymnasmata (100). Bei Berücksichtigung des Umfangs der einzelnen Gattungen stehen die Briefe bestimmt an erster Stelle. Unter den Reden steht die 64., die auch viel Homer- und Thukydidesreminiszensen zeigt, den anderen voran; es folgen or. 59, 1, 18. Unter den Deklamationen außer 1 und 2 die 15. und 16., unter den Progymnasmata die Enkomien. Unter den Briefen stehen die an Themistios gerichteten hinsichtlich der Spuren der Platonlektüre an erster Stelle, dann die an Anatolios und Aristainetos. Die Spuren des Platonstudiums des Lib. sind in seinen Werken kaum weniger zahlreich als die Demosthenesreminiszenzen und sicherlich stärker als die Anklänge an Homer. Die Untersuchung der unechten Deklamationen, Progymnasmata und Briefe, speziell des Briefwechsels zwischen Basileios und Libanios bildet den 3. Teil; der Schluß vergleicht das Platonstudium des Lib. mit dem des Themistios, Julian, Himerios und der drei großen Kappadoker, soweit sich das nach den vorhandenen Spezialuntersuchungen machen ließ.

Karl Malzacher, Die Tyche bei Libanios, Diss. Straßburg

1918, behandelt das, was Misson in einem kurzen Kapitel angedeutet hatte, ausführlich. In kurzem Überblick zeichnet der Verf. die Bedeutung von τύχη und deren Personifikation von dem ersten Erscheinen bei Pindar durch die klassische Literatur hindurch. S. 16—19 geht er auf die Bedeutung der Tyche bei den Schriftstellern der 2. Sophistik ein. Dion kennt sie nur als menschenfreundliche, gütige Göttin. Bei Herodes Attikos hat sie dasselbe nüchterne Aussehen wie bei den attischen Rednern. Für Aristeides ist T. mit Ausnahme von XIII 97, wo er wie Philostrat die peripatetische Charakteristik T.s als einer unvernünftigen, grausamen Zufallsgöttin verwertet, im wesentlichen die Göttin des Glücks und Erfolges. Lukian, unter Einfluß Menipps, zeichnet sie als unbeständige, gewaltige Allbeherrscherin, als die Chorführerin, unter deren Leitung die Menschen ihre Rolle im Schauspiel des Lebens spielen. Eine Verherrlichung T.s enthalten [Dion.] or. 64. 65. Naturgemäß groß ist ihre Rolle als mächtige Schicksalsgöttin in der Romanschriftstellerei, wo Motive der alten Tragödie nachklingen. S. 20 wendet sich die Untersuchung dem Hauptthema zu. Eine Durchmusterung der einzelnen Züge, die Lib. dem Bilde T.s — natürlich stets unter Nachklängen an die klassische Literatur — leiht, zeigt, „daß . . bei keinem anderen griech. Schriftsteller die T. so häufig und in so auffallender Weise als gütige Göttin erscheint wie bei Lib." (S. 26); „Den Vorteil, den ihm das rhetorisch wirksame Bild der schlimmen Schicksalgöttin gab, hat er nicht verschmäht, hat sie angeführt, wo es ihm der Stoff zu verlangen schien" (27). Aber die freundlichen Züge der Gaben spendenden Göttin hat er von sich aus weiter vermehrt. Eine Gruppierung nach den einzelnen Gattungen der Schriftstellerei des Lib. läßt erkennen, wie in den Reden, und zwar in or. 59, dem βασιλικός, die T. des Kaisers und ähnlich in or. 18 ἐπιτάφιος und or. 13 ihre Fürsorge für Julian gepriesen wird. In den Monodien (or. 17. 60. 61) „bringt er um des Pathos willen die Göttin, aber es ist die gute T., und das Übel wird nicht ihr, sondern Daimonen zugeschrieben" (33). Eigenartigerweise tritt T. als Stadtgöttin von Antiochia nicht auf; wo sie in or. 11 und 21 vorkommt, ist sie nur die Schicksalsgöttin schlechthin. Schlimm wirkt sie, wenn sie Männer geringerer Herkunft zu Herrschern macht (or. 57), wie im Fall des Severus und der Beispiele aus früherer Zeit, für die des Helladios Chrestomathie als Quelle vermutet wird. Für das Böse, das nach or. 16 andere Zeitgenossen als Wirken T.s bezeichnen, macht Lib. or. 19 den Daimon verantwortlich. Unter den der Popularphilosophie nahestehenden Reden behandeln nur or. 6 und 25 das Walten der Göttin, die ähnlich wie in [Dions] 65. Rede als gütige geschildert wird. In den Deklamationen, die dem Mythos den Stoff entnehmen (4. und 5.), ist T. die glückverleihende Göttin. Wirkt hier die Auffassung der Ge-

schichtschreibung nach, so in der Orestesdeklamation die der Tragödie. In den Dekl., welche die Zeit der attischen Redner behandeln, hat „Lib. die Sitte des Demosthenes und der attischen Redner überhaupt, die Schuld am Unglück . . dem Geschick zuzuschreiben, ins Zeitgemäße übertragen" (43). Die launische Göttin der Komödie tritt in den ethologischen Dekl. auf (26 f. 30. 31. 19.). „Die Göttin gehörte seit dem Hellenismus zum eisernen Rüstzeug der Rhetorik" (45). Ähnlich schillert T.s Bild auch in den Progymnasmata. Beide Seiten der Göttin zeigen die Briefe. Die Äußerungen des Lib. sind auch hier rein rhetorisch zu verstehen und geben nie klar die Anschauung des Redners selbst. Ein ausführlicher Abschnitt ist der Selbstbiographie (or. 1.) gewidmet (S. 53 ff.). Anfangs zeigt Lib. nach Schilderung jedes einzelnen Lebensabschnittes, daß die Tyche darin wirksam war, teils gut, teils schlecht. Als gütige Schutzgöttin begleitet sie ihn von § 18 ab. Auch wo sie ihm Übel sendet, will sie nur sein Bestes. Von § 90 an wendet sich die Auffassung der T. und auch die Gliederung des Ganzen. Von jetzt an hat er T. als seine Schutzgöttin aufgegeben. Von etwa § 210 ab ist sie wieder fast ausschließlich die gute Göttin. Neben sie treten die θεοί überhaupt mit ihrem Wohlwollen und ihrer Fürsorge. Die Frage, ob sich Lib. wirklich als Liebling der T. betrachtet hat, verneint Malz. S. 64 unter Heranziehung von or. 2 und aus inneren Gründen. Anders Aristeides in den ἱεροὶ λόγοι (S. 66). Der Schluß der Untersuchung zieht die Zeitgenossen des Lib. zum Vergleich heran. Julian vertritt dieselben Anschauungen wie Dion und wie Lib. in den popularphilosophischen Abhandlungen: rein rhetorische Verwendung der T. ist ganz selten bei ihm. Themistios erwähnt sie selten, ebenso Himerios. Der Wechsel in der Auffassung der T. in or. 1 hängt vielleicht mit der stückweisen Komposition des Bios zusammen. Über die Auffassung, die Pausanias nach Pindar über T. hatte, vgl. Bacher (Bd. 211 S. 86) S. 35 (Paus. IV 30, 4).

Max Schwabe, Analecta Libaniana, Berlin 1918. Die 1914 niedergeschriebene Diss. behandelt in Kap. 1 das Nymphaion in Antiochia (1, 506, 6 ff. F.) nach seiner Lage unter Heranziehung von Euagr. h. e. II 12. Die Ostrakine, in der es lag, gehörte zur Altstadt von Ant. und damit zur γειτονία der neuen Stadt. Das Nymphaion lag nicht weit vom Orontes. Aus Joh. Malalas p. 244, 4, der die Lage der Bäder genau angibt, die der Tempel aber nicht, will Schw. S. 10, abweichend von Foerster, Antiochia 1897, 124, Anm. 93 nichts über die Lage des Nymphaions schließen. Die Lib.-Stelle ist nach einem festen Schema komponiert (S. 11 ff.). P. 506, 10 ff. nach προιούσαις muß eine Lücke im Text sein, welche Schw. <καὶ ἐμπιπτούσαις εἰς> ergänzt. Jene Stoa ging in das Nymphaion der Altstadt aus. Vgl. oben Bd. 211 S. 8 (Hülsen). Neben-

bei wird die Verwandtschaft des Antiochikos mit Aristeides or. 17 K. gestreift. Das 2. Kapitel gibt einen ausführlichen kritischen und sachlichen Kommentar zu Rede 63 für Olympios. 399, 8 ist der Übergang zu § 30 undurchsichtig: Lib. gedachte vor 30 noch einiges einzufügen. § 36—39 beziehen sich auf beide Gruppen von Gegnern. Was er später zu behandeln verspricht, 391, 23 f., fehlt. Lib. hat also nicht die letzte Hand an seine Rede gelegt (24). Dieses Ergebnis findet Schw. in einigen wenigen, minimalen sprachlichen Unebenheiten (24f.) bestätigt. Der Hiat ist in R. 63 ebenso wie sonst von Lib. behandelt. In der Überlieferung weicht sie von den andern Reden des Lib. ab: Stemma bei Schw. S. 30. Der zweite Epilog (§ 41 f., 403, 18 f.) ist nach Art der Defiktionen gebaut. Textkritische Bemerkungen schließen das Kapitel. Das 3. Kap. behandelt im Anschluß an Bd. 1, 103, 4 ff. F. auf Grund der in einigen Punkten korrigierten Daten über des Lib. Leben den Rhetor B e - m a r c h i o s. Bei Lib. Ankunft in Konstantinopel abwesend, kehrt er in der ersten Hälfte von 341 nach Konstantinopel zurück. Er ist Heide; als Konstantios im August 338 Konstantinopel verlassen hatte und sich auf dem Weg über Armenien nach Antiochia begab, um die von seinem Vater Konstantin begonnene Kirche zu weihen — ἐγκαίνια der Kirche Dez. 338 —, fand die Konsekration der Kirche bald nach der zweiten Rückkehr des Konstantios nach Antiochia statt. Okt. 338 war Konstantios in Emesa. Bemarchios ist also 338 nach Antiochia verreist. Danach (Abreise Anf. 339) machte er eine Vortragsreise bis Ägypten. Er hielt die Festrede, die im ersten Teil ein Enkomion Christi, im zweiten Teil eine Ekphrase der Kirche enthielt, die zugleich ein Lob für Konstantios war (S. 52). Diese trug er dann auf der Reise überall vor, fand aber damit in Konstantinopel, wo Lib. ihn hörte (104, 9 ff.), keinen Beifall, da sie naturgemäß gleichzeitiges Schauen des Geschilderten zum Verständnis voraussetzte: man vergleiche etwa hierzu die beiden Ekphrasen des Chorikios! In der Zeit von Okt. bis Dez. 338 hat Bem. die Kirche eingehend studiert und die Beschreibung verfaßt. — Eigenartig ist Kap. 4 de Libanio psalmorum imitatore: Stellen wie Bd. IV 232, 1 f. 6—9. 294, 5—11 und VIII 260, 3 ff. weisen gewiß in ihrer Formulierung Ähnlichkeit mit alttestamentlichen Stellen, besonders der Psalmen, auf, deren Parallelismus membrorum 294, 5 ff. nachgebildet zu sein scheint. Schw. schließt S. 60 „Libanium hoc loco veteres testamenti enuntiationem quandam exprimere temptasse“. In ihrer Formulierung tragen die Stellen orientalisches Gepräge. Den Schluß Schw.s, daß Lib. in Nikomedien, einem Hauptsitz des Christentums in damaliger Zeit, die Hl. Schriften der Christen gelesen habe, braucht man m. E. nicht mitzumachen; Gedanken und Formulierung konnten ihm aus christlichen Inschriften an Häusern und Kirchen bekannt sein. Das 5. Kap. bringt

eine Reihe textkritischer Beobachtungen. Zu Bd. 1, 458, 6 vgl. den Ref. Berl. phil. Woch. 1919, 1040. Zum Ganzen: G. Ammon, Berl. phil. Woch. 1920, 265 ff.

Alfred Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen, Teil I, Wien (1. Aufl.) 1918. (2. Aufl.) 1923, zitiert zwecks Beweises für die frühe Ausbildung der Grundherrschaft bei den Alemannen Lib. or. 47 § 4 und 11. Gegen ihn:

Wilhelm Göz, Libanios und die Alemannen, Klio 17, 1921, 240/42. Göz gibt nach Foersters Text eine Übersetzung beider Stellen, die nicht, wie Dopsch tat, ohne weiteres verbunden werden dürfen. Die Stellen beziehen sich nicht auf alemannische Verhältnisse, sondern auf solche Syriens. In der 2. Aufl. hat Dopsch den Irrtum richtiggestellt.

George Middleton, Studies in the orations of Lib., Part I: Imitations of classical writers in Lib. orations, Aberdeen 1919, gibt in Form einer Nachlese zu Bd. 1—4 des Foersterschen Lib. eine reiche Sammlung von Stellen, an denen Lib.Platon, Demosthenes, Thukydides, Herodot, die drei Tragiker und Aristophanes nachgeahmt hat, ohne jedoch sein Material nach sachlichen Gesichtspunkten zu sondern oder Folgerungen daraus zu ziehen. Vgl. des Ref. Besprechung Berl. phil. Woch. 1920, 481—485.

Otto Seeck, Libanius gegen Lucianus, Rhein. Mus. 73, 1920, 84—101, will einen Kommentar zu Rede 56 (Bd. 4, 129 ff.) geben und das Urteil von Sievers 193 Anm. 29 über den Verfasser widerlegen. Ausgehend von dem Wesen der Akklamationen, unter denen wohl einstudierte Demonstrationen zu verstehen sind (85 ff.) — vgl. jetzt auch Peterson Bd. 211 S. 53 —, setzt er die Rede, die Foerster 389—392 ansetzt, ins Jahr 388; 388—391 führt Arkadios allein die Kaisergewalt im Ostreich, schon 388 kann Proklos sein Amt als Stadtpräfekt von Konstantinopel angetreten haben; der Amtsvorgänger seines Vaters starb März 388. Lucianus mag Christ gewesen sein. Die Krawalle in Antiochia von 387 scheinen noch nicht sehr weit zurückzuliegen. Luc. ist sehr wahrscheinlich auf Grund eines Disziplinarverfahrens in Konstantinopel amtsentsetzt worden. S. bezieht auf ihn ansprechend or. 1, 269 f., eine Stelle, die Sievers 189 auf Florentios bezogen hatte. Noch vor dem Ende der Olympien trat sein Nachfolger Eustathios sein Amt an. Demnach fällt die Absetzung des Luc. spätestens Juli 388. Tatian aber ist nicht vor April 388 Präfekt geworden. So fällt die Rede in die Zeit, in der Eustathios sein Amt antrat. Nach or. 54, 22 ff. wird ein gewisser Julianos, Dekurio von Antiochia, bestraft, weil er, der selbst wahrscheinlich einer der Führer des Krawalls war, den Inhalt von Gerichtssitzungen des

Eustathios über die Teilnehmer am Krawall verbreitet hat, obgleich dieser geheim bleiben sollte. Dies wird voll verständlich, wenn die Sitzungen über Luc. handelten und dieser der Vorgänger des Eustathios war. Also zwischen Ende Januar 387 und August 388 liegen drei Konsulare. Luc. ist vielleicht noch durch Tatians Vorgänger Kynegios ernannt, d. h. spätestens Mitte März 388. Denselben Luc. erkennt S. wieder in jenem, den Zosim. V 2 erwähnt. Sein Tod fällt Sommer 393. Sommer oder Herbst 393 ist auch Lib. gestorben. Rede 46 spricht von Tatian und seinem Sohn so beleidigend, daß sie erst geschrieben sein kann, nachdem beide ihre Ämter verloren hatten. S. vermutet, daß sie dem Rufinus, als er in Antiochia war, zur Übermittelung an den Kaiser mitgegeben wurde. Seine Anklagen könnten der Zeit nach ebensogut auf den Vater des Luc. wie auf den des Florentios passen. Denn jener ältere Namensvetter muß vor 357 consul Syriae oder comes orientis gewesen sein. Tatian bekleidete beide Ämter 370—74, konnte jenen also sehr wohl als Vorbild benutzen.

Paul Maas, Ährenlese, Sokrates 8, 1920, 20—26, vermutet, der Vers in Lib.-Brief 67: ἄρξομαι ἐξ ἀγαθοῖο, τελευτήσω δ' ἐς ἄμεινον sei aus einem orphischen Epos; ihn habe Philoxenos in seinem Kochbuch unverändert parodierend verwendet.

Derselbe, Gregorios Kyprios und Libanios, Byz.-neugr. Jahrb. 1, 1920, 48—49: Lib. Dekl. 13, die wohl echt ist, und die Antilogie des Gregorios Kyprios haben außer dem Titel nichts gemeinsam: des Lib. Rede wendet sich an den panhellenischen Gerichtshof der Amphiktyonen in den ersten Jahren des archidamischen Krieges, die des Greg. an spartanische Richter zur Zeit des Nikiasfriedens. Es handelt sich um ein Schulthema. Greg. hat nach M. die Dekl. des Lib. nicht gekannt; der vereinzelte Anklang von 78, 7 ff. an 11, 3 ff. weise auf gemeinsame Quelle. Aber auch zwischen 65, 7 und 24, 9; 67, 10 und 17, 6; 55, 24 und 13, 12. 14, 18 bestehen Beziehungen; Kenntnis der Lib.-Dekl. wird man Gregor wohl nicht absprechen dürfen. Ähnliche rein äußerliche Verknüpfung besteht nach M. zwischen Dekl. 34 und der Antilogie des Greg.: auch sie haben nur den Gegenstand gemeinsam — und Einzelheiten, über welche man Foersters Fußnoten vergleichen wolle. Hier hat nicht einmal die Überlieferung einen Versuch gemacht, die Reden zu verknüpfen.

U. von Wilamowitz, Lesefrüchte, Herm. 58, 1923, 57—87, behandelt unter Nr. 179 „Zu mythischen Erzählungen" Bd. 8, 33—58 Foerst.: „Aber das Zeug ist der Mühe nicht wert." Wohl ein zu hartes Urteil!

W. A. Bährens, Vermischte Bemerkungen zur griech. und lat. Sprache, Glotta 9, 1918, 168—183. Lib. decl. 42, 5 (7, 403, 16 ff. F.)

ist die Einfügung von <λέγεσθαι> überflüssig, da es sich aus dem folgenden λέγοιτε leicht ergänzen läßt (S. 175).

Joh. Sundwall, En kronologisk översikt av Libanios' äldre brev, Eranos 22, 1924, 61—84. Auf Grundlage und in Weiterführung der Untersuchungen von Seeck und Silomon versucht S. eine genauere Datierung der Briefe von Buch I. IV—VI aus den J. 355 bis 358, und kommt zu Ergebnissen, die teilweise von Seeck abweichen. Die zusammenfassende übersichtliche Tabelle am Schlusse zeigt, wie namentlich das 4. Briefbuch in seiner Komposition schwerwiegende Brechungen erfahren hat.

Ch. J. Goodwin, Three ancient autobiographies, Class. Weekly 17, 1924, 130—137, behandelt nach einleitenden Bemerkungen über die literarische Form der Autobiographie eingehender diejenigen des Josephos, Lib. und Augustin.

Nachleben.

*Th. Sinko, Noch eine Quelle der „Abfertigung der griechischen Gesandten" von Joh. Kochanowski [poln.], Eos 21, 1915, 95—102. Nach der Inhaltsangabe Berl. phil. Woch. 1917, 631 sieht S. in Lib-Dekl. 3 (hrsg. 1519, vgl. Foerster Bd. 5, 196) eine Quelle für die humanistische Tragödie des polnischen Dichters Kochanowski.

J. Misson, Libanios et Livinus Ammonius, Musée Belge 19/24, 1920, 21—23, bespricht ein offenbar beim Brand der Löwener Universitätsbibliothek vernichtetes Exemplar der 1522 in Basel erschienenen „Libanii . . declamatiunculae aliquot eaedemque Latinae per Des. Erasmum Rot. (Buchtitel bei Foerster Bd. 5, 197), das mit Isokrates' Rede über den Frieden und Lukians Abdicatus zu einem Volumen gebunden war „ad usum Livini Ammonii ex donatione Dñi Io. de Molendino, Canonici Tornacensis. Anno 1522". Die drei Deklamationen sind Dekl. 3, ferner „le discours de Médée au moment où elle va tuer ses enfants" und „les plaintes d'Andromaque après la mort d'Hector", welche der Wiedergabe des Titels nach, wo nicht identisch, so doch sehr nahe verwandt waren mit Lib. Ethop. 1 u. 2. (Bd. 8, 372—378). Livinus Ammonius (Liévin van der Maude) (1485—1556) hat sich seit 1521 eingehend mit dem Griechischen befaßt. Seine Randnotizen zur dritten Deklamation nehmen einige Vorschläge Foersters zur Textverbesserung vorweg.

Zu Libanios vgl. Jahrg. 1917 (Bd. 211) S. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 17. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 27. 28. 29. 32. 33. 36. 37. 38. 39. 57. 82. 83. 92; ferner oben S. 19. 23. 25 und unten unter Himerios (Schenkl, Mesk), Julian (v. Borries, Bidez-Cumont, Bidez, le philos. Jamblique), Themistios (Schenkl), Prokop (Kempen, Würthle), Nikolaos (Orinsky), Eunap (Latte).

Himerios.

Heinrich Schenkl, Zur Biographie des Rhetors Himerios, Rhein. Mus. 72, 1917/18, 34—40, prüft in den beiden ersten Abschnitten seiner Untersuchung die Angaben von Seeck, Briefe des Lib., über die Zuweisung von Äußerungen des Lib. an Männer des Namens Himerios. Es kommen in Betracht: 1. der ältere Him., Sohn eines Jamblichos, vermutlich des Philosophen, Vater eines Jamblichos, Schwager eines Sopatros; er hatte Ämter bekleidet, aber keinen Lehrberuf ausgeübt. Im J. 357 war er schon tot; er hinterließ seinem Sohn ein ansehnliches Erbe. Auf ihn beziehen sich Lib. ep. 570—574 F. 2. der jüngere Him., der bekannte Rhetor aus Prusias in Bithynien, lebte erheblich länger. Er ist ep. 469 F. gemeint. Fälschlich wird bei Christ-Schmid LG. II 2, 812 A. 2 von Sopatros als dessen Schwager gesprochen und aus ep. 571, der als für Him.s Sohn Rufinos statt richtig für den jüngeren Jamblichos geschrieben betrachtet wird, auf eine Verwandtschaft zwischen Lib. und dem Sophisten Him. geschlossen. Den Areopagitikos (ecl. 7) hat Him. für seinen Sohn Rufinos gehalten, der ziemlich früh verstorben ist. 3. Auf einen nicht näher zu bezeichnenden Him. muß sich ep. 838 F. i. J. 363 beziehen, falls nicht hier, wie in dem an denselben gerichteten Brief Julians 37 Hertl. Hierios (I) gemeint ist. Der hier genannte Rufinos ist nicht der Sohn des Rhetors Him., der als Beamter nie einen nennenswerten Einfluß gehabt haben kann, sondern Aradius Rufinus (V bei Seeck), der 363 comes orientis wurde. Der 3. Abschnitt behandelt die Beziehungen zwischen Lib. und Him. Lib. decl. 46 (VII 544 ff.) wurde bei dem Zusammentreffen beider in Nikomedien zwischen 344 und 349 aus dem Stegreif gehalten. Die entsprechende Him.-Rede ist nicht erhalten. Es ist nicht klar, ob der Agon nur zwischen Lib. und Him. stattfand oder ob, was dem Ref. wahrscheinlicher scheint, eine größere Zahl von Rhetoren zugelassen waren. Im letzteren Falle braucht Him. nicht der von Pompeianus der Lächerlichkeit preisgegebene Sophist aus Athen zu sein. Falls ep. 838 wirklich der Rhetor Him. gemeint wäre, müßte die Stimmung des Lib. gegen Him. sehr gewechselt haben: vor 349 in Nikomedien als Nebenbuhler, 355/56 in guten Beziehungen. 363 (ep. 838) läßt Lib. ihn als ἀγαθὸς ῥήτωρ gelten. Falls der Rhetor Ἀθήνηθεν ep. 742 (362) wirklich der Bithynier Him. ist, muß sich das Verhältnis zwischen 355/56 und 362 erheblich verschlechtert haben. Eine Verspottung des Him. wegen Unfähigkeit im Stegreifreden mutet von seiten des Lib. seltsam an. Freilich ist es nicht undenkbar, daß die Berufung des Him. zu Julian bei Lib., der Julian anfangs zurückhaltend gegenüberstand, Eifersucht wachgerufen haben könnte.

Eberhard Richtsteig, Das Platonstudium des Rhetors

Himerios, Jahrb. d. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur 1918, Phil.-arch. Sekt., 1—10.

Derselbe, Himerios und Platon, Byz.-neugr. Jahrb. 2, 1921, 1—32. Über das behandelte Problem lagen nur verstreute Beobachtungen von C. Teuber, Quaest. Himerianae, Breslau 1882, 44 f., H. Schenkl, Eranos Vind. 1893, 134 und Ed. Norden, AK. 429 vor. Nach einem kurzen Wort über die Mimesis als Stilprinzip, das gegen die gerichtet ist, welche nur an Benutzung von Mittelquellen glauben, nicht an Lektüre der klassischen Autoren durch die späteren Sophisten selbst — nur den Xenophon hat Him. anscheinend nicht selbst gelesen (Münscher, Xenophon 197 ff.) —, wird das aus Platon stammende Gut vorgeführt. Es ergibt sich, daß Him. recht lebhaftes philosophisches Interesse hatte und so auch aus Platon eine ganze Reihe von Gedanken über Weltall, Götter, Seele, Leben und Tod übernommen hat, daneben einige Mythen, besonders den etwas — wohl neuplatonisch — umgestalteten Prometheusmythos aus Plat.s Protagoras; sodann hat er zahlreiche Motive, Bilder und Vergleiche, Mythologisches und Historisches aus Platon entnommen, sich auch vielfach an die Sprache Platons angelehnt. Insgesamt hat Him. etwa 300 Stellen aus Platon entlehnt, vor allem aus Phaidros, Politeia, Nomoi, Symposion und Phaidon. Die Reden des Him. lassen sein Platonstudium deutlicher erkennen als die Deklamationen; von den ersteren sei die Hermogenesrede, von den letzteren der Polemarchikos hervorgehoben. Zur stilistischen Stellung des Him. vgl. Burgess, Epideictic Literature 1902, 181 ff. In seinen Angaben über Platons Leben dürfte Him. ebenso wie Julian den Diogenes Laertios selbst benutzt haben.

Josef Mesk, Sappho und Theokrit in der ersten Rede des Himerios, Wien. Stud. 44, 1924/25 (gedr. Wien 1925), 160—170. Der ἐπιθαλάμιος εἰς Σευῆρον ist nach dem Schema der Rhetorenschule aufgebaut (G. E. Rizzo, Riv. di phil. 26, 1898, 543 ff.). Auf Sappho nimmt Him. mit Namen § 4. 16. 19 Bezug, und wahrscheinlich ist auch § 20 eines ihrer Gedichte benutzt. In § 19 ist Sappho nun zwar genannt, doch stimmt der Ausdruck im Anfang wörtlich mit Theokr. 18, 38 überein, klingt im folgenden an Anakr. fr. 2 und 70 an, der Schluß stammt nach Wernsdorf aus dem Kyklops des Philoxenos, ist nach Bergk u. a. jedoch Nachklang von Theokr. 11, 19 f., der seinerseits Philoxenos benutzt haben mag. M. untersucht S. 163 ff. die Berührungen zwischen den Epithalamien Sapphos und Theokrits mit dem Ergebnis, daß nur für Theokr. v. 38—48 Sappho nicht Quelle zu sein scheine, wenn auch die Anfangsworte aus ihr entlehnt seien; die Vergleichsstellen „genügen, für das 18. Gedicht Theokrits ein sapphisches Vorbild zu sichern . . . Das wird noch deutlicher, . . . wenn man auch Him. heranzieht und die

innerhalb der ausdrücklich auf Sappho zurückgeführten Partien seiner ersten Rede feststellbaren Berührungen mit Theokr.s Epithalamios ins Auge faßt". Innerhalb der V. 38—48 findet M. eine schlagende Übereinstimmung mit Him. § 19. Daraus folgert er nun merkwürdigerweise nicht Benutzung Theokrits durch Him., sondern diejenige Sapphos bei Theokrit und Him. Auch in § 15 weist er mit Erfolg Übereinstimmungen mit Theokrit nach, wie auch Theokrit 50 ff. und Him. § 21 ähnlich mit Anrufung dreier Gottheiten schließen. Daraus ergibt sich für M. wie oben, daß sich Theokrit und Him. ein und dasselbe Hochzeitslied Sapphos zunutze gemacht haben, so daß daneben andere Vorbilder, für Him. jedenfalls Theokrit, zurücktreten. Him. „hat . . das Hochzeitsgedicht auf Helena (18) überhaupt nicht und nur an einer Stelle den Kyklops (11) jenes Dichters vor Augen gehabt". Die metrische Struktur der Entlehnungen aus Sappho bei Him. führt M. zu dem Ergebnis, daß zwei Epithalamien Sapphos von ihm verwertet seien, am weitestgehenden ein in daktylischen Hexametern geschriebener in § 4, 16. 19; dagegen lassen die Entlehnungen in § 20 auf einen zweiten in sapphischen Versen gedichteten schließen. Dieser Schlußabschnitt „läßt keinerlei Beziehungen zum entsprechenden Abschnitt des theokritischen Epithalamios erkennen". C. Teuber, welcher Quaest. Himer. 1888, 16 ebenfalls auf zwei Epithalamien Sapphos als Quelle geschlossen hatte, hatte die Spuren hexametrischer Fassung in § 4 und 16, sowie die Beziehung von § 16 auf das dasselbe Metrum aufweisende Fragment 91 übersehen. Das Ergebnis der Untersuchung von M., daß 1. Theokrit 18 einen hexametrischen Epithalamios Sapphos, 2. Him. außer diesem Gedicht noch einen zweiten Epithalamios der Sappho in sapphischem Metrum sowie 3. eine Stelle aus Theokrit 11 benutzt hat, dürfen wir m. E. mit der Erweiterung annehmen, daß Him. wohl auch das 18. Gedicht Theokrits verwertet. Die Übereinstimmungen zwischen Him. § 19 und Theokr. 18, 38 ff., Him. § 15 und Th. 32 ff. sowie Him. § 21 und Th. 50 ff. dürften so am einfachsten erklärt werden. Daß Theokrit vom 4. bis 6. Jahrh. viel gelesen war, hebt M. hervor; einige scheinbare Berührungen zwischen Libanios und Theokrit seien beigefügt: Rede 6 (Bd. 1, 357, 2 F.) ~ Th. 15, 83; Dekl. 26 (6, 522, 5) ~ Th. Epigr. 8, 7; Br. 714 ~ Th. 6, 39.

Zu Himerios vgl. Jahrg. 1927 (Bd. 211) S. 4. 10. 17. 21. 29. 32. 34. 38; ferner oben S. 19. 20. 26. 31. 33.

Julianos.

Zum Allgemeinen vgl. Assunta Nagl, Burs. 189, 1921, 151 ff.

E. von Borries, Julianos (Apostata), P. W. X 1, 1917, 26—91, orientiert zunächst über das Leben des Jul., wobei der Aufenthalt auf

dem Fundus Macelli in erheblich günstigerer Beleuchtung erscheint, als man über ihn sonst zu lesen gewohnt ist. Über die nichtkriegerische Tätigkeit Jul.s in Gallien 45, 32 ff.: hier wird der Brief an Themistios mit Seeck, Untergang IV 469 f. (gegen Asmus, Übers. 23, der ihn Ende 361 setzt) und mit Rostagni (s. unten) ins Jahr 356 gesetzt. Über die Tätigkeit des Ausnahmegerichts 361/2: 47, 1 ff., seine Religionserlasse 47, 61 ff., das Rhetorenedikt 51, 43 ff., die Restitution des Heidentums 52, 61 ff., seine sonstige Verwaltungstätigkeit 54, 54 ff. Über die Abfassung des Misopogon und der Heliosrede 57, 64 ff., seinen Tod 62, 37 ff. Die literarische Tätigkeit Jul.s wird von S. 63 an behandelt. Zur handschr. Überlieferung wird ein Stemma 63, 13 gegeben. Der Frage, ob Libanios Ordner und Herausgeber des schriftstellerischen Nachlasses des Jul. gewesen sei, steht gegen Asmus v. Borries 64, 61 ff. skeptisch gegenüber. Die Hiatfrage dürfte — wie v. B. treffend bemerkt — bei der Ungleichmäßigkeit der Arbeitsweise Jul.s schwerlich eine glatte Lösung finden. In den ersten Schriften ist der Hiat am seltensten.

Leben des Julian.

I. Bidez, Le philosophe Jamblique et son école, Rev. des étud. gr. 32, 1919, 29—40, ist ein für die Libanios- und die unechten Julianbriefe sehr ergebnisreicher Aufsatz. Nach ep. 27, 518, 9 ff. Hertl. traf Jul. den Sopatros I in Hierapolis. Der Name des Vaters dieses Sopatros ist unbekannt. Nach Jul. ep. 40, 539, 6 ff. stammt Sopatros I, der Nachfolger Jamblichs in der Leitung der Schule, aus Apameia. Sein Sohn Sopatros II, Schwager eines Himerios und Onkel Jamblichs des Jüng., aber von Bidez irrtümlich als Neffe statt als Enkel des Philosophen Jamblich bezeichnet, starb 364/65 (Seeck 279); beide Sopatroi kannten Jamblich. Dem Sopatros II (un lettré) teilt Bidez m. E. zu Unrecht den Brief an Hemerios zu — abweichend von Fr. Wilhelm (s. oben S. 24f.). Nach Lib. ep. 1389 F., or. 52, 21 lehrte Jamblich lange Jahre in Apameia, wo ihn die Sopatroi hörten. Im Jahre 330 war Jamblich mindestens schon 2—3 Jahre tot; er starb wahrscheinlich 325/26. Gegen 320 war er schon sehr alt, dürfte also 250 oder etwas später geboren sein. Die pseudojulianischen Briefe zeigen, wie sehr Jamblich von seinen Schülern bewundert wurde. Im Unterschied zu Porphyrios griff Jamblich das Christentum nicht offen an, war aber im Sinne des Heidentums tätig. Viele Gedanken, die wir als von Jul. stammend betrachten, sind in Wirklichkeit älter. Über das Verhältnis des Jamblich zu Theodoros von Asine wird eine Untersuchung in Aussicht gestellt.

I. Bidez, La jeunesse de l'Empereur Julien, Bulletin de la classe des Lettres . . de l'Acad. roy. de Belg. 7, 1921, 197/216, unternimmt es, uns Jul. als Menschen nahe zu bringen. Er hebt dessen Verehrung für

seine früh verstorbene Mutter hervor, schildert den Eindruck, den Nikomedien und später seine Zerstörung 358 (ep. 33) auf ihn gemacht hat. Zahlreich sind die Erinnerungen an Mardonios, der ihn in freudearmer Zeit tröstete. Fundus Macelli brachte Trennung von ihm, dafür Vereinigung mit Gallos nach vierjähriger Trennung (271 B f.). Beide leben hier in ständiger Furcht und beobachtet, isoliert von Umwelt und Freunden. Seine profanen Studien werden streng überwacht, doch Bischof Georgios von Kappadokien gestattet ihm die Benutzung seiner Bibliothek, in der er Rhetoren, Philosophen und Kommentatoren jeder Art vorfand. Vgl. ep. 9. 36.

N. H. Baynes, The early life of Julian the Apostate, Journ. of Hell. Stud. 45, 1925, 251/54, untersucht die Zeit von Julians Aufenthalt in Macellum hauptsächlich unter Verwertung von Sozomenos. Libanios und Sokrates hist. eccl. unterdrücken jede Bemerkung über Jul.s Aufenthalt in Macellum. B. glaubte bei Besprechung von Seeck, Unterg. IV in Engl. hist. rev. 27, 1912, 755—760 und in Athanasiana, Journ. of Ägyptian archaeol. 1925, 67 annehmen zu müssen, daß Julian nicht aus Nikomedien, sondern von Konstantinopel aus nach Macellum verbannt worden sei: Der Aufenthalt Julians in Konstantinopel fällt, nachdem sein Vater in der zweiten Hälfte von 337 (Anfang 338 nimmt Seeck an) ermordet worden war, 339/40—342: Mardonios! Libanios ist bis 344 in Konstantinopel (or. 18, Bd. 2, 241); vgl. Jul. 271 B. 342—348 währte die Verbannung! Danach erhält Jul. durch Konstantios die ἐξουσία παιδεύεσθαι: Lib. 242, 12. Eunap. p. 473. Er hörte Hekebolios und Nikokles in Konstantinopel und suchte, von ersterem begleitet, wahrscheinlich 348, spätestens 349 Nikomedien auf. Libanios wirkt hier 344—349. Die Zurückdatierung der Verbannung um drei Jahre dürfte mit Vorsicht aufzunehmen sein.

*Edw. J. Martin, The emperor Julian: essay on his relations with the Christian religion, New York 1920.

J. Bidez, L'apostasie de Julien, Bull. de l'Assoc. Guill. Budé 7, 1925, 9—15, stellt den Rücktritt Jul.s zum Heidentum als zum großen Teil gefühlsmäßig bedingt hin. Ein gewisser Mystizismus der Sonnenverehrung rief die ersten Erschütterungen seines Christenglaubens hervor.

Annie Maria Pitman, Julian, called the Apostate (Univ. Wisconsin Studies in Language and Literature 15), Madison 1922, 33—51, bringt nach Ansicht des Ref. der Forschung keine Förderung. Abschnitt 1 der Skizze zeichnet Jul. als Feldherrn, Kap. 3 gibt einen Abriß seines Lebens, worin der Einfluß des Mardonios stark betont wird, 4 behandelt die Religionsreform, 5 die Grabschrift Jul.s.

G. W. Robinson, Notes on the fourth and fifth centuries, Harv. Stud. in class. phil. 26, 1915, 165—173: Im 1. Abschnitt: The

librarian of Julian (S. 165/68) merkt Robinson, angeregt durch die Übersetzung von ep. ad Athen. 277 BC bei Wright, die die Responsion der beiden εἷς nicht hervortreten läßt, an, daß hier, wie zuerst Tillemont aus Eunap. v. soph. p. 54 und 104 schloß, Jul.s Bücherwart, der sonst unbekannte Euhemeros Africanus, sowie sein Leibarzt, der berühmte Oreibasios von Pergamon, gemeint seien.

Panagiot. Kastriotes, Ἰουλιανοῦ τοῦ Ἀποστάτου κεφαλή, Ἐφημ. ἀρχ. 1923, 118—193, bespricht die Schriftstellernotizen und Darstellungen von Jul.s Kopf und deutet den Kopf Nr. 2006 im athen. Ἐθν. Μουσ. auf Jul.

Ausgaben und Übersetzungen.

*The works of the Emperor Julian. With an English translation by Wilmer Cave Wright, London, vol. 2 1913, vol. 3 1923. Aus der eingehenden Besprechung des dritten Bandes dieser Übersetzung durch G. Ammon, Phil. Woch. 1926, 273—279, auf die für das Weitere hingewiesen sei, sei herausgehoben, daß die Herausgeberin in der Einleitung ihrer Julians Edikte und Reskripte, pastorale oder enzyklische, Briefe an Priester, seine Privatbriefe behandelnden Übersetzung sich bereits mit Bidez-Cumonts Ausgabe auseinandersetzt. Auf die Prosopographie der Adressaten (S. 30—63 der Einleitung) sei hingewiesen. Die Anordnung der Briefe ist chronologisch.

Aug. Rostagni, Giuliano l'apostata. Saggio critico con le operette politiche e satiriche tradotte e commentate (= Il pensiero greco vol. 12), Torino 1920. Der erste Hauptteil des Werkes (l'uomo e lo scrittore), der ein Drittel des Ganzen ausmacht, stellt Jul. in den Rahmen seiner Zeit hinein. Das Kap. „vita attiva e vita contemplativa" behandelt das Leben des Kaisers von seiner Berufung zum Caesar (6. 11. 355) an, und zwar hauptsächlich auf Grund der Äußerungen des Jul. selbst. „Eine derartige im wesentlichen auf den Gedankenausdruck gegründete Kennzeichnung seiner Eigenart hat uns gefehlt" urteilt R. Asmus, Phil. Woch. 1921, 217—220. Die in Betracht kommenden Stellen werden in Text und Übersetzung vorgelegt und in den reichhaltigen Anmerkungen quellenkritisch gewürdigt, so z. B. Ammian. 15, 8, 4—17, S. 8, Anm. 3. Kap. 3 behandelt la coltura intellettuale, Kap. 4 l'arte. Der 2. Hauptteil bietet in italienischer Übersetzung, die A. Gardner, Class. Rev. 35, 1921, 113 f. als sehr lesbar bewertet, 1. den Brief an Themistios. — R. setzt ihn, wie er im zweiten Anhang darlegt, abweichend von den bisherigen Ansätzen in die frühe Zeit seines Caesarats in Gallien, Dez. 355 oder die ersten Monate von 356. Er sieht darin also nicht erst das vor der Alleinherrschaft 361 abgelegte Bekenntnis des Prinzen über seine Stellung zum Problem des tätigen und des beschau-

lichen Lebens—, 2. den Brief an Senat und Volk von Athen (Winter 361/62), 3. das Symposion (Dez. 361), 4. den Misopogon — geschrieben im siebenten Monat seiner Anwesenheit in Antiochia (S. 104, A. 2), 5. gegen die Christen (verfaßt in den letzten Lebensmonaten 363). Für ihn wie für den Brief an Themistios nimmt Asmus wieder Jamblichs Alkibiades-Kommentar (s. unten) als Hauptquelle in Anspruch. Bei Behandlung des Misopogon vermißt A. ein genaueres und schärferes Eingehen auf die Berührungen mit dem Mustermythos, und bemängelt hier noch mehr als bei den andern übersetzten Stücken, daß eine Aufzeigung des künstlerischen Aufbaus fehle. Die Vermutung R.s, daß Lukian und Seneca benutzt seien, lehnt A. mit Recht ab. Eher denkt letzterer an Menipp, „den ihm der Jamblichkommentar vermittelt haben könnte". Die förderlichen Anmerkungen zeigen durchweg Vertrautheit mit der Fachliteratur, namentlich der deutschen. Der Anhang I behandelt il pedagogo Mardonio e l'educazione di Giuliano. R. läßt die Beziehungen zu Mardonios bis 355 sich ausdehnen, also über eine längere Periode, als gewöhnlich angenommen wird. — Von weiteren Besprechungen des erfreulichen Werkes seien diejenigen von P. Shorey, Class. phil. 15, 1920, 401/04 und L. Negri, Boll. di fil. class. 27, 1920/21, 46/49 hervorgehoben.

Imp. Caesaris Flavii Claudii Juliani epistulae leges poematia fragmenta varia collegerunt recensuerunt I. Bidez et F. Cumont, Paris 1922. Die langerwartete Julianausgabe ist erschienen! Die Vorrede orientiert in knapper, doch ausreichender Weise über die Entstehung der Sammlung der Werke Jul.s, insbesondere der Briefsammlung, in Weiterführung der von den beiden Herausgebern 1898 veröffentlichten „Recherches sur la tradition manuscrite des lettres de l'empereur Julien". Eine Übersicht über die zahlreichen, für die Kritik in Betracht kommenden Hss. folgt, doch fehlt leider ein Stemma, wie es nach den Angaben der Verfasser G. Ammon, Phil. Woch. 1924, 339/44 bietet, sowie eine Übersicht der Ausgaben. S. XX rechtfertigt die Einbeziehung der Edikte des Kaisers in die neue Briefsammlung — cum quidquid principi placuit, legis habeat vigorem et epistoliis ad familiares gravissima librarii intermiscuerint imperatoris edicta — sowie die neue nach dem zeitlichen Gesichtspunkt getroffene Anordnung des Materials. Nach Voranschickung der Testimonia bringt der umfangreiche Teil 1: epistulae et leges, Teil 2: fragmenta varia, Teil 3: poematia et apophthegmata Juliano attributa, endlich Teil 4: epistulae spuriae vel dubiae. Ein Anhang bringt den Brief des Gallos an Jul. Die Zahlen der 157 Stücke des ersten Teils sind z. T. kollektiv als Bezeichnung von Briefgruppen zu verstehen. Zwischen die erhaltenen Briefe sind die nur erschlossenen gestellt; beide eingefügt in ein chrono-

logisches System. Es fragt sich, ob nicht die Stücke gesetzlichen Charakters besser von den Briefen getrennt behandelt worden wären, ferner, ob in der zeitlichen Zuordnung der Briefe nicht dem subjektiven Urteil zu viel Raum gegeben worden sei. Die Ansätze der neuen Ausgabe weichen von den bisherigen teilweise beträchtlich ab, z. B. setzte W. Schwarz, De vita et scriptis Jul. imper., Bonn 1888, Br. 46 ins J. 361, Bidez-Cumont vor 358, Br. 55 Schw. 358, B.-C. Dez. 359, Br. 30 Schw. Febr. bis Mai 362, B.-C. nicht viel vor 362. Das zeigt, daß sich eine Ordnung der Briefe nach dem zeitlichen Gesichtspunkt wohl nicht mit dem Anspruch objektiver Geltung durchführen lassen dürfte. So verlockend der Gedanke ist, die Briefe Jul.s in der Reihenfolge ihrer Entstehung lesen zu können — auch für die Anordnung der Briefe des Libanios ist gleiches von mancher Seite gefordert, von Foerster in seiner Ausgabe (oben S. 26) jedoch zugunsten der handschriftlichen Überlieferung abgelehnt worden —, so wenig darf das subjektive Moment in solcher Gruppierung verkannt werden. Ähnliches gilt für die Abtrennung der im 4. Teil behandelten Briefe. Bidez und Cumont athetieren außer den zuletzt von Geffcken als unecht bezeichneten 21 Briefen weitere 6, nämlich Br. 25. 33. 35. 37. 66. 70, letzteren in Übereinstimmung mit v. Borries. Cumont schrieb einst (1889) von allen diesen die Briefe 8. 15. 16. 19. 24. 28. 32. 34. 40. 41. 53. 54. 57. 60. 61. 67. 73 dem Kappadoker Julian, der Anfang des 4. Jahrh. in Athen Lehrer der Rhetorik war, zu, doch macht

O. Seeck, Julianos der Kappadoker, P. W. X 1, 1917, Nr. 30, darauf aufmerksam, daß der Verfasser nach Br. 24 (329 c), 60 (448 b) und 61 (448 d) Damaskener war und daß es überhaupt fraglich sei, ob der Verfasser Julianos hieß. Einstweilen werden nach S. diese Briefe anonym bleiben müssen. — In der Bearbeitung jedes einzelnen Briefes, in der Gestaltung des kritischen Apparates und der Interpretationsspalte sieht man überall bei Bid.-Cum. die bessernde Hand gegenüber der Hertleinschen Ausgabe, ebenso in der genaueren Beobachtung der Überlieferung z. B. gegenüber dem Hiat; innerhalb von Wortgruppen geben sie öfters leichten Hiat zu, wo Hertleins Ausgabe elidiert. Zum Schlusse sei auf die ausführlichen Besprechungen, sämtlich anerkennender Art, von W. C. Wright, Class. phil. 17, 1922, 362—367, P. Maas, Byz.-neugr. Jahrb. 4, 1923, 136/37, F. Boulanger, Rev. de phil. 48, 1924, 85 und O. Weinreich, Arch. f. Rel.-Wiss. 23, 1925, 86 verwiesen.

L'empereur Julien. Oeuvres complètes vol. I. part. 2 „Lettres et fragments". Texte revu et traduit par I. Bidez, Paris 1924. Diese Ausgabe gibt in derselben Reihenfolge wie die um 2 Jahre ältere von Bidez und Cumont die eigentlichen Briefe unter der Nr. jener und der

Hertleinschen Ausgabe. Cumont hat nach der Vorrede Text und Anmerkungen der älteren Ausgabe revidiert „et il m'a procuré ainsi, avec mainte observation précieuse, une sécurité qui a mis fin à bien des hésitations". Soviel Ref. zu sehen glaubt, sind im neuen Text aber nur relativ wenige Änderungen vorgenommen, wie etwa S. 63, 14. 19, 17 ed. Bidez. Sonst erscheinen die korrupten Stellen ebenso wie in der älteren Ausgabe behandelt, z. B. S. 16, 16, das inzwischen Wilamowitz glücklich emendiert hat. Die Angaben der Interpretationsspalte und des kritischen Apparats sind nahezu unverändert übernommen: in der Note zu Br. 11, Z. 17/18, S. 14 der alten, S. 18 der neuen Aufl. kehren sogar dieselben Läsuren an α und ο wieder! Vgl. auch Br. 89 Note zu S. 132, 20 (S. 160, 9 der vor. Aufl.). Die Briefe sind nach Gruppen in ganz entsprechender Weise wie in der vorigen Ausgabe zusammengefaßt: I. Jul. en Gaule, II. Jul. en Illyrie et à Constantinople (darin u. a. Br. 25 b à un inconnu, 32 [τῷ μεγάλῳ] Βασιλείῳ, 61 constitutio de professoribus), III. Jul. en Asie Mineure (in Br. 80, 20 ist <ἂν> jetzt fortgelassen und in den App. verwiesen), IV. Jul. à Antioche (unter 89 b wird das fragmentum epist. jetzt eingeleitet mit ... ἐὰν] ἐπίδωσιν st. ... ἐπιδώσειεν, in 112, S. 192, Z. 12 ist <ἂν> hinter προστιμήσαιμι jetzt fortgelassen, auch im Apparat nicht erwähnt), V. Lettres de date indéterminée, VI. Pièces de vers et fragments (worin die sicher unechten Stücke 171—175 fortgelassen sind), VII. Lettres d'authenticité douteuse (in Br. 201 S. 229, 18 ist <ἂν> sogleich in den Text eingefügt; Br. 202—205 sind fortgelassen), VIII. L'auteur des lettres à Jamblique (bespricht die Br. 181—187, ohne sie in Text und Übersetzung zu geben, während mit dem Untertitel lettres inauthentiques die Br. 190—191. 195—197 gegeben werden, die gleichfalls unechten Br. 180 und 188, 189, 192—194, 202—205 ohne weiteres fortgelassen sind). Dem so ausgewählten Texte hat Bidez, um ihn einem gebildeten Publikum mundgerecht zu machen, Einleitungen zu den einzelnen Briefgruppen und der Übersetzung erklärende Anmerkungen beigegeben. Eingehende Besprechung des als Ganzen sehr brauchbaren Werkes durch G. Ammon, Phil. Woch. 1926, 325—329. P. Shorey, Class. phil. 20, 1925, 161/63. C. Cessi, Bollet. di filol. class. 1925, 203/04.

Sprache und Textkritik.

Paul Klimek, Der Hiatus in den Schriften Kaiser Julians, Breslau 1919. Nach dem Verhalten zum Hiat scheiden sich Jul.s Schriften in drei Gruppen. Fast ganz gemieden ist er im Brief an Themistios; nur wenige Hiate zeigen die 1. und 8. Rede und das sogen. fragmentum epistolae. Eine weitere Gruppe bilden die 4., 6. und 5. Rede (16, 12, 28 Hiate). Die meisten Hiate, also wohl Spuren rascherer Abfassung

und geringerer stilistischer Durcharbeitung, weisen Rede 2 (38 Hiate), 7, 3 und der Misopogon auf; im Verhalten gegenüber dem Hiat steht die Galiläerschrift der 3. Rede am nächsten. Textkritische Beobachtungen zu Rede 1, 2, 7, 8, zum Brief an Themistios und zur Galiläerschrift bilden den Schluß der fleißigen Arbeit, bei der nur zu bedauern ist, daß sie auf Hertleins Text aufbauen mußte. Vgl. G. Ammon, Berl. phil. Woch. 1920, 193/95.

Karl Prächter, Julian or. 6 p. 238, 3 ff. Hertl., Herm. 56, 1921, 441/42, schlägt ansprechend vor, unter Ablehnung der Emendation von R. Asmus, Sitz.-Ber. Akad. Heidelb. 1917, 21, Z. 7 f. zu lesen: τά τε θνητὰ διὰ τῆς θνητοειδοῦς μοίρας <καὶ> πρὸς τούτοις σαφῆ [statt πρὸς τούτοις σαφῆ Asmus: Πλωτῖνος ἔφη] τὰ μεταξὺ τῷ ζῷον εἶναι κτλ.

Paul Thomas, Notes et conjectures sur les œuvres de l'empereur Julien, Revue Belge de phil. et d'hist. 1, 1922, 15—25, legt eine Reihe sehr beachtenswerter Emendationen und Interpretationen vor, die der Mitarbeit an Bidez-Cumonts Ausgabe der Briefe ihre Entstehung verdanken. Einige der ersteren: Rede 1, 12 D: τῷ μὲν οὐκ ἐς βασιλείαν ποικίλων ἠθῶν, Br. 61 (S. 71, 5—7 B.-C.) οἰστὸν δὲ ὁμωςγέπως, Br. 98, 159, 10 ἐπὶ κεφαλαίου st. ἐπεὶ καὶ φαίην. Br. 204, 281, 6—9 τὸ ἀμέριμνον ὑπάρχειν, ἵνα ἀπολαύοντες ἡσυχίας ἔτι μείζονας εὐχὰς ποιῆσθε ὑπὲρ τῆς ἐμῆς βασιλείας. Durch leichte Einfügung werden geheilt Rede 1, 15 A συνήθεια <φιλεῖ> κτλ., 8, 251 B κατὰ τοὺς ἄλλους <ἐφίεσθαι>, an Them. 256 C: λεγόμενον <οὐδ' ἀκαρῆ χρόνον>, Symp. 334 A ὀλίγον <ἰλιγγιάσας> nach Plat. Prot. 339 E; Br. 61, S. 73, 7—10 ἐξαναγεννηθῆναι <καὶ ἀποτρέπεσθαι> τούτων und Z. 13 οὐδὲ γὰρ <εἰκός> οὐδὲ εὔλογον, Br. 111, 172, 1—4 nach πατρὸς <οὐ νομίζετε θεὸν εἶναι;>, Br. 115, 179, 20—22 προείρηται <τὰ ὑπάρχοντα προέσθαι>. Einige Ergänzungen sind nur als Arbeitshypothesen brauchbar. In Br. 41, 47, 11—12 ist καὶ διακεῖσθαι, in Br. 180, 229, 14—19 ἀγαθοῦ vor προτέρου, Br. 184, 244, 2 κατὰ vor μικρόν zu streichen. Symp. 333 B ποιεῖς — λέγειν efficis ut pro se dicentes nugari videantur. In den unechten Jul.-Briefen 180 (229, 11), 186 (251, 13), 196 (266, 6 f.) ist μνηστεύειν = conciliare. Die Emendation Br. 183, 240/41 statt ἂν δ' ἐφύλαξας: ἀν' δ' ἔψυξας scheint bedenklich. Br. 14, 18/19 ἐμοὶ μὲν οὖν αἰσχρὸν—τάξιν imitiert Plat. Apol. 28 D f.

Fernand Boulenger, Essai critique sur la syntaxe de l'empereur Julien, Paris 1922, gibt auf Grund sorgsamer Kleinarbeit und Interpretation eine systematische Übersicht über Jul.s Sprachgebrauch S. 1—234, der eine Heraushebung des für Jul. Charakteristischen folgt. Einfluß der Umgangssprache der Gebildeten seiner Zeit sieht Boul. z. B. in der Verwendung von ἐν als Instrum., ὑπέρ für περί c. gen., in der

Bezeichnung der Person beim Passiv mit ἀπό, παρά, πρός, ἐκ; in der Konstruktion von λανθάνω, φθάνω u. a. Verben mit Infin.; im Durcheinander von οὔτε und οὐδέ; in der Verwendung von οὐ an Stellen, wo μή zu erwarten war; in der Vorliebe für Di- und Tricomposita; im Ersatz des einfachen Verbs durch εἶναι m. Partiz. Doch lassen sich diese und ähnliche Erscheinungen (Ersatz des gen. comp. durch ἀντί, der Steigerungsformen durch Adv.) mehr oder weniger auch bei Jul.s Zeitgenossen nachweisen, die zum Vergleich stärker hätten herangezogen werden mögen. Deutlich erkennbar ist für Jul. eine gewählte Ausdrucksweise, die gern Anleihen bei den Dichtern macht. Es sei auf die ausführliche Besprechung von S. Reiter, Phil. Woch. 1925, 579—582 hingewiesen, der seine Besprechung mit einer trefflichen Charakteristik Jul.s durch Boul. auf S. 238 schließt, und die A. D. Nocks, Class. phil. 39, 1925, 211, der die Nichtbenutzung von Schmids Attizismus rügt.

*Derselbe, Remarques critiques sur le texte de l'Empereur Julien, Paris 1922, ist dem Ref. nur aus der anerkennenden Besprechung von C. Cessi, Boll. di fil. class. 30, 1923, 195 f. bekannt.

U. von Wilamowitz, Lesefrüchte, Herm. 59, 1924, 249—273, hebt unter Nr. 188 hervor, daß die unechten Briefe Jul.s bei Bidez-Cumont Nr. 180—187 von demselben Verfasser zu stammen scheinen, vielleicht auch 188—194. Da in diesen jedoch die akzentuierenden Klauseln beachtet sind, und zwar stärker als bei Himerios, fallen sie später. Das Verhalten der Briefsammlung zu den Klauseln muß im einzelnen noch untersucht werden. Jul. selbst läßt sich in den Briefen gehen und verstößt gegen die Regeln der attischen Kunstsprache. Eingehende Interpretationen und elegante Emendationen folgen. Nach Br. 9 B.-C. (= 29 Hertl.) ist Alypios offenbar in Britannien, und Jul. ruft ihn herbei zur Herstellung der Ordnung; ob in Gallien oder im Reich bleibt unklar, und daran scheitert eine sichere Datierung. In der metrischen Gestaltung von 103, 13 B.-C. (= 570, 13 Hertl.) τὸν μῦθον οὐκ ἀκήκοας τὸν Βαβρίου zeigt W. ein Beispiel damaliger Stilmanier auf. Im selben Briefe 110, 10 (577, 7 H.) bessert er μηκέτι νομισθῇς aus μή τι νομισθείς.

Derselbe, Lesefrüchte, Herm. 60, 1925, 280—316, verbessert unter Nr. 201 die Stelle gegen Schluß von Brief 9 B.-C. S. 12 (= 520, 21 f. H.): <῞Α>λις ἐρίφων καὶ τῶν ἐν χειμαδίοις προβαταγρίων „ich bin es satt, in den Winterquartieren nur Zicklein und Schafe zu jagen. Jetzt geht es an Jagd auf wirkliches Wild!"

Julian als Staatsmann.

Wilhelm Enßlin, Kaiser Julians Gesetzgebungswerk und Reichsverwaltung, Klio 18, 1922, 104—199. Die teilweise schon 1911

fertiggestellte Arbeit behandelt die Ereignisse während der kurzen Regierung Jul.s im wesentlichen unter dem Einfluß Geffckens. Von Jul.s Restitutionsedikt und Amnestieerlaß (Anf. Febr. 362 in Alexandria veröffentlicht) ausgehend, behandelt E. 1. die beginnenden Reformen, das Sondergericht in Chalkedon, die Reform von Hof, Senat und Heer, 2. die Bestrebungen Jul.s, die Lage seiner Untertanen zu heben, den Erlaß über das aurum coronarium, Steuernachlaß, Staatspost und Dekurionat, 3. Amtsführung und Gerichtsbarkeit, Leistungen für einzelne Städte und Reichsteile, endlich seine Tätigkeit als Reformator des heidnischen Kultes.

Julian als Schriftsteller.

L. François, Julien et Dion Chrysostome. Les περὶ βασιλείας et le second panégyrique de Constance, Rev. des ét. gr. 28, 1915, 417—439. Beginnend mit einer Würdigung der Schriften Jul.s als Fundgrube älterer Philosopheme, untersucht F. unter Benutzung der deutschen Vorarbeiten die Berührungen zwischen Jul.s 2. und Dions ersten 4 Reden über das Bild des wahren Herrschers. Aus der äußerst sorgfältigen, bis ins Einzelne gehenden Vergleichung ergibt sich, daß Jul., der in Rede 7, 212 c Dion sogar nennt, in Rede 2 nicht nur im Aufriß (negative und positive Eigenschaften des Herrschers), sondern auch in den einzelnen Gedanken und Motiven, hier und da (z. B. D. 1, 28 ~ J. 2, 86 d; D. 4, 98 ~ J. 2, 85 c d) bis zu wörtlichen Berührungen, Dions Königsreden verwertet hat. Er ist natürlich kein sklavischer Nachahmer, sondern hat aus eigener Lektüre Neues hinzugefügt: Anklänge an Her. 6, 94 (79 a), Platon, auf den ja auch Dion zurückgeht (doch: ni le sophiste ni l'impérial panégyriste ne s'en tiennent à ce portrait), einzelne stoische Gedanken (80 a; 86 a ~ Diog. L. 7, 119 f.; 89 d ~ D. 1, 42 f.) sind greifbar, endlich werden (S. 429 f.) Einflüsse des Antisthenes vermutet, von dem vielleicht ein verlorener Dialog benutzt sein und auch in D. 3, 1 ff. nachwirken könnte. Doch warnt F., um jeden Preis aus beiden eine Schrift des Antisthenes rekonstruieren zu wollen. „Julien, Dion, tout autant que Plutarque, sont déjà des humanistes."

Rudolf Asmus, Der Alkibiades-Kommentar des Jamblichos als Hauptquelle für Kaiser Julian, Sitz.-Ber. Akad. Heidelb., Philos.-hist. Kl. Nr. 3, Heidelberg 1917, gewinnt durch eingehende Analyse von Jul.s beiden Invektiven gegen die Pseudokyniker (Rede 6 und 7), gestützt auf die aus einer größeren Zahl neuplatonischer Kommentare zu dem damals unbedenklich, jetzt erst mit Zögern als echt betrachteten Dialog Alkibiades I Platons erhaltenen Kommentare des Proklos und Olympiodoros unter ständiger Heranziehung des Alkib. I Schritt für Schritt die Grundgedanken des Jamblichwerkes zurück. Er findet in

Jul.s 6. Rede die Hauptgedanken der beiden ersten propädeutischen Drittel des Kommentars, d. h. Einleitung, gleichzeitig Fundort der Abhandlung Jamblichs περὶ φιλοσοφίας, Ethik, Ökonomik und Politik, in Rede 7 die mystische Reinigungslehre des letzten Drittels der Jamblichschrift, in der A. zugleich die als περὶ θεῶν von Jamblich zitierte Schrift wiederfindet. Jamblichs umfangreicher Kommentar stellte eine εἰςαγωγὴ εἰς τὴν Πλάτωνος φιλοσοφίαν dar. Seine Nachwirkung findet A. von den frühesten Briefen Jul.s an bis zur Galiläerschrift, besonders in or. 1—3. An der Richtigkeit der These von A. für einzelne Reden ist nicht zu zweifeln. Doch wenn er meint, man könne sich die Entlehnungen nicht umfassend (dazu vgl. oben S. 39) genug denken, so erheben sich Bedenken, denen K. Praechter, Grundr. d. Gesch. d. Philos. 646 Anm. 1 und Wilamowitz (bei J. Geffcken, Ausgang .. 291) zutreffend Ausdruck gegeben haben; vgl. des Ref. Bemerkungen Byz.-neugr. Jahrb. 1, 1920, 413 ff. Eine entschiedene Übertreibung ist die Annahme, daß ihm die andern benutzten oder berührten Platonstellen allein durch Vermittelung jenes Kommentars ins Gedächtnis gerufen oder gar erst bekannt geworden seien. Vielmehr hat Julian — nach einer noch nicht veröffentlichten Studie des Ref. — 11 platonische Dialoge ziemlich stark (besonders Politeia und Nomoi, darnach Phaidon, Phaidros, Timaios, Symposion, Gorgias, Theaitetos, Protagoras, Apologie und Alk. I), gegen 20 andere gelegentlich benutzt. An der direkten Platonbenutzung kann nicht gezweifelt werden. Einige Beanstandungen zu A. auch bei H. F. Müller, D. L. Z. 1918, 894/95. Vgl. auch O. Weinreich, Arch. f. Rel.-Wiss. 23, 1925, 86. Den Gedanken, daß der genannte Jamblichkommentar in allen Schriften Jul.s seine Spuren hinterlassen habe, führt A. in eigenen Untersuchungen weiter aus:

Derselbe, Kaiser Julians Misopogon und seine Quelle, Philol. 76, 1920, 266—292. 77, 1921, 109—141, beantwortet die Frage: Wie offenbart sich die Abhängigkeit des Misopogon vom Alkibiades I ? im ersten Hauptteil mittels eingehender Analyse des Mis. nach Aufbau und Gedankengang. Es „machen die aufgezeigten Anklänge des Mis. an den Alk. den Eindruck einer theosophischen Variation über das von diesem erörterte Thema von der Erziehung zur Herrschaft. Der Dialog ist mithin bloß die mittelbare .. Vorlage des Kaisers“ (S. 109). Als die unmittelbare Vorlage erweist A. im 2. Teil der Arbeit den genannten Alkibiadeskommentar.

Derselbe (†), Julians Invektiven gegen Neilos und ihre Hauptquelle, Philol. 80, 1925, 342/25. Auch in Jul.s Brief 59 Hertl. zeigt A. die Spuren des Jamblichkommentares auf. Für die gleiche Beurteilung der Quelle zum Brief an Themistios s. oben S. 44. Daß in Wirklichkeit die Quellenfrage komplizierter ist, zeigt:

H. Bogner, Kaiser Julians 5. Rede, Philol. 78, 1924, 258—297. Die 5. Rede ist nicht einfach ein Auszug aus Jamblich wie die Heliosrede. Zugrunde liegt ihr die pessinuntische Kultlegende. In der mit Jamblichs Terminologie arbeitenden Definition des Attis ist Jul.s eigenes Werk die Gleichsetzung der Selene Jamblichs mit Attis. Jul. hat die ältere und die neuplatonische Auffassung auf seinen Attis übertragen. Die der Definition folgenden Erörterungen 161 D zeigen Jamblichs Art. 162 A —165 B liegt ein fremdes, wenig überarbeitetes Stück vor. In der Quelle des Exkurses, Jamblichs Kommentar zu den λόγια des Theurgen Julian (Marinos, vita Procli 26) war anscheinend nicht von Attis die Rede: Es war dies Werk nach Planetenzonen geordnet und mit der Lehre der chaldäischen Orakel verquickt. Die Sphäre, die die sieben Planetenzonen umfaßt, ist der Äther, das πέμπτον σῶμα. Die Sphäre des Attis ist dort, wo der Äther an die veränderliche Körperwelt unterhalb des Mondes grenzt, d. h. es ist der Platz, den bei Jamblich Selene selbst einnahm. In den Mythos 165 B ff. ist 166 A eine Definition der Göttermutter eingeschoben. Durch Gleichsetzung mit Pronoia wird sie wie soeben Attis durch Jul. selbst in das System des Jamblich eingereiht. Jul.s Ausführungen zu dieser Gleichsetzung stammen aus Jamblichs Kommentar zu den chaldäischen Orakeln. Die anderen Aussagen über die Göttermutter sind aus verschiedenen Anschauungen kombiniert; besonders wichtig ist ihre Bezeichnung als Mutter und Jungfrau. Aus den Gegensätzen entwickelt Jul. im folgenden seine ganze Deutung. Tritt in der Definition der Göttermutter das Gerüst des Jamblich noch hervor, so läßt sich im folgenden das Werk, das bisher Hauptquelle war, nur noch gelegentlich erkennen; zugrunde liegt jetzt eine heidnische theologische Schrift, auf die der in christlicher Überarbeitung erhaltene Naassenertext zurückgeht, ein Werk voller Theokrasie, das eine Reihe mythologischer Gestalten dem Urmenschen gleichsetzt, sich aber besonders gern mit Attis befaßte. Die Brücke zur philosophischen Deutung gab nach Stoikerart die Etymologie. Dieser Schrift entnahm Jul. den für seine Deutung entscheidenden Zug vom παύειν καὶ στῆναι, sowie die Doppelfassung der Gestalt der Göttermutter, vielleicht auch die Doppelheit des Urmenschen sowie die Verbindung der Zeit der eleusinischen Mysterien mit der Bahn des Helios (173 A—D). Die Jul.-Stelle, die Attis zum συνοχεύς macht, hängt wohl zusammen mit der Lehre der θεολόγοι. Die Äußerung über die Rangordnung der Seelen geht zurück auf Poseidonios, dessen stoische Vorstellung Numenios dem Neuplatonismus brachte; die von ihm geschaffene Form liegt bei Porphyrios und Jul. vor, der Numenios wahrscheinlich durch Zwi-

schenglieder — Jamblich — benutzt. Die zweite Vorstellung, daß Attis in der materiellen Region Zeuger und Schöpfer wird, ist von Jul. kombiniert mit der vom Herabsteigen der Seele. Das Parallelmaterial bietet Poimandres I 14. Die Urform des von Jul. gestalteten Attismythos ist — wie die Naassener-Predigt bei Hippolyt, Refut. V p. 130—176 Schn.-D. zeigt — kosmogonisch zu fassen. Die Doppelheit im Wesen der Göttermutter hat ihr Gegenstück in der Isis der hellenist. Zeit. Aber die Erlösung aus der Welt der Materie fehlt hier, findet sich jedoch in den gnostischen Systemen. Ebenso klingt der dem Urmenschenmythos zugrunde liegende pessimistische Dualismus an Lehren der Gnosis an. Der Mythos von der Entmannung des Attis ist entstanden, um ein Aition für die aus semitischen Kulten stammende Entmannung der Kybelepriester zu finden: Attis ist Prototyp derselben! Die mythologische und etymologische Wurzel der Anschauung vom Grunde der Entmannung (167 B C) zeigt die Naassenerpredigt und besonders der Naassenertext. Die Wendung der Deutung ins Zeitlose (170 A — 171 D + 175 A) beruht auf einem von den Stoikern bekämpften Gedanken des Aristoteles von der Anfangslosigkeit der Materie und der Welt, den wie die Neuplatoniker so auch Jamblich in seinem Chaldäerbuch verfocht. Jul. verwischt die kosmogonischen Züge im Urmenschenmythos, um Attis in das System des Jamblich einbauen zu können. Trotzdem bleibt Attis nicht bloß Prinzip der Formen und Ordner der Materie wie Jamblichs Selene, sondern ist auch Schöpfer. Gegenüber Wendlands Hellenist.-röm. Kultur 179 und Asmus' Übersetzung 176 trennt B. beide Quellenschriften und schreibt ihre Vereinigung Jul. selbst zu. Jul. kannte die Attismysterien aus persönlicher Erfahrung. Die Stellen 168 C ff., 171 C, 172 A über Gebräuche und Zeremonien des Attiskults gehören in den Kreis der Sonnenreligion des Jamblich. Die Speisegebote des Attiskults (174 A ff.) zeigen sprachlichen Anklang ans alte Testament. Jul. fand im Mythos ein Gegenstück zum Christentum, sein Herakles (167 A) ist ein solches zu Christus.

Nachleben.

Felix Voigt, Die Entstehung von Ibsens Kaiser und Galiläer, „Satura Viadrina altera“, Breslau 1921, 54—64. In der Arbeit, die der Verf. als verkürzten Abdruck des 1. Kapitels einer noch unveröffentlichten umfangreichen Monographie über Ibsens „Kaiser und Galiläer“ bezeichnet, behandelt er die einzelnen Stadien der Entwicklung des Dramas. Als Ibsen Mitte Juni 1864 als Stipendiat in Genzano am Nemisee weilte, wurde er durch die Lektüre seines Freundes, den Ammian, gefesselt, und hier trat ihm der Gedanke an eine dichterische Behandlung des Stoffs zuerst vor die Seele. Nicht historisches Interesse oder gar

Liebe zur Antike — nur noch sein Catilina (1848/49) behandelt einen Stoff aus dem Altertum — hat ihn zu Jul. geführt, sondern sein Weltanschauungsstreben, das ihn nach den „Thronforderern“ nach neuen großen Zweiflern in der Geschichte der Menschheit suchen ließ. Die einzelnen Stufen der Konzipierung des Planes, die in den italienischen Aufenthalt Ibsens fällt, bis zu seiner Vollendung erst auf deutschem Boden im Februar 1873 werden gründlich dargestellt.

Zu Julian vgl. Jahrg. 1927 (Bd. 211) S. 1. 2. 3. 4. 6. 7. 8. 11. 12. 15. 16. 17. 18. 21. 24. 28. 29. 31. 39. 40. 45. 53; ferner oben S. 6. 24. 25. 27—29. 31—33. 38. 39.

Themistios.

Heinrich Schenkl, Beiträge zur Textgeschichte der Reden des Themistios, Sitz.-Ber. Akad. Wien, phil.-hist. Kl. 192, 1919. In Erweiterung seiner Untersuchungen (Wiener Stud. 20, 215—222) und als Vorarbeit zu einer Them.-Ausgabe, an deren Schaffung der Verf. inzwischen leider durch den Tod verhindert worden ist, gibt Sch. in der vorliegenden gründlichen Untersuchung, um die Reihenfolge der Reden in der handschriftlichen Überlieferung zu gewinnen, zunächst einen Überblick über die Ausgaben des Them. und die Anordnung der Reden darin. Besonders eingehend werden die Ausgabe Harduins, der in der Anordnung der Reden einer anderen Ausgabe folgte, und dessen Fehler (S. 25 ff.) behandelt. Es wird gezeigt, wie er fremdes geistiges Eigentum für sich in Anspruch nahm. An einer Reihe von Stellen gibt Harduin Lesarten, die mit dem Ambrosianus übereinstimmen, als eigene Vermutung. Der nächste Teil der Untersuchung behandelt die Anordnung der Reden in den Hss. In der Masse der Überlieferung stellen die Kaiserreden 7. 10. 9. 5. 4 und mit ihnen 2 einen festen Punkt dar. Sie sind zwar an verschiedenen Stellen der Sammlungen, in verschiedenen Graden der Vollständigkeit und innerhalb der Gruppen in verschiedener Anordnung überliefert, aber nirgends auseinander gerissen. Die Gesamtzahl der Reden dürfte 48 oder 49 betragen haben. Sch. macht einen sehr ansprechenden Versuch, die gesamten Schriftenmasse in Tomoi aufzulösen und gewinnt so folgende: A 1—6 (= or. 20. 28. 29. 25. 26. 27), B 7—9 (= 11. 1. 2.), C 10—13 (= 8. 6. 3. Δημηγορία Κωνσταντίου), D 14—17 (= 30. 22. 23. 23 a), E 18—23 (= 14. 31. 17. 19. 16. Φιλόπολις), F 24—28 (= 32. 15. 18. 24. 13), G 29 —31 (= 26. 34. 21), H 32—36 (= 7. 10. 9. 5. 4.), I 37—x (or. 33 . .). Von der letzten Gruppe ist nur der Anfang erhalten, der keine Schlüsse auf das Genos und die Zeit gestattet. In BCH sind λόγοι πολιτικοί, in D ἰδιωτικοί aus der Zeit vor Theodosios, in E πολιτικοί, in AG ἰδιωτικοί, in F σύμμικτοι aus der Zeit des Theodosios vereinigt. Die Gruppen

BCDH könnten noch von Them. selbst herausgegeben sein. Möglicherweise wurden die von diesem selbst nicht mehr herausgegebenen Bände von Libanios oder doch unter dessen Mitwirkung ediert, vgl. im cod. Σ Überschrift zu or. 26: Λιβανίου προθεωρία. Daß dabei die von Them. selbst besorgten Bände in die Gesamtausgabe aufgenommen wurden, ist selbstverständlich. Zum Schlusse empfiehlt Sch. folgende Ordnung der Tomoi für eine kommende, dringend nötige Ausgabe: HCB + D vor Theodosius, E + GA + F, dazu I. Der Hinweis auf eine ganze Reihe von Problemen, die sich aus diesem Versuch einer Gruppierung für die Betrachtung und Einreihung der einzelnen Reden ergeben, bilden den Schluß.

Vlad. Valdenberg, Discours politiques de Thémistius dans leur rapport avec l'antiquité. Traduit du russe par H. Grégoire. Byzantion 1, 1924, 557—580. Die fünf Lieblingsthemen des Them. sind 1. Staat und Philosophie, 2. Philanthropie, 3. Pflichten des Staates, 4. Gewissensfreiheit, 5. Herrscherideal. Alle außer dem vierten stammen aus der antiken Philosophie. V. untersucht, unter welchen Formen dem Them. diese Probleme erschienen, wie er sie den Zeitverhältnissen anpaßt und was er zu ihrer Lösung Neues beiträgt. Zu diesem Zweck durchmustert er die einzelnen Reden nach der angegebenen Einteilung und gibt die leitenden Gedanken an. Das erste Problem wird behandelt in a) or. 2 (i. J. 355): Them. knüpft an Platons Lehre von der Notwendigkeit der Identität von Herrscher und Philosophen an. Der Philosoph kennt das Gute, der König kann ihm nachgehen. Der Philosoph, der seine Handlungen seiner Vernunft unterordnet, kann allein wahrer König sein. Der wahre König erstrebt das Gute der Untertanen, der Tyrann ist der Sklave seiner Leidenschaften. b) or. 8: Ein Lieblingstraum des Them. ist der γενναῖος τύραννος, dessen Bild mit Farben Platons (Pol. 6, 496 f.) ausgemalt wird. Aber Platons Behauptung, daß das Übel nicht eher aus der Welt verschwinden werde, als bis die Philosophen herrschen, weist Them. als Irrtum ab. Der König muß philosophisch beraten sein. Ein Fremder mit ἀρετή ist als Herrscher besser denn ein Landsmann ohne solche. c) or. 9: Notwendigkeit der Erziehung zum Herrscher. Θέμις, Δίκη und Νόμος sind die Diener des Königs. Die kosmische Ordnung ist ein Muster der irdischen. d) or. 34: Verträglichkeit der Philosophie mit dem Beruf des Senators. Praktische, speziell politische Betätigung steht nicht im Gegensatz zur Philosophie. 2. Philanthropie: a) or. 1: der wahre König muß die Haupttugend der φιλανθρωπία haben, Menschenliebe. b) or. 6: Könige werden nicht vom Zufall bestimmt, sondern sind ἄνωθεν erwählt. c) or. 7: ethisch-metaphysische Fundierung seiner Lehre von der φιλανθρωπία. Nicht Intelligenz, sondern Pietät und Humanität sind die Kardinaltugenden des Königs. Christlicher

Einfluß (Prov. 21, 1) macht sich bemerkbar. d) or. 10 wiederum: φιλανθρωπία die wahre Tugend der Könige. e) or. 11: Der König ist die Hand Gottes und steht über dem Gesetz. f) or. 19: φιλανθρωπία steht über εὐσέβεια. 3. Pflichten des Staates: a) or. 13: Der Herrscher als Hirt, der die Völker schirmt und über das Wohl aller wacht (Plat. Phaidr. und Symp.!). Endziel: das allgemeine Glück. b) or. 15: Erste Pflicht des Staates ist Verteidigung des Rechts, sein Ziel das Wohl der Menschen. 4. Gewissens- oder religiöse Freiheit: a) or. 5 (364): Jeder hat Freiheit im Wollen, niemandem kann man Frömmigkeit anbefehlen. b) or. 12 (i. J. 374): Valens hat verstanden, daß Tugend und religiöses Gefühl nicht in seiner Macht stehen. Geist und Seele sind frei. 5. Herrscherideal: a) or. 3: Vergleich des Herrschers mit dem Tyrannen; Anlehnung an Platon. b) or. 4: Der Gesamtstaat ist ein Spiegel für den Herrscher. c) or. 14 und d) or. 18: ὁ ἀληθῶς βασιλεύς.

Jede der Reden des Them. hat einen rein äußerlichen Anlaß: Amtsantritte, Jahreswenden usw. Er benutzt diesen, um das eine oder andere Problem im Geist der antiken Philosophie auszubreiten. Die politische Philosophie war für ihn immer eine literarische Sache und viel weniger eine Lebenswichtigkeit. Seine Kriterien sind ihm in der Mehrzahl der Fälle durch die Traditionen der antiken Philosophie geliefert. Der Grad des Zusammenhanges seiner politischen Lehren mit ihr ist verschieden: sie erscheinen in derselben Form, die ihnen die alten Philosophen gegeben haben, oder mit Modifikationen oder haben kaum noch eine Beziehung zu ihr. Die Beziehung zwischen Macht und Gesetz war ein Hauptproblem bei Platon und Aristoteles. Them. folgt Platon in der Interpretation Dions. Betreffs der Eigenschaften des Herrschers gab es in der Antike zwei Positionen: die der Kyniker und die des Sokrates und Platon. Dion verbindet beide. Ihm folgt Them. in Darstellung der ἀρχικὴ τέχνη, betont aber auch das Wissen. Bei Dion ist der Philosoph Berater des Königs. Them. folgt hierin, wenn auch zögernd, Dion, blickt nur bisweilen auf Platon zurück. Der Besitz der Kenntnisse ist — ein neuer Gedanke bei Them. — für den Herrscher eine conditio sine qua non (113 d). In der Frage: Muß der wahre Herrscher geboren sein? folgt Them. wiederum Dion, in der Frage nach dem Charakter der Macht neigt er Platon zu, dem Dion folgte. Neu ist bei Them. der Gedanke von der „fraternité“ aller Menschen: christlicher Einfluß macht sich hier geltend. Auch der Gedanke ist neu, daß es dem Staate nicht glücken wird, dem Kampf aller gegen alle ein Ziel zu setzen — interessant ist Gegenüberstellung von Dion or. 74 (περὶ ἀπιστίας) mit Them. or. 15 —, endlich die Idee der religiösen Freiheit.

Ingeborg Hammer Jensen, Deux papyrus à contenu d'ordre chimique, Oversigt over det . . Danske videnskabernes selskabs

forhandlinger, Kopenhagen 1916, 279—302 interpretiert S. 291 f. Them. or. 21, 247 b, woraus sich ergibt, daß es z. Z. des Them. Beamte gegeben hat, die eigens zur Nachprüfung der Echtheit von Waren aus Edelmetallen usw. angestellt waren. Ὑακίνθων scheint aus einer Glosse zu πορφύρας hervorgegangen zu sein. — Zu erwarten ist statt dessen etwa λίθων.

A. S. Ferguson, On a fragment of Gorgias, Class. phil. 16, 1921, 284—286. Unter Heranziehung von Them. or. 26, 331 a wird Fragment 8 aus Diels' Vorsokratikern behandelt.

O. Hense, Zu Antipatros von Tarsos, Rhein. Mus. 73, 1920/24, 290—305, macht S. 301 Anm. 1 darauf aufmerksam, daß wenigstens ein Teil der Schrift περὶ ψυχῆς bei Stob. Ekl. IV 52 b 45 dem Them. gehören könne (vgl. E. Maass, Orph. 304 f., Schmid LG. II 2[6] 1011, 5).

Zu Themistios vgl. Jahrg. 1927 (Bd. 211) S. 4. 16. 21. 24. 31. 40. 45; ferner oben S. 19. 24. 25. 31. 33. 41. 43. 44. 50 und unten bei Prokop (Kempen).

Aristainetos.

*G. Niccolini, Aristeno e Aristeneto, Studi storici per l'antichità class., N. F. 1, 1914, 194—198, war dem Ref. nicht zugänglich.

Zu Aristainetos vgl. Jahrg. 1927 (Bd. 211) S. 23. 26.

Romanos.

Romanus sophista περὶ ἀνειμένου ed. Walt. Camphausen, Lipsiae 1922. Die von H. Rabe aus dem Nachlaß des 1916 gefallenen Verf. herausgegebene Arbeit behandelt einen nur im Vatic. gr. 105 fol. 151—153 erhaltenen, etwa 150 Zeilen Teubnertext umfassenden Traktat, den Leo Allatius herauszugeben vorhatte und Io. Bapt. Pitra, Anal. sacra et class. V 2, 310/313 nachlässig herausgegeben hat. Johannes von Sardes (im 10. Jahr.) im Kommentar zu den Progymnasmata des Aphthonios benutzt und zitiert als einziger das Schriftchen. Romanos hat zwischen dem 4. und 7., wahrscheinlich im 5. oder 6. Jh. gelebt: Vor dem 4. Jh. wurde ἀνειμένος nicht von den Rhetoren in demselben Sinne wie bei Romanos verwendet. Der Name Romanos nötigt, mit der Ansetzung des Verf.s nicht über das 7. Jh. hinabzugehen. Benutzung Menanders ist sicher, die Theons zweifelhaft. Nach einer Einleitung behandelt das Werkchen ἐργασία und τρόποι, sehr kurz σχήματα und ἐπιχειρήματα. Es folgt Camphausens Kommentar, der die Probleme aufzeigt, die noch zu lösen sind. Trotz der Kürze ist das Werk — nach C. — nicht eine Epitome aus einem größeren. Im Hinblick jedoch auf Abschnitt 6 könnte man gerade auf diesen Gedanken kommen oder etwa vermuten, daß nur ein Entwurf vorliegt; denn die Kap. 4

und 5 sind nur Beispielsammlungen zu σχήματα und ἐπιχειρήματα. Die Beispiele sind offenbar aus dem Gedächtnis und nicht ganz genau zitiert. Vgl. W. Nestle, Phil. Woch. 1924, 1139/40.

Schule von Gaza.

Prokopios.

Die in Aussicht stehende Ausgabe der Briefe des Prokop von H. Markowski ist noch nicht erschienen.

Carolus Kempen, Procopii Gazaei in imperatorem Anastasium panegyricus, Diss. Bonn 1918. Die Einleitung informiert über die Überlieferung des Paneg., die allein auf Marc. gr. 428, einem Kodex Bessarions, beruht, und die Stellung Pr.s zu Hiat usw. Diesen meidet er sorgfältig, bei καί und den vokalisch auslautenden Artikelformen mit Hilfe des Krasis, mit Elision bei präpositionalen Wendungen. Pr. hat die akzentuierende Klausel (IXf.) an Satzschlüssen ausnahmslos, doch auch innerhalb der Sätze meidet er illegitime Klauseln. Von 675 Klauseln haben 352 die Form ∼́∼∼∼́∼, 205 ∼́∼∼∼́∼∼, 115 ∼́∼∼∼́∼́∼∼∼́. An drei Stellen ist die Klausel durch Textverderbnis verlorengegangen. Die Disposition der Rede entspricht ganz Menanders Regeln, wie K. eingehend nachweist. Er setzt die Rede nicht lange nach 501 an, die Lebenszeit Pr.s etwa 465—528. Die S. 1—17 bringen den neuen, gesicherten Text und sorgfältigen Apparat. Ein knapper Kommentar, der hauptsächlich die Klassikerimitationen behandelt, folgt S. 18—37. Einerseits kommen als Vorbilder die Autoren des Genos in Betracht von Isokrates' Euagoras bis Aristeides' Panathenaikos, anderseits für Einzelheiten Thukydides, Platon, Demosthenes, Herodot, Xenophon, vielleicht auch Reden des Libanios und Themistios sowie natürlich die üblichen Gemeinplätze der Rhetorenschule. Vergleiche, Bilder und Christliches fehlen gänzlich. Chorikios hat den Prokop nachgeahmt. Vgl. die Besprechungen von G. Ammon, Berl. phil. Woch. 1918, 1033/36 und H. Koch, Woch. f. kl. Phil. 1919, 300.

Hermann Diels, Über die von Prokop beschriebene Kunstuhr von Gaza mit einem Anhang, enthaltend Text und Übersetzung der ἔκφρασις des Prokop von Gaza. Abhandl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1917, phil.-hist. Kl., Berlin 1917, gibt ausführliche Würdigung der Beschreibung einer Kunstuhr, wie sie Pr. (= Ps.-Choric. p. 149 ff. Boiss.) geliefert hat. Dessen Leben setzt er im Anschluß an Würthle S. 96 ff. (s. unten) von 473—535 an. Pr. hat für das Technische keinen Sinn und beschreibt lediglich rhetorisch das Äußere der Uhr, auf ein mit φιλότης angeredetes Lesepublikum rechnend, die Beschreibung durchwebend

mit Reminiszenzen und Anspielungen auf die Schulschriftsteller, im Proöm z. B. auf Herodot. D. zieht für seinen Rekonstruktionsversuch die Kunstuhren unserer alten Kirchen und die Wasserkünste in Pegli, Hellbronn bei Salzburg und anderwärts heran. Regierungsbaumeister Dr. Krischen-Berlin, dessen Rat D. mehrfach eingezogen hat, schätzt die Höhe des Gesamtbaues auf etwa 6 m. Pr.s Ekphrasis zeigt das Nachleben der antiken Technik und erklärt zugleich, wie diese damals im Morgen- und Abendlande beliebten Kunstwerke durch das Mittelalter hindurch sich als Rest hellenischer Wissenschaft und Kunst in hellere Zeiten retten konnten. Ein Überblick über die D. bekannt gewordenen Kunstuhren bis zu derjenigen am Straßburger Münster schließt die für Literatur und antike Technik gleich interessante Abhandlung. S. 27—39 gibt D. einen genauen Text der Ekphrasis in einer gegenüber der Boissonadeschen natürlich erheblich verbesserten Lesung nebst kritischem Apparat, zu dem er zahlreiche eigene Konjekturen beisteuert und in dem er die Reminiszenzen aus der klassischen Literatur notiert, und gegenübergestellter Übersetzung. Der erste Teil der Abhandlung ist wenig verändert übergegangen in sein letztes Werk:

Derselbe, Antike Technik, 2. Aufl., 1920, 219—228 (Kap. 7).

E. Wiedemann und F. Hauser in dem bei Christ-Schmid, LG. II 2[6] 1030 Anm. 4 zitierten Werke berühren die Gazauhr nicht.

Paul Würthle, Die Monodie des Michael Psellos auf den Einsturz der Hagia Sophia, Rhetor. Stud. Heft 6, Paderborn 1917, erbringt den Nachweis, daß die in den codd. Matrit. gr. 72 und 115 dem Prokop, im Paris. gr. 1182 dem Psellos zugeschriebene Monodie auf den Einsturz einer Sophienkirche dem letzteren zugesprochen werden muß. Ausgehend von der Feststellung, daß der Matrit. 115, der wenigstens zum größten Teile von Konstantinos Laskaris' Hand stammt, etwas flüchtiger ist als der allein von dem Genannten, aber sichtlich nach derselben Vorlage, geschriebene Matrit. 72, daß ferner beide gegenüber dem Paris. 1182, der große Genauigkeit in den alttestamentlichen Zitaten zeigt und auch sonst sorgfältig kopiert ist, durch Interpolationen und andere bewußte Änderungen entstellt sind, gewinnt W. das Bild, daß die Matritenses und der Parisinus auf einen Archetypus zurückgehen, den P sorgfältig kopierte, während M die Schwierigkeiten durch Änderungen zu beheben suchte oder Verschreibungen hat, wo P die bessere Lesart bietet. Gerade die Lesarten von P, der zahlreiche rhetorische Figuren besser erhalten hat, zeigen dessen Wert. Auf S. 13—16 wird der auf Grund der vorstehenden Erwägungen konstituierte Text geboten. Nachdem W. hierauf das sprachliche Gut ausgeschieden hat, das auf Konto der Mimesis zu setzen ist, wobei sich ergibt, daß in einer Reihe von Gedanken und sprachlichen Formulierungen der Autor mit Aristei-

des' Rede 18 K. und Libanios' Rede 61 — gleichfalls Monodien auf durch Erdbeben zerstörte Städte — übereinstimmt, folgt die Untersuchung der Sprache, des Verhaltens zu Hiat und Klausel. Für die wenigen unattischen Formen der Monodie finden sich nur bei Psellos parallele Beispiele. Eine Vergleichung der Wortwahl der Monodie mit derjenigen der beiden zitierten Monodien zeigt die Zugehörigkeit unserer zum strengen, attizistischen Stil. Der Gebrauch poetischer Wörter bei allen drei hängt zusammen mit dem besonderen Charakter der Monodie, die dem θρῆνος verwandt ist. Späte Wörter meiden Aristeides und Libanios peinlich, unsere Monodie hat fast 50 solche. Auch beim Vergleich der Wortwahl in Monodie und anderen Schriften Pr.s ergibt sich, daß er, der sonst in den zur rhetorischen Tradition gehörenden Literaturformen die Gesetze der Wortwahl streng befolgt, nicht Verfasser der Monodie sein kann. S. 31 bringt eine Auseinandersetzung mit Norden, AK. 421 Anm. 1. Die Untersuchung des Wort- und Zitatenschatzes der Monodie ergibt, daß sich diese mit dem des Prokop wenig deckt, in Wortschatz und grammatischen Einzelheiten dagegen sich lebhaft mit Psellos berührt, diejenige über den Hiat zeigt: Prokop vermeidet den Hiat ebenso wie Chorikios, und zwar in den Reden noch sorgfältiger als in den Briefen (dies gegen Seitz 42). Die Monodie hat unter 76 Hiaten 18 schwere, steht also Psellos näher, der Hiatmeidung im Sinne eines Stilgesetzes nicht kennt. Prokop meidet falsche Klauseln. Psellos ist wieder gleichgültig dagegen. Die Monodie steht auch hierin Psellos näher. Somit ist der Nachweis als gebracht zu betrachten, daß Psellos der Verfasser der Monodie ist.

Die chronologischen Fragen werden in einem besonderen Kapitel untersucht. Der Epitaphios des Chorikios auf seinen Lehrer Prokop fällt nach Graux und Kirsten vor die Rede auf Stephanos und Aratios, d. h. vor 533/36. W. weist zur Stütze dieses Ansatzes noch auf Chor. S. 23, 6 ff. hin: zu Lebzeiten Prokops konnte Chorikios unmöglich eine offizielle Prunkrede halten. Aus 109, 7 f. folgert er weiter, daß Prokop tot war, als Chorikios die 2. Markianosrede schrieb — d. h. vor 548. Demnach ist Prokop unmöglich Verfasser der Monodie, die sich auf den Einsturz der Hagia Sophia von 7. Mai 558 bezieht. Der zweite und der letzte Einsturz der Hagia Sophia in Konstantinopel infolge Erdbebens fand am 26. Okt. 986 oder, wie Heinrich Moritz, Bayr. Blätt. f. Gymnasialschulw. 55, 1919, 88 berichtigt, 985 statt. Nur auf ihn kann sich mithin die Monodie beziehen, wenn Psellos ihr Verfasser ist: Nach Z. 65 der Mon. handelt es sich um den zweiten Einsturz der Kirche. Aus Z. 21 schließt W., daß hier an die Verwendung des hl. Öls bei Priesterordinationen und Kaiserkrönungen gedacht ist und daß, da bei letzterer die Salbung mit Öl erst nach Karls des Großen Vorgang in Ostrom auf-

gekommen ist, also nur die Katastrophe von 985 gemeint sein könne. Die Sophienkirche in Nikaia ist nebst anderen Kirchen bei einem großen Erdbeben vom 23. Sept. 1064 eingestürzt, nachdem sie am 26. Okt. 740 bereits einem Erdbeben zum Opfer gefallen war. Psellos aber hat keine Beziehungen zu Nikaia, und für Kaiserkrönungen kommt dieser Ort nicht in Frage: S. 97 ff. Somit bleibt nach W. nur die Möglichkeit, daß Ps. den Einsturz der Sophienkirche in Konstantinopel vom Jahre 986 bzw. 985 meint, d. h. ein Ereignis, das lange vor seine Zeit fällt. W. sucht S. 105 f. diesen Umstand aus dem großen Interesse zu erklären, das Ps. nach Erweis seiner anderen Werke für Erdbeben hat, anderseits mit der Einsturzgefahr, in der die Hagia Sophia während des Ps.' Zeit infolge der zahlreichen Erdbeben ständig schwebte, wie wirklich 1064 die Kirche infolge erlittener Schäden ausgebessert werden mußte. Die Monodien des Libanios und Aristeides haben ihm, dem rhetorisch geschulten Gelehrten, den Anstoß zu seiner Monodie gegeben. M. E. ist der Schluß der W.schen Untersuchung nicht vollbefriedigend: Sollte wirklich Ps. eine 60 Jahre zurückliegende Katastrophe zum Thema seiner Monodie genommen haben? Mindestens muß man annehmen, daß der starke Eindruck, den das Erdbeben von 1064 in ihm auslöste, ihm den Anlaß zur Monodie gegeben hat. Es sei auf die Besprechungen von Schissel von Fleschenberg, D. L. Z. 1918, 304—310 und Lindstam, Svensk Hum. Tidsskr. 1918, 244—248 hingewiesen. Hauptergebnis W.s, der Beweis der Autorschaft des Ps., findet Stützen in den zahlreichen neuen Untersuchungen über die Sprache des Psellos:

N. Bănescu, Die Entwicklung des griechischen Futurums von der frühbyzantinischen Zeit bis zur Gegenwart, Diss. München 1915; E. Renauld, Lexique choisi de Psellos, Paris 1920; Derselbe, Étude de la langue et du style de Michel Psellos, Paris 1920; Chr. Zervos, Un philosophe néoplatonicien du 11. siècle, Paris 1920, auf die hiermit verwiesen sei.

S. G. Mercati, L'editio princeps della monodia di Psello εἰς τὴν τῆς ἁγίας Σοφίας σύμπτωσιν è condotta sul cod. Barberino gr. 240, Byz. Zeitschr. 24, 1924, 297/98 richtet sich gegen Würthle, der als Grundlage der Erstausgabe des Leo Allatius den Paris. gr. 1182 angenommen und Allatius Unzuverlässigkeit vorgeworfen hatte. Er hat vielmehr den Barber. gr. 240 (sc. 13/14) benutzt.

Zu Prokopios vgl. oben S. 24.

Chorikios.

Spezialuntersuchungen zu Chorikios sind nicht erschienen. Die 1892 von Teubner angekündigte zweibändige Ausgabe der Werke des Chorikios von R. Foerster hat dieser im Manuskript fertig hinter-

lassen. Dringend verlangen eine Behandlung die Ekphrasen der beiden Kirchen Gazas, für welche G. M i l l e t , Revue des ét. gr. 1915, 53 f. und N i k o s A. B e e s , Kunstgeschichtliche Untersuchungen über die Eulaliosfrage und den Mosaikschmuck der Apostelkirche zu Konstantinopel, Berlin 1917 (vgl. R. W. S a r e , Phil. Woch. 1921, 278 f.) heranzuziehen sein werden.

Zu Chorikios vgl. Jahrg. 1927 (Bd. 211) S. 8. 21. 25. 37 und oben S. 20. 34. 57. 59.

Nicht zur Schule von Gaza gehört

Nikolaos von Myra.

K u r t O r i n s k y , De Nicolai Myrensis et Libanii quae feruntur progymnasmatis, Diss. Breslau 1920. Das 1. Kapitel behandelt Leben und Werke des Nik., der, um 430 in Myra in Lykien geboren, bis in die Zeit des Anastasios (491—518) gelebt hat. Er ist Schüler des Lachares in Athen und gehört nicht zur Schule von Gaza. Or. erbringt den Nachweis, daß ihm außer den προγυμνάσματα (Walz, Rh. Gr. I 262—420) und προθεωρίαι (zuletzt bei Felten) nach dem Zeugnisse des Paris. gr. 2918 noch eine Reihe von Progymnasmata gehören, die im Corpus des Lib. erhalten sind: Dieg. 32. 34. 36, Enk. 9, Ekphr. 17—28, Thes. 2. 3, Syngoria. Mit ziemlicher Sicherheit sind ihm außerdem noch Dieg. 19. 22. 24. 31. 37—39, Ethop. 26, Ekphr. 8—16 zuzuweisen. Der Nachweis ist kompliziert, weil Nik. in Gedanken und Sprache Nachahmer des Lib. ist. Hauptkriterium ist nach Kap. 2 die Klausel. In der zweitgenannten Gruppe sind im Unterschied von Lib. und in Übereinstimmung mit dem echten Nik. akzentuierende Klauseln angewendet; in der ersten Gruppe teils überhaupt keine Klauseln, teils andere Formen der Akzentklausel, während Lib. in seinen Progymnasmata wie fast überall — außer der Orestesdeklamation — die quantitierende Klausel hat. Die häufigste Klauselform ist ∼́∼∼∼́∼∼, weniger häufig ∼́∼∼∼́∼; ihr Verhältnis zueinander 5 : 2. Das 3. Kapitel zeigt, daß in Hiat und Sprache sich die neugewonnenen Nik.-Progymnasmata von den Feltenschen nicht unterscheiden. Phraseologie, Wortschatz und Syntax werden eingehend untersucht. Der Anhang der Diss. zeigt, daß die dem Nik. nicht zugehörenden Pseudolibaniana des 8. Bandes: Dieg. 4—18. 20. 21. 23. 25—30. 33. 35. 40. 41, Chrie 4, Gnom. 2. 3, Katask. 3, Ethop. 9. 13. 20. 22. 24. 25. 27 Werke v e r s c h i e d e n e r Verfasser sind. Dieg. 11. 16. 29 sind unter Berücksichtigung der Silbenzahl in Strophe, Antistrophe und Epodos gegliedert. Ref. hat die Diss. ausführlich besprochen Phil. Woch. 1921, 697—701 und Byz.-neugr. Jahrb. 2, 1921, 209 f.

Eunapios.

Eunapius, Lives of the Philosophers and Sophists by W. C. Wright, London 1922 (s. oben S. 21).

Paul Thomas, Remarques sur Eunape (Vies des Sophists), Bulletin de la classe des Lettres de l'Acad. royale de Belgique 7, 1921 [gedr. Brüssel 1922], 529—536. Gegenüber den zahlreichen gegen Eun. erhobenen Vorwürfen (Kritiklosigkeit, Christenfeindlichkeit, mangelhafte Komposition der Bioi, affektierter Stil usw.) weist Th. auf einige Vorzüge hin, z. B. seine herzliche Anhänglichkeit an seine Lehrer Proairesios und Chrysantios (493, 3—5 Boiss.), seinen Humor (483 ff.). Er ist Bewunderer (454, 13. 35—40) und Nachahmer Plutarchs, besonders seiner βίοι παράλληλοι; deren Lektüre habe sein Talent gefördert und ihn fähig gemacht, scharf umrissene, lebensvolle Porträts zu zeichnen. Im 2. Teil gibt Th. unter Heranziehung des Laurentianus Besserungsvorschläge zu Boissonades Text. Einige seien hervorgebohen: 455, 5 ἐκείνων, (st. ἐκείνοις) καταθαρροῦντες. 469, 27 ff. τῶν ἀκινήτων μαντείων· πάντα γὰρ ἐγένετο κτλ. 40 ff. ἀφίκετο, <εἰ> καὶ τὴν γυναῖκα κτλ. 479, 51 f. μετέθηκε (st. μεθῆκε) τὴν ψυχήν. In der Libaniosvita 496, 28—31 trifft sein Vorschlag καθαιρῶν (vgl. Liban. Bd. 1, 7, 13 Foerst. m. App.) zusammen mit dem V. Lundströms, Adversaria Eunapiana, Eranos 5, 1903, 50 f.; vgl. K. Meiser, Herm. 46, 1911, 312 f., der passend auf Max. Tyr. or. 10, 2 c Hob. verweist καθεῖλον τὸ ἀνάθημα und seine eigene Konjektur καθιερῶν (Herm. 45, 1910, 480) zurückzieht. Der Anstoß, den Th. im folgenden (36 ff.) an ἀναλεγόμενος — εἴσεται nimmt (ἀναλεγόμενος heiße nicht „qui lit", sondern „qui recueille" und deshalb sei οἴσεται [secum feret] zu lesen), scheint nicht begründet zu sein. Zu 497, 10—12 empfiehlt er ἔνστασιν statt στάσιν unter Hinweis auf eine Parallele in der Artemii Passio § 4. 501, 8—11 bessert er in Anlehnung an das κοινώσας και des Laur. Boissonades κοινωνῆσαι in κοινώσασθαι.

Kurt Latte, Eine Doppelfassung in den Sophistenbiographien des Eunapios, Herm. 58, 1923, 441—447. Photios kannte die Historien Eun.s in zwei Fassungen, einer heidenfreundlichen und einer christenfreundlichen. Letztere liegt den Exzerpten der Konstantinischen Sammlung zugrunde. Lundström, Proleg. in Eunap. 1897, 31 ff. hat letztere Umarbeitung dem Eun. vindiziert und in der in den Handschriften des Libanios vorliegenden sogenannten Lacapenosrezension der Libaniosvita den Rest einer zweiten Ausgabe auch der Sophistenbiographien zu entdecken geglaubt. Aber in den Varianten dieser Rezension handelt es sich teils um Textverderbnisse, teils um pedantischen Eigensinn in orthographischen Kleinigkeiten. Es dürfte hier also eine byzantinische Rezension vorliegen. Jedoch macht L. aufmerksam auf zwei Fassungen, die in den Soph.-Biographien nebeneinander liegen,

S. 41 Boiss., wo von der Gabe des zweiten Gesichts bei Sosipatra die Rede ist. Hinter περὶ τῶν θεῶν λέγουσιν folgt Fassung A von καὶ ἐτελεύτα bis συνετελέσθη βίαν. Der folgende Teil B τούτου δὲ τοῦ γένους bis τάφους γενήσεσθαι bezieht sich in seinem Anfang nicht auf Antoninos, sondern auf die Nachkommenschaft der Sosipatra und des Eustathios. Antoninos selbst wird nochmals eingeführt, sein Seherwort und dessen Erfüllung zum zweiten Male, und zwar ausführlicher geschildert. Diese Fassung B läuft somit der Fassung A parallel. Des Photios Charakteristik der beiden Ausgaben der Historien paßt auf die beiden Fassungen A und B der Soph.-Biographien genau. In B liegt eine scharfe Invektive gegen das Christentum vor, in A eine zwar heidnische, aber nicht so aggressive Fassung. Dem Verfasser von A lag die Version B bereits vor — Antoninos wird in A als bereits bekannt eingeführt —, die Worte in B οὗ καὶ πρὸ τοῦ βραχέως ἐπεμνήσθην sind ein unorganischer Zusatz, um den Einschub A mit B zu verklammern. Auch A ist von Eun. In dem Nebeneinander von A und B ist nicht die Zusammenarbeit zweier Ausgaben des Verfassers durch einen späteren Bearbeiter zu sehen. Den Soph.viten fehlt die Schlußredaktion. Mangel an Klarheit und Ordnung, wofür L. Beispiele bringt, auch ein S. 77 gegebenes, später nicht eingelöstes Versprechen beweisen dies. Das Manuskript der Soph.viten hatte Zusätze und Doppelfassungen von der Hand des Eun. am Rande, wie es der Arbeitsweise antiker Autoren entsprach (H. Schöne, Rhein. Mus. 73, 1920, 137 ff.). Unter diesen Nachträgen befand sich einer, A, der offenbar einen Ausfall gegen das Christentum in B ersetzen sollte. Bei der Herausgabe sind sie provisorisch eingeordnet, aber nicht ausgeglichen worden. Wahrscheinlich rührt auch die νέα ἔκδοσις von Eun. selbst her. Freilich ist auf den abrupten Schluß S. 120 und das Fehlen jedes Epilogs hinzuweisen. „Aber die Gefahr, einen willkürlichen Maßstab in das Werk hineinzutragen, veranlaßt mich, die Frage, ob Eun. nicht trotzdem das Buch selbst publiziert hat, in der Schwebe zu lassen." Sicherheit ist bei dem gänzlichen Verlust der ersten und der fragmentarischen Erhaltung der zweiten Ausgabe natürlich nicht zu gewinnen. Durch die ermittelte Tatsache fällt ein Streiflicht auf die Stimmung der überzeugt heidnischen Kreise im Anfang des 5. Jh.s.

Vilh. Lundström, Småplock till Eunapiostexten ur cod. Laur. 86, 7. Eranos 22, 1924, 160, gibt wertvolle handschriftliche Lesarten aus Laur. 86, 7 zu p. 75 Boiss.: πλοῦτον ἦσαν ἀκρότεροι: dafür ἀβρότεροι; p. 82: καὶ συγχορεύοντος αὐτῷ δαίμονος: statt καὶ: τοῦ; p. 92: παρὰ τῶν θεῶν: statt παρὰ: πρὸς; p. 109: εὐθὺς ἀναδραμών.

Zu Eunapios vgl. Jahrg. 1927 (Bd. 211) S. 2. 4. 7. 18. 21; ferner oben S. 25. 30.

Inhaltsverzeichnis.

Überblick über die Literatur zu Aristoteles (bis 1925).

Von
Paul Gohlke in Berlin-Lankwitz.

I. Teil.

Allgem. Darstellungen. Naturphilosophie, Logik, Metaphysik.

Wenn nach über 30 Jahren zum erstenmal wieder ein Bericht über die Fortschritte der Aristoteles-Forschung erscheint, so kann die Besprechung natürlich nicht an den letzten Bericht anknüpfen. Aber es wäre doch auch wieder ein Unrecht gegen das in diesem Zeitraum Geleistete, wenn man diese Jahrzehnte völlig unberücksichtigt ließe, und so wollen wir sie denn, auf Vollständigkeit verzichtend, in rascherem Überblick durcheilen, um dann den Anschluß zu gewinnen an eine normale Berichterstattung, die möglichst alle Arbeiten heranzieht.

Wir können freilich ein Buch aus dem Jahre 1900 heute nicht mehr so ansehen, wie der Verfasser es damals gewünscht hat, wir müssen es hier betrachten im Lichte des Fortschritts der Forschung, die ja inzwischen nicht geruht hat. Aber dafür tritt um so schärfer das Bleibende an seinen Ergebnissen heraus, das sich inzwischen hat bewähren können. Ich weiß wohl, daß damit der Subjektivität des Berichterstatters ein größerer Spielraum eingeräumt wird, als sonst in diesen Heften Regel ist, aber irgendeiner muß sich doch mal wieder an die Arbeit wagen, und ich hoffe, daß meine Liebe zu Aristoteles und seinem gewaltigen Werke mich richtig leiten wird.

Die hinter uns liegenden Jahre bedeuten insofern eine Wende in der Aristoteles-Forschung, als ein ganz neues Problem in den Vordergrund getreten ist, die Möglichkeit nämlich, die Gedankenarbeit des Philosophen in ihrer Entwicklung zu rekonstruieren. Noch Zeller versicherte, daß die erhaltenen Werke alle derselben Zeit angehörten, dem letzten athenischen Aufenthalt. Dieser Glaube ist jetzt vollkommen erschüttert. Zuerst hat Heinrich Maier an den logischen Schriften gezeigt, daß sie keineswegs alle auf dem Boden der gleichen Anschauungen stehen. Einen gewaltigen Schritt weiter brachte uns Jaeger, der eine Urethik, Urpolitik und Urmetaphysik herausschälte. Für die naturwissenschaftlichen Schriften darf ich auf meinen Hermesaufsatz [1])

[1]) Hermes 1924, S. 274 ff. Die Entstehungsgeschichte der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles. — Eingereicht wurde dieser Aufsatz v o r dem Erscheinen von Jaegers „Aristoteles“.

verweisen. Noch ist freilich selbst in wichtigeren Punkten keine volle Übereinstimmung erzielt; aber es leuchtet ein, daß die neue Problemstellung alle andern Fragen entscheidend beeinflussen muß, daß viele Arbeiten noch einmal unter neuen Gesichtspunkten in Angriff zu nehmen sind, wenn die aristotelischen Schriften nicht mehr als eine Einheit betrachtet werden dürfen. Schon die Interpretation, die doch an sich der entwicklungsgeschichtlichen Auswertung vorausgeht und scheinbar von ihren Ergebnissen unabhängig sein müßte, erfährt Rückwirkungen und sieht sich in einer neuen Lage, wenn sie nicht nur mit gelegentlichen Zusätzen zu rechnen hat, sondern sogar mit dem Einschub größerer Abschnitte. Und es handelt sich ja hier nicht wie bei Platon darum, die einzelnen Schriften als ganze zeitlich zu ordnen, sondern innerhalb der einzelnen Abhandlungen selbst das zeitlich Auseinanderliegende wieder zu sondern. Noch mehr sind die zusammenfassenden Darstellungen, z. B. der Erkenntnislehre des Philosophen, von den Ergebnissen der chronologischen Untersuchungen abhängig; denn es ist nun nicht mehr erlaubt, die verschiedenen Äußerungen des Aristoteles zu einer Einheit zu verbinden oder als Widersprüche zu brandmarken. Und das gilt natürlich in noch höherem Maße von allen Versuchen, das aristotelische System aus diesen Schriften zu entwickeln.

Von den älteren Werken verdient das Buch von Heinrich Maier, die Syllogistik des Aristoteles, Tübingen 1896—1900, wegen seiner überragenden Bedeutung eine eingehendere Würdigung auch in diesem Zusammenhange. Der Verfasser will das logische Prinzip des aristotelischen Syllogismus erforschen und die metaphysischen Voraussetzungen aufhellen; er hofft mit Recht, auf diese Weise den Charakter der aristotelischen Logik bestimmen und damit auch die alte Streitfrage entscheiden zu können, ob die formale Logik zu Recht auf Aristoteles als ihren Begründer sich berufen dürfe. Vorausgehen muß die Darstellung der logischen Theorie des Urteils, die im ersten Teil gegeben wird; der zweite Teil (2 Bände) behandelt die logische Theorie des Syllogismus; ein dritter Teil, der aber leider bis heute nicht erschienen ist, sollte die Anwendung der Syllogistik in der Wissenschaft einerseits, in der Dialektik und Rhetorik anderseits im Zusammenhang verfolgen. Das umfangreiche Werk (1100 Seiten!) steht im Dienste der Geschichte der Logik und überhaupt der logischen Auseinandersetzungen der Gegenwart. Da aber alle seine Resultate gewonnen sind auf Grund eingehender Interpretation der aristotelischen Schriften — der zweite Band ist nahezu ein Kommentar zur ersten Analytik —, so hat es auch für die Philologie einen besonderen Wert. Denn wie bei mathematischen und naturwissenschaftlichen Schriften der Philologe zugleich Fachmann sein muß, so wird auch in der Logik und Metaphysik

die Interpretation nur dem recht gelingen, der das Gebiet sachlich beherrscht, der z. B. psychologische, ontologische, metaphysische und logische Gesichtspunkte scharf zu sondern vermag. Die Gefahr, auf Grund der Sachkenntnis zu viel in den Text hineinzudeuten, muß der Philologe im Darsteller bekämpfen, und daß Maier auch die philologische Schulung mitbringt, beweisen seine in zahlreichen Fußnoten niedergelegten textkritischen Bemerkungen. — Besonders hingewiesen sei auf die im dritten Band enthaltene Theorie der Induktion, die alles nur bei Ar. erreichbare Material verwertet.

Das Ergebnis ist kurz dieses. Rein formal kann die Logik des Ar. deshalb nicht genannt werden, weil der Satz des Widerspruchs zugleich ontologische Bedeutung hat, weil die Wahrheit in der Übereinstimmung der Urteilssynthese mit der Wirklichkeit besteht, weil das Grundprinzip des Syllogismus, die Einordnung der drei Begriffe nach ihrem Umfang, zugleich reale Verhältnisse nachbilden will. Dennoch ist aber die Logik, des Ar. auch nicht auf seiner Metaphysik fundiert, schon deshalb nicht, weil der Syllogismus ohne Änderung seines Wesens zugleich der Dialektik und der Apodeiktik zugrunde liegt; er ist derselbe im gewöhnlichen wie im wissenschaftlichen Denken. Erst die zweite Analytik, die dadurch wesentlich verschieden ist von der ersten, bringt mit ihrer Anwendung des Syllogismus auf die Theorie der Erkenntnis metaphysische Gedanken heran, ohne jedoch seine Grundlagen zu ändern. Wenn außerdem, namentlich bei der Behandlung der Modalität, metaphysische Gedanken nicht ganz ferngehalten sind, — die logische und metaphysische Notwendigkeit sind nicht reinlich geschieden —, so ist dies unbewußt geschehen und die Veranlassung zu nicht geringen Fehlern geworden. Diese sind von den älteren Peripatetikern verbessert worden; im übrigen halten diese sich jedoch durchaus auf dem Boden des Ar. Erst durch die Stoiker entartet die Logik in Formalismus. Die bei Aristoteles vorhandenen Ansätze zu einer objektiven Fundierung synthetischer Gesetzmäßigkeit im Urteilen und Schließen sind unbeachtet geblieben — verdankten sie doch nur einer „Inkonsequenz" einem „verborgenen Hereinwirken der Begriffsmetaphysik" ihr Dasein. Erst ganz zum Schluß des Werkes, wie billig, äußert sich Maier sachlich k r i t i s c h zur aristotelischen Logik, wobei natürlich sein eigener Standpunkt nicht außer Betracht bleiben konnte. Diese in ihrer Kürze allerdings nicht leicht verständlichen Andeutungen sind mißverstanden worden. Geyser kennzeichnet Maiers Art als Psychologismus (Erkenntnislehre S. 48), obgleich jener deutlich genug eine Vermengung von Psychologie und Logik verurteilt. Man kann nicht jede Rücksichtnahme der Logik auf die Natur der psychischen Akte als Psychologismus abtun. Doch das gehört nicht mehr zur philologischen Betrachtung.

Man kann sich, meine ich, der Beweiskraft dieser großangelegten Arbeit nicht entziehen und muß ihren Ergebnissen im Ganzen zustimmen. Das Material ist so vollständig zusammengetragen, so umsichtig und klar verwertet, daß das Werk in der Folgezeit noch viel ausgiebiger hätte benutzt werden müssen, als es tatsächlich geschehen ist, wenn man auch mit der äußeren Anerkennung nicht gespart hat. Einige Bemerkungen und Einwendungen im Sinne meiner Einleitung seien noch gestattet.

Ich bin nicht überzeugt worden, daß sich Ar. in seiner Urteilstheorie von Anfang an der doppelten Synthesis bewußt gewesen ist, die durch Reflexion auf die Wahrheit und Existenz (I, S. 117) zustande kommt. Schon bei der Erklärung des negativen Urteils (S. 134/35) versagt diese Scheidung. Auch bei der Quantität des Urteils soll Ar. „deutlich genug" darauf verwiesen haben, daß diese eigentlich eine zweite Synthesis der Urteilssynthese mit dem Begriff „allgemein" sei; aber ich finde (S. 157) dafür keinen bündigen Beleg, und später hat M. diese Feinheit beiseite gelassen, zieht vielmehr die Quantität richtig zum Subjektsbegriff (S. 168/69). Daß bei der Modalität Ar. die doppelte Synthesis nicht erkannt habe, gibt M. selbst zu (S. 203, 207 und besonders 209), sieht aber darin eine Inkonsequenz und Vermengung mit Metaphysik, wenn der Notwendigkeitscharakter dem Subjekt und nicht der Urteilssynthese beigelegt wird. Wenn aber an drei so wichtigen Fragen jene zweite Synthesis unberücksichtigt bleibt, so ist anzunehmen, daß der Zusammenhang, in dem sie sich tatsächlich angedeutet findet (de an. III, 6), einer späteren Entwicklungsstufe angehört und die Urteilstheorie nicht mehr beeinflußt hat.

Ein zweiter Punkt ist noch wichtiger.

Im 2. Band ist häufig von der Verwechslung des syllogistischen und metaphysischen Allgemeinbegriffs die Rede (S. 115, bes. S. 152 u. 163). In diesem Zusammenhang hätte M. auf die Versuche des Ar. eingehen müssen, diese beiden zu scheiden, wie sie sich de an. III, an. post. und in jüngeren Partien der Metaphysik finden. Ar. versichert nachdrücklich, daß nichts Allgemeines Substanz sein könne (Met. Z, 13 1038 b 34; es ist also schon sehr bedenklich, wenn M. öfter vom Substanziell-Allgemeinen spricht.) Aber es wird nun auch positiv der Charakter des von der Apodeiktik benutzten Allgemeinen entwickelt. Der Terminus für dieses ausdrücklich nicht-substanzielle Allgemeine ist τὰ ἐξ ἀφαιρέσεως λεγόμενα, die bedeutendste Stelle Met. M, 2 1077 b 12 ff. Daß diese Gruppe der wissenschaftlichen Allgemeinbegriffe keineswegs auf die Mathematik beschränkt bleiben soll, wird an der Stelle ausdrücklich erwähnt, geht auch besonders aus de. an. 429 b 18 hervor. Das Wesentliche daran ist, daß sie, wenn sie auch von allen individuellen und grobmateriellen Merkmalen absehen, doch materielle Bestimmungen

verallgemeinert enthalten, mithin nicht ablösbar sind vom Sinnlichen und damit nie substanziellen Charakter annehmen können. Sie sind also vom metaphysischen Wesensbegriff klar geschieden [1]). Ob diese Scheidung sachlich durchführbar ist, ist eine andere Frage. Jedenfalls hat die Verwechslung der „abstrakten" und der Wesensbegriffe für die Darstellung des Sinnes der aristotelischen Metaphysik unheilvolle Folgen, kann aber auch für die Bestimmung des Charakters seiner Logik nicht bedeutungslos bleiben. Ich fürchte, M. ist einer solchen Verwechslung zum Opfer gefallen, vielleicht, weil er die Schrift über die Kategorien nicht richtig gewertet hat. Nur deshalb wird schließlich M.s Ergebnis von dieser Lücke in seinen Darlegungen nicht wesentlich berührt, weil wieder wie beim ersten Punkte die aristotelischen Erörterungen über das Abstrakt-Allgemeine der späteren Zeit angehören, so daß sie seine Theorie des Syllogismus nicht mehr beeinflußt haben (vgl. auch Bd. III, S. 372).

Und zu dem gleichen Ergebnis führt eine dritte Überlegung. M. zeigt in sehr klaren Untersuchungen namentlich des 3. Bandes (bes. S. 350 ff.), wie verhängnisvoll für Ar. die Verwechselung der logischen und metaphysischen Notwendigkeit wird, betont aber daneben mit allem Nachdruck, daß sie keineswegs der Lehre von der Modalität des Urteils zugrunde liege (III, S. 346 ff.). Als besten Beweis dafür sieht er mit Recht den Umstand an, daß in der ersten Analytik ohne Bedenken dem Notwendigkeitsurteil nach rein logischen Gesichtspunkten ein Möglichkeitsurteil kontradiktorisch entgegengestellt wird. Wieder ist doch die einzig mögliche Erklärung dieser auffallenden Tatsache, daß die metaphysischen Begriffe Akt und Potenz auf den Grundstock von an. pr. und de herm. deshalb noch nicht eingewirkt haben, weil sie damals noch nicht geprägt waren. Und dies würde aufs allerschönste mit meinen Beobachtungen an den naturwissenschaftlichen Schriften übereinstimmen, von denen auch ein großer Teil ausgearbeitet war, bevor jene beiden Begriffe herangezogen wurden. Dasselbe gilt sogar von wichtigen Teilen der Metaphysik [2]). Man wird jetzt die Ausführungen M.s I, S. 176 mit ganz anderen Augen lesen. Sie sind völlig richtig, nur kann man in der Ausschaltung der metaphysischen Dynamis in an. pr. nicht mehr eine bewußte Absicht des Philosophen erblicken. Eine besonders schlagende Bestätigung dieser entwicklungsgeschichtlichen Deutung des Sachverhalts leitet sich aus einer Bemerkung M.s

[1]) Ich bin auf diesen Unterschied in meiner Dissertation näher eingegangen: Die Lehre von der Abstraktion bei Plato und Aristoteles, Halle 1914. S. 85 ff.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz in der Satura Berolinensis des Akademisch-Philologischen Vereins: Aus der Entstehungsgeschichte der arist. Metaphysik, besonders S. 41 f. und S. 45.

her über an. pr. II, 21 (II, S. 434 Anm. 2). Er hält mit guten Gründen diese Kapitel für einen späteren Zusatz, und gerade in diesem Kapitel treten die Begriffe δύναμις-ἐνέργεια auf. Solche Zusätze sind in allen älteren Schriften des Ar. typisch; sie lösen eine Frage, die bereits auf anderm Wege erledigt ist, „auch" mit Hilfe jener Begriffe.

Mit der letzten Bemerkung kommen wir bereits zur Literaturkritik. M. denkt von seinen dahingehenden Bemerkungen zu bescheiden: tatsächlich bedeutet seine Auffassung der logischen Schriften, die sich auf Grund sachlich-logischer Untersuchungen ergeben hat, eine erstaunliche Vorwegnahme späterer Ergebnisse an anderen Schriften, die von erheblich verschiedenen Gesichtspunkten aus gewonnen wurden. An einen planvoll disponierten Kern von Untersuchungen schließt sich eine noch ungeordnete Materialsammlung (II, S. 324 Anm. 2), ganz wie etwa in der Politik. Die scharfe Scheidung der ersten und zweiten Analytik geht parallel der Konstruktion einer Urmetaphysik, einer frühen naturwissenschaftlichen Schriftenreihe. Wir gewinnen damit die aristotelische Philosophie einer Frühzeit wieder, deren auffälligstes Kennzeichen sich mir in dem Fehlen der Begriffe Akt und Potenz ergeben hat. Besondere Beachtung verdient die große Anmerkung über die Topik Bd. III, S. 78 ff. Darnach ist das Früheste die umfangreiche Materialsammlung in den Büchern 2—6. „Hier weht noch fast platonische Luft, trotz der prinzipiellen Polemik gegen den Meister." Die systematische Einordnung in einen größeren Rahmen durch Buch 1, 7, 8 und soph. el. erfolgt später. Nach dem Abschluß dieser Reihe sind die an. pr. ausgearbeitet, und die daraus sich ergebenden nicht unwesentlichen Ergänzungen zur Topik sind diesen im 2. Buche angehängt. Die an. post. sind das letzte Werk des „Organon" — wir brauchen nur hinzuzufügen, daß sie nicht nur später, sondern sogar in einer andern Periode der ar. Philosophie entstanden sind. Zu bestimmen bliebe freilich noch das Verhältnis von Met. Γ mit seinen breiten Ausführungen über den Satz des Widerspruchs zu den logischen Schriften.

M.s Werk ist nicht vollendet worden. Er meint im Vorwort zum 3. Band, das Verhältnis der Syllogistik zur angewandten Logik sei schon im bisherigen erschöpfend gekennzeichnet. Offenbar ist der ursprüngliche Plan im Lauf der Untersuchungen abgeändert worden. Das ist jedoch zu bedauern; denn nach Lage der Dinge durfte die zweite Analytik nicht zu sehr in die Darstellung der syllogistischen Theorie hineingezogen werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß die an. post. rein für sich eine ebenso sorgfältige Behandlung erführe, wie die an. pr.

Wir wenden uns nun zu den nicht wenigen Gesamtdarstellungen der aristotelischen Philosophie, die uns die nächsten Jahre gebracht

haben, und berücksichtigen dabei zugleich einige Vorarbeiten ihrer Verfasser. Sie alle trifft der Einwand, daß sie in den Werken des Philosophen das Dokument einer einheitlichen philosophischen Schöpfung sehen, was im einzelnen nicht jedesmal wiederholt werden soll.

Hermann Siebeck, Aristoteles [1]1899, [4]1922. Eine sehr sachliche Darstellung, die aber dem Zweck der Sammlung entsprechend, in der sie erschienen ist (Fromman), darauf verzichtet, Quellen und Belege anzugeben, auch die Probleme der Aristoteles-Forschung zurücktreten läßt, dagegen im Ganzen und in den einzelnen Teilen eine kritische Würdigung der Leistungen des Philosophen versucht.

Auch Theodor Gomperz, Griechische Denker, Bd. III [1], [2]1909 muß man zu den populäreren Darstellungen rechnen, trotz der Anmerkungen. Mit Recht wird die flüssige, geistvolle Sprache des Werkes gerühmt. Besonders gelungen scheint mir der biographische Teil, sowie die Wiedergabe der Sitten- und Staatslehre des Ar. Weniger befriedigt ist man von den Ausführungen über Erkenntnislehre, Metaphysik und Naturphilosophie. Hier schadet dem Buche die stete Durchdringung der Darstellung mit moderner Kritik, die von J. St. Mill stark beeinflußt ist. Die Widersprüche, die man bei Ar. findet, werden scharf herausgearbeitet, seine Leistungen gegen die Vorgänger unbillig herabgesetzt. Aber die modernen Maßstäbe, die man einer solchen Kritik zugrunde legt, veralten heute schnell, längst ist z. B. der Urstoff den Elementen gegenüber wieder im Vorteil. Eine astronomische Theorie ist nicht deshalb ein Rückschritt, weil sie Hypothesen nicht anerkennt, die für uns zwar richtig sind, die aber doch damals in den beobachteten Tatsachen keine Stütze fanden. Angesichts der „Widersprüche" genügt bei dem Verfasser der Analytiken nicht die psychologische Gegenüberstellung des „Asklepiaden" und „Platonikers". Man wird ihm überhaupt erst gerecht, wenn man wirklich von der Biologie ausgeht, und es ist kein Zufall, daß seine Entelechie gerade im Neovitalismus wieder zu Ehren gekommen ist. Übrigens scheint mir das Wesen der modernen „mathematischen Physik" gar nicht richtig gefaßt zu sein, wenn G. (S. 37 vgl. Anm.) Astronomie, geometrische Optik, Harmonielehre auch nur in ihre Nähe rückt: diese Disziplinen, so wie sie das ganze Altertum hatte, sind von der physikalischen Methode und ihren Ergebnissen nahezu unabhängig. Sehr richtig jedoch scheint mir G. auf ein Motiv hingewiesen zu haben, das man vielfach unterschätzt hat, Ar.' Scheu, von der gemeinen Überzeugung ohne Not abzugehen. Natürlich ist auch die Unfruchtbarkeit der Begriffsphilosophie gebührend hervorgehoben.

Eine bewußt volkstümliche Darstellung will — ebenfalls im Rahmen einer großen populär-wissenschaftlichen Sammlung (Rösl) — Albert

Goedeckemeyer in seinem „Aristoteles", München 1922, geben. Wir hätten hier keine Veranlassung, darauf einzugehen, wenn der Verfasser nicht sein Experiment, die Darstellung der aristotelischen Philosophie in einem reinlich gegliederten System zu geben, das der Absicht des Philosophen voll entsprechen soll, in einer besonderen Schrift ausführlich begründet hätte: Die Gliederung der aristotelischen Philosophie, Halle 1912. Hier ist gewiß eine der wichtigsten Aufgaben der Aristoteles-Forschung in Angriff genommen. Es ist auch für die Auffassung einer einzelnen Schrift von Wert, ihren systematischen Platz zu bestimmen: etwas anderes ist es, ob eine Schrift von der Seele in die biologische Schriftenreihe gehört, etwas anderes, wenn sie Ethik oder Metaphysik geben will.

Die Schwierigkeiten, die sich den Versuchen einer Rekonstruktion des aristotelischen Systems entgegenstellen, liegen in zwei Problemen: wie hat man die Dispositionsangaben des Philosophen selbst zu werten, wie seine Selbstzitate. Zuerst die Zitate. G. legt ihnen großen Wert bei; nur wird nicht immer klar, ob er sie chronologisch oder systematisch auswerten will (S. 86/87). Auch ich meine, daß die Zitate uns noch einmal helfen werden, alle Rätsel zu lösen, und jedenfalls bessere Dienste leisten, als z. B. Jaeger annimmt. Aber jedes muß zuvor philologisch gewissenhaft untersucht werden. Ein Beispiel soll dies erläutern. In de an. inc. wird von Weichtieren und Schnecken behauptet, man könne an ihnen nicht vorn und hinten unterscheiden: darüber wäre früher in andern Schriften gesprochen worden. Bonitz weist auf de part. 684 b 14, 34. Nun ist aber G. der Ansicht, daß de an. inc. eng zusammengehört mit de an. hist., also vor de part. anzusetzen ist. Und wenige Zeilen vorher wird auch über die Schnecken eine ganz charakteristische Behauptung aufgestellt, die sich genau so de. an. hist. 528 a 33 findet. Wenn aber nun deshalb G. die Beziehung von de inc. 706 b 2 auf de part. 684 b 14 abstreiten will, so irrt er offenbar [1]); die Stellen, die er aus de hist. anführt, passen schlechterdings nicht. Also muß das Zitat de inc. 706 b 2 eingeschoben sein. Natürlich wird jeder, der mit der Eigenart der aristotelischen Schriften nicht vertraut ist, dies für eine petitio principii erklären und verlangen, daß man eben de inc. nach de part. ansetze. Aber es läßt sich beweisen, daß es sich um einen Zusatz handelt, wodurch dann freilich geradezu ein Beweis für die chronologische Folge geliefert ist. Ar. stützt sich bei seinen Ausführungen in de inc. über die Bewegung der Tiere auf die Behauptung, der Tierkörper lasse eine absolute Bestimmung von vorn-hinten, rechts-links, oben-unten zu. Es ist also ein Einwand gegen diese

[1]) Auch ich habe dies nicht richtig dargestellt. Hermes 1924, S. 294 Anm.

Gedankenführung, wenn auf einen Fall in de part. verwiesen wird, in dem die Unterscheidung vorn-hinten unerkennbar wird. (In de. hist. hatte Ar. darauf noch nicht geachtet, obwohl er erwähnt, daß bei einigen Schnecken der After neben dem Kopfe liegt, 529 a 13). Da aber dieser Einwand nirgends entkräftet wird, so muß man doch annehmen, daß er bei Abfassung der Schrift den Philosophen noch nicht beunruhigte. Also ist die ganze Erwähnung der Schnecken samt dem Zitat aus de part. späterer Zusatz. G. behält im Ergebnis also wohl recht, aber seine Behandlung genügt philologisch nicht [1]). Und das gleiche muß man über den zweiten Punkt, über die Verwertung der Dispositionsangaben sagen. Auch hier bestreitet Jaeger, daß solche Übersichten, wie im Anfang der Meteorologie, ursprünglich seien; das systematische Kleid sei den zunächst vereinzelten Abhandlungen erst nachträglich übergeworfen und passe ihnen nicht. In der Tat muß eben erst untersucht werden, wie Ar. disponiert und wie er diese Disposition kundgibt. Man muß unterscheiden zwischen den großen Übersichten und den fast pedantischen Hinweisen etwa in de caelo, wo das Ende eines Abschnitts fast wörtlich auf den Anfang zurückgreift. Anderswo fehlt wieder jeder Hinweis. Dann wieder stimmt der Inhalt nicht zur Disposition, wie in der Metaphysik, und wer hat z. B. Phys. VIII und de caelo IV auseinandergerissen, die nach der Disposition zusammengehören?

Die Grundlagen für eine erfolgreiche Durchführung der Arbeit, die Goedeckemeyer in Angriff genommen hat, scheinen mir also noch nicht gegeben zu sein.

Ein wissenschaftliches Ziel steckt sich Gustav Kafka, Aristoteles (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen Bd. 8), München 1922. Das geht nicht nur aus dem Anhang hervor, der reiche Literaturangaben und Belegstellen bringt, sondern aus seiner in vielem von der üblichen Auffassung abweichenden Darstellung. Ohne daß K. etwa neues Material zugrunde legen könnte, gewinnt, anders als bei den früheren Darstellern, das Bild des Ar. unter seinen Händen pedantische, epigonenhafte, ja plebejische Züge, namentlich durch die Art, wie er gegen die edle Gestalt Platons gestellt wird. Ähnliche Tendenzen findet man übrigens bei den Marburgern, namentlich in Natorps Schriften. Auch die Darstellung der Lehre ist zuweilen geradezu gehässig (S. 20), die „Widersprüche" werden hervorgezogen und jeder Versuch, sie zu lösen, als unfruchtbare Harmonisierung abgelehnt. Das Wertvolle an

[1]) Ich behandle dies Beispiel hier auch deshalb so genau, weil für die Beurteilung der Ergebnisse Jaegers viel auf die Stellung von de hist. und de part. ankommt.

dem Buche bleibt der Versuch, den ganzen Aristoteles zu fassen, den Philosophen und sein Werk als eine Einheit psychologisch zu verstehen. Ob aber der Standpunkt, von dem aus die Betrachtung erfolgt, richtig gewählt war, muß doch das Einzelne lehren.

K. geht von einer scharfsinnigen Analyse der Begriffe Akt und Potenz aus. Ar. stellt sie nie an die Spitze, zieht sie dagegen oft heran, wenn er mit andern Mitteln nicht weiter kommt. Ja, ich habe oben schon erwähnt, daß sie auch historisch betrachtet, erst zu einem fertigen System hinzugetreten sind. Dagegen lehnt K. die Beschäftigung mit der aristotelischen Biologie ohne stichhaltigen Grund ab (S. 30 „weil sie verschiedenwertiges Material enthalte“). Beides muß verhängnisvoll werden. Mir ist das Wesen des aristotelischen Artbegriffs, seine Entelechie, erst recht klar geworden beim Studium von Driesch' Philosophie des Organischen. Ich verstehe gar nicht, wie K. (S. 70 u.) sagen kann, Ar. setze den Begriff der letzten Art dem Individuum gleich, anderseits (S. 71) identifiziere er aber das Wesen mit dem bloßen Gattungsbegriff, „ja geradezu mit der Kategorie“. Es hat freilich etwas Mißliches, die Berechtigung einer Gesamtauffassung an einzelnen Sätzen prüfen zu wollen; ich will daher die Frage so stellen: zeigt K.s Interpretation der aristotelischen Schriften, auf die doch alles ankommt, das Maß von philologischer Schulung, das wir verlangen müssen, wenn wir seine Gesamtauffassung als fördernd anerkennen sollen?

Nicht immer finden wir für ungewöhnliche Sätze Belege angegeben. So soll der Satz vom Widerspruch besagen, daß alle Veränderung aus Gegensätzen entsteht (S. 31 o.). Wo steht das? Kann der S. v. W. etwas über Veränderungen besagen? Aber betrachten wir lieber seine ausdrücklichen Belege! Aus Met. 1030 a 19 entnimmt K. (S. 71), das Wesen werde mit dem Gattungsbegriff, ja geradezu mit der Kategorie identifiziert. Aber an der Stelle steht nur, daß es Definition und Begriff „in gewisser Weise“ auch von Qualitäten gebe, in erster Linie freilich nur von Substanzen. Die außerdem angeführten Topikstellen verraten eine eigenartige Einschätzung dieser Schrift. — Aus de an. 432 a 3/4 soll sich ergeben (S. 97), „die ‚ersten‘ Substanzen sind die konkreten, sinnlich wahrnehmbaren Einzeldinge, welche im eigentlichen Sinne ‚an sich‘ existieren“. Aber an der Stelle wird ausdrücklich nur den ἐν ἀφαιρέσει λεγόμενα und den Eigenschaften und Zuständen selbständige Existenz abgesprochen. Wenige Zeilen später wird den πρῶτα νοήματα offenbar eine andere Art zugewiesen. — Met. 1032 a 8 wird keineswegs Sokrates als identisch mit seinem Begriff erklärt (S. 67 o.), εἰ heißt hier vielmehr „ob“. — Met. 1038 a 16 f. soll das ἄτομον εἶδος mit dem Individuum gleichgesetzt werden (S. 71 o.); aber da ist die Rede von der untersten differentia specifica, die eigentlich allein den Begriff oder die Definition

ausmache; von Individuen ist gar nicht gesprochen. Solche Zitate geben der Darstellung einen nicht berechtigten Schein von Objektivität. Und dasselbe gilt von ganzen Zitatenreihen. Für die Behauptung, bei Ar. „bleibt als eigentlicher Repräsentant der Realität bloß das bestimmte Einzelwesen übrig", bringt K. fünf Metaphysikstellen, die alle nicht passen (Anm. 30). Aber vielleicht soll aus dem beigebrachten Material nur „folgen", daß das Einzelwesen alleiniger Repräsentant der Realität sei, weil, wie der Text S. 20 sagt, die Form nur dem Begriffe nach abstrahiert werden könne. Doch auch das stimmt nicht. Für Ar., der sich in die Geheimnisse der Biologie, namentlich der Zeugung versenkt hat, ist der metaphysische Artbegriff mehr, als eine Abstraktion, er hat eben nicht seine Seinsprinzipien „aus der Werkstatt des biederen Handwerkers geholt, der seinem Material eine bestimmte Gestalt verleiht" (S. 21), vielmehr ist die Übertragung auf die vom Menschen geschaffenen Substanzen das Sekundäre, wie auch H. Meyer in dem von K. zitierten Werke, „Der Entwicklungsgedanke bei Ar.", überzeugend dargetan hat. Ar. selbst sagt in einer seiner Jugendschriften, im Protreptikos: μιμεῖται γὰρ οὐ τὴν τέχνην ἡ φύσις, ἀλλὰ αὐτὴ τὴν φύσιν (Jamblich ed. Pistelli S. 49/50.) Wir wollen von den fünf Stellen die erste, Met. Z 15 näher betrachten. Dort wird, wie so oft, Substanz als Einzelwesen (Form plus Materie) von der Substanz als reiner μορφή (Form ohne Materie) unterschieden. Aber da die erste vergänglich ist, die zweite nicht, so hat man doch eher den Eindruck, als solle gerade der Substanzcharakter der reinen Form unterstrichen werden, wogegen die vergänglichen Einzelwesen nur in sekundärer Weise Substanzen sein können. Wenn man freilich das Wort λόγος, das hier auffallend oft steht, im Sinne von „logisch" und weiter „abstrakt" nimmt, dann daneben den Satz stellt, daß das Allgemeine nicht Substanz sein könne, so ist der schönste Widerspruch fertig: Sollte man da nicht doch auf den Gedanken kommen, daß in unserer Interpretation etwas nicht in Ordnung ist? Das Kapitel Z 15 ist überhaupt nicht eine einfache Darstellung aristotelischer Gedanken, diese sind vielmehr eingebettet in Kritik namentlich platonischer Lehren, da muß man doppelt vorsichtig sein.

Schließlich muß der Darsteller aristotelischer Lehren auch imstande sein, zur Frage der Textgestaltung selbständig Stellung zu nehmen. S. 99 (Anm. 248) übernimmt K. die völlig unsinnige Bekkersche Lesung (de an. 429 b 12), obgleich bei Apelt das Richtige zu finden gewesen wäre. K. hätte dann nicht mehr davon sprechen dürfen, daß „der ganze konkrete Gegenstand einschließlich seiner ὕλη Objekt der begrifflichen Erkenntnis werde." An der angeführten Stelle steht das Gegenteil: da der Begriff der Muskeln und die Muskeln selbst verschieden sind, so sind auch die Erkenntniskräfte, die über sie urteilen, verschieden.

Ich sehe natürlich ein, daß K. in dem Rahmen, der ihm gesteckt war, seine Auffassung nicht in allen Einzelheiten begründen konnte. Aber die Anmerkungen scheinen mir hinlänglich zu beweisen, daß der Verfasser nicht die genügende Geduld aufgewandt hat, in den Sinn der aristotelischen Schriften einzudringen, daß er zu früh mit der Kritik einsetzt, und so kann ich diese Aristoteles-Darstellung nicht als Fortschritt der Philologie betrachten.

Eine Gesamtdarstellung, die auf eigene Untersuchungen zurückgreifen kann, finden wir auch in Hans Meyers „Geschichte der alten Philosophie" (Philosophische Handbibliothek Bd. X), München 1925. Die klare, das Wesentliche überall geschickt herausarbeitende Darstellung steht bereits unter dem Eindruck von Jaegers „Aristoteles". Zwar ist der Gedanke, die Entwicklung der aristotelischen Philosophie zu verfolgen, noch nicht zum leitenden Prinzip erhoben, aber M. gibt wenigstens in den Einleitungen der verschiedenen Abschnitte (Logik, Metaphysik, Erkenntnislehre usw.) einen kurzen Bericht über das, was man nach dieser Richtung schon jetzt mit guten Gründen sagen kann. Dem Leser, der etwa Zellers Auffassung daneben hält, wird auffallen, wieviel glatter und harmonischer sich hier die Gedankenwelt des Ar. aufbaut. Die Probleme der Ar.-Forschung sind, wie es der Zweck einer solchen Darstellung verlangt, bewußt in den Hintergrund gerückt. Aus diesem Grunde wollen wir denn auch lieber zu zwei wissenschaftlichen Voruntersuchungen des Verfassers greifen: „Der Entwicklungsgedanke bei Aristoteles", Bonn 1909 und „Natur und Kunst bei Aristoteles", Paderborn 1919. Namentlich die erste dieser Abhandlungen scheint mir sehr beachtenswert. Ar. ist der erste, der die Tatsache des Werdens, dessen Verhältnis zum Sein den griechischen Philosophen so viel Kopfzerbrechen machte, als Entwicklung zu verstehen lehrte. Zur Lösung der damit verbundenen Probleme bedient er sich immer wieder der Begriffe δύναμις und ἐντελέχεια. M. zeigt nun weiter, daß diese beiden Hauptbegriffe von Ar. gewonnen sind beim Studium der organischen Entwicklung, das dem Sohn des Arztes näher lag als allen seinen Vorgängern. „Nicht der antropomorphischen Gleichsetzung des Naturgeschehens mit dem künstlerischen Gestalten verdankt der Begriff des Möglichen seinen Ursprung .... Ar. hat vielmehr den Begriff des δυνάμει ὄν den organischen Prozessen entnommen"[1]. M. kann sich für diese Sätze (S. 73/74) auf ein reiches Material stützen und ferner auf Otto Liebmann berufen, und er bringt so den bündigen Beweis, daß ohne die biologischen Schriften, auf die Ar. so viel Mühe verwandt hat, auch die Metaphysik nicht verständlich ist. Und eben

[1]) Vgl. auch oben S. 75 das Zitat aus dem Protreptikos.

weil diese Begriffe δύναμις und ἐνέργεια einen ganz andern Ursprung haben, als die beiden andern Materie und Form, mit denen sie bisweilen gewaltsam zur Deckung gebracht werden, versteht man auch gewisse Widersprüche und Bedenklichkeiten: Der Same einer bestimmten Tier- oder Pflanzenart enthält natürlich das künftige Individuum in ganz anderer Weise, als die Ziegelhaufen das zu bauende Haus. — Mich wundert, daß M. sich nicht die Frage vorgelegt hat, ob denn nicht auch zeitlich beide Begriffspaare verschiedenen Ursprung haben. Er wäre dann sicher zu dem Ergebnis gekommen, daß natürlich δύναμις-ἐνέργεια die späteren sein müssen, schon weil das andere Paar sich ungezwungen aus der platonischen Gedankenwelt ergibt. Einmal war er dieser Entdeckung besonders nahe; er zitiert (S. 72) einen längeren Abschnitt aus Phys. I, 8, wo aber merkwürdigerweise gerade die beiden Begriffe, die man bei der Beschreibung des Entwicklungsganges eines Lebewesens für unentbehrlich halten sollte, völlig fehlen. Dafür steht dort ein anderer Begriff, der in dieser Periode der aristotelischen Philosophie dafür noch Ersatz bieten mußte, der Begriff der στέρησις. M. bemerkt dies nicht und behauptet: „Der Grundgedanke der Stelle ist die Unterscheidung von Potenz und Akt“. Dadurch verbaut er sich den Weg zu einer weittragenden neuen Erkenntnis, daß nämlich die Widersprüche, die er richtig geschildert hat, entstanden sind durch das Einarbeiten einer ganz neuen Gedankenreihe in ein eigentlich schon abgeschlossenes metaphysisches System. Man muß also die Ergebnisse M.s einschränken auf die spätere Zeit des Ar., aber dadurch können sie eigentlich an überzeugender Kraft nur gewinnen. Die Schrift de gen. an., deren große Bedeutung mit Recht M. hervorhebt, gehört ja sicher in diese Zeit.

Übrigens fallen auch die Widersprüche, die M. in seiner Kritik an Ar. aufweist, doch zum Teil auch nur der Interpretation zur Last. M. setzt Form mit „G a t t u n g s typus“ gleich (S. 79) und meint anderseits, jedes Individuum habe nach Ar. sein eigenes εἶδος (S. 81 „die Form als ein realer, individueller Bestandteil des Einzeldings“). Beides kann ich als ar. nicht gelten lassen. Einerseits ist die Form nicht allgemein im Sinne der Gattung — ohne darum etwas Individuelles zu werden; das kann man natürlich nur als widerspruchslos von der Voraussetzung des Ar. aus begreifen, daß nämlich alle materiellen Bestimmungen im εἶδος als artbildende Differenzen außer Betracht bleiben. Und für das zweite könnte sich M. mit einem Schein des Rechtes höchstens auf Met. Λ 5, 1071 a 27 ff. berufen (S. 62); aber die Stelle ist ganz sicher nicht in Ordnung; gerade die Worte, auf die es ankommt (28 καὶ τὸ εἶδος), stehen in den Hauptzeugen unserer Überlieferung an verschiedenen Stellen, können also sehr gut eingeschoben sein, und in

den Satz passen sie absolut nicht hinein: der Anfang des Satzes will gerade keinen Unterschied machen zwischen den Individuen nach ihrem εἶδος. Wenn man diese Gedanken berücksichtigt, verliert sich der Widerspruch, den M. (S. 61) herausarbeitet, daß nämlich nach der Metaphysik (Z 7—9) nicht die Form, sondern nur das Individuum aus Form und Materie entstehe, daß dagegen nach de gen. an. auch die Form jedes Individuums aus einer Keimanlage erst sich entwickle: die Form jedes Individuums ist im „Vater" vollendet und nur ihre Einbildung in eine bestimmte Materie vollzieht sich als Entwicklung, während die Form selbst als etwas Überindividuelles jedem Werden entrückt bleibt. Die Arttypen können also gar nicht (S. 90) „immer wieder erneuert werden". — Ich möchte nicht Abschied nehmen von dieser Abhandlung, ohne auf den vortrefflichen Abschnitt „Der Entwicklungsbegriff und seine Bedeutung für die teleologische Weltanschauung" S. 94 ff. noch besonders hingewiesen zu haben.

Die Abhandlung „Natur und Kunst bei Ar." ist nach der eben behandelten in gewissem Sinne eine Enttäuschung. Nach ihr könnte es doch wieder scheinen, als ob, wie Kafka sich ausdrückt, Ar. zu wesentlichen Begriffsbestimmungen Anregungen „aus der Werkstatt des biederen Handwerkers" empfangen habe, als ob die Grundbegriffe aus dem menschlichen Schaffen auf die organische Natur übertragen seien. Das Material für diese bei ihm freilich sehr beliebte Parallele hat M. mit dankenswerter Vollständigkeit gesammelt. Aber ich meine, Ar. kann noch so oft gewisse Grundbegriffe an dem Beispiel der Kunst und Technik erläutert haben, ohne daß wir deshalb gezwungen wären, anzunehmen, daß er sie nach den hier herrschenden Verhältnissen auch gebildet habe. Für Materie und Form mag es noch gehen, für δύναμις und ἐνέργεια auf keinen Fall: da halte ich es mit M.s Erklärungen in seiner ersten Abhandlung. Schon das „Gesetz der Synonymie", das in diesen Erörterungen eine so große Rolle spielt, läßt sich doch nur recht gezwungen auf das menschliche Schaffen übertragen, und nun gar der Entwicklungsgedanke! Man kann den Sinn der ar. Gedanken nicht voll erfassen, wenn man nicht auch sachlich in die Probleme sich vertieft, genau wie dies bei mathematischen Büchern der Fall ist. M. zeigt zwar, daß er die biologischen Probleme auch in die Gegenwart hinein verfolgt hat (Entwicklungsgedanke S. 54), aber die Vertreter des Neovitalismus scheint er nicht berücksichtigt zu haben. Gerade diese aber können uns lehren, in welchem Sinne man zu einer gewissen Hypostasierung des Arttypus kommen muß, wenn man das Problem wirklich durchdenkt, wie denn aus einem fast qualitätslosen Keim, dessen Bau jedenfalls noch keinen Begriff gibt von der an ihm sich vollziehenden Entwicklung, ein ganz bestimmt

vorgebildetes Wesen entstehen kann. Auch in dieser Schrift begeht übrigens m. E. M. den Interpretationsfehler, den ich oben besprochen habe: er ist nicht in der Lage, das εἶδος, das schlechterdings von materiellen Bestimmungen frei sein soll, zu scheiden von den abstrakten Begriffen etwa der Mathematik, die in ihrer Weise ein Zusammengesetztes aus Materie und Form sind (vgl. bes. S. 45 und 55).

Wenn man also auch M.s Abhandlungen nicht mit dem Gefühl voller Befriedigung aus der Hand legt, so muß man doch sagen: hier wird der Finger auf ein Problem gelegt, dessen Lösung in der Tat für das Verständnis des Ar. entscheidend ist: in welchem größeren Gedankenzusammenhang sind die Hauptbegriffe der ar. Metaphysik zuerst entstanden?

Werner Jaeger, Aristoteles, Grundlegung einer Geschichte seiner Entwicklung, Berlin 1923. Dieses Werk steht einzig da in der Aristoteles-Literatur unserer Zeit, und jeder, der sich mit Aristoteles befaßt, wird sich mit seinen Ergebnissen auseinandersetzen müssen. Es will als Ganzes gewürdigt sein, jedenfalls kann ich angesichts dieses Werkes die vorläufige Ausscheidung der ethisch-politischen Schriften nicht durchführen, ja, man wird ihm erst gerecht, wenn man gerade von diesen Schriften ausgeht.

„Die Entwicklungsreihe: Philebos, Protreptikos, Eudemische Ethik, Nikomachische Ethik, ist von unwiderleglicher geschichtlicher Logik. Es ist unmöglich, in ihr ein Glied mit dem andern zu vertauschen." (S. 248.) In der Tat hat J. den Sinn dieses Entwicklungsprozesses überzeugend dargetan. Er geht aus von einer Rekonstruktion der Jugendschriften, aus deren Resten er — unter erheblicher Erweiterung des bisher vorliegenden Materials gerade beim Protreptikos — die eigentliche Absicht und innere Einstellung des Philosophen wiedergewinnt, und zeigt, wie er hier dem Geiste der Philosophie des alten Platon noch ganz verfallen ist, daß auch die Kritik an der Ideenlehre noch getragen ist von der Hoffnung, mit geringen Reformen auszukommen und auf dem alten Grunde einen Neubau aufrichten zu können. Was man bisher nur gelegentlich vermutet hat, wird zur Gewißheit: der Platonismus der Dialoge, der bisher als Verfälschung und innere Unmöglichkeit im Bilde der ar. Philosophie galt [1]), ist als ihr Ausgangspunkt erwiesen. Der Begriff des Maßes, das Streben nach strengwissenschaftlicher Exaktheit auch in der Ethik und Politik ist für den Protreptikos charakteristisch, und dies ist ohne den Hintergrund der Ideenlehre

---

[1]) Dies gilt natürlich nicht allgemein. G. Lasson macht in seiner ausführlichen Besprechung (Kantstudien 1926, S. 381—384) auf eine interessante Vorwegnahme zahlreicher Ergebnisse Jaegers in der englischen Philologie (Thomas Case, 1910) aufmerksam.

nicht vorstellbar. Dieser ethischen Grundauffassung steht die Eudemische Ethik noch nahe; wenn auch der Zusammenhang mit der Ideenlehre schon völlig und bewußt aufgegeben ist, so läßt sich doch die Untersuchung noch immer leiten von platonischer Fragestellung: die βίοι werden abgeleitet aus der charakteristischen Dreiteilung φρόνησις, ἀρετή, ἡδονή, und die Phronesis ist noch durchaus das „Lebenselement“ des philosophischen Menschen. Auf ganz gleicher Stufe der Entwicklung steht die Idealstaattheorie der Politik in HΘ, was noch dadurch besonders schlagend bewiesen wird, daß alle Berufungen in diesen Teilen der Politika auf ethische Schriften nur die Eudemische Ethik betreffen. In der Nikomachischen Ethik erst erreicht Ar., völlig die ihm gemäße Form der Philosophie: er geht aus von der Beobachtung der reichen lebendigen Wirklichkeit, die Übereinstimmung mit der Erfahrung ist ihm das Wichtigste, auch wenn die Einfachheit und systematische Übersichtlichkeit der begrifflichen Darstellung darüber geopfert werden muß. Dies trifft vor allem die Darstellung der βίοι, und der Begriff der Phronesis wird nun völlig umgestaltet und zurückgebildet im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs. Genau ebenso ist der mittlere Teil der Politika aufzufassen, der undenkbar ist ohne den reichen Stoff der Politiensammlung, auf die auch angespielt wird. Und doch ist immer noch auch in dieser letzten Bearbeitung der Ethik der Entwicklungsweg erkennbar, nicht nur durch die für den Kundigen völlig deutliche Kritik an dem eigenen früheren Standpunkt, sondern vor allem daraus, daß der ganze Aufbau der Ethik unverständlich ist ohne die in sich geschlossenere Darstellung und Herleitung in der Eudemischen Ethik. Auch in der Politik ist es Ar. nicht gelungen, sich von Platon zu lösen und zu einer seinen letzten Absichten entsprechenden Theorie und Darstellungsform zu gelangen: was wir haben, ist ein Kompromiß, der erste Entwurf ist nur leise umgearbeitet und natürlich erheblich erweitert, ohne daß das Neue an die Partien der mittleren Zeit recht passen will. Zeitlich setzt J. die „Urethik“ und „Urpolitik“ in die Jahre der ersten selbständigen Lehrtätigkeit in Assos.

Als schönen Nebenerfolg aus diesen Betrachtungen kann J. die Lösung des berühmten Problems der exoterischen Schriften buchen. Es kann nicht mehr zweifelhaft sein, daß damit die literarischen Werke des Philosophen gemeint sind, und es verträgt sich mit dem neuen Bilde der ar. Entwicklung durchaus, wenn wir uns jetzt vorstellen müssen, daß es in seinem Leben eine Zeit gab, in der er die Lektüre seiner Dialoge auch bei seinen Schülern voraussetzte. Wir müssen diese Lösung begrüßen, da sie zu der einfachsten und natürlichsten Auffassung, der von Bernays, zurückführt und uns befreit von den gewundenen Dielsschen Interpretationen, bei denen einem nie wohl war.

Worauf beruht dieser große Erfolg? Man hat im Hinblick auf J.s Werk viel gesprochen von einer neuen Methode, und J. selbst scheint sich bewußt zu sein, neue Wege eingeschlagen zu haben [1]. Aber gerade, weil auf geisteswissenschaftlichem Gebiet jetzt so viel die Rede ist von „kopernikanischen" Umwälzungen, die durch eine neue Betrachtungsart herbeigeführt sind, glaube ich hier nachdrücklich davor warnen zu müssen, die zauberhafte Wirkung der Arbeitsmethode zu überschätzen. Das Geheimnis des Erfolges liegt für den Philologen jetzt und immer in der gesunden Wechselwirkung zwischen dem Bild, das unsere Einbildungskraft sich von einer fernen Persönlichkeit macht, und den Quellen, die es zu interpretieren gilt. J. versteht, mit lebendiger Klarheit die ethischen Probleme nachzuempfinden und in ihren Zusammenhang sich einzuleben, und mit dieser Intuition verbindet er umsichtige, scharfsinnige, auf Beherrschung der Sprache gegründete Interpretation. Wo ist hier das absolut Neue? Vielleicht wird man es in der Konsequenz suchen, mit der J. die innere Logik der philosophischen Entwicklung des Aristoteles als entscheidende Instanz für die Auffassung seiner Schriften und seiner Philosophie überhaupt heranzieht. Aber hier eben liegt auch die ungeheure Gefahr gewaltsamer Konstruktion und vorschneller Verallgemeinerung. Diese ist in dem Moment akut, wo der Verfasser sich auf ein Gebiet begibt, auf dem ihm die Gabe innerer Einfühlung nicht in dem gleichen Maße zur Verfügung steht wie in der Ethik, von der er seinen Ausgangspunkt genommen hat. Dann gilt es ganz besonders, sich bewußt zu bleiben, daß die Interpretation zuerst geduldig ihren Weg zu Ende gehen muß, daß erst von ihrem Ergebnis das intuitive Bild abhängig ist, welches durch dies Verfahren der „alten" Philologie an Lebensnähe und innerer Logik nur gewinnen kann.

Ich setze dies deshalb so ausführlich auseinander, weil ich in der Tat der Ansicht bin, daß J. auf dem Gebiet der Metaphysik nicht mit dem gleichen Erfolg gearbeitet hat, den wir bisher bewundern mußten, eben weil ihm die Probleme, um die es sich da handelt, weit ferner liegen. Aber der Kritiker muß dem Autor auf seinem Wege zu folgen suchen; daher will ich, ehe ich auf die Interpretationsschwierigkeiten eingehe, zunächst zeigen, daß auch strukturpsychologisch an J.s Aristotelesbild etwas nicht in Ordnung ist. Als Platon starb, war Ar. mindestens 38 Jahre alt. Es ist völlig undenkbar, daß sich erst in dieser Zeit oder

[1] J. selbst kennzeichnet die neue Methode als den Versuch, den Überlieferungszustand der Schriften des Ar. aus der „inneren Form seines Denkens organisch zu verstehen", als „Entwicklungsanalyse", während er früher „äußerlich noch zu sehr in der alten textphilologischen Fragestellung befangen" gewesen sei (S. 173).

gar noch zehn Jahre später der Grundcharakter seines Denkens und seiner Arbeitsweise sollten entscheidend geändert haben, vielmehr muß man annehmen, daß — was bei dem Sohne eines Arztes nur natürlich erscheint — die Bevorzugung der Empirie, das Gefühl für den Wert der Tatsachen und das Bestreben, von geduldig und liebevoll gesammeltem Beobachtungsmaterial seinen Ausgang zu nehmen, von jeher den Grundzug seines Denkens und Philosophierens bildeten. Selbst die Probleme, in deren Bearbeitung ein Philosoph die Hauptaufgabe seiner besonderen Lebensarbeit sieht, pflegen für ihn in erheblich früheren Jahren festzustehen (auch Kant bildet, wie man immer mehr erkannt hat, keine Ausnahme). Wenn also wirklich in der Ethik und Politik die Eigenart des Ar. erst so erstaunlich spät sich entfaltet, so darf dies nicht verallgemeinert werden, vielmehr müssen wir versuchen, dies Rätsel zu verstehen und zu lösen. Und das ist nicht so sehr schwer. Auf dem Gebiete der Politik war die Beschaffung von Beobachtungsmaterial mit besonderen, für einen Privatmann fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden. In der Ethik war Platons Einfluß ganz besonders stark, und so lange Ar. in Athen lebte, wo er von Jugend auf die Verhältnisse mit den Augen seines Meisters zu sehen gewöhnt war, muß es für ihn sehr schwer gewesen sein, die ihm eigentümliche Art der Betrachtung auch auf die Charaktere und Sitten der Menschen anzuwenden. Dazu setzten ihn (psychologisch genommen) erst die Reisejahre und die völlig neuartigen Erlebnisse in Kleinasien und Mazedonien instand. Ganz anders hingegen liegen die Verhältnisse auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Logik und der von beiden sehr stark abhängigen Metaphysik. Hier entfaltete Ar. — wiederum als Sohn eines Arztes — von Anfang an gewiß schon in der Akademie viel größere Selbständigkeit, hier hatte er in sich selbst auch die Mittel, seiner Neigung zum Beobachten und Sammeln zu folgen.

Ich messe solchen allgemeinen Erwägungen keinen allzugroßen Wert bei: Hier jedoch waren sie nötig, um für die Interpretation durch J.s Verallgemeinerungen nicht von vornherein den Weg versperren zu lassen. Ich glaube, daß man nie ein zutreffendes Gesamtbild des Ar. gewinnen kann, wenn man nicht ungleich stärker, als Jaeger für nötig gehalten hat, die logischen und naturwissenschaftlichen Schriften heranzieht, die eigentlich bei ihm ganz ausfallen. Dazu kommt, daß er in der Metaphysik — anders als in der Ethik — nicht die Kernfragen der ar. Philosophie in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen stellt, sondern das Material für die Darstellung der Entwicklung gleichsam durch Überrumpelung des Textes aus der Form der Schriften („wir" im Sinne „wir Akademiker"), aus der Disposition, aus der Tatsache gelegentlicher Einschiebsel usw. gewinnen will. So wertvoll aber solche Hilfs-

mittel sein können: entscheidend sind sie nie, sie überzeugen erst, wenn sie uns helfen, dem Sinn und Zweck der vor uns liegenden Schriften näher zu kommen. Dazu müßte die Metaphysik aber mit ähnlicher Sachkunde interpretiert werden, wie es z. B. mit wichtigen logischen Schriften bei H. Maier geschehen ist. Maiers „Syllogistik" gibt auch gegen Jaeger den Beweis, daß wirklich Ar. schon zu Lebzeiten Platons auf den dazu geeigneten Gebieten den charakteristischen Sinn für die Erforschung der Tatsachen gehabt und geübt hat. In der Logik sind unzweifelhaft gerade die Schriften die ältesten (2.—6. Buch der Topik), die fast nur Sammlung des Materials enthalten. In der Biologie muß es genau so gewesen sein. Zwar behauptet J. ausdrücklich, hier sei die Reihenfolge umgekehrt: die Tierkunde „verhält sich als Stoffsammlung zu den sie verarbeitenden ... Schriften über die Teile und die Zeugung der Tiere genau so, wie die Politiensammlung zu den späten, empirischen Büchern der Politik." (S. 352.) Damit will J. diese Schriften hinabrücken in die athenische Zeit. Aber schon die äußere Stellung ist doch wesentlich anders: die Politiensammlung wird nicht zitiert in den Politika [1]), die Tierkunde in den Teilen der Tiere auf Schritt und Tritt. Nichts hindert uns, anzunehmen, daß auch diese Materialsammlung schon sehr früh begonnen ist, noch ehe der Plan einer besonderen, verarbeitenden Schrift bestand, rein aus Freude an der Beobachtung. Da wo J. von den Problemen der Naturwissenschaft selbst ausgeht (unbewegter Beweger, Äthertheorie) kommt er zu Ergebnissen, die mir genau wie in der Ethik unantastbar scheinen. Und was sind schließlich in der Metaphysik die beobachtbaren „Tatsachen"? Sind es nicht die Ansichten früherer Denker und die große Reihe bisher schon aufgeworfener Fragen, die Ar. von jeher — wie diesmal auch Jaeger zeigt — seinen Darlegungen vorauszuschicken pflegte?

Daß wirklich auf dem Gebiete der „ersten Philosophie" auch nach J.s Werk die wichtigsten Fragen ihrer Aufklärung noch harren, daß noch keineswegs der „Schlüssel gefunden" ist, um „selbst die geheimnisvollsten Türen des verwunschenen Schlosses" aufspringen zu lassen (S. 218), muß die Betrachtung seiner Ergebnisse im einzelnen lehren. Die Einheitlichkeit des ganzen ersten Buches, sagt J. S. 179, ist unantastbar. Diese Behauptung erschüttert er aber später (S. 218, Anm. 1; S. 221 f.) selbst, wenn er zeigt, daß uns die beiden ersten Bücher nur in Überarbeitung vorliegen: A 8—9 sollten nach Ar.' Absicht nicht an ihrem jetzigen Platz verbleiben. Die Altertümlichkeit der anderen Partien hat sich nur t r o t z der Überarbeitung erhalten. Damit soll erklärt werden, warum das platonische „wir" darin sich nicht mehr

[1]) Abgesehen von einer gelegentlichen Andeutung in der Nik. Eth.

findet, abgesehen von ganz wenigen Stellen in B. Nun, wenn dem so ist, dann muß meines Erachtens sich sofort die Frage erheben, ob nicht bei dieser Überarbeitung doch auch wesentliche Erweiterungen vorgenommen sind. Ganz besonders liegt es doch nahe, den Bericht über die Ansichten der früheren Denker in A 3—7 als späteren Ersatz für die nicht mehr aufrecht erhaltene Fassung in A 8—9 anzusehen. Nichts hindert, Kapitel 3—7 einer erheblich späteren Zeit zuzuweisen, ja der veränderte Gesichtspunkt empfiehlt diese Annahme: A 3—7 wird gefragt: was ist an den Ansichten der früheren zu brauchen, A 8—9 dagegen: was ist daran verkehrt. Die Schwierigkeiten steigern sich, wenn man die Beziehungen zur Physik hinzunimmt. J. behauptet (S. 311), Met. A beruhe ganz auf der Physik; er hat vor allem Phys. B im Auge mit den vier Prinzipien. Nun gehört aber gerade dieses Buch bereits einer zweiten Bearbeitung der Physik an, die in Terminologie und Fragestellung sich ganz wesentlich von der älteren in Phys. A, E, Z unterscheidet [1]). Also müßten in Assos bereits zwei Stadien der Physik vorausgesetzt werden, wenn damals das g a n z e Met. A entstanden ist. J. hat die Meinung, als könnte die Met. als einheitliches „Werk" aufgefaßt werden, ein für allemal zerstört. Aber man muß sofort weiter gehen: auch die Bücher sind keine Einheiten; ich glaube ihm, daß A 1—2 und 8—9 aus der Zeit von Assos stammen und verlange dennoch einen Beweis, daß dies auch für A 3—7 zutrifft. Denn wir müssen, wie ich an dem Beispiel von Z einmal zu zeigen hoffe, damit rechnen, daß seitenlange Einschübe bei späterer Überarbeitung gemacht worden sind.

Noch mehr verwickelt sich die Frage, wenn die Parallelfassung in K mit hineingezogen wird. Früher hatte J. (Entstehungsgesch. S. 63 ff.) gegen Natorp sehr lebhaft in mühevollen Interpretationen den platonischen Charakter einer Anzahl von Stellen dieses K bestritten, jetzt nimmt er ein gut Teil davon zurück und möchte eben aus solchen platonisierenden Partien auf eine frühere Abfassung schließen: K ist eine frühere Bearbeitung des Stoffes von B—E. Aber leider ist dies immer noch nicht die allerälteste Fassung: S. 222 f. muß J. zugeben, daß bereits in diesen Entwurf eine Auffassung über die Aufgabe der ersten Philosophie eingedrungen ist, die erst einer späteren Periode seines Denkens angehört. Damit wird für mich dieser Gedanke unmöglich. Ich kann auch nicht zugeben, daß sich zwischen E 2 und K 8 irgendein Unterschied finde (J. S. 216/17): auch der Anfang von K 8 deutet doch mit aller wünschenswerten Klarheit auf eine Gliederung des Seienden hin, und welche könnte das anders sein, als die in E 2 oder Δ 7? Zuzugeben ist nur, daß der

[1]) Daß dies richtig sein muß, ist mir besonders auch aus der Lektüre von Görlands „Aristoteles und Kant" klar geworden, s. S. 99.

Zusatz in E 4 (Hinweis auf Θ) sich in K nicht findet. Aber das beweist ja nur, daß die in K vorliegende Fassung der Gedanken von B—E zu einer Zeit entstand, als Θ oder besser Θ 10 noch nicht existierte. E ist bewußt geschrieben, um den Anschluß an das bereits bestehende (so m. E. richtig S. 209) und viel ältere Z zu erreichen. Dann bleibt es aber doch ein Wunder, wenn das angeblich ältere Stadium der gleichen Gedanken in K im großen und ganzen just bis zu dem gleichen Punkte erhalten ist. E hat nie eine andere Fortsetzung haben sollen, als Z. Und K 1—8? — Nein, umgekehrt spricht manches nach wie vor dafür, K als das Spätere anzusehen, namentlich die Fassung der „Probleme". Es ist sehr unwahrscheinlich, daß diese alle zu derselben Zeit entstanden sein sollten. Nun sind in B an der verschiedenen Abzweckung der Fragen die einzelnen Schichten noch zu erkennen. Namentlich die ersten vier Probleme, die dann in Γ wirklich bearbeitet werden, heben sich deutlich von den anderen dadurch ab, daß sie zu einer „gesuchten Wissenschaft" in Beziehung gebracht werden und also auf die spätere Behandlung vorausweisen. Dies geschieht in K mit allen Problemen, womit eine formale Vereinheitlichung gegeben ist, die auf eine neue Bearbeitung des in B noch mehr als Materialsammlung vorliegenden Stoffes deutlich hinweist.

Übrigens wird in J.s Darstellung das Verhältnis der Bücher Γ, E zu A—B nicht ganz klar; er nimmt wohl an, daß Γ und E besonders stark überarbeitet sind (S. 223—26), daß aber doch ihr Inhalt schon in jenem ältesten Stamm metaphysischer Untersuchungen aus der Zeit von Assos vorausgesetzt werden müsse. Die Umarbeitung trifft hier einen Kardinalpunkt, nämlich die Auffassung des Gesamtzieles der ersten Philosophie, die aus einer Theologie sich wandelt in eine Wissenschaft vom Seienden als solchem.

Unter diesen Umständen wird die Bedeutung der „Substanzbücher" Z—Θ zu einem besonders interessanten Problem, auf das J. mit Nachdruck den Finger legt. Er behauptet mit Recht, daß Z schon vorlag, als die jetzige Fassung von E entstand (S. 209). Aber wie steht Z zu A—B? J. will das ganze Z in eine spätere Entwicklungsstufe hinabrücken, in der Ar. als Empiriker, der er inzwischen immer mehr geworden war, auch in der Metaphysik seinen Ausgangspunkt nahm von den in der Natur und Kunst gegebenen Substanzen, während er früher als Platoniker unmittelbar an die übersinnlichen Substanzen angeknüpft hätte. In seiner „Entstehungsgeschichte" hatte J. noch sehr energisch bestritten, daß Ar. selbst irgendeinen Zusammenhang hätte herstellen wollen zwischen E und Z—Θ; damals war er geneigt, diese Bücher eher an die physikalischen Schriften heranzurücken (109 ff.). Hiergegen habe ich mich schon früher gewandt [1]). Wenn jetzt der metaphysische

[1]) Die Theorie der Abstraktion S. 64.

Charakter der Untersuchungen in Z von J. nicht mehr in Zweifel gezogen wird, wird es wieder ein ganz schlimmes Problem, warum denn Z so völlig schweigt von den Aporien des Buches B. J.s Antwort kann nicht befriedigen: auch wenn Z einen selbständigen Anlauf nimmt, vermißt man eine Bezugnahme auf die entsprechenden Aporien in B, falls diese damals schon formuliert waren. Man kommt immer wieder auf den Gedanken, daß dieses Fehlen jeder Verweisung nur dann befriedigend erklärt wird, wenn eben umgekehrt der mittlere Teil der Probleme erst im Hinblick auf eine schon ausgearbeitete Fassung von Z hinzugekommen ist. Das setzt natürlich voraus, daß auch der Grundstock von Z in eine frühere Zeit hinaufragt.

Und in der Tat hat sich Z eine ganz erhebliche Überarbeitung gefallen lassen müssen, was J. entgangen ist, da er — so scheint mir — immer noch meint, daß diese Untersuchungen „nicht für den methodischen Zweck geschrieben sein können, auf den sie in dem vorliegenden letzten Entwurf bezogen sind". (S. 205.) Diese Auffassung steht mit Z 2 — namentlich mit dem am Ende angegebenen Plan — in schroffem Widerspruch. Auch J.s Erklärung der berühmten Zeilenversetzung (S. 205) befriedigt nicht, weil der Inhalt des losen Zettels, der hier eingedrungen sein soll, ja ganz sinnlos ist: Ar. geht ja gar nicht vom Bekannteren zum Unbekannteren fort, wie der pädagogisch-methodische Exkurs verlangt. Vielmehr ist der ganze Abschnitt (Kap. 4—6), der durch die von Bonitz wieder an die richtige Stelle gerückten Zeilen 1029 b 1—2 eingeleitet wird, später hinzugekommen, und der „methodische Exkurs" bezog sich ursprünglich sehr zu Recht auf die damals unmittelbar folgenden Kap. 7—9, deren Ausgehen vom Sinnlichen er entschuldigen will. J. hat sich in seiner Auffassung täuschen lassen durch den Anfang des Kap. 3, in dem er zu Unrecht die ursprüngliche Disposition sieht: gerade dieser Anfang mit der Einteilung der Substanz in vier Arten, woran auch jene beiden an falscher Stelle stehenden Zeilen wieder erinnern, ist ebenfalls späterer Zusatz, während die Disposition am Ende von 2 das Ursprüngliche gibt. Bei näherem Zusehen ergibt sich nämlich, daß der Gang der Erörterung über jene vier Arten der Usia im 3. Kapitel einfach hinweggeht: es werden im engsten Zusammenhang mit dem sicher alten Δ 8 drei ganz andere Arten der Usia besprochen und das Wort νῦν μὲν οὖν τύπῳ εἴρηται, τί ποτ' ἐστὶν ἡ οὐσία zeigt durch seine Bezugnahme auf den Schluß von Kap. 2 (ὑποτυπωσαμένοις), daß Ar. hier ursprünglich mit seinem Überblick über alle möglichen Bedeutungen der Usia fertig war. Wer die Entstehungsgeschichte des Buches Z aufhellen will, der muß von der Tatsache ausgehen, daß die drei ersten Zeilen des 3. Kapitels unmöglich von allem Anfang an an ihrem Platz können gestanden haben. Was sind das auch für merk-

würdige vier Bedeutungen der Usia! τὸ τί ἦν εἶναι, τὸ καθόλου, τὸ γένος, τὸ ὑποκείμενον. J. gibt sie (S. 203 Anm.) nicht ganz richtig wieder, er sagt, εἶδος statt γένος; soll das eine Konjektur sein? Und er sagt statt ὑποκείμενον einfach ὕλη: dies ist unmöglich, denn aus dem folgenden geht klar hervor, daß darunter εἶδος, ὕλη, σύνολον als Unterarten begriffen sein sollen. Aber gerade diese Unterarten decken sich ja zum Teil wieder mit den vier Hauptarten! Ich kann auch keinesfalls beistimmen, wenn J. weiter sagt, das Ziel des Z sei, zu zeigen, daß in dem richtig gefaßten Usiabegriff εἶδος, καθόλου, τί ἦν εἶναι vereinigt sein müßten: das Allgemeine ist nie Substanz, so wird nachher ausdrücklich versichert (Z 13, H 1). Aber mit dieser Frage befänden wir uns ja mitten in dem Streite um die Auffassung des ar. Substanzbegriffes, und solchen Erörterungen ist J. aus dem Wege gegangen. Nein, jene vier Hauptbedeutungen der Usia sind späterer Zusatz. Der erste Satz des Kap. 3 hat einen Rückweis auf Δ 8 verdrängt, der hier mit der gleichen inneren Notwendigkeit gefordert wird, wie im Anfang der Hinweis auf Δ 7. Zugleich mit diesem späteren Anfang sind jene beiden Zeilen und der an sie anschließende logische Teil Z 4—6 entstanden, und es ist ein folgenschwerer Zufall, den uns das Schicksal zur Aufhellung des ganzen Tatbestandes beschert hat, wenn wir die beiden ersten Zeilen dieses umfangreichen Zusatzes noch heute an falscher Stelle in den Handschriften lesen. Natürlich sind damit die bei späterer Bearbeitung hinzugekommenen Stücke längst noch nicht alle genannt. Ich hoffe, in einer besonderen Abhandlung bald darauf zurückkommen zu können. Hier muß es genügen, zu zeigen, daß J. den ursprünglichen Charakter des Buches Z noch nicht genügend erkannt hat: der Schluß von Z 2 gibt die echte alte Disposition und rückt damit die älteste Fassung von Z hart an den Kreis der Aporien in B und an spezifisch akademische Fragestellungen.

Daß die Zeilenversetzung 1029 b 1—2 uns einmal in der Lösung aller Aristoteles-Probleme bedeutend fördern müßte, war mir von Anfang an klar. Aber wenn auch solche rein mechanischen äußeren Zeugnisse willkommene Hilfen sind: sie können doch immer nur im Dienste der Gesamtinterpretation stehen, und die Aufhellung des Zustandes der ar. Metaphysik kann nur von einer geduldigen, alle Schattierungen genau verzeichnenden Darstellung des ar. Substanzbegriffes aus gelingen. Soviel sehen wir durch J.s Arbeiten mit voller Sicherheit: das Ganze ist in einer Weise umgestaltet und immer wieder durchdacht worden, wie wir es uns alle vor 1912 nicht hätten träumen lassen. Nur müssen wir, glaube ich, noch erheblich über J. hinausgehen.

H ist von Z nicht zu trennen; fragt sich nur, ob es von Anfang an mit ihm verbunden war. Θ kommt bei J. zu kurz. Vor allem möchte man gern wissen, wie er sich den fundamentalen Unterschied im Begriff

der δύναμις zwischen Δ 12 und Θ erklärt. Buch I ist noch fast Neuland. J. spricht darüber ganz kurz, ohne auf seinen Inhalt einzugehen, auf Grund der Zitate (S. 208), und meint, es sei vielleicht erst später hinzugefügt. Da aber die Zitate auf die zweifellos ältesten Bestandteile von B und Z gehen, ist anzunehmen, daß auch I zum mindesten ebenfalls einen alten Kern hat. Λ hat Berührungen mit allen Stadien der ar. Metaphysik. J. charakterisiert es treffend als einen Einzelvortrag, der bei irgendeiner Gelegenheit ein vollständiges System der Metaphysik „in nuce“ bieten wollte (S. 228 ff.). Aber auch dieser Vortrag muß öfter wiederholt werden sein, sonst versteht man nicht die zahlreichen Zusätze, die sich keineswegs auf Λ 8 beschränken.

Es bleiben noch M und N, die der Einordnung in einen Gesamtplan immer besondere Schwierigkeiten gemacht haben. J. weist auf die überraschend gut eingehaltene Disposition des ersten Teils von M (bis 1086 a 20) hin und vertritt mit Recht die Ansicht, dies gehöre zu den jüngsten Bestandteilen der Metaphysik (S. 183 ff.). Er zeigt mit guten Gründen, daß wir im letzten Teil offenbar eine ältere Fassung des Anfangs vor uns haben; an diesen habe sich dann, wenn auch nicht in unmittelbarem Fortgang, das Buch N angeschlossen. Aber J. übersieht, daß im Buche N zweimal auf die junge Fassung des M zurückgewiesen wird; 1090 a 15 und 28 können nur auf M 2 gehen (dies ist bisher wohl nicht bemerkt worden), und so wird wohl auch M 1078 b auf N 4—6 bezogen werden dürfen. Und diese Verweisungen sitzen im Text sehr fest. Man muß also J.s Ansicht dahin einschränken, daß eine frühere Fassung von N vielleicht zur Urmetaphysik gehört hat, und muß auch hier eine spätere Überarbeitung annehmen. Wenn aber nun J. nachweisen will, daß der Schluß von M und N sogar in die Zeit von Assos fallen müssen, und zwar an zwei (in der Überarbeitung dann also versehentlich stehen gebliebenen) „Wir“ im Sinne „Wir Akademiker“, so kann ich ihm darin ganz und gar nicht folgen. Die erste Stelle steht 1086 b 19. Nachdem Ar. am Schluß von M 9 einige Schwierigkeiten der Ideenlehre erwähnt hat, geht er am Anfang von M 10 mit klaren Worten (deren Bedeutung J. S. 191 abzuschwächen sucht) zu einer besonders tiefliegenden Schwierigkeit über, die auch die Gegner der Ideenlehre trifft, nämlich zum Verhältnis der Substanz zur Möglichkeit der Erkenntnis und der Wissenschaft. Hier rührt, wie namhafte Forscher (so z. B. Zeller S. 344 ff.) erkannt haben, Ar. an eine wunde Stelle seines eigenen Substanzbegriffs; auch die Aporie des B 4 499 a 24 ff. beweist dies. Gerade also, wenn wir J.s Auffassung der Worte ὡς βουλόμεθα λέγειν gegen Bonitz annehmen („wie wir sie verstehen“), so kann man sie sehr wohl auf den Peripatos beziehen. Jedenfalls können sie eine so schwerwiegende Folgerung wie die Datierung der ersten Fassung des M. nicht tragen. Wenn J. diese

Möglichkeit außer Betracht läßt, so liegt dies wieder daran, daß er eine m, E. unhaltbare Auffassung des ar. Substanzbegriffes vertritt (oder besser andeutet, S. 203 Anm. Vereinigung des εἶδος mit dem καθόλου; S. 194 „das Seiende des Allgemeinen im Einzelnen“). — An der zweiten Stelle liegen die Dinge ganz ähnlich (N 4 1091 a 30). Auch hier geht Ar. (was J. gar nicht erwähnt, S. 195 ff.) zur Besprechung eines Problems über, das auch diejenigen zur Nachprüfung auffordert, die den Weg aus den Schwierigkeiten der Ideenlehre heraus schon gefunden haben (καὶ εὐπορήσαντι ἐπιτίμησιν), wie nämlich das teleologische Prinzip sich zu den übrigen verhalte und ob es überhaupt als Prinzip anerkannt werden könne. Die Formulierung des Dilemmas schließt sogar die Möglichkeit aus, den Verfasser noch zu den Akademikern zu rechnen: αὐτὸ τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ ἄριστον kann kein Platoniker sagen, wohl aber ist dies die Ausdrucksweise des Ar., wenn er nur ein relativ Bestes, nicht ein absolut Gutes anerkennen will (vgl. 982 b 6; 10, 1075 a 12; Nik. Eth. 1094 a 22), womit alle Zwecke in eine Stufenleiter sich einordnen, die freilich ihre Spitze hat. Also, meine ich, muß man an der Stelle N 4 unter Beibehaltung von J.s Interpretation der Worte οἷον βουλόμεθα λέγειν das αὐτό als Objekt hinzunehmen und in den folgenden Worten τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ ἄριστον eine Apposition zu αὐτό sehen. Dadurch würde natürlich diese Stelle, genau wie A 3 893 b 23 durch die völlig unakademische Bedeutung des αὐτὸ τὸ θερμόν, der platonischen Zeit um so ferner gerückt.

Zu erwähnen bleibt noch, daß J. (S. 232) bisher unbemerkt gebliebene Beziehungen zwischen Λ und N aufdeckt, wobei N als die ursprüngliche Fassung zu gelten hat. Aber man muß hinzufügen, daß eine genau entsprechende Beziehung auch zwischen Λ 3 und Z 7—9 besteht, Kapitel, die sicher zur ursprünglichen Fassung von Z gehören.

Ich habe der Besprechung des Buches einen breiteren Raum eingeräumt, ohne doch seine Bedeutung erschöpfend würdigen zu können. Ich muß es mir leider auch versagen, auf den sehr lesenswerten Schlußabschnitt „Die geschichtliche Stellung des Aristoteles“ einzugehen; besonders beachtenswert erscheint mir, was J. über die „Problemgemeinschaft“ der ar. Metaphysik mit den Glaubensphilosophen des Mittelalters ausführt (S. 404), weniger einverstanden bin ich mit seinen Gedanken über die Parallele zur Weiterentwicklung der kantischen Philosophie. Aber man kann durch solche Einzelheiten zur Klärung nichts beitragen. Nur in der Metaphysik glaubte ich eine Ausnahme machen zu müssen: eben weil ich glaube, daß J.s Buch die Aristoteles-Forschung bedeutend beeinflussen wird, muß ich nach bestem Wissen meine warnende Stimme erheben, damit nicht die Ansichten über die aristotelische erste Philosophie in eine falsche Richtung geraten.

Sehr zu wünschen wäre noch etwas Äußerliches: daß dem Buche bei einer späteren Auflage brauchbare Indizes beigegeben werden.

Absichtlich habe ich die Besprechung des viel älteren Werkes W. W. Jaeger, Studien zur Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles, Berlin 1912 hinter diejenige des Hauptwerkes gesetzt. Hier kann ich mich wesentlich kürzer fassen. Das Hauptverdienst dieser Schrift besteht darin, daß sie aufräumt mit den Versuchen, durch Umstellungen und Streichungen den ursprünglichen einheitlichen Plan einer geschlossenen „Metaphysik“ wieder herzustellen, und daß in ihr zuerst ein klares Bild gewonnen wird von der Arbeitsweise des Ar. und der Benutzung seiner Schriften durch seine Schüler. J. zeigt, daß zahlreiche Zusätze auch größeren Umfangs von Ar. selbst herrühren müssen, die Zeugnis ablegen von zeitlich weit auseinanderliegenden Neubearbeitungen, daß aber auch nach seinem Tode noch Änderungen in der Gesamtordnung stattgefunden haben müssen. Die Isolierung der Bücher Z—Θ hat J. selbst später gemildert: sie läßt sich m. E. in keiner Weise aufrecht erhalten. Aber auch der Gedanke, daß wir uns beim Verständnis des Hauptteils leiten lassen müssten vom Problembuch B, scheint mir verfehlt zu sein: eine solche Fülle von Fragen geht niemals der philosophischen Arbeit voraus, sie kann sich erst im Verlauf der Arbeit angesammelt haben. Der zweite Teil der Schrift beschäftigt sich mit der literarischen Stellung und Form der Metaphysik. Vieles daraus ist inzwischen Gemeingut geworden, wir wissen jetzt, wie wir im Sinne des Ar. seine Lehrschriften auffassen müssen. Nur eine interessante Einzelheit muß man wohl fallen lassen, nämlich die Ausführungen über die Buchteilung der Metaphysik. Ich bedaure, daß J. sich später nicht klarer darüber ausgesprochen hat, wie er jetzt über diesen Abschnitt denkt. Die einzelnen Methodoi sind zu sehr verselbständigt worden, der innere von vornherein geplante Zusammenhang, der durch Überarbeitung getrübt ist, wird nicht genügend gewürdigt. Mir scheinen die eigenen Angaben des Ar. über seine Disposition gerade zum Ursprünglichsten zu gehören, besonders wenn sie in dem heutigen Zustand der Schriften nicht mehr befolgt werden. Endlich glaube ich auch nicht mehr, daß wir irgendwie noch das Ende einer Rolle äußerlich erkennen können (S. 61 z. B.): man wird doch damals auch schon die Rollen beliebig zerschnitten und wieder zusammengeklebt haben, wenn sich ein Zusatz als notwendig erwies.

Im Anschluß hieran ein paar Worte über die Arbeit an der Textgestaltung. Wir sind in unsern Ausgaben in den letzten Dezennien nicht viel weiter gekommen. Geradezu kläglich steht es um die Physikausgaben. Im ganzen ist man noch immer auf die Arbeit I. Bekkers

angewiesen, obgleich man erkannt hat, daß einerseits seine Kollationen sehr der Nachprüfung begürfen, anderseits nach dem Erscheinen der bedeutendsten antiken Kommentare ganz neue Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Für die erste Behauptung verweise ich auf Karl Bitterauf, Der Schlußteil der ar. Biologie, Beiträge zur Textgeschichte und Textkritik der Schrift de generatione animalium, Kempten im Allgäu 1913, Gymnasialprogramm. B. hat 25 Handschriften neu verglichen oder vergleichen lassen, darunter allerdings viele ganz junge. Dadurch hat er sich um die Feststellung der Überlieferung große Verdienste erworben; denn die Angaben in der Akademieausgabe sind nicht absolut zuverlässig. „Heute darf man es bei aller schuldigen Hochachtung vor Bekkers immerhin staunenswerter Leistung, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, ruhig aussprechen, daß die Überzeugung von der Ungenauigkeit der Bekkerschen Angaben Gemeingut der wissenschaftlichen Welt ist. Jedenfalls könnte ich auf jeder Seite, in jeder Spalte der Bekkerschen Ausgabe der Schrift de gen. an. nicht wenige Unrichtigkeiten aufdecken.“ (S. 5.) Sein eigenes Verfahren charakterisiert B. folgendermaßen: „Unsere Handschriften gehen wohl überhaupt nicht auf zwei Urhandschriften zurück, sondern nur auf eine, die viele Varianten aufwies. Jedenfalls haben wir gesehen, daß in jeder Handschrift, der man einen selbständigen Wert zuerkennen muß, eine gute Überlieferung verborgen sein kann. Die Folgerung für die Textkritik: ein eklektisches Verfahren, das sich von einseitiger Überschätzung einer einzelnen Handschrift oder einer Handschriftengruppe freihält, ist einzuschlagen, so unbequem und unerwünscht es für den Herausgeber auch sein mag.“ Bemerkenswert ist aber doch, daß den größten Gewinn eine sorgfältigere Prüfung von Bekkers Kronzeugen, Z = Oxon. 108, abwirft.

Über die Grundsätze, die sich aus der Benutzung der antiken Erklärer für die Neugestaltung des Aristotelestextes ergeben, hat sich wiederum Jaeger ausgesprochen, der eine Ausgabe der Metaphysik vorbereitet und in mehreren Abhandlungen wichtige Vorarbeiten geleistet hat: Emendationum ar. specimen, Berlin 1911; Emendationen zu Ar. Met. A—Δ, Hermes 1917, 481 ff.; Emendationen zu Ar. Met., Stzb. d. pr. Akadem. 1923 (34). In diesen Arbeiten hat er mit glücklicher Hand zahlreiche Stellen der Metaphysik in Ordnung gebracht. In dem Hermesaufsatz kommt er zu dem Ergebnis, daß unsere Handschriften auf die Tätigkeit der byzantinischen Philologen zurückgehen und uns von dem Zustand des Textes im Altertum kein klares Bild geben können. Lediglich der Laurentianus 87 bietet eine davon unabhängige Überlieferung und kann uns, zusammen mit einer vorsichtigen Benutzung der Zitate bei den Kommentatoren, die vielfach auch nach der Vulgata

verbessert sind, dazu helfen, die Entstehungsgeschichte unseres Textes weiter zurückzuverfolgen und die Arbeit der Byzantiner zu kontrollieren.

Mit einem gewissen Neid blickt man hinüber nach England, wo gegenwärtig viel eifriger an der Schaffung brauchbarer Ausgaben, Übersetzungen und Kommentare gearbeitet wird. Vielleicht wird eines Tages die Meteorologie, aus dem — Englischen ins Deutsche übertragen! Die große Metaphysikausgabe mit Kommentar von W. D. Ross, Oxford 1924, ist gegenwärtig der zuverlässigste Führer durch die verschlungenen Wege dieses wunderlichen „Werkes". Es tröstet uns immerhin, wenn wir sehen, wieviel deutsche Arbeit doch auch von diesen englischen Philologen benutzt wird: Ross' Literaturverzeichnis weist mehr deutsche als englische Namen auf! Jaeger berichtet über diese Ausgabe im 1. Bd. des „Gnomon" Berlin 1924.

Die Forschungen zur ar. Erkenntnislehre sind sehr vertieft worden durch eine Preisaufgabe der Kantgesellschaft, nach der Ar. und Kant in diesem Punkte gegenübergestellt werden sollten. Allerdings ist die Fragestellung nicht unbedenklich. Sie hat eigentlich nur Sinn, wenn sie in einem weiteren, kulturgeschichtlichen Rahmen gefaßt wird, wenn etwa die beiden Philosophen als Exponenten griechischen und abendländischen Denkens gelten sollen. Davon ist in allen Lösungen keine Rede. Aber auch abgesehen davon hat die Fassung der Aufgabe den Vorteil, daß sie die Bearbeitung auf den Boden der Problemgeschichte stellt: nur wer mit philologisch geschulter Interpretation der Schriftwerke eine gründliche Kenntnis metaphysischer Fragestellung verband, konnte an sie mit Erfolg herangehen.

Eine sehr klare und lesenswerte Bearbeitung hat Severin Aicher gegeben: Kants Begriff der Erkenntnis verglichen mit dem des Aristoteles, Halle 1907. Seine Dissertation schließt sich sehr zu ihrem Vorteil eng an H. Maiers „Syllogistik" an, dessen Ergebnisse — er war A.'s Lehrer — durchweg vorausgesetzt und den Zwecken des Themas entsprechend ausgebaut werden. Die Einleitung handelt über Form und Materie in der Naturphilosophie. „Ar. faßt das gesamte Werden analog dem organischen Wachsen, dem Entstehen und Vergehen der lebendigen Organismen." (S. 4.) Ich hätte nur auch in der Darstellung der ar. Gedanken diesen fundamentalen Satz mehr zur Geltung gebracht. Dann folgt ein erster Teil über die Erkenntnisfaktoren (Objekt und Subjekt der Erkenntnis), ein zweiter über den Erkenntnisprozeß (psychologisch und methodisch). Im letzten Teil wird, unter der weniger deutlichen Überschrift „Der Erkenntnisbegriff" die Vergleichung mit Kant durchgeführt.

Der erste Teil stellt mit Recht den Wesensbegriff als den reinen Artbegriff (οὐσία ἄνευ ὕλης) in den Vordergrund. Da A. erkannt hat,

daß Gattung und Art bei Ar. in ganz verschiedener Weise allgemein sind, so ist er (S. 11 ff.) imstande, mit bemerkenswerter Klarheit die von Zeller besonders scharf formulierten Widersprüche des Ar. aufzuhellen. Man kann in diesem Zusammenhange noch auf Met. I 9 hinweisen, wo ja ausdrücklich steht, daß die einzelnen Menschen nicht etwa Unterarten der Gattung Mensch seien, wo ferner der Anteil der Materie an dieser Frage genau bestimmt ist. Ganz einverstanden kann ich mich freilich nicht erklären: „Wirklich — das ist unzweifelhaft ar. Lehre — ist nur das einzelne (das Individuum)", dieser Satz (ohne Belege), der in solcher Allgemeinheit sicher nicht richtig ist, stört die Sicherheit der Gedankenführung (S. 11), wenn er auch nicht solches Unheil anrichtet, wie z. B. bei Zeller und vielen andern. Und dann macht sich hier die Lücke, die durch Nichtbeachtung der ἐξ ἀφαιρέσεως λεγόμενα als Erkenntnisgegenstände von ganz bestimmter Prägung entstehen muß, viel mehr bemerkbar, als bei Maier, was mit dem Thema zusammenhängt: hier sollen ja gerade die Gegenstände der Erkenntnis verfolgt werden. Es stimmt nicht, daß (S. 66 Anm. 3) diese nur die Mathematik angingen, und selbst dann dürften sie nicht in einer gelegentlichen Bemerkung abgetan werden. Natürlich kehrt dieselbe Lücke wieder bei den Erkenntniskräften und dem Erkenntnisprozeß, weil das Wesen der ἀπόδειξις und des νοῦς παθητικός ohne die „abstrakten" Begriffe nicht völlig klar werden kann. Die Art der Erkenntniskräfte soll sich ja (de an. III 4) nach derjenigen der Objekte richten. Und selbst die Bedeutung der Materie, namentlich der „geistigen" spielt hinein. Ar. würde nie zugeben, daß „der Begriff, der nur die Form allein ohne den Stoff wiederzugeben vermag, etwas Unvollständiges sei", weil er „das Ding als solches, so wie es existiert" nicht auszudrücken vermag (S. 12); wie könnte er diesen sonst Entelechie nennen? Auch das würde Ar. nicht unterschrieben, daß die Gattung etwas Wirkliches in den Dingen sei, „gewissermaßen ihre Grundlage" (S. 76, wo ausnahmsweise mal eine Belegstelle nicht paßt): dadurch wird ja der scharfe Unterschied von metaphysischem Artbegriff und wissenschaftlichem Abstraktbegriff, den A. wohl erkannt hat, wieder verwischt.

Noch ein paar Worte zur Durchführung des Vergleiches mit Kant. Die beiden ersten Teile kommen kaum zur Behandlung dieser Aufgabe. Form, Materie, Kategorie haben eben bei beiden Denkern eine so verschiedene Bedeutung, daß selbst eine Gegenüberstellung wenig lohnt und zu Gewaltsamkeiten führen müßte. Wenn es S. 40 heißt: „Während sich nach Ar. die Einheit in der Vielheit (ἓν ἐπὶ πολλῶν) findet und finden muß, wenn Erkenntnis möglich sein soll, schafft nach Kant der Verstand allererst diese Einheit", so muß der Vergleich unfruchtbar bleiben, da es sich bei Ar. um die Einheit verschiedener Gegenstände unter einem

Begriff handelt, bei Kant dagegen um die durch den Verstandesbegriff herbeigeführte transzendentale Einheit des Objekts. Hier hätte A. besser Met. Z 12 und H 3 und 6 angezogen, wo Ar. auf die Frage eingeht, wie Form und Materie eins sein könnten oder wie die in einem Begriff verbundenen Bestimmungen (Gattung und Differenz). Der letzte Teil, der das eigentliche Thema erst tiefer angreift, benutzt denn auch das in den beiden ersten bereitgelegte Material verhältnismäßig wenig, so daß man von einer „Zusammenfassung" nicht eigentlich sprechen kann. Aber das ist gut so, weil nun neue Gesichtspunkte sich geltend machen, die mir fruchtbarer zu sein scheinen. Der moderne Denker wird viele Fragen an ein historisch abgeschlossenes System stellen, die dieses einfach nicht beantworten kann, weil das Problem damals noch gar nicht bestand. In solchem Falle ist es förderlicher, sich auf den Boden der antiken Problemstellung zurückzuversetzen, um wenigstens zu verstehen, wo die Kritik schweigen muß. Aber es gibt auch Fragen, die so tief im Wesen der menschlichen Erkenntnis wurzeln, daß kein Denker an ihnen vorbeigehen kann, ganz gleich, welcher Kultur er angehört. Solche hat A. im letzten Teil als Grundlage seines Vergleichs hervorgezogen. „Das Urteil als Form der Erkenntnis." „Der synthetische Charakter des Erkenntnisurteils." — In diesem Kapitel kommt allerdings Ar. zu kurz. Folgen nach seiner Meinung die mathematischen Sätze aus Definitionen und Grundsätzen analytisch? Oder welches ist der Grund, der uns berechtigt, das notwendige Zusammengehören zweier Bestimmungen zu behaupten? Es fehlt eben wieder die Theorie der συμβεβηκότα καθ' αὑτά und des Abstrakt-Begrifflichen als der Grundlage aller beweisenden Wissenschaft. „Objektivität des Erkenntnisurteils." — Hier heißt es treffend: „War für Ar. die Erkenntnis allgemeingültig, weil objektiv, so ist sie für Kant objektiv, weil allgemeingültig (S. 124). Kurz darnach wird Windelbands feine Charakteristik der Funktionen eines individuellen und eines allgemeinen Bewußtseins in der Kantschen Erkenntnislehre zitiert; da hätte es doch sehr nahe gelegen, die ar. Lehre vom Nus dagegenzuhalten. — „Notwendigkeit des Erkenntnisurteils." — Wieder sehr einleuchtend: „Kant verlangt eine Notwendigkeit des Nicht-anders-denken-könnens, Ar. eine solche des Nicht-anders-sein-könnens." Man kann hier im Hinblick auf Maiers Syllogistik fortfahren: Darum mußte sich für Ar. die Notwendigkeit an das Subjekt des Satzes anheften, bei Kant an die im Urteil vollzogene Synthesis.

Charles Sentroul, Kant und Aristoteles, ins Deutsche übertragen von Ludwig Heinrichs, von der Kantgesellschaft gekrönte Preisschrift, Kempten und München 1911. — Weder der Philologe noch der Philosoph wird aus dem Buche viel lernen können, und doch ist

es nicht unnötig, sich hier damit zu befassen; denn man wird bei seiner Lektüre förmlich dazu gedrängt, über die Gesichtspunkte nachzudenken, die bei der Behandlung eines solchen Themas sich fruchtbar erweisen können. Es ist das Werk eines Scholastikers, der sich im Besitz der Wahrheit weiß und an seinen Lösungen und Überzeugungen die Gedankenwelt zweier Riesen in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens messen will. Thomas von Aquino und der Kardinal Merzier sind die erklärten Heroen seiner Philosophie. Ar. hat das Richtige schon gesagt — wenn man ihn zu Ende denkt, Kant hat alles in Verwirrung gebracht. Man begreift nicht, wie diese Arbeit durch einen Preis der Kantgesellschaft hat gekrönt werden können. Allerdings lesen wir eine Überarbeitung und Erweiterung der ursprünglichen Schrift, die sich eigentlich nicht ohne weiteres als die Preisschrift geben dürfte.

Natürlich will S. nicht irgendeinen Denker des Altertums mit irgendeinem modernen Denker gegenüberstellen: hinter den Namen stehen katholische und protestantische Philosophie. Eine besondere Tendenz wird gar nicht in Abrede gestellt (Vorwort, S. VI). Kein Wunder, wenn eine solche Arbeit für das Verständnis der beiden Philosophen unfruchtbar bleibt. Man kann nicht einen Menschen, der nicht mehr zu uns zu reden vermag, nur aus seinen Schriften heraus auf Fragen antworten lassen, mit denen er sich nun mal nicht beschäftigt hat. Man muß die Probleme nicht nur, sondern auch ihren Zusammenhang mit den Augen des andern sehen können, wenn man ihn verstehen will, mit einem Wort, man muß Philologe sein, wenn man ein Gedankengebäude auf sich wirken lassen will, das der Vergangenheit angehört. Dann aber verliert die Frage, ob ein Philosoph recht gehabt hat, ihre Bedeutung. Wie eigenartig wirkt es, wenn man hört: „Indem Kant sich derart auf das Problem der Universalien einschränkt und es durch seine konzeptualistische Theorie löst, behandelt er dieses Problem von Grund auf ...." (S. 121.) Kant ist Konzeptualist, Ar. gemäßigter Realist! (S. 121.)

Mir scheint vor allem die Bedeutung der transzendentalen Erörterung völlig mißverstanden zu sein, das geht schon aus der falschen Auffassung des Grundproblems hervor: „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?" Diese Frage macht eine transzendentale Untersuchung notwendig, aber keine psychologische (S. 123) oder logische. Am lehrreichsten ist der Abschnitt: Kants Widerlegung des Idealismus (S. 159). Der Verfasser zwingt den Gedanken Kants eine andere Fragestellung auf: „Was ist Wahrheit?" „Wie überwindet man die Antinomie zwischen Intellekt und Ding, zwischen Universalien und Dingen (Prädikat und Subjekt)?" Hierauf wollen Kants Ausführungen so recht

nicht passen, da er ja gerade die Voraussetzungen, die in diesen Fragen schon stecken, erst prüfen will.

Man könnte nun vielleicht denken, daß Ar. auf die Fragen der Scholastik besser antworten könne, da seine Philosophie und ihre Interpretation ja der Ausgangspunkt der mittelalterlichen Philosophie gewesen sei. Aber auch das ist nicht der Fall. Es fällt schon auf, wie wenig Ar. selbst zu Worte kommt, wieviel mehr der heilige Thomas zitiert ist. Griechische Lettern sucht man vergebens in dem Buche. Nicht als ob man dadurch seiner Arbeit einen wissenschaftlichen Charakter geben könnte, aber es soll zum Ausdruck kommen, daß die Beschäftigung mit Ar. nur für den Wert hat, der in die griechische Kultur eindringen will, nicht für den, der Antwort auf ganz bestimmt formulierte Probleme sucht. S. gibt sich auf eine Frage zunächst selbst eine Antwort und prüft dann, ob seine Lösung erstens die des Ar. ist und zweitens die des heiligen Thomas (z. B. S. 61—63). Warum? Wenn etwas richtig ist, wird es dadurch nicht richtiger, daß es schon ein Ar. gesagt hat.

Wenn sich schon so gegen die ganze Methode der Untersuchung Bedenken erheben, die deren Wert in Frage stellen, so müssen doch auch schwere sachliche Irrtümer festgestellt werden. Das schlimmste ist die gänzliche Verkennung des Wahrheitsgrundes mathematischer Urteile, ganz abgesehen von deren durchweg sehr ungeschickter Formulierung. S. hält es für möglich, z. B. den Satz über die Winkelsumme des Dreiecks zu gewinnen „durch Untersuchung des wesentlichen Begriffs des Dreiecks an sich". S. 80 gibt er selbst eine Probe, wie er sich einen mathematischen Beweis „durch Analyse des Subjekts" denkt. Wer so etwas schreibt, sollte nicht Kant seine eigenen Gedanken erklären wollen! Schon Ar. hätte ihn belehren können, daß aus bloßen Begriffen nichts abgeleitet werden kann: es muß das „Sein" hinzugefügt werden (an. post. 72 a 21—24), erst dadurch wird ein Schluß möglich (76 b 38). Dieses Sein kann nicht das logische sein; denn die Form des Urteils kann man dem Begriff in der Definition bald geben, das genügt aber Ar. nicht.

A. G ö r l a n d , Aristoteles und Kant, bezüglich der Idee der theoretischen Erkenntnis, Gießen 1909.

Auch dieses umfangreiche Werk (535 S.) ist entstanden als Bearbeitung der Preisaufgabe der Kantgesellschaft im Jahre 1906. Das Urteil der Preisrichter warf der Arbeit vor, daß sie sich in der Auffassung des Ar. leiten lasse durch die unhistorische (Marburger) Platonauffassung. In der Tat kann man G.s Buch, das übrigens eine wesentliche Umarbeitung der ursprünglichen Preisarbeit darstellt, ein Gegenstück nennen zu Natorps Platonbuch vom Jahre 1903. Ich kann aber in dem philosophischen Standpunkt des Verfassers nicht ohne weiteres ein Hindernis für die Durchführung seiner Aufgabe sehen. Sicherlich verschafft ihm

die gründliche Sachkenntnis, die sich aus der scharfen und folgerichtigen, wenn auch „marburgischen“ Durchdenkung der Probleme ergibt, einen Zugang zu den Erörterungen des Ar., der andern notwendig verschlossen bleiben muß. Ar. ist seither nicht wieder so gelesen worden, und so behält das Buch auch jetzt noch einen bedeutenden Wert, zumal da es auf umfassendster Ar.-Lektüre beruht.

Es will kein spezifisch-philologisches Werk sein. Interpretations- und Echtheitsprobleme treten ganz zurück, sogar der 2. Teil von Met. K und natürlich erst recht die „Kategorien“ werden als ar. Schriften benutzt. Die Ar.-Literatur wird fast gar nicht zitiert. Ich sehe auch darin nicht einen Mangel: Wer produktiv arbeiten will, wird geradezu erstickt, wenn er mit der Literatur anfängt. G. wird es auch mir nicht übel nehmen, daß ich seine Bücher erst jetzt lese, wo ich die Berichterstattung übernommen und aus eigener Ar.-Lektüre eigene Grundlagen gewonnen habe. Aber es ergeben sich aus seinen Erörterungen wertvolle philologische neue Gesichtspunkte, die er nicht verfolgen konnte, und in einem Falle ist auch die Nichtbeachtung der Literatur zu bedauern: G. nimmt auch nicht zu H. Maiers „Syllogistik“ Stellung, die doch in vielem sich eng berührt mit dem Thema seiner Arbeit (z. B. Interpretation der Analytika und von Met. Γ), und die eine sehr glückliche Vereinigung philosophischer und philologischer Arbeitsweise findet.

Der erste Teil handelt über die „Logik der Erkenntnis bei Ar.“ Zunächst wird die Tragweite der einzelnen Bestimmungen im Begriff der Erkenntnis genau erörtert (κατὰ παντός, καθόλου, καθ' αὑτό, τυχόν, πρῶτον) und dann geht die Untersuchung weiter zu einem Kernpunkt des Problems, dem Verhältnis von Definition und Beweis. Ar. hat, geleitet von dem Verfahren der Mathematik, eingesehen, daß der bloße Begriff die Erkenntnis nicht tragen kann, da diese in ihrem Wesen Erweiterung über den Begriff hinaus ist. Also bezieht sich der Beweis nicht auf die Bestimmungen, die in der Definition enthalten sind, sondern auf die sogenannten συμβεβηκότα καθ' αὑτά, und er bedarf, um diese mit dem Begriff zu verbinden, einer Vermittlung, die dem Mathematiker ermöglicht wird durch Hinzufügung der ὕλη νοητή, in der der Begriff „konstruiert“ wird. Der Kreis also, mit dem der Mathematiker arbeitet, ist weder der sinnliche, noch der reine Begriff, sondern ein — ja, man wird geradezu gezwungen, es kantisch zu sagen — in der reinen Anschauung konstruierter Kreis. G. hat das Verdienst, hierauf mit aller Schärfe den Finger gelegt zu haben, wenngleich auch Maier schon die eigentümliche Stellung der συμβεβηκότα καθ' αὑτά richtig beleuchtet hatte. Leider, so geht G.s Gedankengang weiter, ist diese tiefe Einsicht in das Wesen des Erkenntnis bei Ar. haften geblieben am Mathematischen, ohne für seinen allgemeinen Begriff

der Erkenntnis fruchtbar zu werden. Ar. kommt doch nicht davon los, die Geltungskraft des Beweises abzuleiten aus dem „Sein als Dasein", aus der Einzelsubstanz; er bleibt also Dogmatiker oder „Techniker", und die platonische Einsicht in die Bedeutung des Erkenntnisweges, der umgekehrt das Sein aus der Methode gewinnt, bleibt ihm verschlossen. G. wird also dem Ar. besser gerecht als Natorp, aber er lenkt doch schließlich in dessen Verurteilung ein. — Hier habe ich nun einige Anmerkungen zu machen. Die Beispiele für συμβεβηκότα καθ' αὑτά bleiben nicht beschränkt auf das Gebiet des Mathematischen: männlich-weiblich ist für den Begriff Lebewesen solch Merkmal, verlangt also auch eine Verbindung dieses Begriffs mit noetischem Stoff. Weiter bleibt aber der Ausdruck ἐξ ἀφαιρέσεως λεγόμενα bei Ar. eingeschränkt eben auf das Gebiet solcher bereits mit g e i s t i g e m Stoff vereinigten Begriffe, die immer nur an einem Sinnlichen existieren können, ohne allerdings von dem Wesen des Sinnlichen betroffen zu werden. Die reinen Begriffe haben mit dieser Aphairesis nichts zu tun (G. S. 82 fettgedruckt!), sie entstehen also auch nicht durch Abstraktion, sondern durch unmittelbare „Berührung" des Nus (θιγεῖν Met. Θ, 10). Also ist auch nicht das Sinnlich-Einzelne, wie G. mit den „Kategorien" behauptet, die eigentlich erste Substanz (S. 67), die dem Begriff Geltungskraft erst verleiht. Freilich das haben G.s sehr klare Ausführungen gezeigt, daß die Einsicht in die erkenntniserweiternde Kraft der συμβεβηκότα καθ' αὑτά und des Mittleren im noetischen Stoff fremd dasteht in andern ar. Gedankenmassen. Aber hier müßte eben das philologische Interesse einsetzen: die (vom Marburger Standpunkt aus „falsche") ontologische Begründung der Geltungskraft des Beweises kommt nicht „hinterher" (S. 69), sie ist vielmehr ein früheres Stadium, und die συμβεβηκότα καθ' αὑτά sind, wie ich oben schon Gelegenheit hatte zu zeigen (S. 94), auch aus ganz andern Gründen später anzusetzen.

G. fragt dann folgerichtig weiter nach dem obersten Prinzip der Erkenntnis und findet es in den Erörterungen von Met. Γ über den sog. Satz des Widerspruchs. Dieser kann aber nun nach Kant nur das Prinzip der analytischen Urteile sein und hat nicht die Kraft, Erkenntniserweiterung zu begründen. Also hat das Prinzip auch für Ar., der ja wenigstens an einem Zipfel den richtigen Erkenntnisbegriff hatte, noch einen andern Sinn. G. findet ihn im Satz vom ausgeschlossenen Dritten oder, wie er ihn geschickt formuliert, von den Seinsgegensätzen, die sich unvermerkt an die Stelle der bloß logischen Kontradiktion setzen. Ich halte diese Ausführungen G.s für weniger fruchtbar; denn da ich die volle Einsicht in den synthetischen Charakter der Erkenntnis erst für eine spätere Zeit in der Entwicklung des Ar. annehmen kann, die Kapitel aus Met. Γ aber in dieselbe Zeit gehören wie die an. pr. mit ihrer

noch rein logisch-formalen Auffassung des Begriffs der Möglichkeit, so legt G. nach meiner Ansicht zu viel in die ar. Darlegungen hinein. Übrigens passiert ihm hier ein bemerkenswerter Interpretationsfehler. Er liest aus Met. Δ 15, 1021 a 26 ff. heraus, „Erkenntnis ist etwas Relatives", weil sie auf das Sein als Dasein bezogen ist. Aber an der Stelle steht gerade umgekehrt („gut marburgisch"), τό τε γὰρ διανοητὸν σημαίνει, ὅτι ἐστὶν αὐτοῦ διάνοια, οὐκ ἔστι δὲ διάνοια πρὸς τοῦτο, οὗ ἐστὶ διάνοια.

Im 2. Teil bemüht sich G. zunächst, die Begriffsbestimmung der Bewegung und Veränderung des 1. Buchs der Physik in Einklang zu bringen mit der im 3. Buch. Noch nie ist mit solcher Schärfe gezeigt worden, daß die Bestimmung mit Hilfe der Gegensätze an einem Substrat, von denen der eine als εἶδος, der andere als „Beraubung" (στέρησις) charakterisiert wird, unvereinbar ist mit der Definition der Bewegung als Verwirklichung des Möglichen, sofern es erst in der Anlage aber noch nicht in der Vollendung ein bestimmtes εἶδος ist. Darin beruht das große Verdienst dieser Ausführungen G.s. Seinen Versuch, eine Brücke vom einen zum andern zu schlagen, sieht er selbst ohne rechte Befriedigung nur als wahrscheinliche Lösung an (S. 157). Ich meine, G. quält sich vergeblich. Aus z. T. ganz andern Gründen glaubte ich zeigen zu können [1]), daß Physik 1 und 3 recht verschiedenen Perioden des ar. Denkens angehören, und ich sehe in G.s Verzweiflung an diesem exegetischen Problem nur eine neue Bestätigung meiner Ansicht. Damit muß ich denn auch bestreiten, daß man das oberste Prinzip in seiner Formulierung als das der Seinsgegensätze heranbringen darf an den Bewegungsbegriff in Physik 3 und 8 und in de anima.

Dennoch ist aber auch das folgende höchst beachtenswert. G. versucht in scharfsinnigen und mühevollen Untersuchungen einzudringen in die dunklen Kapitel von Physik 8 über das sich selbst Bewegende. Es mag zunächst befremdlich erscheinen, daß er sich den Zugang zum Wesen der Beseelung und weiter der Wahrnehmung vom Begriff der Bewegung aus verschaffen will. In Wirklichkeit trifft er m. E. damit den Nagel auf den Kopf: denn er ist der erste, der auf diese Weise ernsthaft den Umstand in Betracht zieht, daß die Schrift über die Seele zur naturwissenschaftlichen Schriftenreihe gehört. Und er hat sehr recht, wenn er die Seele der Organismen in eine gewisse Parallele setzt zu dem natürlichen Bewegungsprinzip der Elemente. Gerade diese Begriffsbestimmung der Elemente gehört offenbar in die spätere Zeit, während die an alte Vorstellungen anknüpfende Ableitung aus den Gegensätzen kalt-warm, feucht-trocken das Ältere ist und sich mit dem andern wieder

[1]) In dem genannten Hermes-Aufsatz.



nicht verträgt. Ob wohl einer G.s Ausführungen je gelesen hat? Jedenfalls wird man sie zur Klärung des ar. Gedankenganges zu Rate ziehen müssen, freilich ohne die unnötige Verquickung mit dem Prinzip der Gegensatzbewegung aus dem 1. Buch. Dazu wäre noch hinzuzunehmen, was Jaeger in seinem „Aristoteles" über die Überarbeitung von Physik 8 sagt (S. 383 ff.). Es wäre sehr zu wünschen, daß die Arbeit an diesen Problemen der Exegese nicht zur Ruhe käme.

Wir können hier, ohne den Rahmen dieses Berichtes zu sprengen, dem Verfasser auf seinem weiteren Wege nicht mehr folgen. Motive der Leibnitzschen Philosophie geben ihm die Richtung einer sachlichen Kritik am ar. Erkenntnisbegriff und zugleich eine Überleitung zur Auffassung Kants. Es wäre nicht möglich, darüber zu berichten, ohne zugleich die Kantinterpretation der Marburger hineinzubeziehen. Aber auch aus der bloßen Darstellung der ar. Gedanken geht G.s Standpunkt hervor: Aristoteles ist trotz mancher Ansätze zu tieferer Erkenntnis nicht darüber hinausgekommen, das „Sein als Dasein" vor die Erkenntnis zu setzen und dieser damit ein Prinzip zu geben, daß notwendig außerhalb ihrer selbst liegen muß und sie dadurch aufs Schwerste bedroht. Das bedeutet aber gegenüber der platonischen Ideen- und Hypothesislehre einen Rückschritt.

Joseph Geyser, Die Erkenntnislehre des Aristoteles, Münster 1917. Dies Werk zeichnet sich durch Gründlichkeit und Klarheit der Disposition aus. Und eben weil man das Gefühl hat, daß es sein Thema vom philosophischen Gesichtspunkt aus in vorbildlicher Gedankenfolge anpackt, bedauert man es um so mehr, daß es noch nicht fußen kann auf den Ergebnissen der philologischen Forschungen Jaegers. Anderseits behandelt G. gerade diejenigen Fragen, die J. aus seinem Buche ausgeschaltet hat. Da seine Arbeit das letzte bedeutende Werk ist, das sich sachlich mit dem Erkenntnisproblem bei Ar. auseinandersetzt, so muß es hier eingehender behandelt werden.

Die Einleitung ist dadurch interessant, daß G. in ihr seine historisch-„doxographische" Methode kennzeichnet, die er unabhängig oder neben der mehr philologisch-„biographischen" für durchführbar hält. Die Entwicklung seit 1917 hat ihm nicht Recht gegeben; soviel ist sicher: heute ist weder eine philologische Interpretation ohne philosophisch-sachliche genaue Kenntnis der Probleme möglich, noch aber eine doxographische Untersuchung ohne ständige Rücksicht auf Stellung der benutzten Quellen in der Entwicklung des Ar. Gerade das Beispiel der Lehre von der Materie beweist es. G. meint, man könne darüber sprechen, ohne zu fragen, „in welchen Schriften Ar. sich über die Materie ausgesprochen hat, in welcher Reihenfolge diese Schriften erschienen sind . ." Das würde zur Folge haben, daß man zwischen zwei

so verschiedenen Lehren, wie der Auffassung der Materie im Sinne der Naturphilosophen und Platons und der auf völlig neuer Grundlage stehenden Erklärung der Materie als des δυνάμει ὄν, das verschiedene Stufen des Materiellen ermöglicht, gewaltsam einen Ausgleich suchen muß, während doch die Zuweisung an zwei verschiedene Entwicklungsstufen in der ar. Metaphysik alle solche Bemühungen illusorisch machen würde. Solche Harmonisierungsversuche verurteilen wir heute; namentlich G.s Darstellung der Substanzlehre und der Bedeutung der Kategorien ist deshalb unbefriedigend; für die letztgenannte Frage mutet die 20 Jahre früher liegende Erörterung bei Maier (Syll. II 2) erheblich moderner an, weil sie auch hier wieder mit einer Umbildung und ganz verschiedenen Orientierung der einzelnen Quellen rechnet und damit m. E. das Richtige trifft.

Es folgt dann ein Überblick über die Erkenntnistheorie Platons, der die geschichtliche Stellung der ar. Erkenntnislehre kennzeichnen soll. Da aber nicht — was damals schon möglich gewesen wäre — zwischen dem jungen und dem alten Platon unterschieden wird, so läßt sich mit diesem Kapitel wenig anfangen, und es wird denn auch später fast gar nicht benutzt, vielmehr werden gelegentlich neue historische Rückblicke eingeflochten (S. 150 ff.).

Sehr wichtig ist für das zu behandelnde Thema allerdings die Frage, ob die ar. Logik als formale oder erkenntnistheoretische aufzufassen sei (Kap. 2). Aber auch hier spielt das Biographische hinein, weil die erste Analytik (wesentlich formal) und die zweite (erkenntnistheoretisch eingestellte) sicher verschiedenen Zeiten angehören. — Das 3. Kapitel handelt über den Wahrheitsbegriff. H. Maiers sehr ausführliche Erörterung dieser Frage wird verworfen, weil er „auf dem Standpunkt des Psychologismus steht“. Hier tut er ihm Unrecht (S. 48 und sonst). „Psychologist“ im verwerflichen Sinne wäre Maier doch nur, wenn er, wie G. verschiedentlich zu Unrecht behauptet (S. 57, 59), die Wahrheit in Beziehung setzen wollte zur G e n e s i s des Urteils. Davon kann bei Maier keine Rede sein. Auch nach ihm haftet die Wahrheit am S i n n des Urteils, der aber doch immer nur in einem psychischen Akt erfaßt werden kann, ein Umstand, welcher den Wahrheitsbegriff wesentlich beeinflussen muß, nicht genetisch, sondern gerade metaphysisch. G. kommt dann zu einem Hauptpunkt des Themas, zum ar. Substanzbegriff. Dabei gerät man doch in die größten Verlegenheiten, wenn man nicht auch als Philologe auf die Quellen achtet, die man als Zeugen beibringt. G. hält sich zunächst an die „Kategorien“, ohne zu erwähnen, daß in der Metaphysik die Bezeichnung „erste Substanz“ auf die rein geistigen, mithin nicht individuellen angewandt wird, im offenen Gegensatz zu den „Kategorien“. Obwohl in Met. Z 13 Ar. sich sehr bemüht,

zu erweisen, daß nichts Allgemeines Usia sein könne, spricht G. doch mehrfach von der „allgemeinen Usia“ oder der „allgemeinen Wesenheit“ (S. 75—77), ohne dem Leser zu erkennen zu geben, daß dies jedenfalls nicht ar. Ausdrucksweise ist! In den Erörterungen über das Verhältnis der Usia zur Definition sind die Kap. Z 4—6 nicht genügend beachtet: sie stellen die Gleichsetzung von Usia und Definition wieder in Frage, beschränken sie „in einem gewissen Sinne“ und sind — wahrscheinlich sind sie erst später hinzugefügt worden, s. o. S. 86 — der Ausgangspunkt auch für die Umbildung der Kategorienlehre geworden. Sehr bedenklich ist, was G. über die Substanzialität der mathematischen Gegenstände sagt. Man ist zunächst in Verlegenheit, warum Ar. bisweilen dem Mathematischen ebenso deutlich Substanzcharakter zuschreibt, wie er ihn an anderen Stellen leugnet. G. weist darauf hin (S. 80), aber seine Lösung paßt nicht auf die angeführten Stellen. Met. Z 11 wird das reine Eidos des Kreises Usia genannt; dies kann nicht durch G.s Gedankengang (S. 87) erklärt werden, d. h. es kann an dieser Stelle keine Rede davon sein, daß nur „bestimmte Seiten oder Momente“ realer Substanzen vorübergehend zu substanzialem Charakter verdichtet worden wären, vielmehr ist der Kreis als Usia überhaupt nicht Gegenstand der Mathematik, die sich nie loslösen kann von Gegenständen mit materieller Komponente, und wäre es auch die ὕλη νοητή. Ich glaube, an der Behandlung dieses Problems besitzt man einen Prüfstein, wie weit man in die Erforschung des ar. Substanzbegriffs eingedrungen ist. Ganz und gar nicht dürfen die Ausführungen in Met. M gegen die mathematischen Substanzen der Akademiker hineingezogen werden, wie G. es versucht (S. 84). — Den Schluß des 4. Kapitels bildet ein Bericht über die dreifache Bedeutung der Akzidentien bei Ar. Auch dies wichtige Problem muß wohl im Lichte der ar. Entwicklung betrachtet werden (s. o. S. 98).

Das 5. Kapitel behandelt das Problem der Kategorien. Dankbar begrüßt man einen kritischen Überblick über die bisher versuchten Lösungen, ohne indes das Gefühl zu haben, daß G. weiter gekommen ist. Namentlich Maiers Auffassung scheint mir immer noch gut bestehen zu können. Übrigens fällt in diesem Kapitel ganz besonders auf, daß G. seitenlang ar. Gedanken entwickelt, ohne genügend Stellen anzugeben, auf die er sich bezieht. So fließt Bericht und kritische Deutung oft unerkennbar zusammen, und man hat keine Handhabe, um die Richtigkeit der Interpretation zu prüfen.

Die folgenden Kapitel befassen sich mit der Natur der Erkenntnis. Sie geben eine klare, auf sicherer Beherrschung des Materials gegründete Darstellung der ar. Lehren über Wahrnehmen und Denken. Aber die immer wiederkehrende, offene und stillschweigende Gegenüberstellung

mit Kant stört empfindlich (z. B. „Den Gegenstand der Wahrnehmungsakte erblickt Ar., sich dadurch als einen Vertreter des kritischen Realismus erweisend, in Dingen, deren Dasein und Beschaffenheit vom wahrnehmenden Subjekt unabhängig ist“). Vor allem ist es G. nicht gelungen, zu erweisen, daß Ar. bereits das Problem gesehen und behandelt habe, wie unsere Erkenntnis mit Notwendigkeitscharakter erweitert werden könne, d. h. wie synthetische Urteile a priori möglich sein können. Dies ist deshalb nicht gelungen, weil G. selbst m. E. das ganze Problem nicht scharf genug erfaßt. G. meint, dadurch, daß Ar. die Wesensmerkmale und die συμβεβηκότα καθ' αὑτά unterscheide und ferner diese auf jene gründe, habe er das Problem bereits behandelt. Aber nicht darauf kommt es an, daß die Winkelsumme mit dem Begriff des Dreiecks vereinigt wird (meinetwegen als etwas Neues, s. S. 275), sondern auf die Frage, warum dies mit Notwendigkeit geschehen kann. Und da genügt es ganz und gar nicht, wenn es heißt: „und diese Notwendigkeit wird erschaut, weil durch das geistige Schauen des Dreiecks gesehen wird, daß dem Wesen des Dreieck-Seins das Haben einer Winkelsumme von zwei Rechten (sic!) nachfolgt“ (S. 275). Ja, es muß scheinen, als ob nun G. doch wieder annimmt, daß der Begriff des Dreiecks irgendwie die Notwendigkeit der Synthese verbürgen könne. Und eben weil er in diesem Traum der Scholastik noch befangen ist, sieht er nicht den Punkt, an dem Ar. wirklich der kantischen Erkenntnis nahe kommt, wenn er nämlich (Met. Z 10—11) rundweg bestreitet, daß die Mathematik es mit reinen Begriffen zu tun habe, und ihr vielmehr ein σύνολον aus Begriff und ὕλη νοητή als Objekt zuweist. Aber dieser Vergleich mit modernen Gedanken — eine Nachwirkung der Preisaufgabe der Kantgesellschaft — hat überhaupt erst Sinn, wenn die ar. Lehren völlig klargelegt sind, in ihrem Zusammenhang und in ihren Motiven. Daher will ich meine noch sehr zahlreichen Bedenken gegen den letzten Teil der Arbeit G.s nicht mehr vorbringen, fasse vielmehr mein Urteil zusammen:

Die Erkenntnistheorie des Ar. muß auch nach G.s Werk noch einmal dargestellt werden, und zwar so, daß zunächst die großen Hauptgedanken des Ar. in ihrer zeitlichen Entstehung gekennzeichnet werden. Nur so kann man hoffen, eine richtigere Vorstellung vom ar. Substanzbegriff zu gewinnen, der für die Erkenntnistheorie von entscheidender Bedeutung ist, wie Ar. selbst betont (de an. III 4). Das philosophisch-sachliche Verständnis für die behandelten Probleme, das freilich für die Interpretation Voraussetznug ist, darf nicht dazu führen, moderne Gedankengänge in die Darstellung hineinzuziehen.

Ich komme noch zu Helle Lambridis, Die Erkenntnisprinzipien bei Aristoteles, Leipzig 1919. Hierüber würde ich kein Wort verlieren,

wenn es nicht bei Kafka so oft mit Zustimmung zitiert würde. — Es ist gewiß ein guter Gedanke, den Motiven eines Philosophen nachzugehen; aber dann darf man nicht von vornherein auf die entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise verzichten. Wie man im Jahre 1919 noch schreiben konnte, es werde allgemein angenommen, „die Metaphysik“ sei eins der spätesten Werke des Ar., „falls sie überhaupt von ihm geschrieben wurde“, verstehe ich nicht. Nach Maiers Syllogistik war eine seitenlange Darstellung der ar. Erörterung des Satzes vom Widerspruch höchst überflüssig, namentlich, wenn man zu genau demselben Ergebnis kommen will, daß sie nämlich keinen Beweis des Satzes bilden solle. Das Schlimmste aber ist, L., geborener Athener, verkennt oft den Text völlig. S. 22 gibt er Met. 998 b 24 f. so wieder: „Nun ist aber das unmöglich“ (daß das Sein und das Eine Substanz sind), „denn so wären sie nie artbildende Differenzen, was sie tatsächlich bei manchen Dingen sind ...“. In Wirklichkeit steht da: jede Differenz ist und ist eine; Art und Gattung können aber nicht von der differentia specifica ausgesagt werden (Top. VI 6 144 a 36 f.); also sind das Seiende und das Eine nicht Gattungen. — Wie sollten auch jemals das Eine und das Seiende artbildende Bestimmungen werden können! An einer andern Stelle wird es eigentlich lustig. S. 63 plagt sich L. mit an. post. I 10 ab. Er übersetzt (76 b 23): „Es ist aber weder willkürliches Setzen noch αἴτημα, dasjenige, was seine Notwendigkeit aus sich selber hat und was wir notwendig meinen müssen.“ Es muß heißen: „Es gibt aber keine Voraussetzungen und Postulate, die mit Notwendigkeit an sich selbst bestehen und auch mit Notwendigkeit dafür gehalten werden müßten.“ Gerade hatte nämlich Ar. erwähnt, daß die einer Wissenschaft zugrunde liegenden Voraussetzungen den Bearbeitern einer Disziplin durchaus nicht immer ausdrücklich bekannt sein müßten. Vielleicht dachte er auch an die eristische Bestreitung des Satzes vom Widerspruch. — Was L. auf Grund dieser falschen Übersetzung, die er allerdings Kirchmann nachschreibt, aus dem folgenden herausliest, will ich gar nicht erst hersetzen: es genügt.

Auch die Zeller-Brentano'sche Kontroverse über des Ar. Lehre von der Ewigkeit des menschlichen Geistes ist in dem zu besprechenden Zeitabschnitt noch fortgesetzt worden: F. Brentano, Ar.' Lehre vom Ursprung des menschlichen Geistes, Leipzig 1911; Ar. und seine Weltanschauung, Leipzig 1911. Der Streit reicht zurück in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und hat seine Entscheidung noch nicht gefunden. Wie siegesgewiß der überlebende Brentano auch seine These vertrat, daß nämlich nach Ar. der ganze menschliche Nus durch einen unmittelbaren schöpferischen Akt Gottes als Keim in die Leibesfrucht gesenkt werde, es ist ihm doch nicht gelungen, sie gegen Zweifel mannig-

fachster Art zu sichern. Zellers Ansicht, daß für Ar. der Nus in uns, wie er nach dem Tode nicht vergehe, so auch vor dem Leben von Ewigkeit her bestanden habe, scheint mir besser begründet. Doch nicht deshalb nur sollte man sich mit diesen Streitschriften befassen, um schließlich einem von beiden den Sieg zuzusprechen, sondern weil man aus ihnen philosophisch und philologisch viel lernen kann, namentlich aus den Fehlern, die von beiden, z. T. gemeinsam, gemacht worden sind. Bei Brentano berührt wohltuend die Wärme, mit der er für die Vernünftigkeit und innere Widerspruchslosigkeit des ar. Systems eintritt. Zeller wieder, der diesem System die elementarsten Widersprüche glaubt zutrauen zu dürfen, ist philologisch überlegen, während Br. bisweilen sprachliche Fehler unterlaufen (z. B. verkennt er Urspr. S. 96 unten und S. 20 Anm. das Wesen des griechischen Perfekts), so daß seine Interpretationen manchmal gewaltsam erscheinen. Beide Gelehrte vertreten die Ansicht, daß alle uns erhaltenen Schriften des Ar. in den Jahren 335—322 entstanden und daß uns ausführlichere Darlegungen über die strittige Frage verloren gegangen seien. Übrigens macht trotzdem Br. den interessanten Versuch, unvereinbare Angaben über das Wesen der Definition aus einer gewissen inneren Entwicklung des Ar. heraus zu erklären (Weltansch. S. 17—19).

Ich beschränke mich hier auf die Behandlung eines Arguments, das bei Br. den Bau seiner Beweisführung tragen muß, ohne das auch seine andern Schlüsse keine selbständige Bedeutung haben. An der Stelle Met. Λ, 3 1070 a 21 soll Ar. selbst die Präexistenz des Nus ausdrücklich leugnen. Br. läßt jedoch in seiner Übersetzung des wichtigsten Satzes 1070 a 25 das entscheidende Wort aus (Urspr. S. 85 Z. 3); es muß heißen: „ob aber a u c h (καί!) später die Form noch irgendwie (τι!) erhalten bleibt, ist zu untersuchen.“ Zeller rügt dies nicht, weil er in der Auffassung der vorhergehenden Worte ebenfalls irrt. Nach Br. wird in ihnen die Präexistenz der Form ganz allgemein geleugnet, nach Zr. nur die Form „dieses Einzeldings als solchen“ (λόγος ἔνυλος), während das reine εἶδος (Zr. fügt hinzu „welches den G a t t u n g s begriffen entsprechend das gemeinsame Wesen einer Reihe von Einzeldingen bildet“) nicht entstehen kann. Wie steht es nun damit? Wir besitzen zu der Stelle eine Parallele, nämlich Met. Z. 7—9: dort steht ganz unzweideutig, daß die reine Form — rein, sofern sie nichts von Materie enthält — nicht entstehen kann, bes. Z. 8. Br. zieht auch diese Darlegungen an, läßt aber wieder ein entscheidendes Wort aus: (S. 90, Z. 8) es ist vom σχῆμα τῆς χ α λ κ ῆ ς σφαίρας die Rede; das ist nicht die reine Form, da sie Materie mit enthält. Natürlich hat Br. auch die Worte 1070 a 22 τὰ δὲ ὡς ὁ λόγος ἅμα ohne weiteres auf die reine Form bezogen. Aber auch Zr. hat diese Worte falsch gedeutet, er faßt die

Sache so auf, daß „die Form dieses Einzeldings" — von der hier die Rede sein soll — „dadurch entsteht, daß sich das immaterielle εἶδος, das Wesen einer bestimmten Gattung, mit einem bestimmten Stoff verbindet". (Br. hat recht, wenn er dies mit dem Ausdruck „individuelle Form" wiedergibt.) Nun wehrt sich aber Ar. eifrig dagegen, daß die reine Form ein Gattungsbegriff sein könne. Und weiter: durch Vereinigung von εἶδος und ὕλη entsteht nach ihm das Ding, nicht jedoch eine „individuelle Form", so etwas gibt es bei Ar. gar nicht. Br. und auch Zr. durchweg beachten nicht, daß es neben den substantiellen Faktoren εἶδος und ὕλη bei Ar. noch den nicht substantiellen λόγος gibt, jene ἐξ ἀφαιρέσεως gewonnenen Begriffe, die in ihrer Definition die Materie nicht entbehren können, sie freilich nur καθ' ὅλου enthalten (Met. Z. 1035 b 23—30, vgl. σφαῖρα χαλκῆ ὅλως 1033 b 26). Das sind die in der beweisenden Wissenschaft gebrauchten Begriffe, nach Met. M 2—3 ausdrücklich keine Substanzen, sondern nur zum Zwecke wissenschaftlicher Betrachtung künstlich isoliert. So ist auch das Beispiel vom Hause 1070 a 15, Z. 7, 1032 b 13, Z. 9, vgl. H. 3 zu verstehen: das reine εἶδος des Hauses ist ἀγγεῖον σκεπαστικὸν σωμάτων καὶ χρημάτων; der λόγος dagegen, der die Materie mit enthält — freilich nur allgemein — ist πλίνθοι ἢ ξύλα ὡδὶ κείμενα. Diese wissenschaftlichen Allgemeinbegriffe sind übrigens die Gegenstände des νοῦς παθητικός. Alle diese Gedanken werden in Met Λ 3 vorausgesetzt und angedeutet, allerdings eben nur angedeutet. Es soll also auch da unterschieden werden zwischen solchen Faktoren, die bereits vor dem Einzelding bestanden haben müssen, und solchen, die erst mit seiner Existenz gegeben und aus ihm ableitbar sind. Zum Schluß wird dann die Frage nur angehängt: ob auch nach dem Untergang des Einzeldings noch etwas fortbestehen könne. Bei dieser Auffassung der Stelle wird natürlich das gerade Gegenteil von dem aus ihr bewiesen, was Br. aus ihr beweisen wollte. Aber man sieht, wie tief die Frage zusammenhängt mit der Gesamtauffassung der ar. Metaphysik und wie sehr auch die Interpretation einzelner Stellen davon abhängig ist.

Eugen Rolfes, Die Philosophie des Ar. als Naturerklärung und Weltanschauung, Leipzig 1923, ist auch zu den Schriften zu rechnen, die sich in erster Linie mit der Erkenntnislehre befassen. Die Einleitung erweckt den Anschein, als ob es für den Ar.-Forscher irgendwie von Belang wäre, welcher Konfession er angehört: es werden ausdrücklich katholische Forscher genannt und gelegentlich hinzugefügt, „übrigens war er ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit." Zellers Arbeit dagegen hat geradezu verhängnisvoll gewirkt. R. will also gar nicht als Philologe schreiben, er stellt sein Buch von vornherein in den Dienst einer bestimmten Weltanschauung. Wieso diese Einstellung zu philologisch

unzulässigen Umdeutungen der ar. Gedanken führen muß, mag ein Beispiel zeigen. R. liebt es, statt νοῦς zu sagen „Denkseele", wodurch etwas gänzlich Unpersönliches in den Bereich des Persönlichen gerückt wird. Aber weiter wird diese Seele (das „Denk-" bleibt nachher einfach weg) zum Träger der Willensfreiheit (S. 330 auf Grund einer völlig unbegründeten Interpretation von de. an. 403 a 10 ff.). Nun erst haben die Ausführungen „des Philosophen" über die Unsterblichkeit des Nus einen für die Scholastik brauchbaren Sinn. Natürlich steht R. im Streit Brentanos gegen Zeller ganz auf der Seite des „überlegenen" Brentano. Mitunter freilich läuft die Lehre des Ar. der „Offenbarung" zuwider, seine Ansicht über die Ewigkeit der Bewegung läßt sich nicht umdeuten (S. 133). Aber dennoch kann jemand, trotz aller Unvollkommenheit seines empirischen Materials die obersten naturphilosophischen Prinzipien richtig erkennen, und Ar. h a t sie erkannt! vom Kausalbegriff ist bei R. nicht viel die Rede. — Aber es ist zwecklos, über solche Weltanschauungsfragen zu streiten; auch mag die Verteidigung der kantischen Gedanken gegen die mancherlei Angriffe und Mißverständnisse Berufeneren überlassen werden (vgl. bes. S. 48/49). Hier handelt es sich um die Fortschritte der Philologie, und diese müssen sich zeigen in Erfolgen bei der Interpretation. Hier muß meine Erörterung über den Wert eines Buches, dem Zweck dieses Berichtes entsprechend, ihren Ausgang nehmen.

Den Hauptteil seiner Darstellung widmet R. einer sorgfältigen Übersetzung und Erklärung der Schrift über die Seele. Dafür muß ihm der Philologe dankbar sein. Aber auch bei dieser Arbeit wird R. durch seine Scholastik behindert. Schon seine konservative Behandlung des Textes ist heute ungerechtfertigter denn je. Es ist z. B. doch wirklich nicht schwer einzusehen, daß 427 b 14—26 ursprünglich nicht hier gestanden haben können. So können wir für die e n t w i c k l u n g s - g e s c h i c h t l i c h e Untersuchung der ar. Schriften bei R. keine Aufschlüsse erwarten. Wie steht es nun mit der Einzelerklärung? Man wird natürlich besonders auf die Stellen achten, an denen die Richtigkeit der Gesamtauffassung sich fruchtbar erweisen muß, also vor allem auf III 4. Da geht nun R. von dem ganz verkehrten Bekkerschen Text aus, der ja doch nur richtig interpungiert zu werden braucht. So aber kommt heraus: „denn bei manchen Wesen ist Wesenheit des Fleisches und Fleisch dasselbe", während Met. Z 6 (vgl. die Zusammenfassung am Schluß von Z 11) lehrt, daß dies nur bei immateriellen Gegenständen der Fall sein könne. Und so muß es auch hier aufgefaßt werden, vgl. 430 a 2. Es kommt aber sehr darauf an, über die Gegenstände der Erkenntnis volle Klarheit zu schaffen, da sich hiernach die Erkenntnisvermögen richten und somit auch die Auffassung der menschlichen

Seele. Man muß da einen wichtigen Unterschied machen, der bei R. nicht zur Geltung kommt. Auf der einen Seite stehen die Allgemeinbegriffe der Wissenschaften; sie sind von den fertig vorgefundenen Gegenständen abgezogen, daher von ihnen nie ablösbar und nicht rein immateriell. Sie dienen der passiven Erkenntnis, und von ihnen allein gilt, was R. über die stufenweise feiner werdende Abstraktion sagt (S. 37). Diesen gegenüber dagegen steht der schöpferische Artbegriff, der, wie jeder weiß, wesentlich Zweckbegriff ist und daher nicht der Erkenntnis der Gegenstände durch die Wissenschaft (νοῦς παθητικός), sondern der Hervorbringung der Gegenstände durch die Natur oder Kunst dienen soll (νοῦς „ποιητικός"). Am klarsten werden diese Verhältnisse am Beispiel des Hauses, Met. H. 1043 a 15—38, wo der schöpferische Begriff ἀγγεῖον σκεπαστικόν ist, während der abstrakte Begriff (der den metaphysischen enthält, weil er auch im Einzelgegenstand steckt) lautet ξύλα ἢ λίθοι ὡδὶ κείμενα. An unserer Stelle ist mit σιμόν und εὐθύ gearbeitet, die aber lediglich als bildhafte Beispiele gebraucht werden, daher εἰ ἔστιν ἕτερον τὸ εὐθὺ . . . (vgl. vor allem 431 b 10—15[1]) und ἔ σ τ ω γὰρ δυάς. Dies letzte ist nicht nur eine Anspielung auf Platon, sondern soll veranschaulichen, daß der reine metaphysische Begriff von Materie nichts enthalten darf, a u c h n i c h t A u s d e h n u n g. Darin sieht aber Ar. nicht nur einen Grad der Abstraktion, sondern einen ganz wesentlichen metaphysischen Unterschied; denn nur dieser Begriff ist χωριστόν, immateriell, mit einem Wort Usia, und ebenso ist auch nur der νοῦς „ποιητικός", der diesen Gegenständen entspricht, unsterblich und nie entstanden. Weil aber R. die metaphysische Eigenart der Begriffe nicht klar genug sondert, braucht er auch bei den Erkenntnisvermögen nicht den scharfen Einschnitt zwischen νοῦς ποιητικός und παθητικός zu machen, womit dann der Anschluß an Brentanos Auslegung erreicht ist. Darüber ist ja bereits gesprochen. Besonders widersinnig scheint mir seine Unterscheidung von konkreten und abstrakten Begriffen (S. 36: Die konkreten Begriffe gehen auf die einzelnen Dinge, die abstrakten auf ihre allgemeine Natur!) S. 40 wird ausdrücklich gesagt, auch der „aufnehmende Verstand" sei unabhängig von der Materie zu denken. Weiter unten steht, die ganze Seele sei unsterblich,

---

[1]) Met Z 10 wird das Beispiel des Kreises benutzt. Der reine Begriff ist Usia; da er aber nichts von Ausdehnung oder von Teilen enthält (z. B. nicht Segmente und Zentriwinkel), so ist er ja für die Mathematik untauglich: der Kreis eines mathematischen Beweises ist σύνολον, natürlich aber nicht ein Einzelding. Der reine Kreis ist dann eigentlich zu nichts zu gebrauchen, er dient nur als Beispiel, und es ist noch gar nicht gesagt, daß damit mathematische Substanzen anerkannt wären. An anderen Stellen werden diese auch ausdrücklich geleugnet. Daher die Verklausulierungen in de an.

sie übe nach dem Tode nur keine vegetativen und sensitiven Funktionen mehr aus! Auch gegen die Interpretation von III 7 müßte man Einspruch erheben, besonders wenn S. 46 der Satz 431 b 16 übersetzt wird. „Überhaupt denkt der Verstand, wenn er wirklich denkt, die Dinge". Es muß vielmehr heißen „Der Nus im eigentlichen Sinne ist der, der die Dinge in Wirklichkeit denkt". Vorher war nämlich wieder vom Nus als Wissenschaft die Rede, der keine wirklich selbständigen Objekte hat. Also hat man, unter πράγματα hier, wie so oft, nicht die Dinge der Außenwelt, sondern allgemeiner die Gegenstände des Denkens zu verstehen. — S. 59 wird, ähnlich wie bei Brentano, Met. Λ, 3 1070 a 24 εἰ δὲ καὶ ὕστερόν τι ὑπομένει, σκεπτέον übersetzt: „Es bleibt aber die Frage, ob es eine Form gibt, die das geformte Ganze überdauert".

W. Theiler, Zur Geschichte der teleologischen Naturbetrachtung bis auf Ar., Zürich und Leipzig 1925.

In dieser Arbeit wird im letzten Kapitel Ar. eingeordnet in die Entwicklung der teleologischen Grundgedanken. Wie es natürlich ist, kommt vor allem das Verhältnis zum alten Platon zur Sprache. T. zeigt, wie bei Ar. der Begriff der Physis an die Stelle der platonischen Idee auf der einen, der Weltseele auf der andern Seite getreten ist. Dabei wird die Physis in ihrer doppelten Natur als Ursache der Bewegung und als Gestalt und Ziel (εἶδος-τέλος) gewürdigt. Für diese Fragen ist das Material sorgfältig gesammelt. Viel zu kurz kommen dagegen die Seiten des Problems, die man in den Vordergrund gestellt hätte, wenn man nicht entwicklungsgeschichtlich, sondern sachlich eingestellt das Thema behandelt hätte, vor allem das Verhältnis von Teleologie und Kausalität (Physik II, Teile der Tiere I) und die Zusammenhänge mit der Biologie: es ist nicht ersichtlich, warum H. Meyers Arbeiten nicht benutzt wurden.

Interessant ist hier vor allem der Umstand, daß T. — der Jägers „Aristoteles" vielfach berücksichtigt — versucht, in der behandelten Frage eine Entwicklung bei Ar. selbst zu finden. Er stellt sich auf den Boden der Gesamtauffassung Jägers, meint aber, das zeitliche Verhältnis von Protreptikos und περὶ φιλοσοφίας umkehren zu müssen. Ich glaube nicht, daß unser Material dazu ausreicht, da uns doch natürlich Jamblich nicht den Wortlaut des Protreptikos erhalten hat. Ich möchte dies an einem auch von T. benutzten Beispiel (S. 88) kurz zeigen. Jamblich spricht (S. 56, 15 ff.) von dem Gegensatz κατὰ δύναμιν — κατὰ ἐνέργειαν. Die Ausgabe von Pistelli verweist mit Recht auf Topik II 3 129 b 33 ff. Hier ist sachlich derselbe Gedanke ohne die Ausdrücke δύναμις und ἐνέργεια entwickelt, was uns sehr wundern müßte, wenn wir nicht eben wüßten, daß Ar. diese Worte in der nachher

völlig geläufigen Gegenüberstellung erst in einem späteren Stadium seiner Entwicklung zu gebrauchen pflegte. Wir dürfen also mit größter Wahrscheinlichkeit schließen, daß auch die Protreptikos-Stelle, die natürlich Jamblich allein vor Augen gehabt hat, die aber zeitlich jener Topikstelle sicher sehr nahe liegt, ohne die Termini auskam, ja, es finden sich andere Partien (S. 39—43 Jambl.), in denen ganz wie etwa Met. Δ δύναμις und ἐνέργεια fast im selben Sinne gebraucht werden, vgl. bes. S. 39, 25; S. 42, 10 u. 17; S. 43, 1. So wie also jeder von uns den Inhalt der Topikstelle jetzt unter Benutzung der späteren Ausdrücke δύναμις und ἐνέργεια wiedergeben würde, so ist Jamblich mit der Protreptikos-Stelle verfahren.

Es ist anzunehmen, daß genauere Untersuchungen über die ar. Teleologie noch mehr Material für die Entwicklung des Ar. liefern würden. T. begnügt sich im Wesentlichen, die Dialoge den Lehrschriften gegenüberzustellen, macht innerhalb dieser letzten jedoch keinen Unterschied.

Fortsetzung und Schluß im Jahrgang 1929.

Bericht über die Vorsokratiker (einschließlich Sophistik) 1923—1926.

Von
Ernst Howald in Zürich.

1. Allgemeine Darstellungen.

Die Erwartung, die wir in unserm letzten Bericht ausgesprochen, ist in Erfüllung gegangen: Das Interesse der philosophisch interessierten Philologen, das vor noch nicht langer Zeit vornehmlich den Vorsokratikern gehörte, hat sich zielbewußt von diesen weg späteren Zeiten, vor allem Platon und Aristoteles zugewandt. Bei diesen spielen sich die entscheidenden Kämpfe ab — die Vorsokratiker sind zum Nebenkriegsschauplatz geworden. Ein wichtiger Grund dieser Änderung ist das starke Hervortreten fachphilosophisch geschulter Forscher in der antiken Philosophiegeschichte, die in der Dielsschen Generation fast völlig ausblieben. Diesen Gelehrten ist es natürlich besonders wohl dort, wo ihre Problemstellung einsetzt, bei Platon. Außerdem darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß mit den erprobten Methoden philologischer Arbeit bei den Vorsokratikern ein gewisses absolutes Ziel erreicht worden ist. Die Sammlung und Sichtung des Stoffes, die Diels in grandioser Weise vollzogen hat, ist abgeschlossen: weiteres Ausquetschen und gewaltsames Umordnen desselben, wie es Karl Reinhardt in seinem Parmenides hat vornehmen wollen, läßt nur die Grenzen des Stoffes und der methodischen Möglichkeiten erkennen. Auch das Auftreten der genannten fachlich geschulten Philosophen nützt auf diesem für sie prähistorischen Gebiet wenig, da sie keine andere Aufgabe sehen, als die Keime moderner Philosophie in ihren ersten und unentwickelten Stadien ausfindig zu machen. Trotzdem stammen wohl gerade von dieser Seite die relativ wertvollsten Arbeiten der Periode. Ganz anders würden sich freilich die Vorsokratiker ausnehmen, wenn der Beobachter seinen Standpunkt außerhalb der europäischen Mentalität nähme, die ihm selbst in ihrer Wissenschaft kein absolutes Ziel, sondern eine rein historisch zu wertende, spezifische Entwicklungsreihe wäre; in diesem Falle läge eine ungeheure Verantwortung auf jenen Beginnern und Schöpfern der europäischen Geistesentwicklung. Doch das sind Gedankengänge, die noch nicht sehr verbreitet sind. Auf ein köstliches Spezimen solcher Betrachtung möchte

ich hinweisen, auf Ortega y Gassets ursprünglich spanisch erschienenen Aufsatz „Die Ethik der Griechen", wovon eine deutsche Übersetzung im Aprilheft 1927 der Neuen Schweizer Rundschau wiedergegeben ist.

Wie gering die Entwicklung unserer Anschauungen von den Vorsokratikern ist, zeigt auch die Neuauflage der Philosophie des Altertums in Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie (12. Aufl., herausgeg. v. Karl Praechter, Berlin 1926). Die neue Auflage ist wie ihre Vorgänger musterhaft in der gewissenhaften Verarbeitung des gesamten wissenschaftlichen Materials, besonnen im Urteil und, wie es sich für ein Handbuch schickt, wohltuend konservativ, außerdem sozusagen fehlerfrei in den Zitaten — für den häufigen Benutzer ein geradezu ideales Werkzeug.

Unter den Gesamtdarstellungen der vorsokratischen Periode nimmt, dem wissenschaftlichen Rang des Verfassers entsprechend, diejenige Ernst Cassirers die erste Stelle ein (Die Geschichte der antiken Philosophie von E. C. und Ernst Hoffmann; 1. Teil. Die Philosophie der Griechen von den Anfängen bis Platon im „Lehrbuch der Philosophie", herausgeg. v. Max Dessoir, Berlin 1925). Sie faßt die vorplatonische Philosophie absolut als philosophische Vorgeschichte, wie sie von der griechischen Philosophie überhaupt versichert, sie „sei die Geschichte des Sichselbstfindens des Logos" (S. 11). So fängt der „logische" Einschlag, die erste logisch-erkenntnistheoretische Idee eigentlich bei Heraklit an, der „nicht sowohl ein neues ‚Sein' aufstellen will (Bewegungslehre) als vielmehr das Bewußtsein zu einer neuen Klarheit über das Sein erwecken will" (S. 20); die Pythagoreer — die wieder anfangen etwas zu bedeuten — spielen mit ihrer mathematischen Einstellung eine sehr wichtige Rolle für die Vertiefung des Begriffes der Apriorität; den eigentlichen Höhepunkt bilden aber natürlich die Eleaten: sie werden ganz als prähistorische Platoniker gefaßt, während mir umgekehrt die ständige Anlehnung der platonischen Lösungen an die vorsokratischen von größter Wichtigkeit zu sein schien. Parmenides ist derjenige, der „Was ist Erkenntnis" als einziger Ebenbürtiger vor Platon zur Grundlage aller Philosophie gemacht hat: „Parmenides und Zenon haben nicht nur die empirisch-sinnliche Anschauung der Vielheit (der Physiologen), sondern auch ihren rein mathematischen Begriff (der Pythagoreer) zerstört; mit andern Worten: „Sein oder Nichtsein ist nur eine Frühform des Satzes der Identität und des Widerspruchs" (S. 55). Das Buch gipfelt natürlich in Platon. Es ist sehr eindrücklich formuliert, bei aller Einseitigkeit doch lebendiger und geschichtlicher im Sinne irrationalen Geschehens als Hönigswalds bekanntes Buch (Die Philosophie des Altertums), von dem in der Be-

richtsperiode die zweite Auflage (Teubner 1924) erschienen ist. In der Grundtendenz sind die beiden Bücher verwandt; sie beruhen auf „der Überzeugung, daß die innere Bewegung der Geschichte und die verstehbare Ordnung der philosophischen Probleme letzten Endes zusammenfallen müssen, daß die Geschichte Sinn hat und umgekehrt die philosophische ‚Wahrheit' sich nur in ihrer geschichtlichen Entfaltung darstellen kann" (nach der Formulierung dieses Standpunktes, der auch der seine ist, durch Julius Stenzel in dessen interessanter Besprechung des Hönigswaldschen Buches im Gnomon II [1926] S. 1 ff.). Im gleichen Sinn behandelt Julius Stenzel die Gesamtprobleme der vorsokratischen Philosophie mit etwas speziellerer Problemstellung in einem Aufsatz des ersten Bandes der Antike (1925) S. 244 „Entwicklung des Geistbegriffes in der griechischen Philosophie". Ausgezeichnet ist vor allem die Darstellung der Projektion der Begriffe von Einheit und Ganzheit nach außen, der Hinüberführung derselben ins Gegenständliche, während wir sie heute nicht anders zu begreifen vermögen als im Zusammenhang mit dem Ich, das sie denkt. Weniger einleuchtend scheint mir die Behauptung, es sei ein Charakteristikum des griechischen Denkens, daß die Schuld-Erlösungssymbolik fehle. Die Entwicklung findet ihre Kulmination in Sokrates, dem Stenzel soeben auch den ausgezeichneten Artikel bei Pauly-Wissowa geschrieben hat (2. Reihe III, 1 [1927]). In sehr interessanter Weise stellt sich neben Cassirers und Stenzels Aufsätze ein ihnen ebenbürtiges, dabei aus den gleichen Vorstellungskreisen erwachsenes Büchlein von Ernst Hoffmann „Die Sprache und die archaische Logik", Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte (Tübingen 1925). Hoffmann untersucht die philosophische Prähistorie in ihrer Stellung zur Sprache. Selbstverständlich ist für ihn auch in dieser Frage, speziell der nach der νόμος- oder φύσις-Herkunft der Wörter das logische Grundproblem eingeschlossen: Die Entscheidung im 5. Jahrhundert zugunsten der λόγος-Theorie war von schlimmster Folge, weil natürlich von dieser Lösung aus keine Logik entstehen konnte; ebensowenig konnte dies aber der Fall sein aus den (im ganzen vier) Ansätzen zu φύσις-Theorien, die als damals auftauchend nachgewiesen werden. Gerettet wurde der Gedanke an eine natürliche Entstehung der Sprache von der Sophistik trotz ihrer prinzipiellen Hinneigung zum νόμος durch den agonalen Charakter des Logos. Diesem agonalen stellt dann Platon den maieutischen Logos des Sokrates gegenüber, der die Keimzelle der Logik wurde.

Neben diese Arbeiten, die trotz z. T. spezieller Fragestellung die Gesamtentwicklung in nuce mitenthalten, treten Behandlungen von Einzelproblemen, die einem Längsschnitt durch die Zeit gleichkommen.

Darunter ragt vor allem eine heraus, die eigentlich einem Problem der Synonymik gewidmet ist, aber darüber hinaus interessante Erkenntnisse vermittelt. Diese Erkenntnisse sind allerdings mehr nur imstande schon Erkanntes zu bestätigen, als zu neuem Verständnis voranzugehen. Es ist das Buch Bruno Snells „Die Ausdrücke für den Begriff des Wissens in der vorsokratischen Philosophie" (Philol. Untersuchungen von Kiessling u. Wilamowitz, 29. Heft, 1924). Zuerst ist es das Wort σοφία, dessen Entstehung aus der handwerklichen Sphäre geschildert wird, dann die Übertragung auf das dichterische Können und die dabei erzielte Entfernung vom Praktischen und Moralischen. Trotz des Gegensatzes zu τέχνη fehlt dem Wort σοφία die Prägnanz, um zum Wort für Wissenschaft zu werden, schon weil es von einem Adjektiv hergeleitet ist und nicht, wie die es ersetzenden Wörter, von einem Verb. Eine nicht minder reiche Geschichte hat γνώμη; aber auch dieses Wort kommt nicht in Betracht für den Begriff wissenschaftliche Tätigkeit; zur Zeit der Entstehung der Philosophie hat es den Sinn von Einsicht. σύνεσις, ein sehr anthropomorphes Wort, das seiner Entstehung nach die Dinge in lebendigste Beziehung zur Vernunft setzt, auch es bezeichnet mehr die Fähigkeit zu verstehen; im übrigen kommt es in der Sophistenzeit rasch in Mißkredit. ἱστορία ist das dem Begriff Wissenschaft in Ionien am ehesten entsprechende Wort; ähnlich τὰ μαθήματα im Westen mit seiner mathematischen Geistesrichtung. Für die attische Periode der Philosophie wird dann ἐπιστήμη das entscheidende Wort; es sättigt sich durch die sokratische Gleichsetzung mit ἀρετή mit starken ethischen Werten.

Eine methodisch vorbildliche Arbeit über die teleologischen Richtungen der griech. Philosophie (Willy Theiler, Zur Geschichte der teleologischen Naturbetrachtung bis auf Aristoteles; Diss. Basel 1925; als Buch erschienen Zürich 1925) betrifft nur zum kleinen Teil unsere Epoche; doch gelingt es ihr durch zähe Arbeit, das Material über einen vorsokratischen Philosophen zu erweitern und stark zu vertiefen. Eine Teleologie beginnt mit Anaxagoras' νοῦς; aber die Zeugnisse lassen nicht erkennen, ob bei ihm mehr als ein Protest gegen das Grundprinzip der früheren Naturphilosophie, also eine positive teleologische Naturbetrachtung vorliege. Eine solche erweist der Verfasser aber bei Diogenes von Apollonia; vor allem liefert Xenophon neuen Stoff. Das Resultat ist, daß offenbar bei Diogenes eine Vernunft als Ursache aller Ordnung und alles Schönen in direkter Parallele zur technisch überlegenden Kraft des Menschen postuliert wurde, daß aber ein ständiger Konflikt vorlag mit dem physiologischen Material, das er von den Ioniern erhielt. So konnte er doch daneben der ἀνάγκη als eines zweiten Erklärungsprinzipes nicht entraten. „Nur wo das Gute, Schöne,

Maß und Technik zum Vorschein kam, war die Möglichkeit, auf den Weltgeist zu rekurrieren“ (S. 36).

Hier sei auch auf den Vortrag von Max Pohlenz, „Der Geist der griechischen Wissenschaft“, Nachrichten der Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Geschäftliche Mitteil. 1922, S. 25 hingewiesen. Es wird die Eigenart des griechischen Wahrheitssuchens gut gezeichnet, natürlich vor allem auf dem Boden der Medizin.

Die griechische Ethik hat eine ausführliche und in der Beherrschung der Materie und der antiken und modernen Literatur imponierende Darstellung gefunden in den ersten zwei Bänden der „Systeme der Moral“ von Ottmar Dittrich (Quelle & Meyer, Leipzig 1923); der 1. Band reicht bis Aristoteles. Es ist eine wohlbelegte, fast allzu breite Schilderung der moralischen Äußerungen und Verhaltungsweisen; wie begreiflich, zuerst mehr Kulturgeschichte als Philosophiegeschichte; auch nachher werden die ethischen Probleme zu sehr aus den allgemeinen geistigen Problemen herausgelöst. Sicherlich ist diese Schilderung allen älteren Darstellungen überlegen.

Über die ersten Gedanken eines übereinzelrechtlichen Naturrechts, Ideen, die für die sozialethischen Probleme der griechischen Spätzeit wichtig werden, vgl. Viktor Ehrenberg, „Anfänge des griechischen Naturrechts“ (Archiv f. Gesch. d. Phil. 35, 1923, S. 119).

Speziell für die Form philosophisch-künstlerischen Ausdrucks und insbesondere für die poetische Gestaltungsweise des Xenophanes, Parmenides, Empedokles ist bedeutsam ein Aufsatz von Walther Kranz, „Das Verhältnis des Schöpfers zu seinem Werk in der althellenischen Literatur“ (N. J. kl. A. 1924, S. 65). Die originelle Frage: „Welcher Gedanke beherrscht den Menschen der hellenischen Frühzeit, wenn er es wagt zu verkünden, was ihm den Sinn bewegt“ wird nach — vielleicht zu äußerlichen — Kategorien beantwortet. Es sind, so kann man einwenden, nicht nur psychologische Unterschiede, sondern die literarischen Formeln (d. h. die Überführung des irrationalen Schöpfungsaktes in rationale Ausdrucksformen) sind beschränkt; sie müssen mit elementarer Notwendigkeit immer wieder vorkommen. So wird von Kranz zu viel herausgeholt, wie eben auch hier die rein analytische Methode, die nur den Wortlaut seziert, nicht hinreicht zur Beantwortung so grundlegender Fragen. Wundervoll sind aber Einzelcharakteristiken wie die des Empedokles.

Als Übergang zu der Anschauungsweise, die mehr die Ausgangspunkte des philos. Denkens der Vorsokratiker sucht, also ihre psychologische Voraussetzung und damit natürlich vor allem auf den Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen kommt, sei auf einen kurzen einem Buche vorgreifenden Aufsatz Otto Weinreichs, „Antikes Gott-

menschentum" (N. J. W. und J. II [1926] S. 633) hingewiesen. Dieses Gottmenschentum, das die homerische Welt noch nicht kennt, beginnt mit den Propheten des 6. Jahrh., des Jahrhunderts der griechischen Mystik. Pythagoras gehört vor allem zu ihnen, bei dem wir dieses irrationale Element sehr hervorheben müssen. Im folgenden Jahrhundert ist Empedokles ein charakteristisches Beispiel. Seine Doppelnatur wird gut gezeichnet. — Im allgemeinen weist auf diesen Doppelcharakter der griechischen Philosophie und ihrer Träger auch Wilhelm Nestle hin, „Intellektualismus und Mystik in der griechischen Philosophie" (N. J. kl. A. 1922, S. 137). Dies alles sind Reaktionen gegen die allzu intellektualistischen Anschauungen früherer Zeiten; aber sie sind nicht zu Ende gedacht, sie sind zu äußerlich und scheiden im modernen Sinne die Religion als eine spezielle Domäne vom sonstigen geistigen Leben. Die Gegensätzlichkeit von Ratio und Religion ist schon a priori falsch, da die Betätigung der Ratio geradezu ein Ausfluß religiöser Impulse sein kann. Auch Georges Méautis in seinem anregenden und geistvollen Buch „Aspects ignorés de la religion Grecque" (Paris 1925) arbeitet mit einem zu wenig vertieften Begriff der Religion; es ist zu viel Opposition und zu wenig Synthese in allen diesen Versuchen. Mit Bewunderung wird man inne werden, wie sehr die Gedankenwelt Karl Joëls schon lange diese Synthese erfaßt hat. Die Neuauflage seines bekannten Buches „Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik" (Jena 1926, unveränderter Abdruck der 1. Aufl., abgesehen von einem polemischen Nachwort) hat einem das zum Bewußtsein gebracht. Was man vor einigen Jahren noch als unvollkommen daran empfand, weil die Grundgedanken nicht zu Ende gedacht wären, findet jetzt, wo das Buch selber schon historisch geworden ist, seine selbstverständliche Begründung in der Schwierigkeit erster Erkenntnis. Leuchtend steht jetzt das Schöpferische eines ersten Wegversuches vor uns, der nicht nur in Oppositionsstellung, sondern zu gewaltiger Erweiterung unseres Verständnisses führt. Joël fühlt in der Energie der ionischen Frühphilosophie die „religiöse" Triebfeder, d. h. eine der religiösen wesensgleiche oder besser eine Kraft, von der die religiöse und die philosophische je nur eine Spielform ist. Seine Tendenz geht dahin, nicht am äußeren Wortlaut zu kleben, sondern darin und dahinter die leidenschaftliche Gebärde zu fühlen. Es ist nur zum Teil richtig, in dieser Betrachtungsart den Beginn einer psychologischen Methode zu sehen, als ob nur die psychischen Momente im schöpferischen Subjekt gesammelt würden, sondern gleichzeitig wird damit die wichtige Erkenntnis gemacht, daß in jedem Kunstwerk und in jedem philosophischen Werk neben der rationalen eine zweite, höhere und wichtigere Ordnung vorhanden ist, die es zu erforschen und herauszuarbeiten gilt.

Auf diesem Wege sind auch zwei meiner eigenen Publikationen gegangen: „Die Anfänge der europäischen Philosophie“ Beck, München 1925) und „Ethik des Altertums“ im „Handbuch der Philosophie“, herausgeg. von A. Bäumler und M. Schröter (Oldenbourg, München und Berlin 1926, Bd. III, auch einzeln erschienen). Es wird darin der Versuch gemacht, die spezifische Entwicklung des europäischen Geistes zu schildern, die ihren Keim im Wahrheitsideal und dem daraus erwachsenden Begriff der Wissenschaft hat. Von der allgemeinen europäischen Linie zweigt dann mit der Transzendenz des Parmenides die spezifisch griechische ab[1]). Diese bleibt in ihrem Duktus unverändert trotz des einmaligen Wechsels der Symbollösung, indem das kosmische Symbol durch das erkenntniskritisch-logische abgelöst wurde. Es ist klar, daß eine solche Betrachtungsweise auf energischen Widerspruch gefaßt sein mußte; es ist ihr auch wirklich kaum etwas anderes zuteil geworden. Wichtig darunter scheint mir nur e i n e, durch Gründlichkeit und Ausführlichkeit ausgezeichnete Besprechung aus der Feder H. von A r n i m s im Gnomon II (1926), S. 625. Sie schließt mit den Worten: „Irgend etwas aus echter philologischer Arbeit geschöpftes, brauchbares Neues habe ich in dem Büchlein nicht gefunden, sondern nur haltlose, nicht genügend durchdachte Einfälle, die geeignet sind, Unkundige zu verwirren und irrezuführen“. Ich will die Möglichkeit, mich hier dazu zu äußern, nicht mißbrauchen, aber ein paar prinzipielle Bemerkungen mögen mir erlaubt sein. Es scheint mir, daß es meinem Kritiker nicht klar ist, daß zwischen seinen und meinen Anschauungen nicht nur methodische Unterschiede vorliegen. Er hätte, so glaube ich, sich wenigstens einen Augenblick mit dem Gedanken befassen müssen, meine Grundanschauungen überlegen zu wollen, d. h. zu fragen, was überhaupt für mich Realität bedeute. Denn in dem Unterschied anderer Realitätsauffassung, anderer O b j e k t e (nicht Methoden) philologischer Erkenntnis liegt das gänzliche Nichtverstehen meiner Absichten; dabei könnte ich mir sehr gut vorstellen, daß ein Kritiker auf dem von mir eingenommenen Boden zu einem Verdikt über meine Resultate käme, die bei dem Mangel an Vorarbeiten und an allgemein anerkannter Grundvorstellung, bei dem Angewiesensein auf Beobachtungen an sich selber und an modernen Erscheinungen durchaus in die Irre gehen können. Aber gänzlich verfehlt ist es, wie der Schlußpassus von Arnims es tut,

[1]) Zu der Feststellung einer spezifisch griechischen Entwicklung der „Wissenschaftsbegriffe“ in intellektualistischer Ausgestaltung, der von dem auch für uns gültigen Wissenschaftsbegriff verschieden ist und von uns nicht vertreten werden kann, kommt auch Heinrich R i c k e r t „Das Leben der Wissenschaft und die griechische Philosophie“, Logos Bd. XII (1923), S. 303.

Philologie mit einer bis jetzt üblichen und für die bisherige Zielsetzung auch zweckmäßigen Methode zu identifizieren. Das Programm jeder Philologie kann doch wohl nicht anders gefaßt werden als Erfassung dessen, wie das Altertum war. Wenn nun der Begriff des Seins, vor allem des geistigen Seins, sich erweitert, sich vertieft, sich wandelt, so muß eine Philologie, die nicht zum reinen Spiel werden will, zu diesem neuen Inhalt auch neue Methoden finden. Nun hat man in den letzten Zeiten ganz andere Sinne dafür bekommen, was unter einem geistigen Menschen und unter geistiger Tätigkeit zu verstehen ist, was geistige Einheit bedeutet, welche Ausdrucksmöglichkeiten der Geist hat, welches seine Grenzen und Bedingtheiten, seine Abhängigkeiten und seine Einflußmöglichkeiten sind. Dies alles erfordert ein neues Durchdenken und Durcharbeiten auch philologisch (im alten Sinne) sozusagen erschöpfter Materien. Gewiß muß zugegeben werden, daß ein starker Subjektivismus dabei sein Spiel treiben kann, aber es darf denen gegenüber, die sich darüber entsetzen, nicht genug betont werden, wie sehr die Philologie in allem und jedem mit solchen Vorstellungen arbeitet, die vor 150 Jahren auch als unerhört subjektiv erschienen und nur durch ihr ehrwürdiges Alter und die Patina der Gewöhnlichkeit den Scheinwert objektiver Tatbestände erhalten haben. Alle die Begriffe von Kultur- und Gesellschaftseinheit, von Primitivität, von Entwicklung, von Stil und Leben, sie alle, ohne die keine noch so pragmatische Literatur- oder Geistesgeschichte auskommt, sind Konventionen; dieser Konventionen bewußt zu werden, an ihre Stelle andere Grundbegriffe zu setzen oder besser: mit andern Grundbegriffen die Realität der Antike zu erfassen zu suchen, dies scheint mir auch Philologie zu sein.

In die Probleme der Entstehung der griechischen Philosophie greift natürlich auch ein die jetzt wieder lebhaft diskutierte Frage nach dem Wesen des Mythos. In diesen Dingen steckt man einstweilen durchaus erst in den Anfängen. Ausgangspunkt sind Arbeiten, die nicht auf historischem Boden stehen und die vor allem unter dem Eindruck der Neuentdeckung Bachofens entstanden sind; vor allem möchte ich auf A. Bäumlers Einleitung zu der Bachofenauswahl „Der Mythus von Orient und Okzident. Eine Metaphysik der alten Welt“ (Beck, München 1926) hinweisen, eine Arbeit, die zu den bedeutendsten geisteswissenschaftlichen Schöpfungen dieses Jahrzehnts gehört. Das eigentliche Problem ist wohl, wie sehr der Mythos anders gearteten psychischen Voraussetzungen seine Entstehung verdankt oder ob es nur andere Bewußtseinsvorgänge sind, ferner ob der Mythos als eine religiöse Gestaltung zu nehmen ist. Dafür wertvoll ist eine so herrlich nüchterne und unmythische Geschichte der griechischen Religion wie die Otto Kerns, deren 1. Band 1927 bei Weidmann erschienen ist. Nur als rein

literarische durch eine andere Bewußtseinsstufe von den Schöpfungen späterer Zeit getrennte Angelegenheit suchte ich den Mythos zu erfassen in einem Vortrag: „Mythos und Tragödie" (Mohr, Tübingen 1927).

2. Die Abhängigkeit der vorsokratischen Philosophie von den Kulturen Asiens.

Die immer weitere Kreise ziehenden religionswissenschaftlichen Erkenntnisse, die sich größtenteils aus relativ niederen Sphären herleiten und den großen geistigen Schöpfungen gegenüber versagen, an denen sie höchstens sprachliche oder begriffliche Anlehnungen an niedere Kultformen feststellen können — sie mußten, das konnte man erwarten, das mühsam erkämpfte Postulat der Unabhängigkeit griechischen höhern Denkens von orientalischen Einflüssen erneut in Frage stellen. Dieses schätzenswerte Erbe Zellers und seiner Zeit — mag auch eine noch sehr einseitig intellektualistische Anschauungsweise an seiner Wiege gestanden haben —, dieses Erbe muß sicherlich noch oft verteidigt werden. Jetzt scheint bald der Moment dazu wieder gekommen zu sein; freilich, mit einer Sammlung von wissenschaftlichen Gemeinplätzen, wie es Theodor Hopfner, „Orient und griechische Philosophie", in den „Beiheften zum alten Orient", Heft 4 (Hinrichs, Leipzig 1925) versucht, ist der Sache nicht gedient, so wenig wie ihr geschadet wird durch die Arbeiten Eislers, die in dem von ihnen gelieferten Material allerdings für vergleichende Religionswissenschaft sehr ernst zu nehmen sind. Von solchen ist zu erwähnen das freilich vor die Berichtsperiode fallende, aber dem Berichterstatter erst seither bekannt gewordene Buch: Orpheus the Fisher, Comparative studies in Orphic and early christian cult symbolism (London 1921), dessen Einleitungskapitel in der Orphik die Religion der vorhellenischen Bewohner Griechenlands sehen will, die sich aus Angst vor ihren Unterdrückern zu religiösen Geheimbünden zusammengeschlossen hätten. Später hätten die darin gepflegten Lehren ihrerseits die religiös unbefriedigten Griechen unterworfen, besonders in den stark orientalisierten Kolonien. Der Name Orphiker komme von ὄρφος Fisch; Orpheus sei der Fischer oder Jäger, der „wilde Jäger". Aus dem wilden Jäger sei er dann allmählich zum freundlichen Hirten geworden. Die darin liegenden Vorstellungen stammten ursprünglich aus semitischer Gegend.

Gefährlicher ist es schon, wenn nunmehr auch ein Mann wie Richard Reitzenstein in stärkerem Maße der Morgenländerei verfällt. Unanfechtbar freilich sind die von ihm und früher von Werner Jaeger geförderten Erkenntnisse über den Einfluß der zoroastrischen Anschauungen auf Platon und die Akademie (zu der von Reitzenstein in dem gleich zu nennenden Buch behaupteten Spezialeinwirkung auf den Timaios

möchte ich freilich einige Fragezeichen machen); das ist unanfechtbar und sehr bedeutungsvoll, schon wegen der Folgen für alle die Erscheinungen (z. B. spätere Pythagoreer), die unter dem Einfluß der Akademie standen, mag es auch übertrieben formuliert sein, wenn wir in der von Gundel besorgten 3. Auflage von Boll-Bezold „Sternglaube und Sterndeutung" (Teubner 1926) S. 94 lesen, die Lehren des Zoroaster seien im Brennpunkt der Akademie gestanden. Aber wenn uns Reitzenstein in dem mit H. H. Schäder gemeinsamen Buch: „Studien zum antiken Synkretismus aus Iran und Griechenland" (Studien der Bibliothek Warburg, Teubner 1926) die Menschenalter Hesiods und die Gedanken von Orpheus Frgm. 168 (Kern): Ζεὺς πρῶτος γένετο κτλ. auf zoroastrische Lehren zurückführt, dann muß er Ansichten über die Möglichkeiten der Wanderungen literarischer und philosophischer Anschauungen haben, die ich nicht zu teilen vermag. Vorangegangen ist ihm darin Albrecht Goetze „Persische Weisheit in griechischem Gewand, ein Beitrag zur Geschichte der Mikrokosmosidee" in der Zeitschrift für Indologie und Iranistik (mir leider nicht zugänglich; ich entnehme das Folgende dem Buche Reitzensteins und der zu zitierenden Arbeit Capelles). Dieser wies auf Zusammenhänge von περὶ ἑβδομάδων mit avestischen Büchern hin, was denkbar ist, da περὶ ἑβδομάδων dem 4. Jahrh. angehört; daneben glaubt er aber auch an eine Herleitung orphischer Lehren und gewisser Anschauungen der knidischen Ärzteschule von dort. Daß das letztere nicht von der Hand zu weisen ist, zeigt W. Capelle in einem ausgezeichneten Aufsatz, betitelt: Älteste Spuren der Astrologie bei den Griechen (Hermes 60, 1925 S. 373), der in einer Stelle der hippokratischen Schrift περὶ διαίτης meteorologische Träume konstatiert, die nur in Zusammenhang mit der Beobachtung der μετέωρα und der Anerkennung ihrer Wirkung auf diese Erde einen Sinn haben, also auf babylonischen Einfluß hinweisen. Damit kämen wir mit dieser Seite orientalischer Einwirkung auf 400; ähnliche Schlüsse können wir aus der Erwähnung astrologischer Dinge bei Ktesias ziehen; noch etwas weiter zurück kommen wir mit Demokrit, auf den schon Eisler (s. Bursian Bd. 197, S. 181) hinwies. Ktesias mag vor allem für die Verbreitung dieser Gedanken in Athen gewirkt haben. Vorher findet sich aber keine Spur; vor allem ist das Schweigen Herodots hochbedeutsam.

Für den alten mythischen Kleostratos als Vermittler babylonischer Sternkunde (Zodiakalsternzeichen und Oktaeteris) tritt in einem dritten Aufsatz (über die beiden früheren vgl. Bursian 197, S. 150), die sich gegen Webbs' Opposition richtet, J. K. Fotheringham ein (The journal of hell. st. XLV, 1925, S. 78), ohne wohl viel Anklang zu finden.

3. Die Anfänge.

Im Archiv für Geschichte der Phil. 35, 1923, S. 155 spricht Frankl (Thales und der Magnetstern) über die Frage, warum Thales den Magnetstern belebt genannt habe.

Über Pherekydes von Syros spricht Wilamowitz (Sitzgb. Berl. Akad. Phil.-hist. Kl. 1926, S. 125) in der Einleitung seines Aufsatzes „Pherekydes“, der sonst dem Verfasser des mythologischen Sammelbuches gilt. Das ἡλιοτρόπιον von Syros, bekannt durch die Odyssee, wurde dem berühmten Syrer später zugeschrieben. Die Angaben über seine Lebenszeit sind konstruiert und unzuverlässig.

Zu Anaximander liegt eine Notiz W. Jaegers in dem Sitzgb. Berl. Akad. 1924, S. 227 vor, Auszug aus einem vor der Akademie gehaltenen, noch nicht veröffentlichten Vortrag, worin er den Beweis zu führen versucht, daß das berühmte Fragment nicht in mythisch-orphischen Vorstellungen, sondern in rechtlichen seinen Ursprung und damit seine Deutung habe.

Sehr reichhaltig ist die Literatur zu Heraklit; noch immer steht er in allerhöchster, auch von außerwissenschaftlichen Kreisen getragenen Gunst. Das zeigt schon das häufige Erscheinen von Übersetzungen. In einem zierlichen Bändchen der Tusculum-Bücher (Ernst Heimeran, München 1926), die so liebenswürdig für das Altertum Propaganda machen, legt Bruno Snell die Fragmente Heraklits griechisch und deutsch vor, ohne Kommentar. Beide Seiten zeugen von eindringender Durcharbeitung, deren Entscheidungen deutlich zu erkennen sind. Die Reihenfolge der Fragmente ist bescheidener- und vernünftigerweise diejenige von Diels. Schon anspruchsvoller gibt sich die Übersetzung Georg Burckhardts „Heraklit. Sein Gestalten und sein Künden“ (Orell Füßli, Zürich 1924). Die Fragmente sind neu geordnet und in Abschnitte geteilt; die Sprache ist schön und feierlich; die Übersetzung will nicht Exegese, sondern Ersatz des Originals sein. Leider weiß man dabei oft nicht genau, wie sich der Übersetzer den griechischen Text genau verstanden denkt. Außerdem gibt Burckhardt einen umfangreichen Anhang bei: Richtlinien zur Erfassung der Philosophie Heraklits, dessen Lehre er sehr geistreich eine paradoxe Mystik oder mystische Paradoxie nennt. Die weiteren Ausführungen sind mit Wärme geschrieben, bringen aber nichts sichtbar Neues und Originelles.

Unter den Darstellungen der Lehre Heraklits sei als auf ein seltsam befremdliches Ding noch auf das Buch von Pierre Bise, La politique d' Héraclite d' Ephèse (Paris 1925) hingewiesen, das uns Deutsche an die Romane Wielands mahnen muß. Der Verfasser, ein offensichtlich sehr gebildeter Mann, weiß auf rund 300 Seiten ein detailliertes Bild der

politischen Absichten und Erlebnisse Heraklits zu entwerfen, dessen Philosophie ihm ebenfalls vornehmlich aus seinem Staatsbewußtsein hervorgegangen zu sein scheint.

Unter den ernst zu nehmenden Arbeiten über Heraklit ragen vor allem diejenigen von Heinrich Gomperz hervor, offenbar Bruchstücke eines Buches, das den Druckschwierigkeiten zum Opfer fiel. Sie scheinen mir allerdings das Maß dessen, was durch philologische Methode und philologische Wahrscheinlichkeitsschlüsse erschließbar ist, weit zu überschreiten, machen sich aber mit Ernst und Sachkunde an wichtige Probleme. Ein Aufsatz in den Wiener Studien 43 (1924), S. 115 „‚Heraklits Einheitslehre' von Alois Patin als Ausgangspunkt zum Verständnis Heraklits", basierend auf den eigenartigen Heraklitarbeiten Patins, sucht die Lehre vom „Weisen" als das Zentrum seiner Anschauungen festzulegen und als Inhalt seiner Erkenntnislehre: Richtiges Denken ist gemeinsames Denken, ein Inhalt, der eigentlich identisch sei mit jener Lehre vom Weisen. In einem Artikel im Hermes 58 (1923), S. 20 „Über die ursprüngliche Reihenfolge einiger Bruchstücke Heraklits" will er auf Grund inhaltlichen Zusammenstimmens gewisse Büschel von zusammengehörigen Stellen ausfindig machen; manchmal ist man fast überzeugt, oft gar nicht. Aber beide Versuche halte ich für prinzipiell falsch. Gewiß ist die Lehre, die Gomperz als Kernlehre erkennt, herakliteisch, gewiß könnten Bruchstücke, so wie er es meint, aufeinanderfolgen, aber weder geht es an, unter den zahlreichen Schattierungen der Gedanken Heraklits einen als die Hauptsache herauszugreifen, noch ist es erlaubt, Fragmente, die sachlich zusammengehören, als aus demselben Kapitel stammend anzusehen. Heraklit sah so Differentes unter einem Zwange, daß unser logisches Nachdenken seiner Gedanken vor dieser Kraft zerbricht.

Das empfindet und drückt energisch aus Bruno Snell, „Die Sprache Heraklits" (Hermes 61, 1926, S. 353); er spürt im Gegensatz zu der Einordnung Heraklits in irgendeine philosophische Entdeckerreihe sein gewaltiges Erlebnis, das in jedem Satze pulsiert; vor allem sichtbar in der Anschauung lebender Gegensätze. Zwar ist Heraklit auf der Suche nach sich selbst, aber er projiziert dies nach außen, darum seine scheinbar großen kosmologischen Interessen. Wie aber die Welt stets doppelgesichtig ist, so auch sein Logos und seine Sprache. Alle Außendinge sind von seinem Ich her gefüllt; sein συνιέναι ist ein wahrhaftiges, dem Wortlaut entsprechendes; nichts ist ihm Gleichnis, sondern in jedem Erscheinungserlebnis sieht und lebt er das Ganze, die Welt, den Logos. Es gilt weniger das naturwissenschaftliche Einzelne zu verstehen, als die große Intuition und sich in sie vertiefend das Einzelne aus ihr heraus zu erklären.

Neben dieser Arbeit hohen Niveaus kann eine Untersuchung wie die A. Busses „Der Wortsinn von λόγος bei Heraklit“ (Rhein. Mus. 75, 1926 S. 203) nicht bestehen. Busse behauptet, λόγος heiße nur Gesetz, aber nicht Weltvernunft im Sinne des Anaxagoras. Diese Alternative ist zur Zeit des Heraklit überhaupt noch nicht denkbar, weil ihm die Ordnung noch der Materie inhärierend ist.

W. Capelle (Hermes 59, 1924 S. 190) gibt eine Interpretation des ersten Fragments, worin er mit guten und z. T. neuen Argumenten wieder energisch ἀεί zu ἐόντος zu ziehen verlangt; vor dem Fragm., so glaubt er, muß noch ein wenn auch kurzes Sätzchen, das den Logos vorstellt, gewesen sein. Snell (S. 366 Anm. 1) entscheidet übrigens wegen des ἀεί gerade umgekehrt aus Gründen der Satzarchitektur.

Derselbe Capelle äußert sich Hermes 59 (1924) S. 121 „Heracliteum“ über A 15 (Diels): Seele = ἀναθυμίασις; er begründet die Glaubwürdigkeit dieses Testimoniums durch die zweimalige Wiederaufnahme der darin enthaltenen Anschauung durch Marc Aurel.

Vittorio de Falco „Subseciva“ (Riv. Ind.-Gr.-It. 7 (1923) fasc. I—II spricht zu H 19 (Diels) über eine hebdomadische, von Pythagoreern beeinflußte Anschauung Heraklits.

4. Die Pythagoreer.

Die gewaltigen Probleme, die Franks Buch aufgeworfen hat, haben nicht die Diskussion hervorgerufen, die ihnen geschuldet wäre. Keine Weiterführung seiner Arbeit ist mir aus der Berichtsperiode bekannt.

Ein anderer Versuch, der von Franks Buch unberührt ist, hat keine Aussicht auf Anerkennung, so leidenschaftlich auch sein Beweisverfahren ist. Es ist Rostagnis Il verbo di Pitagora (Turin 1924). Rostagni will den altpythagoreischen ἱερὸς λόγος, ähnlich wie Delatte, rekonstruieren; er findet ihn bei Ovid Metam. 15, 75 ff. und 15, 453 ff., vermischt mit Empedokleischem. Die Unmöglichkeit einer solchen zwischengliederlosen Tradition wird sich a priori jedem unvoreingenommenen Beurteiler aufdrängen. Bei näherem Zusehen zeigen sich aber darin Züge, die nacharistotelisch sein müssen; dafür verweise ich auf die schöpferische Kritik Willy Theilers im Gnomon I (1921) S. 146. Das mag uns an eine zweite nicht minder imponierende Kritik Theilers erinnern, die er im Gnomen II (1926) S. 585 über Harders Ausgabe des Ocellus Lucanus (Neue philol. Unters. herausgeg. von W. Jaeger, 1. Heft, Berlin 1926) veröffentlicht; nach beiden — und das interessiert uns hier allein — hat Okellos mit dem Altpythagoreismus nichts zu tun.

Von der von Pohlenz angeregten, Bursian Band 197 S. 163 erwähnten, ungedruckt gebliebenen Dissertation H. Taegers ist seither im Sokrates 1923 S. 74 ein Auszug erschienen. Auch dieser überzeugt mich nicht von der Unzuverlässigkeit der Wiedergabe pythagoreischer Lehren durch Aristoxenos und von der Beeinflußtheit desselben durch die Anschauungen und Diskussionen seiner Zeit.

Darstellungen der pythagoreischen Lehre, wie sie F. M. Cornford unter dem Titel: „Mysticism and science in Pythagorean tradition“ (Classical quart. 16, 1922, S. 137 und 17, 1923 S. 1) gibt, sind in ihrer von all den obigen Fragestellungen unberührten Benutzung der pythagoreischen Überlieferung für uns ohne Gewinn.

5. Xenophanes und die Eleaten.

Zu einzelnen Fragmenten des Xenophanes äußert sich Hermann Fränkel „Xenophanesstudien“ (Hermes 60, 1925 S. 174). In Fragment 2 findet sich eine der richtigen, historisch bedingten Reihenfolge entsprechende Aufzählung der Kampfarten der olympischen Spiele, die hier also eine Bestätigung erhält lange vor dem Werke des Hippias. In Fragment 3 handelt es sich um die Vollbürger, die im Purpurkleid (einer Art Amtstracht?) in die Volksversammlung gehen. Sehr interessant sind Fränkels weitere Ausführungen, speziell über die Erkenntniskritik des Xenophanes. Von dem Skeptiker Xenophanes will er nichts wissen; vielmehr interpretiert er die Verse des Fragm. 34 im Sinne eines Bekenntnisses zur Empirie: für das Wissen über die Götter usw. gibt es keine Empirie, sondern nur δόκος, glaubhafte Vermutung; also wäre auch dies eine Vorstufe zu Parmenides' zwei Welten, nur mit umgekehrten Wertvorzeichen. Sicherlich interpretiert auch Fränkel zu scharf, indem er alles auf einen Nenner bringen will.

Wilamowitz („Lesefrüchte“, Hermes 61, 1926, S. 278) bespricht Xenophanes 1, 19 ff. Er greift wieder auf καὶ τὸν ὃς anstatt καὶ τόνος zurück, liest ἀμφ' ἀρετῇ, und sagt Vorzügliches zur sonstigen Deutung des Fragments ferner zu 3, 5; 6; 34, wo er die Einsetzung von ἴδεν statt γένετ' durch Fränkel billigt, aber energisch gegen die positive Interpretation von δόκος Einspruch erhebt.

Parmenides hat eine ausführliche Darstellung in einem ganzen Buch gefunden. In der gleichen Sammlung, in der Bignones schönes Buch über Empedokles erschienen war, kommt jetzt von Mario Untersteiner „Parmenide“ (Turin 1925), lange nicht so reich an Ideen wie sein Vorgänger, vor allem nicht in Hinsicht auf das Textverständnis, wie denn der Fragmenten- und Testimonienteil eine recht sekundäre Rolle spielt. Der Hauptteil über die „Lehre“ hat den Fehler allzu großer Breite, den für unser Gefühl viele der italienischen philologischen Werke

haben, aber er gibt ein sehr durchdachtes Bild des Philosophen. Dieser ist ganz als Glied in der Entwicklung der Erkenntnistheorie gefaßt, darin aber fast als Gegenwartsfigur. Das ist überhaupt für uns das Auffallende an ausländischer philosophie- und literaturgeschichtlicher Publizistik, wie die antiken Erscheinungen mitten in das moderne Ideengetriebe hineingesetzt werden, während für unser Gefühl das Moderne höchstens scheu versteckte Schulung und stets erneuter lebendiger Anschauungsunterricht sein soll, der nur ganz ausnahmsweise einmal aufgezeigt werden darf. Für deutsche Leser wird sich aus dem Buche nicht viel Neues ergeben.

Zu den berühmten Versen I 31/32 äußert sich Emanuel Loew (Philol. Woch. 1924 S. 300); er behält δοκίμως bei, richtigerweise; aber für χρῆν darf man nach Reinhardt nicht mehr vom Irrealis abgehen. Sehr gut spricht derselbe (Philol. Woch. 1925 S. 666) über ὄνομα bei Parmenides, das diesem als unbehilflicher Ausdruck für „Relativität" dienen muß.

Des Titels wegen, obgleich er sehr mißverständlich ist, sei in diesem Zusammenhang auch angeführt Sven Ranulf „Der eleatische Satz vom Widerspruch" (Kopenhagen 1924). Dieses hochinteressante Buch, eigentlich eine Dissertation, beschäftigt sich in der Hauptsache mit den den Verfasser geradezu empörenden zahllosen Fehlschlüssen in den platonischen Dialogen. Diese führen ihn auf die Logik jener Zeit, die nichts anderes ist als eine Logik der Vieldeutigkeit. Aus der gewollten Vieldeutigkeit der Begriffe leitet er nicht ohne mancherlei treffliche Bemerkungen die Geschichte der wichtigsten Erscheinungen der griechischen Philosophie ab, vor allem die Ideenlehre und überhaupt den Hang zur Transzendenz. Die ersten sichtbaren Anzeichen zeigen sich bei den Eleaten; die zenonischen Sätze sind dafür die klassischen Beispiele. Aristoteles, dessen großes logisches Verdienst in der konsequenten Durchführung des „Satzes des Prodikos", d. h. der Ausschälung der Vieldeutigkeit der Wörter ist, hat sie mit voller Klarheit entlarvt. Sehr schön werden die zenonischen Aporien und der Satz vom kretischen Lügner in ihrem Wesen aufgezeigt.

6. Empedokles, die Atomistiker.

Zwei einzelne Stellen des Empedokles sind behandelt worden. „The simile of clepsydra" in der Atemtheorie (Frgm. 100) wird von J. U. Powell (Class. quart. 17, 1923, S. 172) beleuchtet.

Fragm. 133 wird von Karl Rupprecht im Philol. 79, 1924 S. 112 mit Hilfe von Lukrez V 100 interpretiert. Er liest für τε μεγίστη: τ' ἐλαχίστη.

Bei Demokrit herrscht größeres Leben dank den Nachwirkungen

von Laues revolutionärer Dissertation, von der eine verkürzende Wiedergabe im Sokrates 1923 erschienen ist. Meine Zustimmung zu seinen Thesen ist durch eine gründliche Auseinandersetzung Robert Philippsons („Demokrits Sittensprüche", Hermes 59 [1924] S. 369) vollständig erschüttert worden; vorangegangen war ihm schon Diels in der 4. Auflage der Vorsokratiker. Philippson erweist die Baufälligkeit der Beweisführung Laues in Hinsicht auf die Überlieferung des Lemmas Δημοκράτους, er verwirft die von Laue postulierten Unterschiede in der Form zwischen Demokrates und Demokrit inkl. Dialekt, er sieht in der Interpretation der „echten" Fragmente durch Laue zahlreiche Mißverständnisse, auf denen dann die Abweichung gegenüber Demokrates beruht. So sehr man sich gegen diese Zerstörung der Ergebnisse Laues wehren mag, die gewisse Vorteile für die Festlegung der ethischen Ansichten Demokrits hatten, so kann man sich der Stringenz der Beweisführung Philippsons doch unmöglich verschließen. Sind auch die Demokratesfragmente nicht alle echt, sondern hat sich auch in sie späteres Gut eingeschlichen, so sind sie doch in der überwiegenden Hauptsache als demokritisch zu betrachten. Das andere sind höchstens Erweiterungen, wie sie ungefähr allen Spruchsammlungen widerfahren sind. Die Zusammenhänge mit Aristoteles sind nicht im Sinne Laues zu deuten, sondern sie legen Zeugnis ab von der souveränen Freiheit, mit der Aristoteles das geistige Gut seines Vorgängers verwertet hat. Die Demokratessammlung ist nicht ein Originalwerk des Demokrit, sondern es ist ein Auszug aus solchen, ähnlich den κύριαι δόξαι.

Vom gleichen Verfasser werden in der Philol. Woch. 43 (1923) S. 623 die bei Stobaios aufeinander folgenden Fragmente 218 und 261 glänzend emendiert, indem in ihnen ein Glossem entlarvt und die Fassung der Vorlage unserer Stobaiosmanuskripte (bis zur Feststellung der Zeilenlänge) klargelegt wird.

Von Reinhold Rau wird im selben Zeitschriftenband S. 838 Fragm. 124 als eine textkritisch zu verwertende Variante von Fragm. 32 erkannt.

In Frgm. 157 will Philippson (Philol. Woch. 46 1926, S. 306) πολεμικήν beibehalten.

Wilamowitz („Lesefrüchte", Hermes 60, 1925 S. 306) erkennt im Schlußwort von Fragm. 223 κακοηθίη.

Wellmann (Hermes 61, 1926 S. 474) will die griechische Übersetzung des Achiqarbuches Demokritos-Bolos zuweisen und zwar entweder dem Χαλδαϊκὸς λόγος oder den Ὑπομνήματα ἠθικά; auch die Schriften über die Hieroglyphen seien von Bolos.

E. Bignone (Riv. di fil., Nuova serie II [1924] S. 521 erklärt

die verschiedenen Versionen von Fragm. 143; zwei Ursachen gibt es für die Geschlechtswahl des Embryo, die nur Aëtios beide anführt; das καί darf nicht mit Reiske gestrichen werden.

Hinzuweisen ist noch auf Stenzels ausgezeichneten Artikel „Leukippos“ bei Pauly-Wissowa XII Sp. 2266 (1925); es wird besonders das Formproblem herausgearbeitet, das Leukipps Verschwinden erklären soll, den Unterschied zwischen seinen rein internen Schulschriften und Demokrits mit allem Zauber literarischer Formung ins Weite wirkenden publizierten Werken.

7. Sophistik.

Zu den immer wiederkehrenden Versuchen, das Wesen der Sophistik zu umzirkeln, gehört die Rede J. Geffckens „Aus der griechischen Gedankenwelt des 5. Jahrh. v. Chr.“ (Rostock o. J.). Bei dieser Gelegenheit sei auch auf des gleichen Verfassers „Griechische Literaturgeschichte“ hingewiesen, in deren bis jetzt allein erschienenem 1. Band die Vorsokratiker zum Teil recht ansprechend behandelt sind (Winter Heidelberg 1926).

Ganz hervorragend ist ein offenbar infolge der Wiedergabe einer gesprochenen Rede nicht leicht verständlicher Aufsatz Ernst Hoffmanns „Sophistik und Sokrates“ (Bad. Schulzeitung 1927 Nr. 9), der hoffentlich nicht an seinem abgelegenen Erscheinungsort vergraben bleibt. Die Sophistik und ihr Gegensatz zu Sokrates werden ganz unter den Gesichtspunkt des Erziehungsproblems gestellt. Es wird die Entstehung des sophistischen Ideals der ἐγκύκλιος παιδεία, der „allgemeinen Bildung“ geschildert, worin die Ablehnung der Idee der Erziehung und deren Ersatz durch die Idee der Bildung erkannt wird. Die Pädagogik der Sophisten ist lebenssteigernd, es kommt ihnen auf die Pflege der vorhandenen Anlagen an. Hippias scheint die entscheidende Rolle in der Ausbildung dieser Gedanken gespielt zu haben, der attische demokratische Staat lieferte die von den Sophisten ins Ideale gesteigerte äußere Gesellschaftsvorstellung. Die Opposition des Sokrates zielt darauf, den durch dies Bildungsideal verschütteten Erziehungsgedanken zu retten. Er will an die „Vernunft“ heran, wo keine Subjektivität mehr herrscht, wo es absolute Maßstäbe gibt. So angesehen ist das pädagogische Problem kein psychologisches, sondern ein teleologisches. Darum fordert Sokrates den Fachmann auf dem Gebiet des Sittlichen. „Hierin lag das Originelle und Auffallenerregende in der Erscheinung des Sokrates. Eben dieser Begriff: Fachmann werden in moralischen Dingen, das Gesollte suchen lernen und dann selber finden, das enthält jenes Moment der Freiheit und Autonomie der Vernunft, welches seiner Anklage zugrunde lag.“ Aus dieser Grundtendenz

lassen sich andere sokratische Eigentümlichkeiten, das Nichtwissen, der Eudämonismus ohne weiteres verstehen.

Protagoras. Friedrich Kreis spricht (Archiv f. Gesch. d. Phil. 35, 1923 S. 43) über die Darstellung der Lehre des Protagoras im Theätet. Er kommt zum Resultat, daß daran nichts protagoreisch ist als der homo-mensura-Satz. Diesem Satz sei wohl am ehesten mit Heinrich Maier eine rhetorische Tendenz beizumessen. Wilhelm Nestle (Phil. Woch. 1925 S. 316) will in dem von Stesimbrotos überlieferten Fragment aus dem samischen Epitaphios des Perikles Gedanken des Protagoras wiedererkennen. Damit würde die Wirkungszeit des Protagoras noch weiter rückwärts geschoben.

Gorgias. Ferdinand Schupp „Die Abfassungszeit des Palamedes des Gorgias" (Opuscula philologa herausgeg. v. kathol.-akad. Philologenverein in Wien, 1. Jahrg. 1926) stellt fest, daß die immerhin beschränkte Hiatmeidung im Palamedes nicht auf Isokrates zurückgeführt werden muß, sondern daß schon Thrasymachos, der metrische Bindung für die Prosa annahm, auch Hiatmeidung propagiert haben wird. So dient dies nicht zur chronologischen Fixierung. Aber die Ähnlichkeit des Palamedes mit περὶ φύσεως läßt den ersteren zwischen 440 und 430 geschrieben sein; er steht damit vor dem ältesten attischen Redner nahe an Korax. Enrico Longi (Bolletino di fil. class. 32 (1925) erklärt das 9. Kapitel des Lobs der Helena mit Hilfe des 13.

Thrasymachos. Erich Christel „Zur Frage der Rhetorik des Thrasymachos" (Opusc. philol. d. kath. akad. Philologenv. Wien 1926) vermutet, Thrasymachos sei Quelle gewisser τόποι über ἔλεος bei zeitgenössischen Rednern und in der späteren Theorie.

Mit Antiphon, der jetzt auch von J. Stenzel seinen Artikel in Pauly-Wissowa Suppl. IV (1924) [illegible]

Ich halte die Hauptthesen Lurias nicht für glücklich; schon sein Standpunkt, in Antiphon den Revolutionär und Anarchisten zu sehen, läßt sich nach Bignones glänzenden Darlegungen nicht mehr aufrecht erhalten; darum ist es auch gar nicht nötig, die Fragm. 60 und 61, die Luria Beschwer machen, dem Redner Antiphon zuzuschieben, speziell dessen πολιτικός oder 'Αλκιβιάδου λοιδορίαι. Antiphon zum Schüler Demokrits zu machen, dem er z. T. sklavisch gefolgt wäre, geht nach meiner Meinung gar nicht an, denn die von Kranz und andern postulierte späte Festsetzung Demokrits, die durch die platonischen Dialoge nahegelegt wird, kann wohl noch durch andere Gesichtspunkte bestätigt werden. Im Gegensatz dazu will Luria Demokrits Geburt auf 475/70 zurückdatieren und seine wichtigsten Veröffentlichungen in die 20 er Jahre des Jahrhunderts verlegen. Im einzelnen seien aus Lurias Aufsätzen noch folgende Details wiedergegeben. In 1 wird Ox. Pap. III 414, eine Dichterkritik, vermutungsweise dem Antiphon zugeschrieben. 2. Euripides im Alexandros (aufgef. 415) setzt sich mit Antiphons Theorien auseinander. In 3 werden Stellen des Artemidor auf Antiphon (den Traumdeuter, der identisch ist mit dem Philosophen) zurückgeführt, welcher Annahme ergänzend beistimmt Rudolf Dietrich (Phil. Woch. 1927 S. 29). In 4 will Luria feststellen, daß der Rhamnusier Antiphon in seiner Orthographie mit Gorgias übereinstimmt, während der Sophist abweicht. In 7 wird der umstrittene Begriff der Gerechtigkeit bei Antiphon in sehr einleuchtender Weise festgestellt.

Über den engen Zusammenhang der beiden Schriften Antiphons spricht Fr. Pfister in der Phil. Woch. 1925 S. 201; περὶ ὁμονοίας scheint die Schrift über die Wahrheit fortzusetzen.

Pindar (1903—1927) und Bakchylides (1908 ff.).

Bericht von
Ludwig Bornemann in Hamburg 19.

Wenn ich meine Berichterstattung zu Pindar, die seit 1903 keinen Fortsetzer gefunden hat, jetzt nach fünfundzwanzig Jahren wieder aufnehme, so sehe ich es nicht als meine Aufgabe an, alles, was in der Zwischenzeit vorgebracht ist, kleinlich-peinlich zu registrieren. Nur der berechtigten Forderung des δός μοι ποῦ στῶ muß ich nach Möglichkeit genügen. Die wünschenswerte Übersicht des aufgesammelten Stoffes ergibt sich leicht aus den Ausgaben von Otto Schroeder (it. ed. 1914 Bibl. Teubner), dazu Supplementa von 1923. In erster Linie kommt natürlich außerdem in Betracht „Pindaros“ von v. Wilamowitz, Berlin 1922, sowie die Erklärung der Pythien von Otto Schroeder (Teubner 1922).

Neu ist die Vereinigung mit dem Bakchylides-Bericht, den in diesen Jahresberichten zuletzt 1907 Sitzler brachte. Damals das erste, äußerst fruchtbare Jahrzehnt, dann die Ausgabe Blaß[4]-Sueß (1912 Bibl. Teubner), weiterhin recht abgeflaut. Für den vorliegenden Bericht lag es auf der Hand, das gegenseitige Verhältnis beider Dichter in den Mittelpunkt zu rücken. Ergab sich hieraus die eingehende Besprechung der Hieron-Oden und der Oden auf die Söhne Lampon's, so gewann ich damit gleichzeitig die Möglichkeit, an mehreren Musterbeispielen recht greifbar aufzuzeigen, wieviel Schwierigkeiten noch unerledigt im Wege liegen und wie sich die neueste Literatur einem kritischen Auge darstellt. Allgemeine Wendungen wären wenig sachdienlich gewesen.

Für die künftige Forschung und zur Erkenntnis der Wahrheit, die wir gemeinsam suchen, wird es nur förderlich sein, daß diese kritische Sichtung von einem Standpunkt aus unternommen wird, der, wie seit Jahrzehnten bekannt ist, weit abliegt von dem der führenden Gelehrten. Man wird diesen Gegensatz eigens aus meinem Abschnitt über N 7 und pae 6 ersehen. Dabei ist der Referent wesentlich benachteiligt dadurch, daß die Zeitumstände es ihm viele Jahre lang verwehrt haben, seine inzwischen vermehrten und gefestigten Einsichten in eigenen Veröffentlichungen vorzulegen.

Einen Vorteil aber konnte dieser Fünfundzwanzigjahr-Bericht

ausnutzen. Ich durfte der Zersplitterung entgehen, wie sie bei Berichten über kürzere Zeitabschnitte aus dem bunten Durcheinander der zufällig vorliegenden Sonderschriften erwächst, und konnte eine einheitliche, klar gegliederte Übersicht liefern. Das πρόθυρον meines hyperboreischen Bauwerks hat vier Säulen: zwei Außensäulen, die an Maas (Responsion) und an Dornseiff (Stil) erinnern, und zwei innere, welche der wissenschaftlichen Einstellung des Berichterstatters selber (zu J. H. Heinr. Schmidt und zu Wilamowitz) gewidmet sind. Aus dem Innern des Baues, πίονος ἐξ ἀδύτοιο, zeigt sich das Haupt-Gebilde „Pindar und Bakchylides" mit den beiden vorhin bezeichneten Stücken „Hieron-Oden" und „Söhne Lampon's", getrennt durch ein Zwischenstück „Übersetzungen". Im ὀπισθόδομος sind die Schätze der Fragmente verwahrt, von denen ich drei hervorziehe, die Athen, Theben, Abdera zugefallen sind; aber mein letzter Wunsch bleibt doch der, das kommende Geschlecht möchte mit seiner ganzen Liebe zu dem alten Bestande der Epinikien zurückkehren, der seiner Forschungsarbeit immer noch harrt.

* * *

Paul Maas, Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar. Berlin 1914. — Zweites Stück 1921. — Auch „Nachlese" 1916. (Aus den Jahresbb. d. Phil. Vereins.)

Es liegt guter Grund vor, mit dieser scheinbar abgelegenen Arbeit die Gesamtübersicht zu eröffnen. Sie hat das Verdienst, vielerwärts Ordnung und Sicherheit gefördert zu haben wie eine rührige Polizei.

Der Verf. selber braucht an anderer Stelle (DLZ 1913, 2207) in anderem Bezuge dies Bild. Er fordert, was dringend nötig ist, eine wissenschaftliche Polizei, die es verhindert, daß jeder Hauseigentümer (Herausgeber) seine Haus- und Straßenbezeichnung nach seinem Belieben wählt und den wissenschaftlichen Verkehr bitter erschwert. Was Maas zu Bakchylides sagt, hätte zur Erleichterung der Pindarstudien längst gefordert werden sollen. In meinen Jahresberichten habe ich dem Verlangen, man solle auf T. Mommsen zurückgreifen, leider nicht die gehörige Entschiedenheit und Schroffheit geliehen, so daß die neuen Herausgeber sich danach eingerichtet hätten. Für Bakchylides hat als allgemeine Grundlage die Erstausgabe Kenyons Alleinberechtigung. Ein Hauptgrundbuch muß sein; ihm ist später Aufgefundenes einzuordnen oder bei diesen neueren Stücken das Alte deutlich zu kennzeichnen. Am wenigsten dürfen sich willkürliche, ja so wenig begründete Versuche wie mit Isthm. 3 + 4 oder umgekehrt Bakch. 7 + 8 zu Nummeränderungen auswachsen.

Diesmal aber liegt bei Maas die polizeiliche Absicht — und Leistung — darin, daß Ordnung und Sicherheit geschafft wird gegen die in neuester Zeit ausgebrochene Willkür, überall in Rhythmik und Text

dieser Dichter Responsionsfreiheiten zu statuieren. Ich habe gegen solche Polyschematismen in meinem Bericht von 1901, 170 f. Front gemacht, und Maas greift nun mit aller Umsicht ein. Wer hätte damals geahnt, daß auf Grund jener Polyschematismen die Metrik zur „Anarchie“ gelangen würde? Mit Fug hat Jurenka, Zeitschr. f. österr. G. 65, 407 das Auftreten von Maas eine erlösende Tat genannt. Um so wichtiger ist nun freilich eine sorgsam nachprüfende Zusammenstellung seiner (leider wenig übersichtlich dargelegten) Ergebnisse. Sie wird zeigen, daß auch die letzten von Wilamowitz (Verskunst 433 f.) und Schroeder (503) geretteten Stützen (vgl. auch Sueß XXXII und Ebeling, Sokrates 1919, 117 f.) zusammengeknickt sind; was ich nicht erwähne, nämlich Stellen aus O 7 und P 4, ist wirklich nicht erwähnenswert.

Abkürzungen wie B = Bakchylides, Wil = Wilamowitz, Schr u. ä. werden verständlich sein. „Si“ unter Maas verweist auf Vermutungen von Sitzler WklPh 15, ohne daß ich sie damit gutheiße. Wegen der eurythmischen Bezeichnungen bitte ich den dritten Abschnitt (Eurythmie) zu vergleichen.

1. L i s t e von 79 Fällen: **2.** B 11, 118 ff. ἄλλος τέ τοι ἱμερόεν Κάσαν παρ' εὔυδρον πρόγο — νοι ἔσσαν ἐμοί. Für mich hört die vierte Gruppe des einheitlichen orchestischen Gebildes mit der siebenten Kenyon-Zeile auf: 8. 8. 3. 8*. 3. 8. 8. 8; ich vermute also aus eurythmischer Rücksicht παρ' εὔυδρον ῥόον/ἔσσαν Πύλιοι, womit dann die schon von Sue abgelehnte Annahme einer Personalangabe des Dichters hinfällt. Soweit hatte ich geschrieben, als ich in Heft II sehe, daß nachher auch Maas auf ῥόον kommt. **3.** B 18, 52 f. umzustellen. Vgl. Nr. 7. **5.** **7.** **10.** Si. 5 Anm. Zu P 1, 39 Heimer, Studia P. (Lund 1884) S. 14 und Mommsen adn. crit. 165. **7.** fr. 140 d, 39 f. Vermutetes τε an vierter Stelle soll Stütze sein für vermutetes τε an vierter Stelle? Νότου billige ich sehr, aber der Nebensatz ὁπόταν sollte mit ἐπισπέρχῃ (sic) abgeschlossen sein: zweierlei bringt der κόμπος, σιγά und ταραγμός, letzteren indem er gegen den Boreas die Wucht des Notos aufwühlt. **13.** wird Heft II 19 zurückgenommen. **14.** B 15, 3 (nicht 2) ist auch ἐσθλὸν ἀναμαλδύνει möglich. **16.** Si. **17.** O 1, 104 ἴδριν εὔντα Maas mit vergeblicher Berufung auf Bakch. und fr. 122, 10; ich lese καλῶν τ' ἐς ἰδρείαν καὶ ἐς δύναμιν coll. fr. 260 und vorher ξένου. **18.** O 6, 28 σαμέρους! **19.** P 1, 77 unten bei Hieron-Oden. **22.** Si. Unten bei Nr. 78 f. **25.** Si. Natürlich βαθυκόλπων mit Vf. **26.** N 6, 28 und die entsprechenden Verse glaube ich Jahresb. 1901, 173 einigermaßen geklärt zu haben. Übrigens vgl. Maas S. 15. 19 und „Nachlese“. **29.** J 4, 32 'Ηρακλῆϊ τε πρότερον! **31—33.** Mommsen adn. crit. 95. **39.** O 14, 19 f. bleibe ich bei Boeckhs Lesung, auch Heimer a. a. O. führt μελανοτειχέα auf. Bestimmung durch Eurythmie 4. X. 8. XII. XII*. X. 8. 4. 8* ε. **43.** wie Maas; aber S. 7[1]? Ich füge N 3, 41 ἀτρεκεῖ hinzu (v. 41 + 42 verschmolzen), um dort mit dem Lemma

in V und X οὐδέποτ' einzusetzen. Statt βασιλέϊ (langes ι) vor Vokal J 7, 18 ziehe ich Ζηνί τε ϝάδον βασιλῆϊ. ὃ τὰν . . vor. Indessen diese Sonderfrage ist nicht so rasch zu erledigen; vgl. meine Zusammenstellung über Distraktion des ει Philol. 1893, 40. **53.** J 5, 4 τεΐν mit Sm? **55.** Si. **56.** B 3, 90 und 5, 151: warum nicht beidemal μίνυνθα? 5, 151 mit ἐν ἐμοί. Vgl. Nr. 65. **60.** P 1, 56 möchte ich trotz Bg bei τις Hm bleiben. **61.** N 7, 61 Heimer a. O. 115, anders Ref. Philol. 45, 608. **62.** u. **63.** Si. **64.** B 5, 160 τοῖσδ' Weil, vgl. Papyrus. **66.** O 6, 100 Ref. Philol. 1887, 591. **67.** O 7, 90 Si. Da sechs kleinere Spiele aufgezählt sind, ergibt sich die Beziehung des ἑξάκις bei νικῶντ' von selbst, Αἴγινα aber hat Bg gut durch Οἰνώνα ersetzt, und nachfolgend kann Megara nicht gemeint sein (dazu der unverständliche Ausdruck sowie der angebliche Denkstein Chr XCII, auch das σημεῖον bei λιθίνα laut schol.), vielmehr ist zu lesen ἐν μεγάροισιν δ' οὐχ ἑτέρων ἐν ἴσῳ ψᾶφος ἔχει λόγον. **69.** B 18, 51 würde ich vorziehen κρατὸς ἔρυμα. Zu P 9, 122 vgl. P 4, 37; seltsam Maas περί. **70.** unten 5) Längung. **71.** P 8, 97 unten Abschn. „Dornseiff" gegen Schluß. **72.** Si. 73. N 10, 5: warum nicht Αἴγυπτον κάτ' ἀπῴκισαν? **74.** N 10, 75 wohl θερμὰ δὲ πνίγων δάκρυα („ut poeta Castorem lacrumis maiorem finxerit" wie Hm[3]). **75.** O 9, 76 Si. Lies Θέτιος γόνος ἐν οὐλίῳ νιν Ἄρηι. **76.** P 4, 118 ἐπιχώριος ἱκόμαν ξέναν οὐ γαῖαν ἄλλων. **77.** siehe 29. **78.** pae 6, 131 und 176 Si. Ich lese ἀλκάν und ἀλκάς, wie N 3, 14 ἄκραν.

2. Handschriftliches. Hat Maas bisher eine schwierige Aufgabe erfolgreich durchgeführt, so kommen wir weiterhin nicht so glatt von der Stelle. Ob die Handschriften auf Responsion hin von alten Kritikern korrigiert seien, ist eine nebensächliche Frage, die der Vf. mir nicht überzeugend gelöst hat. Fr. 123 lese ich ἐν δ' ἄρα καὶ Τενέδῳ Πειθώ τ' ἔναιεν / καὶ Χάρις υἱὸν <ἀείροισ'> 'Αρκεσίλα, eurythmisch 32. 32, und N 7, 86 σέο δ' ἔτι πρόφρονα ξεῖνον. Die Verteidigung von Vers- oder Periodenschluß inmitten eines Worts (!) ist später Heft II 14 vom Vf. zurückgenommen; ich lese N 10, 41 νικαφορίαισι γὰρ ὅσσαις ἱπποτρόφων ἀπὸ σεῦ, / Προῖτε, θάλησεν und B 3, 3 f. θοάς τε / ἐμπεδοδρόμους.

3. Vokative der Patronymika haben nach Maas bald kurzes, bald langes α, was zutrifft. Aber wozu N 6, 60 (Si) die Änderung τέ γ' ἐπαρκέσαι? genügt nicht Ms coll. O 9, 3? Dagegen J 4, 16 Φυλακίδ' ἄγκειται gut. O 9 und P 5 gleichzeitig? ich setze jenes Lied 466, dies 462; auch kann P 5, 75 des Vf. Auffassung von O 9, 112 nicht stützen, vielleicht δεξιόγυιος ὅσων ἀλκᾶν / Αἰάντειον τέχναις 'Οιλιάδα νικῶν ἐπεστεφάνωσε βωμόν?

4. Hiat S. 16 f. erfordert neue Behandlung, auch Nachprüfung von Heimer 6 ff. Neben Interpunktion spielen Eigennamen beträchtlich

mit; doch ist noch nicht geklärt, ob sie als auffällige Wörter durch Absetzen des Luftstroms (Knackgeräusch) nur nach vorn hin oder auch nach hinten wirken, auch ob (Jurenka) den starken Vokalen mit Jota (ῳ und ᾳ) allein, ohne Mitwirkung jener, der wesentliche Einfluß zuzuschreiben ist. Dabei sind dann noch viele andere Stellen zur Erörterung zu ziehen: O 1, 100, auch etwa 43 und 101, falls v. 3 + 4 der str. zu vereinigen sind. O 5, 16 (εὖ δ' ἐφέποντες?). O 7, 82 ᾳ (v. 2 + 3 verschmolzen: 8*. 8. X. 8. 8*). O 12, 2. O 13, 41. 65. P 1, 51 (ἀνάγκᾳ ἐς σιφλόν?), 1, 70 (υἱῷ τ' ἐπιτελλόμενος δᾶμον τ' ἐπαίρων?). P 10, 57. N 1, 22 (ἅμα!). N 8, 64. N 11, 41. J 5, 56 ff. unten „Lampon's Söhne". J 7, 56 (ἀοιδᾶν, Subj. Ἑλικώνιαι). pae 4, 52. 6, 96. B 3, 92. B 5, 75 (Si εἷλετ' ὀιστόν). B 16, 5 (Jur παρ' Ἕβρῳ). B 16, 20 (Jur wohl richtig Verkürzung, eurythmisch 54. 5. 5. 54). B 17, 129 (aber vielleicht ἐρατὸν ϝοπί, wie h. Merc. 433 bei κιθαρίζειν). B 17, 131 φρένας Jebb. 18, 29 (πολυπήμονος . . . Προκόπτου? ἀρείονος ff. zum Folgenden) u. a. m. Wenig erfreulich ist, daß Vf. Elision des Dativ -ι wieder zuläßt.

5. Ähnlich L ä n g u n g. Oben Nr. 14. 18. 55. 70. Maas trägt in II 19[3] nach: P 5, 39 (wo er wie B 11, 120 das Medium festhält und Längung vor μ). P 12, 24 (vor λ; anders I Nr. 43). fr. 124, 7 = 218 Bg (πλέομεν Bg, ἴσαν Wil) fr. 104 d, 50 (I Nr. 43 und S. 18[4] anders) und B 17, 90. Außerdem werden folgende Stellen in Betracht kommen: O 6, 58 (vgl. oben 1, Nr. 18). O 6, 103. O 10, 59 (Verschmelzung der Zeilen, aber ποταινίων? Eurythmisch 8*. 4. 9. 6. 9*. 4. 8. Ich schreibe v. 81 Διός γ' vgl. Hdschr B). O 13, 75 (Verschmelzung v. 1 + 2, eurythmisch 67. 6. 6. 76. 8 ε). P 1, 59 (desgl. v. 7 b + 8, eurythmisch 8*. 538. 525. 583. 8*. O 1, 32 (vgl. unten S. 160). O 6, 58 (oben 1, Nr. 18). O 6, 103. O 13, 75 Verschmelzung v. 1 + 2 wegen 2 π 6. 6*. X. X. 6. 6, wohl nicht χρυσοῦν. P 3, 6. P 4, 184 πόθον ἐνέδαιεν? P 9, 114 χορο̄ν? vielmehr v. 6 geteilt: 4. 6*. X. 55. 6. X. 44 ε. N 4, 23 und 47 wegen Verschmelzung 9. 7. 6. 7. 6. 9*. N 5, 3 f. Verschmelzung 85. 848. 58 ὅτῑ Λάμπωνος? N 7, 54 Dehnung λαχόντες vor ὁ μέν? J 1, 22 mit Hm und Bö? pae 4, 1. 9, 6. 9, 16 (unten „Fragmente"). B 3, 64 μεγαίνετος Maas; aber v. 62 f. sind je zwei Buchstaben ausgefallen, also hier mit Wil Verdoppelung des ὦ. B 5, 189 mit Housman? oder wie Hiat pae 4, 52? B 11, 114 Sueß! B 13, 63 vgl. Ms suppl. zu O 9, 91.

Hier ist vom Vf. die Sonderfrage angeschlossen, ob anlautendes Digamma Längung bewirken könne. Allerdings O 13, 109 wirkt neben ἀλλά (sic!) starke Interpunktion; aber J 5, 42 (vom Vf. anerkannt) mußte doch zu bejahender, nicht verneinender Antwort führen. Und P 4, 253? J 7, 32? Ein wenig anders, aber immer schon bejahend, stand ich zu dieser Frage Jahresb. 1901, 169. Auch vgl. J 3, 20 unter „Eurythmie" S. 145. Bö, Vmaße 31 ff.

Betr. Vertauschung von Länge und Doppelkürze Maas p. 1 Anm. wäre Heimer 116 A. nachzuprüfen gewesen.

Zu 4) Hiat und 5) Längung: Augenscheinlich sind die Dativ-Endungen ῳ und ᾳ, Eigennamen, stärkere Interpunktion, scharfe Gegensätze (wie ὁ μέν — ὁ δέ, ἤ — ἤ) u. dgl. von Einfluß. Diese Erkenntnis führt für die Epinikien zu einer freieren Einstellung bei den von Boeckh beachteten Anlässen, Versschluß anzunehmen. So werden die von Maas angebahnten, aber nochmals gründlich zu erwägenden Ergebnisse von Bedeutung für eine neue, einheitliche Auffassung der orchestischen Gebilde. Zugleich aber mehren sich damit wieder umgekehrt die in Frage kommenden Belege. Ms. ann. cr. p. 166.

6. T e x t u n s i c h e r h e i t e n muß ich aus Dutzenden von Anmerkungen, Nachträgen, Exkursen, Vorbemerkungen herausfischen; ob mir Wichtiges entging? Indem ich B 4 f. in Abschnitt „Hieron-Oden", N 5 nebst J 5, 56 ff. unter „Lampon's Söhne" verweise, stelle ich hier folgende zusammen:

O 10, 57 soll das unmögliche ἀκρόθινα (allerdings Heimer 127) durch 99 Ἀρχεστράτου gestützt werden. Verlangt wird ⏓ – ⏑, und auch dem Sinne nach wäre ἀ. eine Wiederholung von πολέμοιο δόσιν. Ich ersetze es durch ἄεθλα: nach Aussonderung von Kampfpreisen opferte er πολέμοιο δόσιν.

N 3, 26 habe ich für παραμείβεις kein Interesse, da die Verschmelzung der Reihen auch bei dem bisherigen Wortlaut möglich ist: 5X 7. 242. 7*. X*53ε.

J 7, 22 ἔνεγκ' ἐκοίμα τε im Anschluß an Hm, oder mit Bg!

pae 6, 117 willkürlich προπόλοις, auch, gibt βίου nicht — —.

B 1, 9 Bl. Maas ansprechend εὐκτιμέναν.

B 1 Schluß: τόνδε nehme ich vom „hiesigen" (Erden-)Leben; Umstellung Housman Headlam! auch τιμάν!

B 19, 19 bringt Maas Kenyon's τότ' in Erinnerung. 14 f. vermute ich γέρας λίνεον. Bei Bröndsted, Voy. et Rech. en Grèce I liest man, daß Keische Industrie neben Käse berühmte Gewänder lieferte; auch ὁδός 13 wird auf deren Herstellung gehen. Vgl. außerdem B 5, 9. Wil GGA 1898 verteidigt τί ἦν, spricht von heruntergekommenem Dithyrambus.

Bfr. 4, 17 Sue fordere ich wegen 1 mit Headlam ἐργανᾶν, gegen Schluß παίδειοι.

7. Auf inneren Reim (Wiederaufnahme von Wörtern an entsprechender Stelle im Gebilde, wovon man viel Aufhebens gemacht hat) Nachlese 1916 gehe ich nicht ein. Aber nun lag dem Vf. die Äußerung von Wil Versk. 1920 S. 304 vor: „An [Bakchylides Ἠΐθεοι] sollen die Streiter für genaue Silbenentsprechung ihr Prinzip bewähren, wenn sie es uns

aufzwingen wollen.“ Vermutlich war es diese Äußerung, die dem Vf. die Feder in die Hand gab zu Heft II, worin er auch die 2. olympische Ode heranzieht. Von diesem Gedicht stelle ich zunächst fest, daß Wil Versk. 309 von der üblichen paeonischen Auffassung erfreulich abweicht, indem er im wesentlichen iambischen Rhythmus mit Dehnungen, aber noch zwei eingestreute Dochmien sowie drei Glieder „y“ (Hipponakteen ähnlich) zuläßt, während ich auch diese Einsprengsel nicht billige. Str. 5*. 8. X. 4. 8. X*. 52 ε. Ep. 6. 8. 9. 6. 82 ε. Maas darf sich v. 13 nicht auf die verderbte str. β' berufen, wo für mich zu Recht besteht τανυέθειρα σεμνὰ φίλοις, / φιλέοντι δὲ Μοῖσαι καὶ Ζεὺς πατήρ, μάλα φιλεῖ δὲ . . . Ferner 52 παραλύει δυσφόρων (fr. 248) mit derselben metrischen Wirkung wie Maas. 62 empfehle ich ἴσον (Bg) ἐν ἀμέραις τ' ἀέλιον . . .

8. Nun aber zu den erwähnten, mangelhaft überlieferten 'Ηΐθεοι B 17! Eurythmie der Strophe XV. 4. XV. 9**. XV. 9. XV. 4. XV. 18 διᾶρε Wil. 20 Änderung φερτάτοι' entfällt. 38 empfehle ich καλυπτῆρα, 40 die von Maas jetzt verworfene Umstellung Wil. 42 mit Vf. ἄμβροτον. 43 εἴ τιν' (ohne Zusatz ἔτ')! 68 f. Vf. μοι νόῳ φυτ., Ref. Μίνῳ ἐμφ. vgl. J 1, 53 mss. τιμὰν φυτεύειν steht P 4, 69. Vgl. J 5, 12. N 8, 17. Da θέμεν ohne Objekt ist, empfehle ich παντάρκιος ἔμεν. Maas bleibt in Unsicherheit. 72 mit Ludwich! 74 Maas hübsch Πιτθεϊδα. 87 mit Vf. φρένα κέλευσε. 90 versteift sich Vf. auf Wertung von ἵετο –◡◡ statt ◡◡◡. 91 ist ἐξόπιθε unbedenklich bei der Wertung –◡́◡◡–◡ ◡◡– und malt die Erregung. 92 f. mit Vf. 'Ιαόνων ἠΐθεοῖ γᾶς (Weil) γένος? 97 f. nicht übel φέρεν δὲ δελφὶς ἐναλιναιότας μέγας θεός sc. Triton. 100 f. übergeht Vf., δόμον und μέγαρον tauschen. 102 ἔδεισ' ὀλβίοιο mit Ludwich, Νηρέος Maas, θύγατρας statt κόρας Ref. 110 unsicher ὀβριμοδέρκε' Maas, ἅμα βόωπιν Ref. 112 mit Jebb ταινίαν? oder ἱμάτιον πορφυροῦν?

Es bleiben noch beide Epoden: eurythmisch XXII. 5. XIX. XIX*. 5. XXII, vgl. Gesamturteil am Schluß des Abschnitts „Lampon's Söhne“. Vers 16 (K 17) teilen! 58 Jebb u. Wil σεισίχθονι φ. Dagegen Ref. ⌴⌴◡́◡◡, wie in str. 8 —ι κέαρ. 131 φρένας Jebb.

Als einzig „einwandfrei“ bezeugte Responsionsfreiheit in diesem Gedicht will Vf. 130 neben 64 gelten lassen; indessen eine Lösung wäre doch Δάλιε κόμποισι coll. 39 und vielleicht 112 (soeben bei str.). Gegen die ganze Art des Schlusses, die auch andern mißfallen hat, wendet sich Vf. II 9 und 13, besonders gegen ἐγγύθεν. Aber wie, wenn wirklich zuletzt keische Jugend die Athener auf Delos grüßt und der Dichter hiermit auch den Übergang aus dem Mythos zur Wirklichkeit gewinnt? Lies ἠϊθέοις δ' ἐγγύθεν, dann sind νέοι die von Keos und deren Lied die bisher abgerissen erschienenen Verse 130—132.

Ich denke, unser „Prinzip genauer Silbenentsprechung", um auf Wil zurückzukommen, hat sich auch in den 'Ἠἴθεοι bewährt. Einige nicht hierher fallende Vorschläge finden sich bei Maas II 8[1].

9. Schließlich würdige man beiläufig bei Maas auch die unscheinbare Anmerkung 3 zu II 7 betr. Praepositiva am Versschluß. Von den angeführten 16 Stellen lasse ich freilich zunächst nur 4 gelten: 3 mit καί O 6, 17. J 7, 23. pae 2, 25 und 1 mit ἤ P 9, 99. Verschmelzung finde ich O 9, 65. 10, 18. P 2, 44 (und ὡς δ'!). P 4, 68 (vom Vf. nicht angeführt). B 5, 74. Anastrophe O 10, 20 (ἀρετὰν πότι!). N 10, 31 (vgl. J 3, 54. Jl. 12, 322. 18, 528. Od. 11, 402. 24, 112). J 5, 8 (nicht angeführt). Umzustellen fr. 104 d, 48 (ἐν θάλεσιν). Nach dem Text bei Ms bzw. Schr unbegründet O 1, 57. 5, 8. 24. pae 4, 23. 33. B 7, 1 (nicht angeführt) unwahrscheinlich, Text lückenhaft. Heranzuziehen ist (mit Kritik natürlich) J. H. Heinr. Schmidt, Kunstformen IV 337 ff. Nr. 3 und Christ zu O 6, 103.

* * *

Franz Dornseiff, Pindars Stil. Berlin 1921.

Aus der großstädtischen Straßenreinigung plötzlich versetzt zu sein in Waldesrauschen oder an den Strand des Meeres: das etwa ist wie der Eindruck, wenn man von Maas zu Dornseiff übergeht. Dort Nötiges und Nützliches im engsten Abschnitt, hier erhebende Weite und Vielseitigkeit. Überaus anziehend, ja oft bewundernswert ist des Verfassers Bemühen, von allen Enden und Zeiten ästhetische und poetische Beziehungen beizubringen; ein Humanist, der nicht an der Scholle klebt. Und doch — ich soll über „Fortschritte der Altertumswissenschaft" berichten und muß wieder mit der vorigen Akribie die Frage beantworten: was ist Neues für die Epinikien dabei abgefallen?

Gar nicht überzeugend ist der nachträglich angehängte Abschnitt „Die Glieder des Baues und ihre Behandlung"; auch als bloßes Bekenntnis zu der Richtung Drachmann-Wil-Schr, ohne Anspruch auf Beweisführung, bedeutet er wenig. Auf zwanzig Seiten, von denen wieder reichlich ein Drittel in jene Weiten ausgreift, erledigt sich die alteFrage nach der Komposition der Oden und der Verwertung der Mythen sicherlich nicht. Ganz kurz hingeworfene Nennung von zehn Oden überzeugt doch wohl auch den gar nicht Voreingenommenen niemals davon, wie sprunghaft der Dichter arbeite; zehn Oden aber meinerseits zu mustern muß ich anderem Zusammenhange vorbehalten.

„Schulmäßige schematische Mittelchen ... Etwas Leinwand, Pappe, Kulisse ... Komposition durchaus fassadenmäßig ... Keine Durchführung ... wuchernd kriechender Gedankengang ... Asiatische Technik des Einrahmens ... Verwischt wie die Diktion ..."

Der Italiener Fraccaroli hat über Auslassungen Drachmanns das

harte Wort „assurdo", der Amerikaner Gildersleeve verwendet gegen Schr den Ausdruck „blasphemical" und spricht Wil gegenüber von Verwandlung der Diamanten in Hauskohle. Und ich — bis zum letzten Atemzuge werde ich Pindars Dichtergröße verteidigen. Der Kampf dauert an. Meine Position auf diesem an sich schwierigen Felde hat sich inzwischen geklärt und befestigt, und ich gebe trotz allem die Hoffnung nicht auf, dies den für Pindar interessierten oder zu gewinnenden Philologen und Schulmännern noch vorlegen zu können. Pindar bleibt einer der Größesten, mag man auch über „Bornemänner" (plur. maiest.? BphW 1923, 50) kleinlich absprechen.

Dazu die Gnomik. Hören wir Dornseiff, so haben wir „Gesinnungslyrik wie im Kirchenliede"; die Gnomik „trivialisiert leicht die Rede" und „gibt Pindars Gedichten das ungeheuer Naive, das ihnen trotz allem barocken Sprachpomp anhaftet". „Eine Besonderheit Pindars scheint eine gewisse bissige Art zu sein, das Gedicht mit einem Sprichwort zu beschließen, eine etwas knurrende Sphragis" — was angeblich in acht Oden ans Licht tritt. Man beliebe nachzulesen, wie sich der feinfühlige Lotze im Mikrokosmos III 8, 3 über jene Gemeinplätze ausdrückt, wiewohl er nicht auf ganz zureichende Darstellungen zurückgreifen konnte.

Der Hauptteil von Dornseiffs Arbeit handelt von Pindars Wort (14—85) und Satz (85—112); dort unter a) und d) „Gehobene Sprache" und „Abstufung der Stärke", dagegen b) und c) „Bildlichkeit" und „Sinnbild", hier a) „Harte Fügung" b) „Das Beiordnen" c) „Wortstellung".

Ich vermisse völlig die Bezugnahme auf bedeutende ältere Leistungen: 1843 Rauchenstein, Zur Einleitung. 1853 Lübbert, De elocutione. 1859 Goram, Translationes et imagines (im Philol. 14). 1862 Leop. Schmidt, P. Leben und Dichtung. 1873 Ring, Tropik. 1880 Alfred Croiset, Pindare. Auf einige Stücke sei ausdrücklich aufmerksam gemacht.

Bei Rauchenstein vergleiche der Vf. vor allem 110—127. Danach ergänzt sich sein kurzer Abschnitt über Naturgefühl, sodann die unter „Bilderbereich" beigebrachten Metaphoren von Geschossen, Rennwagen (bei Ra auch „Sprung"), ferner Schiffahrt, endlich wie der Dichter davon sage, daß er „kommt" u. ä. m. Bei letzterwähntem Punkt wäre dann dringend erforderlich gewesen, der Frage näher zu treten, ob tatsächlich in den Dichtungen nur eine „lebhaft ausgestaltete Annahme" vorliege, daß „der Dichter an dem Orte wirklich ist", ohne dort zu sein; vgl. unten S. 153 über πέμπειν.

Goram hat auf 60 gedrängten Seiten viel Stoff von „Bildlichkeit" und „Sinnbild". Dornseiff durfte nicht an dieser Sammlung vorübergehen, die er bei Kuhlmann, Marburg 1906 in erster Linie genannt

fand, und hätte mit seinem Weitblick gewiß viel daraus gestalten können; nun aber hat er in dieser Hinsicht, post festum kommend, nur Brocken zusammengerafft.

Leop. Schmidt besaß viel Sinn für Malerei; bei ihm war über Erzählungsweise und Wortstellung, Sprichwörter und Wortspiele, Vergleiche und Personifikation viel zu finden. Beispielsweise gehört ihm die Würdigung der überraschenden Mondstille O 10, was Geffcken, LitGesch Anm. 35 Dornseiff gutschreibt.

Lübberts Dissertation durfte Do schon deswegen nicht beiseite liegen lassen, weil ihr Vorwurf mit dem seinigen sich deckt. Bei einem so allgemeinen Thema ist begreiflich, daß der eine dies, der andere jenes bevorzugt, auch daß ein Dritter allerlei vermißt. Ich nenne einzelne, wiederum weitschichtige Sondergebiete: Wortstellung, Zusammensetzungen (Sammlungen von Bräuning für Pindar, von Fraccaroli und Jebb für Bakchylides), dann Synonyma (J. H. H. Schmidt in seiner vierbändigen griechischen Synonymik), „Enjambement" nach Boileaus Kunstausdruck (J. H. H. Schmidt in den Kunstformen der griechischen Poesie). Auffallende Übereinstimmung mit Lübbert buche ich betr. Anaphora: zu einem gemeinsamen Stamm von 9 Stellen fügt L. noch J 6, 32; Do 3 andere und 2 aus Fragmenten, — in der Tat aber bietet unser Gedichtbestand 36 Fälle, vielleicht noch mehr!

Aufstellungen wie diese über Anaphora werden meist zu kritischer Sichtung und ästhetischer Verwertung anregen. So behandelt Goram etwa 20 Stellen kritisch, Lübbert etwa 10, während Dornseiff trotz Register S. 135 in kritische Erörterungen kaum eintritt. Das einzige Hendiadys in der vielbesprochenen Stelle J 7 in. (woran Do noch N 7, 73 reihen möchte, vgl. Wil Pindaros 197) fällt weg, wenn ich Recht habe mit der Änderung ἅλικι ἀδὺ λύτρον.

Zum Schluß sei der Finger gelegt auf die Simplicia und die farblosen Zeitwörter mit den Listen S. 18 und 94 f. In jener mußte πλοῦτος ausfallen; übrigens findet sich hierzu Weiteres in der sonst teilweise recht lobenden ausführlichen Besprechung von Fränkel GGA 1922, S. 188 ff. Ich erwähne noch den Genitiv der Inhärenz 27, den Plural von Einzelwesen 34, Umschreibung bis zur Rätselhaftigkeit 29, Versetzung von Beiwörtern 39.

Wil hat bald darauf im „Pindaros" viel Verwandtes gebracht, besonders im Abschnitt „Lehrzeit in Athen". Aber schon 1919 lag der lesenswerte Aufsatz von F. Kuh vor über „Goethe und Pindar" (Human. Gymn.); es folgte 1922 in dieser Richtung Walzel in „Idealistische Neuphilologie" Heidelbg. S. 42 ff. Andere von Do nicht benutzte Klasse von Literatur bei Baker Am. J. Ph 1922. Mir aber kommt neuerdings die umfassende Zusammenstellung aus 1913 in die Hände:

Γουλίελμος Pecz, Συγκριτικὴ τροπικὴ τῆς ποιήσεως τῶν ἐγκρίτων χρόνων τῆς Ἑλληνικῆς λογοτεχνίας. Ἐν Βουδαπέστῃ (Οὑγγρικὴ Ἐπιστημονικὴ Ἀκαδημία).

Auf 396 Seiten (davon Pindar fast 50 Seiten) wird eine klare, gedrängte und übersichtliche Sammlung gegeben nebst kurzer Herausarbeitung charakteristischer Züge. Jede neuere Untersuchung über Tropik muß ihr nachgehen!

Ein Musterstück daraus mag zugleich dazu dienen, die Aufstellung von Wil Pindaros 12 zu beleuchten, daß in der Sprache des böotischen Dichters die Metaphern und Bilder aus dem Leben des Meeres und der Schiffahrt fast ganz fehlen sollen. Es kommen nach Pecz folgende aus Schr gesammelte 36 Stellen in Betracht: fr 124. O 13, 114. P 6, 8 ff. O 13, 28. P 4, 2. N 6, 27. J 4, 5 f. J 2, 39 ff. P 11, 39 f. N 7, 17 f. P 4, 291 f. N 7, 30 f. N 6, 55 f. P 4, 158. fr 123. O 12, 11 f. pae 6, 128 f. P 1, 86. P 8, 11. P 3, 62. P 4, 274. J 4, 72. P 1, 90. N 5, 52. P 8, 98. O 12, 5. N 4, 36. N 3, 26. N 6, 32. O 13, 49. N 4, 69. P 10, 28. P 10, 51. O 6, 100. J 6, 13. N 6, 64. (Verszählung Schr)

Ob überhaupt eine einigermaßen zutreffende Darstellung von Pindars Stil tunlich war, solange unser Verständnis teils der Gesamtkompositionen, teils vieler Einzelheiten noch in der Schwebe ist?

Dornseiffsches klingt jetzt in Geffcken's Griechischer Literaturgeschichte (Von den Anfängen bis auf die Sophistenzeit I, dazu Band II Anmerkungen, Heidelberg 1926) nach. An einer Stelle wird dort berichtet, Pindar sei mehr als barock, habe eine dunkle Sprache, bringe stark überladenes Ornament und lastenden Prunk der Bilder. Aber es folgt dann der Satz, solches Urteil des naiven Lesers sei „ungerecht". Auch wird von den Mythen, die G. allerdings als nur lose angeknüpft, in keiner Weise mit dem Thema des Gedichts zusammenhängend ansieht, trotzdem gerühmt, daß man darin nichts von literarischem Zwang, sondern wirklich organisches Leben spüre. Indessen kehrt auch bei G. das Wort „Satzungetüme" wieder (D. setzt hinzu „die oft nicht enden wollen", „wurmartig sich fortwindende"), und zwischen den Bildern des Dichters findet G. (mit D.) „Mißtöne". Namentlich urteilt er so über O 6, 82 f. und P 10, 51 ff. Von jener Stelle habe ich zu sagen, daß über den Wortlaut adhuc sub iudice lis est; mir will neuerdings die Quellnymphe Metopa als Subjekt erscheinen, die mit ihrem Rieseln den willig nachgebenden Dichter heranzieht an die ἀκόνα der γλῶσσα (ᾇ mit L. Schmidt), also eine einheitliche Vorstellung. Der die γλῶσσα umfassende Metapherkreis (Gildersleeve z. St.) liegt freilich unserer Anschauung fern; aber wenn für den hebräischen Propheten (Jes. 55, 12) das Händeklatschen von Bäumen so nahe liegt, weil „Zweig" und „Hand" für den Hebräer unter dieselbe Wortbezeichnung fallen, so wird man wohl in γλῶσσα den sprachlichen Eindruck der Glätte nachempfinden müssen, um zu verstehen, wie ganz natürlich ἀκόνα, θήγειν, χαλκεύειν auftauchen. Die zweite Stelle hat seit Gedike und Gurlitt

Kopfzerbrechen gemacht; aber weder Dornseiffs Auffassung („Lied als Boot + Blüte + Biene") trifft zu, noch was Wil 470 von schwülstiger Überladung und Geschmacklosigkeit sagt. Es handelt sich einfach um den nackten Gegensatz: mein Lied möchte nicht wie eine Brigg an der Küste auflaufen auf Riffe, mithin festsitzen, sondern (oder „denn" 53) das Lied soll frei umherschwirren wie die Immen. Es ist klar, daß die Erwähnung der Riffe ganz zur Sache gehört, nicht das bloße „Halt!" kommt zum Ausdruck; anderseits ergibt sich auch aus Wil Bemerkungen leicht, mit welchem Unrecht Dornseiff das Bild „Blüte" dazwischendrängt. Ähnlich lassen sich auch sonstige, von andern bemängelte Bildergruppen beleuchten.

Beiläufig noch einige Nebenbemerkungen zu G e f f c k e n. Die Gesamtwürdigung Pindars ist wohltuend, er erscheint trotz allem als „ein Mann von wahrhaft antiker Einheitlichkeit", nicht entfernt als „Genußmensch", eine Birtsche Verzerrung (Von Homer bis Sokrates, S. 186 f.), welcher gegenüber man bei G. gern mit etwas kräftigeren Strichen das Heroisch-Tragische herausgebracht sähe. Pindar ist ebensowenig „ein geistlicher Dichter, der keine Rätsel kennt"; er kennt die ἔρις θεῶν pae 6, worüber nur die allwissende Muse Verständiges sagen kann, und weiß fr. 169, daß Νόμος ὁ πάντων βασιλεὺς θνατῶν τε καὶ ἀθανάτων ἄγει δικαιῶν τὸ βιαιότατον ὑπερτάτᾳ χειρί. Der Ausdruck „höfischer Meistersinger" läuft von anderswoher unerwartet unter. In N 8 sieht G. (mit Wil 409) eine geringere Einschätzung der eigenen Leistung bei dem Gealterten; die bezügliche Äußerung gestattet eine ganz andere, der Lage von 461 entsprechende Auffassung, welche sich hier nicht in gehöriger Breite geben läßt. Ähnliches gilt von P 9, 89 f. Geradezu das Gegenteil aber von Entsagung und Pessimismus ist P 8, 95—97. Man hat bisher das ἀλλά nicht, wie sichs gehört, betont, garnichts mit dem deutlich zugefügten ἐπ- bei ἐστίν fertiggebracht und aus dem ganzen zweiten Satzteil nichts als eine banale „Weisheit" erzeugt. Der Ton ist vielmehr wie N 6, 4 f.: ja wohl, wir sind nichtig; aber in jeder αἴγλα διόσδοτος sieht man doch mitwirkend, ja sie geradezu bedingend menschliche Ruhmestat, verbunden mit jenem μείλιχος αἰών, der das Wesen der Hesychia (im Gegensatz zu v. 8 f.) kennzeichnet.

* * *

E u r y t h m i e.

Nicht das einzelne „Metrum" ist mir Grundlage und Ausgangspunkt, am wenigsten das polyschematische. Nächstes und Erstes ist der Aufbau des Ganzen, das Eurythmische; liegt dies klar vor uns, so kann man nachher die Einzelheiten von neuem gründlich erforschen und richtiger erkennen. Ganz wie es im geschichtlichen Verlauf der griechischen Kunst ging: die noch roheren Formen der Aegineten waren zusammengehalten von jener Eurythmie, der „Idee" der Natur; dann folgten die Gebilde des Pheidias. (Wilh. v. Humboldt an seine Gattin 16. 7. 1818).

Schon aus meinem ersten Jahresb. 1879 ff. war ersichtlich, wie stark ich von J. H. Heinr. Schmidt beeinflußt bin; Jahresb. 1900, 74 nennt auch von Jan dessen eurythmische Leistungen „hochbedeutend“. Für die Oden Pindars in den Einzelheiten der Rhythmisierung soweit abweichend, daß ich schließlich in keiner mit seinen Schemen übereinstimme, bin ich doch stets auf Grund seiner Überzeugungen fortgeschritten und zu immer mehr durchschlagenden Erkenntnissen gelangt. Bei den kurzen Hinweisen im vorliegenden Bericht — metrische Theorie fällt nicht in diesen Rahmen — bezeichne ich wie Schmidt die Anzahl der Hebungen durch arabische Ziffern, die in Boeckhschem Sinn nach Maas Abschn. 4 und 5 noch anzuerkennenden Pausen zwischen den Versen mit Punkten, durch π und ε die überschießenden Stückchen am Anfang oder am Schluß (προῳδικά und ἐπῳδικά), durch Sternchen Dehnung (τονή) eines Taktteils über das geläufige Maß. Solche Sternchen lassen auf den ersten Blick erkennen, in welchem Umfang, weiterhin auch unter welchen Bedingungen, für welchen Wortlaut dies vermeintlich künstliche Mittel zum Zweck der Eurythmie benutzt ist. Von π und ε habe ich für die Epinikien festgestellt, daß in einem Gebilde (mir gilt Strophe wie Epode stets als einheitliches orchestisches Gebilde, worauf schon oben bei Maas, Abschnitt 5 Ende hingedeutet wurde) nicht π und ε beide zusammen berechtigt sind; Schmidts μεσῳδικά aber verwerfe ich jetzt völlig: 5 und 7 macht man nicht dadurch harmonisch, daß man das überschießende Stück 2 flugs mit μ bezeichnet. (Etwas ganz anderes ist „mesodischer“ Bau bei Münscher, Hermes 1927, 154 ff.; solche Mittelgruppen [z. B. in 8*3. 424. 83] finde ich in den 44 Epinikien mit ihren 81 orchestischen Gebilden 52 mal). Was die Zählungen der Hebungen betrifft, so ist der Epitrit unter zwei Hebungen, der Daktylus unter eine gestellt, also orchestisch der Epitrit wie zwei Daktylen gewertet, und die Richtigkeit dieses Ansatzes wird durch die gewonnenen Summen der Hebungen, da sie eurythmisch ausgefallen sind, bestätigt. Übrigens erhellt, daß ich die von Schmidt gegebene Mehrzahl von Perioden in einem Gebilde für alle Epinikien verlassen habe, unter Verwertung der Ergebnisse von Maas.

Ein Beispiel wird klarstellen, was ich meine. Ich wähle ein recht einfaches, nämlich die Strophe von J 3. Dort markieren sich folgende Hebungen: 1) 8 epitritische v. 1, v. 2 aber 2 epitritische, 3 daktylische, 2 epitritische — zusammen vorläufig 15. 2) v. 3 bietet 3 daktylische und 2 e — zusammen 5. 3) v. 4 dasselbe, 4) v. 5 + 6 geben 4 e, 4 d, 2 e und 6 e — zusammen 16. Mithin wäre der Bau vorläufig mit XV. 5. 5. XVI zu bezeichnen. Eurythmie aber wird sichtbar, wenn im ersten Gliede irgendwo τονή wirkt: zulässig erscheint sie am Ende der daktylischen Tripodie v. 2, entspricht auch dem Wortsinn. So ent-

steht mein orchestisches Gebilde XVI*. 5. 5. XVI oder 88*. 5. 5. 88. Dieses Beispiel soll sofort nach zwei Seiten hin erläutert werden, aber zuvor noch ein paar Zwischenbemerkungen.

Mancher hat J. H. Heinr. Schmidt garstig mitgenommen. Wendungen wie „Spielereien des tollen JHH“ (Wil) sind ebensowenig sachdienlich, wie wenn Schr Tizians alten Mann herbeibringt, der vor der Schafherde idiotisch mit Menschenschädeln spielt. Daß im Gegensatz zum „öden Systematisieren, womit die Metrik gründlich auf den Sand gefahren“, die Papyrusfunde uns überraschend weitergebracht hätten, diese Freude am Polyschematismus (Wil 1898 GGA 141) ist schon durch Maas wesentlich gestört, selbst wenn noch 1917/18 (Rh. Mus. 72, 161 ff.) ein Gelehrter wie Fränkel, dem wir die knappe Zeichnung von Pindars Wesen DLZ 1922, 467 lebhaft danken, nach derselben Richtung neigte, indem er Daktyloepitriten mit ionisch-choreischen Dimetern gleichsetzt und zwischen beliebigen Metren Dochmien entdeckt wie fr. 107 und B 16. Demgegenüber lehrt schon das einzige in die Augen fallende Beispiel O 4, wohin die eurythmischen Gedanken uns tragen: str. 9. 8. 5*. NB. 8*. 5. 9. 8 ε. Das Zeichen NB vertritt sechs Längen, welche des Glücks der Freunde mit Dank, seiner Fortdauer mit Gebet gedenken. Man setze neben mein Bild mit seinem Gleichmaß Wil Versk. 319.

Alfred Körte hat eine sehr ausführliche Besprechung von Wil Verskunst geschrieben N. Jahrbb. 1922, 313—330. Bezeichnend ist sein Wort 320 von den dichten und stachlichten Dornhecken um das Königsschloß der Metrik, die eine gewisse Beherztheit erfordern, sich durchzuhauen. Wenn Wil BerlSB 1911, 526 bestätigt, daß „Metrik Geduld erfordert“, dann aber hinzusetzt, „erst allmählich lerne man, ob ein Einfall etwas taugt, wenn er sich nämlich in der Textkritik bewährt“, so ist für vorliegenden Bericht ein Fingerzeig gegeben, wie ich etwa meine eurythmische Auffassung als erheblich in Empfehlung bringen könne.

Bereits unter Maas, Abschnitt 1 Nr. 2 ist ein textkritisches Ergebnis B 11, 119 beigebracht. Hier stehe noch eins aus B 13, wo v. 150 = str. v. 6 die Brechung εὐ-κλεία der offenbaren Eurythmie widerspricht: 32. 34. 34. 32. 34. 34. Aber schon die Zusammenrechnung ἀρετὰ . . . εὐκλεία . . εὐνομία hat Kopfzerbrechen gemacht. Die Lösung bietet sich, wenn wir die allgemeine Erwähnung der ἀρετά mit 148 abschließen, dann aber mit folgender Lesung auf den Sonderfall Aigina kommen: καὶ μὰν φερεκυδέα ναυτᾶν / Αἰακοῦ τιμαόρου / κλαΐσι φιλοστεφάνοις πόλιν κυβερνᾷ / εὐνομία τε . . . Hier schließen sich ναυτᾶν, κλαΐσι und κυβερνᾷ zu einem Seemanns-Vollbilde zusammen.

Für den Philologus habe ich einen Beleg (unter vielen!) für „Eurythmie und Textkritik" zur Verfügung gestellt: P 9 str. Aber hier komme ich auf das soeben verwertete Beispiel J 3 str. zurück, um neben textkritischen Vermerken noch ein paar metrische zu bringen. Von Bedeutung ist die erwähnte τονή: Benedictus war im Recht, als er v. 56 aus N 2 ῥαπτῶν einsetzte! Anschließend müßte der noch heute umstrittene Sinn der einschlägigen Begriffe einschl. ῥαψῳδός (zuletzt Hermes 1918,330. Glotta 1925,3) behandelt werden, aber diese Erörterung gehört an andere Stelle. Nächstdem kommen metrisch die Kürzen v. 20 ἔφανας 'Ισθμίοις und 44 Σικυῶνος ὤπασεν in Betracht, wo man versucht sein könnte die Einwirkung von Eigennamen (oben Maas, Abschnitt 4 und 5) soweit auszudehnen, daß die τονή gerechtfertigt scheint. Man kann ja demgegenüber auch sagen, man erblicke in 20 eine neue Bestätigung des längst vermuteten konsonantischen Anlauts von 'Ισθμίοις (Mommsen, Supplementum 135. 167 und Heimer, Studia P. Lund 1884 S. 71 f.) und empfehle 44 die Umstellung Σικυῶνος ἀέθλοις. So greifen Eurythmie und Textkritik ineinander.

Noch sei P 1 herangezogen: str. 4 π 545*. 6*. 55. 6. 54*5. ep. 8*. 538. 525. 583. 8*. Ich fordere demnach v. 14 ἀμαιμακέταν, wo eingehender darzulegen wäre, daß ἀμαιμάκετος in der Richtung „dem man nichts anhaben kann" liegt. 16 f. ποτε Κιλίκιον wage ich nicht durch den Eigennamen zu sichern, empfehle vielmehr ποτ' ἐν Κιλικίᾳ. 21 ἁγνοτάτων, geheimste.

Indem ich betone, daß, auch abgesehen vom Wortlaut, mit der Aufstellung der orchestischen Schemata die Aufgabe nicht erledigt ist, vielmehr dann erst die Verarbeitung ins Einzelne zu folgen hat, bitte ich an anderen Stellen dieses Berichts meine sonstigen Schemata zu vergleichen und behalte mir die eurythmische Darlegung der gesamten Epinikien vor.

Schließlich noch etwas von einer Äußerung Wil's, der einst auf JHH hörte. Jetzt sagt er, man könne jedes Prosastück mit diesen Spielereien eurythmisieren. Ich weiß sehr wohl, daß an sich im Griechischen ein ursprünglicher Rhythmus pulsiert, und seit mehr als fünfzig Jahren liegen mir demosthenische Reden wie ἀντὶ πολλῶν ἂν usw. mit ihrem rhythmischen Zauber im Ohr. Rhythmisch, aber nicht eurythmisch: Tanzverschlingungen wie obige in Prosa nachzuweisen, erkläre ich für ausgeschlossen, ersuche jedenfalls um Gegenprobe. Unten allerdings (Fragm. Athen S. 178f.) werde ich selber ein Prosastück des Himerios eurythmisieren; aber das geht nur deswegen, weil in dieser überlieferten Prosa eben ein bisher unbeachtetes Pindarfragment steckt.

* * *

Nem 7 und pae 6 (Wilamowitz).

In diesen Jahresberichten bin ich dem angesehenen Gelehrten schon mehrmals begegnet.

1) Um dieselbe Zeit, als im Philologus 1887 meine Abhandlung über O 6 erschien, hatte Wil dasselbe Lied in 'Ἰάμου γοναί Ph. Unters. 9, 162 ff. erörtert: Jahresb. 1888, 31. 2) Sodann traf es sich, daß der Ind. schol. hib. Gott. 1889/90, 8—10 betr. O 11 nahezu völlig mit meinen früheren Vorschlägen von 1885 zusammentraf: Jahresb. 1897, 207 f.

Neuerdings (Pind. 217²) ist Wil. davon wieder zurückgewichen. Eurythmie X. 4. X. 43ε. Der Zusatz v. 10 ist nichtssagend, und in v. 4 f. hat man das angebliche Schema Pindaricum hineingebracht, wovon unten im Abschnitt „Fragmente" S. 178 gesprochen werden soll.

3) Auf „Hieron und Pindaros" Wil 1901 und Jahresb. 1903, 129 ff. greife ich im bezüglichen Abschnitt unten zurück.

BerlSBerr 1908 hat sich Wil ganz ausführlich über N 7 ausgelassen, ohne ein Wort gegen meine abweichende Auffassung Phil. 1886 zu sagen, welche neue Bahnen einschlug. Er bezieht sich dabei auf den damals aufgefundenen Paean 6, und es dürfte heute lehrreich sein, an diesen Stoffen den Gegensatz zu vergegenwärtigen, der zwischen ihm und dem Referenten klafft.

Seinen „Pindaros" Berlin 1922 setze ich dabei als bekannt voraus und berichte nicht über dessen Aufbau, lasse auch insbesondere, wo ich ihn erwähne, stets grundsätzlich alles Quellenkritische und Mythographische ganz beiseite.

Hinsichtlich N 7 bleibt der Vf. des Pindaros auch jetzt bei seiner Ansicht und gibt gekürzt die in den SBerr vorgetragene Analyse der Ode wieder. Allein es ist zu deren Verständnis und Beurteilung durchaus notwendig, aus jenen des Vf. eigene Zwischenbemerkungen mit herauszuziehen, die uns lehren, wie „unerfreulich" (Wil) nun N 7 aussieht. (Ein paar Abweichungen Schroeders Sokr. 1913, einige Vermutungen von Maas I 25 sowie die Wiedergabe von Puech, Pindare, Paris 1923 tom. III und IV seien beiläufig erwähnt.)

„Eleithyia" wird angerufen — denn Sogenes ist noch ein Kind — „Tochter Heras" — denn Kinder kommen nach der Hochzeit — und „Schwester Hebes" — denn der Sieger wird bald für erotische Huldigungen reif sein —. Seine Landsleute bringen ihm ein Ständchen. [„Aus dem Zusammenhange hinaus weist" der Satz von der Verschiedenheit der Lebensführung; er wird 54 von neuem aufgenommen.] Heldentaten spiegeln sich im Liede, und der Dichter weiß [dieser Gedanke liegt „unausgesprochen dazwischen"], wie man später der Wahrheit die Ehre geben wird. Der Tod erwartet alle, aber [zu „ergänzen"] den

Nachruhm gibt nur der Dichter. Dessen Macht ergibt sich auch daraus [ein „sich dazwischendrängendes Exempel"], daß der Dichter sogar übertreiben kann [Begründung hierfür: die Urteilslosigkeit des Publikums, Beleg Aias. Ausdruck „ungelenk"; nebenbei klingt an, was „später herauskommt": der Dichter ist nicht so blind wie die Mitwelt, er kann gewiß auch zuviel sagen], aber ich bin aufgeboten. Als Träger des λόγος βοαθόος [schr. βοαθόον· τῷ] bin ich nach Delphi gegangen [schr. μόλον], wo Neoptolem begraben liegt. Der mußte durch unglücklichen Zufall sterben, um dort bei den Festopfern auf Ordnung zu halten. Das ist seine Ehrenstellung. Diese meine Behauptung kann ich zuversichtlich tun, [denn] strahlenden Tugenden eignet von Hause aus eine ὁδὸς κυρία λόγων [schr. so, Nominativ. Nun „kommt etwas Neues" mit ἀλλὰ γάρ, auf 5 f. zurückgreifend:] An Thearion hast du ein angemessenes Teil von ὄλβος. [Dann redet der Dichter von sich 64 ff., indem er „den gewiß unwahrscheinlichen Fall, daß ein Epirote in der Korona anwesend sein könnte, fingiert":] auch die Landsleute Neoptolems werden mir, dem Proxenos der Molosser, ein gutes Zeugnis geben. Und [mit Anrede des Siegers] ich schwöre dir, ich habe nicht zuerst durch etwas Inkommentmäßiges die Zulassung zur weiteren Konkurrenz verwirkt, sondern ganz wie du gekämpft und blaue Flecke gekriegt [„dieser Scherz wird dem Jungen Spaß gemacht haben, sonst ist das Gedicht nichts für ihn" — ἀδίαντος soll nicht „unbenetzt" bedeuten (aber B 17, 122? Sim. fr. 37?), sondern „nicht durchgestampft, ungelähmt"], aber nun nach dem Erfolge ist alles vergessen [schr. πεδέρχομαι]. Dir, dem Sieger, zu Gefallen will ich gern zurücknehmen, wenn ich etwas zu weit gegangen bin. Die hohe Muse liefert ein kompliziertes Schmuckstück, ein Gedicht wie dies, „in dem Disparates vereinigt ist". Wollen manche mir wegen eines Fauxpas das weitere Auftreten verwehren, ich habe dennoch dies Lied machen dürfen. [„Im Gegensatz zu dem zurückgenommenen allzulauten Ruf":] Leise sei jetzt Zeus besungen, der Vater des Aiakos, welcher Thebens πολίαρχος war [„unverstandener Boeotismus" für βοηθός, freilich „auch von einem Hilfszuge des Aiakos für Theben ist uns nichts bekannt"; jetzt 1922 mit Jurenka 91 προπρᾶν' ἔμεν ξεῖνον, also vorn ἐᾷ mit Hm, πολίαρχος einfach Stadtherr], o Herakles [denn „auf Herakles will er hinaus"]! Dir, Herakles, gehören ja die beiden Nachbargrundstücke bei dem väterlichen Gut des Sogenes, und du hast die Kraft zu helfen. [Noch ein „störender Nachtrag":] niemals werde ich zugeben, den Neoptolemos angegriffen zu haben [den man doch „kaum einen äginetischen Helden nennen" kann]. Aber genug; warum immer mit dem schwarzen Mann gegen Kinder belfen?

Summa bei Wil: „nicht viel von wirklicher Poesie, desgleichen

im Paean 6 von 490, dessen Wendungen Pindar angeblich in N 7 verteidigt bzw. zurücknimmt.

Datierung N 7 auf 485, weil den Scholien gegenüber die leichteste Änderung ΜΔ' aus ΚΔ'. Letzteres wird aus cod. D genommen; B bietet ΙΔ', und die leichteste Änderung hierfür scheint mir N' = 475.

Zwischendurch sei das Echo erwähnt, das von dem damals hochbetagten Gildersleeve her schallte AmJPh 1910, 125—153. Es ist, als ginge diesem Pindariker alles drunter und drüber. N 7 wird ihm zum wahren Prüfstein der Pindarerklärung wie andern P 2, aber im Vorwege steht ihm fest, daß einerseits Pindar kein bezahlter Marktschreier war, anderseits aber weder Homer noch Neoptolem schätzt, so daß der Dichter sich förmlich hindurchquälen muß. Es folgt bei Gi eine von jeglicher fremder Deutung sich fernhaltende Zerlegung der Ode (Gi nennt das seinen eigenen „blauen Dunst") in 10 oder 12 Abschnitte und dann ohneweiteres das Ergebnis, der Dichter sei ein reizbarer Kerl gewesen P 2 und O 2, aber sein clairobscur wirke bezaubernd; bei Wil dagegen merke man die Absicht „to expose the native poverty of the poet". „I am afraid that he sympathizes with Schwartz more thoroughly than I can do". Und 1917, 335: „His rare gift of turning Pindar's diamonds into homely carbon."

An meiner Darlegung, die man a. a. O. nachlese, „Siegertotenlied", finde ich nach vierzig Jahren nur Geringfügiges zu ändern, etwa daß 22 ϝοῖ stehen bleiben mag in genetivischem Sinne, 98 εἰ einen Vordersatz einleite und dann 100 παίδων κε folge; Eurythmie: str. 4 π 86. 7. 77. *86. 7. ep. 2 π 9. 6. 6. 9. (17 ἀνέμων) Einige Jahre nach meinem Aufsatz brachte Wil Aristoteles und Athen II 405 ff. das Gedächtnislied des Aristoteles auf einen getöteten Freund des Philosophen. Es ist an 'Αρετά gerichtet, wie Pindar sich an 'Ελείθυια wendet; Μναμοσύνα tritt in dem von mir zu v. 15 geforderten Sinn auf; Herakles kommt neben den Dioskuren, Aias neben Achill vor. Indem ich in v. 10 σύν hinter ἀνέτλασαν einfüge und v. 12 καὶ 'Αταρνέος ἔντροφος ἀελίου festhalte, finde ich die Eurythmie 5*π. XII. 5. 85. 6. 8. 6. 85. 5. XII. Das Ganze hat den Umfang der Strophe J 7.

Aber nun wende ich mich zu **Paean 6** und stelle eingangs fest, daß trotz des jetzt bekannten ausführlichen, wenn auch nicht lückenlosen Wortlauts die vermeintlich beweisende Stelle im wesentlichen unverändert geblieben ist und G. Hermanns Satz über die Selbstverteidigung des Dichters immer noch gilt: *id grammaticos commentos esse . . . vel ex eo potest intelligi, quod verba paeanis illius . . . multo minus excusatione indigent quam quae in hoc nemeaeo carmine . . . de eodem . . . dici videmus.* Demgegenüber steht für Wil fest, daß 490 ein Äginetenchor (wie er meint) den Paean (ich sage: ohne Wimperzucken

einübt und) vorträgt, aber (nach einem Lustrum) 485 die verursachte Verstimmung (ich sage: taliter qualiter) behoben werden muß.

Also es wird gesagt: „er tötete ihn mit dem Messer“. Wer? Apollon — aber eigentlich nicht Apollon, sondern dieser durch einen der Tempeldiener oder geradezu ein Tempeldiener. Neoptolem haderte mit jenen um τιμαί. Dieser Begriff erscheint Wil seltsam; aber weil N 7, 42 vermeintlich etwas von Fleischanteilen steht, „kann man die τιμαί von der Verteilung der Fleischstücke nicht trennen“. — Was ist hierzu zu sagen? Von Verteilung spricht nun der Dichter N 7 nicht, und in den Paean trägt man es nur ein, indem man mit Bö aus dem (auch im Papyrus bezeugten) Wort μυριᾶν vielmehr das Wort μοιριᾶν macht, das es allerdings nicht gibt, das aber gleich μοιριδιᾶν sein soll. Auf solche Art stützt man jene kümmerliche Scholiastenerfindung, gar nicht zu reden von der sehr fraglichen Ergänzung <δηρι>αζόμενον.

Zu ὑπὲρ κρεῶν habe ich Verg. Aen. 3, 332 verglichen; ich hätte auch Philipperbrief 2, 17 heranziehen können. Und wie N 7 ἀνήρ Subjekt ist, so muß es im Paean ἀμφίπολος sein (Änderung!). Und die μύριαι τιμαί, auf die Neoptolem hinaus war, sind die Ehren, die dem Helden winken. Vielleicht ist dazu <ἀντι>αζόμενον die entsprechende Ergänzung: wie unendlich viel Herrliches suchte der Kämpfer und wie kläglich kam er um, als er Opfer brachte! — Wo bleibt das Injurienverfahren?

Überblicken wir den ganzen Paean. Die aufgeregte Komposition (dergleichen „innere“ Fragen müßten weiterhin in größerem Zusammenhange betrachtet werden) fasse ich eurythmisch str. 3 π 8* 4 X. X 4* 8. X 8* 4. 4 X 8*. ep. X*. 8 X. XII*. XII. X. X 8. In v. 20 letzte Silbe kurz. Wir begegnen v. 5 und 87 ῳ, 80 n. pr. + Intp., 110 — θε̄ν vor οὔτε, 136 Besserung bei Maas I 25. Daß ein orchomenischer, kein äginetischer Chor beteiligt war, bedürfte eines längeren Beweises von mir aus P 12 und O 14 (welches Lied ich jetzt 492 setze).

Wir stehen im Jahre 490. Was Wil aus der Übereinstimmung pae 6, 3 f. und P 6, 1 f. gefolgert hat, findet die wesentlichste Stütze in der Tatsache, daß die Herrschaft Aiginas im nunmehr „dorischen“ Meer tatsächlich mit der Vernichtung Eretrias 490 einsetzt (θαλασσοκρατίαι RhM 66, 585 ff.); ein derartiger Erfolg wird doch in seinen ersten Momenten, nicht erst beim Abstieg gefeiert. Aber ich sehe nicht ein, wie man mit Wil die Beziehung auf „Chariten und Aphrodite“ so auseinander reißen sollte, daß sie im Paean auf Theoxenien des Frühjahrs, in der Ode auf die Pythienfeier im August gehe. Überdies erwähnt auch der Paean v. 60 f. ἀγῶνα εὐρύν (Λοξία genetivisch?), den Platz der Wettkämpfe, und in θεῶν ξενίᾳ finde ich nicht eine archivalische Bezeichnung für Theoxenien, sondern jenes Motiv, das für den Paean stimmunggebend ist. Wir erleben von 50 ab durch das ganze Lied die ἔρις ἀθανάτων, wobei

der delphische Gott natürlich besonders in Betracht kommt; aber der Dichter ist sich der θεῶν ξενία bewußt und zeigt sie vor allem im dritten System. Zu θύεται an der Spitze des zweiten (begründendes γάρ daneben) kann schwerlich als Subjekt die ξενία benutzt werden, vielmehr der μέλιτος ἄωτος γλυκύς, und das unverweilt auftretende (wo sonst noch vorkommende?) Wort Πανελλάς (vgl. 125 Ἑλλανίου) legt uns, was bei Pindar gewiß naheliegt, die Deutung in die Hand, daß jene ἔρις θεῶν ihr Gegenbild in der geschichtlichen Lage von 490 hat, eine θεῶν ἔρις, die sich schon im trojanischen Kriege geltend machte. Jedenfalls wird man verstehen, daß auch als historisches Dokument dieser Paean aus August 490, also wenige Wochen vor Marathon, noch eindringenderes Studium vieler lohnen wird.

Der Πιερίδων προφάτας will das Rauschen der Kastalia in Musik, Poesie und Reigen umsetzen; das ist sein Dichterberuf (τιμαί 11, vgl. Aesch. Eum. 416 τιμάς γε μὲν δὴ τὰς ἐμάς) und nicht etwa die Folge einer delphischen Ehrenstellung. Er steht vor der vielleicht unlösbaren Frage, die fr. 169 Νόμος ὁ πάντων βασιλεύς aufgibt. Ihr Musen wißt alles. (ἴσατε halte ich als Daktylus fest trotz Wil 131[3], dessen Meinung Puech z. St. nicht richtig erfaßt hat.) In Fränkels feiner Darstellung der Religion Pindars (Antike 1927, 39 ff.) fehlt dieser alles überragende Νόμος ebenso wie in Schroeders Aufsatz über denselben Gegenstand N. Jahrb. 1923 trotz Schr Phil 1918.

Ob es gelingen wird, die leider so lückenhaft überlieferte str. β′ klarzustellen? Folgendes scheint durchsichtig. Für Panhellas interessierte sich Delphi bei jener Hungersnot, wo Aiakos — also schon hier klingt Aigina an — den Zorn des Kroniden besänftigte. Den Anruf des Gottes mit der Ergänzung Tosi's 68 halte ich nicht für glücklich, metrisch würde auch Κρόνιος Platz haben (meint Schr suppl. zu „67“ dasselbe?). Schon damals wirkt das pythische Orakel 71 f. mit (O. Müller, Aeg. 18); aber dasselbe greift auch in die mit καί ποτε 73 einsetzenden Geschichten aus dem trojanischen Kriege ein. Den Namen Πάνθοος (oder acc.?) hat Schr mit Recht trotz Wil 132[3] festgehalten: Panthoos kommt des Orakels halber nach Troia, um dort dann mit den Griechenfreunden zusammenzustehen, und wir sehen ihn als θρασυμήδεα 76 f. (so Housman; auch Schr suppl. zieht die Ergänzung Διομήδεα zurück). Nun tritt παῖς Πηλέως Si (oder vielleicht παῖς Αἰακοῦ!) dazwischen, also wieder ein Aeginet, und der delphische Gott greift ein wie nachher bei Neoptolem, indem er den Parispfeil in die verwundbare Sehne der Achillesferse dirigiert (δέματι! Wil bezeichnet δέμαϊ als „pindarische Künstelei“). Damit erreicht ἔρις θεῶν ihren Höhepunkt, selbst Zeus wagt das vorbestimmte Verhängnis nicht herbeizuführen. Neoptolemos ist es, der 104 Ilion zerstört, aber dafür den Tod im Heiligtum des Gottes findet,

der wohl gar nicht gewußt hat, wer derjenige gewesen, der 113 Πρίαμον ἦναρε. Klägliches Ende der Heldenlaufbahn des Aegineten kraft des apollinischen Schwures! Aber unmittelbar anschließend leuchtet Aiginas Heil und Glanz hervor: die dorische Insel hat (sichtlich zur Freude des delphischen Gottes) durch Zeus die θαλασσοκρατία erhalten . . .

129 Aufforderung κατερεῖς ist störend, auch liegt die Bedeutung von κατάφημι anders; deshalb δεχομέναν κρατερᾶν mit Punkt dahinter und anschließendem direktem Fragesatz. — 137 ff.: wen verbergen die χρύσεαι ἀέρος κόμαι? Doch nicht den beschatteten Bergrücken, sondern die Braut; deshalb (zugleich das asyndeton beseitigend) παρθένον, Αἴγιν', ἄν ποτε . . . ἔκρυψαν κόμαι ἐπιχώριον κατὰ σκιᾷ νῶτον ὑμέτερον! — Schließlich sei noch hingewiesen auf Jurenkas Aufsatz Philol. 71, 173 ff. sowie anschließende Bemerkungen ZÖsterG 65, 25 f. nach Erscheinen von Wilamowitz Arbeit in SBer.

* * *

Die Hieron-Oden.

Uns wird jetzt die Frage beschäftigen, die im Mittelpunkt meines Fünfundzwanzigjahr-Berichts steht: Pindar und Bakchylides. Man hat seit Alters viel davon geredet, wie sich die am Hofe zu Syrakus versammelten Poeten zeitlebens abstoßen, anziehen, abstoßen und noch in der Ferne abstoßen, und ganz neuestens wieder hat Geffcken für seine sonst ansprechende Gestaltung dies etwa zum Untergrund — oder soll ich sagen Rückgrat? — gemacht. In einer ungedruckten, also vorläufig nicht nachzuprüfenden Rostocker Dissertation von G. Stehr ist hieraus gar ein Roman vom bakchylideischen Stil geworden: der Neffe des betagten Simonides zuerst in der Ausdrucksweise des Oheims, dann zu eigenem Bewußtsein aufwachend als mit Pindar rivalisierend und die Art des Böoters nachahmend, bis er zuletzt in Erkenntnis seines Minderwertes resignierend zwar etwas von Wortschatz und Bilderwelt des Konkurrenten mitschleppt, aber im wesentlichen sich wieder zu Simonides bekehrt.

Im einzelnen haben wir manche hübsche Bemerkung über das gegenseitige Verhältnis ihrer Dichtungen, besonders bei Fraccaroli Riv. 1898, in den Ausgaben von Jurenka und Jebb, sowie auch bei Prentice, De Bacchylide Pindari artis socio (Halle 1900). Aber hinsichtlich der persönlichen Stellung laufen noch immer die von den Scholiasten zusammengeklaubten Angaben über Verfeindung um. Widerspruch wurde zuweilen laut, am lebhaftesten bei Michelangeli, aber auch bei Jurenka, Prenticte, Blaß; indes der Erfolg ist bisher nicht durchschlagend. Leuten wie Jebb merkt man's an, wie sehr sie sich freuen würden, wenn solcher Widerspruch sich hielte; aber da liegt vor allem, was selbst Michelangeli zugibt, der vielberufene Dual γαρύετον O 2, 87 im Wege, mit dem nie-

mand auskommt: es bleibt dabei, daß Pindar, soeben ganz vertieft in das ebenso großartige wie innige Gemälde vom Fortleben der Edlen, plötzlich aus allen Wolken fällt und auf die beiden Rivalen N. N. einpaukt, denen er selber als Adler gegenüberzustehen sich rühmt, um dann im Handumdrehen zur Sache zurückzukommen, nämlich zum Preise Therons. Für mich ist jener Dual durchaus kein Stein im Wege, weil ich tatsächlich in der Ode selbst v. 49 ein Brüderpaar genannt finde und nur dies einzige: Theron und Xenokrates, von gleichem Siegeserfolge und gleichem Jammer getroffen, von den Chariten geschmückt und zugleich ὁμόκλαροι. Der Bringer dieses Leides, wohl des die Siegesfeier trübenden Todes der Fürstinmutter, ist der Adler des Zeus, gegen den der natürliche Mensch — in beiden Brüdern — sich aufbäumt, während der Weise und Dichter die Wege der Μοῖρα versteht.

Dies sind Andeutungen, die ich auf breiter Grundlage anderswo zu bekräftigen habe. Daß die übrigen Belege für Rivalität weit unwichtiger sind, weiß Jebb; nur ist es ihm noch betrüblich, bei gewissen Gelehrten zu lesen, wie Pindar bald nach Therons Tode durch Bakchylides bei Hieron ausgestochen sei. Aber auch dies ist irrig. 468, wo eine pindarische Hieron-Ode nicht gedichtet ist, hatte Pindar O 6 eine andere und dringendere Aufgabe in Hierons Auftrag: es galt, für den schwer erkrankten König einen neuen Gehilfen (neben dem trefflichen Chromios? oder war dieser inzwischen gestorben?) in der Person des Agesias hinüberzugeleiten; der Gruß an Hieron O 6, 92 ff. war keineswegs eine „Anbiederung" des Verschmähten.

Für Wil 313 liegt die „Gewißheit" vor, daß Pindar auf Simonides schlecht zu sprechen war; dies soll J 2 ergeben. In dieser Ode hat man durch Änderung der Überlieferung (6 πώποτε in πώ τοτε) den Sinn erkünstelt, die zeitgenössische Dichtung habe eine Hökerseele. Näheres Eingehen verbieten die Ausmaße dieser Jahresberichte.

Dagegen muß wenigstens in gedrängtester Kürze gezeigt werden, daß im Schlußstück von P 2 kein Strauß mit Verleumdern und Rivalen ausgefochten, auch Hieron nicht vor solchen coram publico gewarnt wird, sondern daß der Dichter inmitten der verfahrenen Lage von 477 sein mit dem König gemeinsam festgestelltes Programm ausgibt: „Wir gehen geradeaus."

Mit den Früheren aus 18 ff. den Zeitansatz zu entnehmen, behagt weder Wil noch Schr, auch soll nach ihnen die gepriesene Machtfülle des Hieron und die Intimität mit dem Dichter 477 noch nicht Platz haben. So wird der Brief später angesetzt; denn ein Brief soll es sein, wie nach Christ-Schmid Litgesch [3]235 wenigstens die letzte Triade „privat überreicht" ist. Mir bleibt das Chorlied Chorlied. Für Chorlieder aber behaupte ich grundsätzlich und ohne Ausnahme persönliche Teilnahme

des Dichters; bisher ist nirgends der Gegenbeweis geglückt. Zum Überfluß steht in dieser Ode ausdrücklich 4 φέρων μέλος und ἔρχομαι ἀγγελίαν, wogegen 68 πέμπεται nichts ausmacht.

Den Aufsatz von Columba in Rassegna di antich. class. 1898 habe ich nicht erlangen können; er scheint betreffs πέμπειν durchaus meiner Meinung zu sein, wie denn schon Kenyon zu B 5, 11 recht in Zweifel geraten war über seine eigenen Darlegungen p. XXXI. Auch Gaspar 146 denkt für O 7 ebenso, aber 60 über P 2 und 106 über N 3 gegenteilig. Wenn in einem Liede neben πέμπω Worte wie ἔρχομαι ἦλθον ἔβαν ἔσταν vorkommen, so hat man diese flugs für bildlich ausgegeben und kein Gewicht auf den Umstand gelegt, daß πέμπειν schon bei Homer „geleiten" und anderswo auch „darbringen" bedeutet; vgl. auch die Weiterbildung πομπά nebst Zubehör sowie bei Pindar P 1, 34. 4, 164. 203. N 3, 25. 59. 7, 29. Irreführend hat Rauchenstein gewirkt mit S. 123 f. seiner trefflichen „Einleitung", welcher anscheinend sogar O 13, 1 ff. 14, 18. N 1, 19 ff. J 4, 21, obwohl πέμπω gar nicht in diesen Oden vorkommt, bildlich fassen will. Wir finden O 7, 8 νέκταρ πέμπων und 13 κατέβαν. O 9, 25 ἀγγελίαν πέμψω und 83 ἦλθον. N 4, 17 f. ὅρμον στεφάνων πέμψαντα (vom anwesenden Sieger!) und 74 ἔβαν. Kein Wort des Ankommens, nur πέμπω steht N 3, 76 f.: ἐγὼ τόδε τοι πέμπω μέλι, und so hatte schon Boeckh expl. 614 dies Verb in fr. 124 gepreßt, während das von Blaß überzeugend damit verbundene fr. 218 in dem Plural πλέομεν den anwesenden Dichter einschließt. War Terpander abwesend von Dodona, als er dort ταύταν τὰν ἀρχὰν πέμπω sang? Wir werden noch hier und da in vorliegendem Bericht dieser bedenklichen Auffassung begegnen und daraus gezogene Folgerungen ablehnen; auf B 2, von Sueß als eine „Botschaft aus Keos" bezeichnet, einzugehen, finde ich weiter keine Gelegenheit.

Kriegerische Klänge, die auf das gefährliche Jahr 477 passen, fehlen in P 2 nicht. Einige davon sucht Schr Pythien v. 2 und 7 seltsam zu beseitigen; für mich gehört sogar 71 das mit γένοι' οἷος usw. zu verbindende ἀντόμενος dahin. Auch der Ixionmythos, auf nahezu ein Dutzend ganz verschiedene Weisen gedeutet, stellt für mich den Polyzelos von 477 hin und malt, wohin er vielleicht treibt. „Hier ist einer, der Undank übt, indem er hoch hinaus will; ihm kann es übel bekommen, Gott ist Regent — indessen wir schmähen nicht, stehen ihm mit harmonischer Lebensweisheit gegenüber und gehen geradeaus." So führt sich der zwischen Athen und Aigina kürzlich bewährte Dichter auf dem neuen, schwierigen Felde ein.

Dies alles mag anderswo genauer vorgetragen werden; nur noch ein kritischer Bericht über Einzelheiten sei eingeschoben, die hauptsächlich von Wil und von Schr berührt sind.

P 2, 10: Wil. beharrt bei Schmuck, „Tänien und Kränzen". 13: „ziemlich harter Übergang" Wil. 21 ff.: „eigentliche Poesie diesmal gering" Schr. Aber gehörte die Entsühnung in den Zusammenhang? 24: „τίνεσθαι in gutem Sinn"

Schr, ähnlich Wil „seid dem Wohltäter dankbar". Aber Ixion erfuhr (25 ἔμαθε) die Strafe des Undanks, also ἰτάμαις oder ἀνέταις ἀμοιβαῖς ἐποιχομένους τίνεσθαι. 25: Schr εὐμενέσσι, weil „von Zeus begnadigt". 31: Präsens, denn „das Bild schwebt dem Dichter anschaulich gegenwärtig vor Augen" Schr. Vielmehr haben wir die wirkliche Gegenwart von 477. 32: ἐμφύλιον αἷμα = Eioneus, wiewohl „kein Blutsverwandter" Schr. Und ἐπέμειξε θνατοῖ; soll wirklich = ἀπέκτεινεν sein? 35 f.: zur voraufgehenden Sentenz Schr und zwar „mit Kayser" (der doch die Bedingung hinzusetzt „si ποτέ a poeta ..."!), sodann ziellose Erörterungen. Die alte Schwierigkeit heilt vielmehr ποτίκολλον (fr. 241) ἑκόντ', ἐπεὶ .... „Unheilbar" Schr, Wil mit Ms „zu wem sie auch kommen". Ebenso 56 bei Schr 49/71 lange Erörterungen. Lies συντύχας πότμου σοφίας = an Weisheit, die mit den Lebensfügungen harmoniert, wie etwa im N. T. Jac. 2, 5. „Amor fati" Nietzsche.

69: Kastoreion = fr. 106, mit „Brief" P 2 sofort nach dem Siege von 470 übersandt, um den Auftrag P 1 für 469 zu erhalten Wil Schr; = Ixionlied. Ist nicht 69 τύ vorzuziehen? Der tiefere Sinn ist für mich: erwartet man exercitu adversus hostem procedente ein anapästisches K. ad tibiam? Hier bringt der Gast aus der Ferne eins ἐν Αἰολίδεσσι χορδαῖς, also sanftere Töne im Einverständnis mit dem König. 72 Crusius bay Gy 1913 227 ff. „lerne nur, aber (!) werde schließlich, der du bist!" v. d. Mühl Rh. Mu. 72, 307: „indem du mich richtig verstehst." Wil „erkenne deine sterbliche Natur angesichts meiner Göttlichkeit", Obj. zu μαθών das Folgende. Schr (in der Ode „panegyrischen Ballastes zuviel" findend) will wie v. d. Mühl μαθών abtrennen, aber in dem Sinn „zu dem du in dorischer Zucht erwuchsest." Für mich ist maßgebend Hektors Abschiedswort als ἀντομένου Il. 6, 444 μάθον ἔμμεναι ἐσθλός nebst Soph. Ai. 1259 μάθε ὃς εἶ φύσιν, auch die von Wil herangezogene Stelle Trach. 1044 γενοῦ ... γεγώς — also „tritt auf als einer, der weiß welcher Art (ἐσθλός!) er ist." 72: Bei dem ganz unmöglichen Affen verweile ich hier nicht, wie ich überhaupt eine Anzahl eigener Vorschläge für anderen Ort zurückhalte; Jahresb. 1903, 163 ist καλός zu setzen, κακοί die troischen Geschworenen. Schmid Phil. 73 versucht ναιχὶ καλός, indem er erotische Inschriften an Wänden, Zutrinken u. a. vergleicht. 75: mit mss Wil, anders Schr. Dativ nicht erforderlich: „ergibt sich aus ...", „entsteht durch ..." 80: Wil Schr εἶμι. Also der Dichter immer oben wie Kork? Vielmehr εἶσι als Begründung zu 78, während das Netz es in der Tat so schwer hat (gegen Wil 291[2]). 90 ff.: Norwood Class. Quart. 1915 σπάθας, Wil 292[2] und Schr cf. Philol. 61. Ich lese στάθμας δ' ἴτυν ἑσελκόμενοι = einen Radreif riesigen Ausmaßes anziehend, der wie ein Katapult wirkt. Eur. str. 7. 37. 6. 7. 6. 7. 7. 37*. ep. 86. 89. 86. 98.

Ebensowenig wie in P 2 gegen Verleumder wehrt sich in a n d e r e n O d e n , etwa N 4 str. 5 der Poet gegen Rivalen, vielmehr hören wir dort die zuversichtliche Stimme des thebanischen Patrioten. Was man aus O 1, 37 (28 ff.?). N 3, 40. O 9 herausbringen will, ist nicht zu begreifen, geschweige wie Bury N 7, 105 in μαψυλάκας onomatopoetisch einen Hieb auf Βακχυλίδης finden konnte. Also lasse man auch B 14, 30 f. = fr. 35 Bg und B fr. 14 Bg beiseite. Selbst den Begriff des Wett-

bewerbs sollte man vermeiden; was bei den attischen Dramen zutrifft, ist für Epinikien nicht erwiesen.

Über das Verhältnis von B 3 zu O 6 ist vorhin gesprochen worden. Bakchylides ist ἐν ἀκμῇ, im 40. Lebensjahre; der König, schwer leidend, steht unmittelbar vor dem Lebensende. Hier nun greift B. das Thema vom Kroisos auf, das ihm P. vor zwei Jahren gewiesen hatte P 1, 94. P. schafft aus Geschichten Gestalten, B. führt eine episch breite Schilderung aus. Wenn ihm Hierons Frömmigkeit und goldene Spenden den Weg dazu zeigen (worauf P. mit κὰκ [sic!] κτεάνων δόσιν P 1, 46 den Finger legt), so liegt doch im Hintergrunde zugleich das Siechtum des Siegers, das schon 470 (unten P 1, 43) sich bemerkbar machte (anders Wil 316). Jebb 61 hat richtig hervorgehoben, wie dies reifste Werk des B. zuletzt an P. anklingt, besonders 85—87. Deshalb hat man denn den Schluß nicht völlig erfaßt; erschwert ist dies allerdings durch die Lücken 72—76, woran sich die Herausgg. und Schwartz vergeblich versucht haben. Für mich läßt dieser Übergang von Hierons Größe 69—71 zu menschlicher Schwäche keine Umwege zu, weder über Kap Malea noch über Hierons alte Kraft; auch kann ich die Anrede σκοπεῖς nicht anders als durch ein τί (ποτε) im Anfang von 72 angebahnt sehen und stelle (probeweise) den vermuteten Übergangsgedanken folgendermaßen heraus: τί δειμαλέᾳ ποτὲ ῥηνὶ εἴκων κατ' ἔθνος ἐφάμερον ἁδονὰν ἀκραιφνέα σκοπεῖς; „Warum in der Welt suchst du wie das Eintagsvolk ungetrübte Lust, ängstlicher als das Schaf? Das Dichterwort 76 ff. bedenke: wenn du das höchste Glück zu erwerben, wenn du dich selbst zu vollenden begehrst, leb' als müßtest du heute sterben, streb' als ob du unsterblich wärst! Sei froh in deinem rechten Tun! der Himmelsäther trägt keinen Flecken, der tiefe Ozean keine Fäulnis: beiden gleich ungetrübt sei froh! Frohsinn ist Gold (δέ mit Schw). Der Kern der ἀρετά überlebt den hinfälligen Leib, und im Bunde mit der Wahrheit wird manchen Edlen besingen [also kein Selbstlob des B., ς von τις ist unsicher, vgl. B 13, 190] der Zauber der keischen Nachtigal" (96 ff. καλὸν . . . τιν' ὑμνήσει χάρις). So ist auch diese ganze gnomische Partie pindarisch straff geschürzt, während B. anderswo z. B. 1, 21 ff. K. die Gnomen ins Uferlose dehnt, statt sie als einzelne kräftige Glanzlichter der bleibenden Wirklichkeit zwischen den mythischen Welten hervorleuchten zu lassen.

Betr. des eurythmischen Aufbaues B 3 hat Blaß Phil. 1898 gesagt, die Einführung Boeckhscher Langverse würde die Harmonie verwüsten. In der Tat bietet B. ganz einfache Formen, was aber gegen Bö nichts ausmacht. Str. 5. 4. 4. 5. ep. 4*. 4. 8. 442ε. Digamma 2 ,ϝιο- unbegründet, bei Heimer Tabelle 79 fallen 2 weg; Δάματρα τ'! 22: ἀγλαϊζέτω ὁ γὰρ ἄριστος ὄλβων wird nicht durch O 13, 7 gedeckt, wo δασύπλουτοι zu schreiben ist cf. καλλίπλουτοι ebd. 107. Hier lies παρ' ἄριστον ὄλβον causal, wohinaus schon Housman und Richards wollten. 90: oben Maas 1, Nr. 56.

Sonstiges: 4 ἐμπεδοδρόμους θ'. 35 statt ἐς acc. der Richtung. 77 Wil 316 φίλῳ φίλον. 88: warum fehlt bei Sue Kenyons προέντα? Od. 5, 316. 12, 253. 19, 468.

B 4 weist schon durch seine Kürze auf sofortige Aufführung am Siegesort. Daselbst tritt dies Lied unmittelbar neben (hinter) O 12 Jahresb. 1903, 124, was man übersehen hat, so daß man mit den überlieferten Worten nicht weitergekommen ist. Hätte man sich daran erinnert, daß O 12 ein pythisches Lied von 470 ist, dem ein olympischer Sieg von 472 voraufgeangen war so, würde man B 4, 8 nicht auf Arethusa oder Hora, 15 nicht auf die (alle Erdbewohner keineswegs überragenden) drei pythischen Siege geraten, dagegen 17 die zwei Olympiensieger (von 472, Hieron und Ergoteles) ganz wörtlich genommen haben. Die Lücken 7 ff. fülle ich dementsprechend (probeweise) so aus: ἅμα δὲ καὶ νεοθαλῆ πρόφρων Ἱμέραν τρέφεν, ἅς ἀλέκτωρ πολυφάτους ἑκόντι νόῳ μεγαλόφωνος ἄκουσεν ὕμνους, κελαδέοντες ἐν οἷς ἰσόρροπον ἔχοντα Δίκας τάλαντον Δεινομένους κατεράσομεν υἱόν. Vom Benehmen gegen Wohltäter gilt ἑκόντι νόῳ auch P 5, 43. Anderseits lag dem König offenbar sehr daran, die Ionier unter seine Fittiche zu nehmen wie 476 Lokroi O 10 f. Diese Interessengemeinschaft spricht sich ja wohl auch in den Schlußworten der Ode aus, wo mithin ἀέθλων K. bleibt; Wil GGA 1898 suchte durch starke Hervorhebung des φίλον ἐόντα den Sinn und sah in dem Ganzen eine Bitte des B. um Berufung (Pindaros 315 Gratulation, wie schon Chr. Schmid[3] 222, ebenso „briefartig" Körte, Hermes 53), während Wil O 12 in Himera gesungen sein läßt. Eurythmie 45*. 4. 52. 52. 54. 4. 4 ε.

Zeitlich liegt die folgende Ode B 5 voraus, schon 476; sie fällt mit O 1 zusammen, so daß h er vielleicht Freunde der „competition" der Dichter eine Stütze finden können. Da aber die meisten Ausleger in B 5 schon Betrachtungen über Hierons unheilbare Krankheit sehen, so ergibt sich die Notwendigkeit, zuvor auf **P 3** zurückzugreifen, wo ausdrücklich davon die Rede ist. Seltsam: während unter der Herrschaft der irrigen Humboldt-Boeckhschen Pythiadenzählung P 3 an P 1 herangerückt wurde (Bö Sdt Me Chr u. a.), sind die Neueren etwa bei 474 hängen geblieben (Fra Wil Schr) oder gar auf Frühjahr 476 verfallen (Gaspar). Als Grund finde ich angegeben, daß der olympische Erfolg von 472 „nicht" erwähnt wird, bei Gaspar der von 476 „nicht". Schlüsse aus dem Umstande, daß etwas „nicht" erwähnt sei, sind unsicher (Chr Münch. SBerr 1888, 380); dann dürfte auch P 1 „nicht" nach O 1 fallen. Bei Wil kommt (außer der Vergleichung mit der Kyrene-Ode von 474, Pindaros 281) die Erwägung hinzu, daß Hieron, welcher 474 „hätte" siegen können, in diesem Jahre „nicht" in der Siegerliste steht, also „wohl" einen Mißerfolg beklagt haben „möchte"; denn P 3 sei.

1. Trostbrief in Siechtum, 2. desgl. wegen Mißerfolgs, 3. Absagebrief. Für Schr ist P 3 ebenfalls „Brief", nämlich zu „Erinnerungsfeier" (?) und vielleicht anläßlich „Fehlschlags", zugleich aber „Vorklang" der „Aetnafeier" P 1. Nun ist Hierons Siechtum — ich operiere ebenfalls mit „Nicht"-Erwähnungen, aber besser begründeten — anschließend an den akragantischen Zusammenbruch in J 2 aus 472/71 nicht berührt und selbst noch in Delphi 470 beiden Dichtern unbekannt (O 12 und B 4), geschweige daß eine Andeutung oder Anfang des Steinleidens schon 476 in O 1 vorkäme; also darf man den Wortlaut der gleichzeitigen B 5 nicht nach dieser Richtung umbiegen.

Für P 3 war Mezger S. 69 auf dem besten Wege, als er den Sinn 72 ff. dahin feststellte: „Der Dichter ist zwar gekommen, aber er hat nicht zwei, sondern nur ein Geschenk d. h. das Siegeslied mitgebracht! Die „beiden" Stücke — als unmögliche — zu verbinden legt weder 81 noch der ganze Zusammenhang nahe. Denn in 80 ist ebensowohl von „ἕν" die Rede, und im ganzen Zusammenhang spielt das Siechtum eine Rolle ganz für sich allein, geschweige daß Rhea νόσων αὐξητικὴ καὶ μειωτική um einen Wettkampfsieg angerufen würde oder werden könnte. Auch nach meiner Auffassung bringt P. ein Siegeslied; aber nicht, wie Mezger S. 64 meint, „kurz vor der ersten pythischen Ode . . ., vermutlich für eine Wiederholungsfeier (!?) der früheren Siege", sondern eben das Siegeslied P 1 selber. Eine αἴγλα, blendender Glanz, fällt in Pytho auf dortige längstvergangene Siege des einstigen Renners; die Erinnerung wacht strahlend auf. Aber Gesundheit ach! kann der Dichter nicht mitbringen; das wäre mehr als himmlischer Sonnenglanz von O 1, 5 f. So gehört das Lied in 470 neben P 1, wo ebenfalls vom Philoktetes-Jammer (und Wonne!) 50 ff. gesprochen wird. (So urteilte ich über P 3 schon Jahresb. 1903, 130, wo ich mich betr. P 2 vergriff. Dort ist S. 132 Z. 6 v. u. Druckfehler „ein" agonistischer Erfolg statt „kein".)

Trotz Wil und Schr bestehen folgende Anstöße in P 3: 2 χρεών ein Sollen, das ein Dürfen zur Voraussetzung hat, und κοινόν proleptisch, so daß es alle hören können Schr. Schon Gurlitt bot richtiger „gemeinsamer Wunsch", faßt aber εἰ χρεών = „denn aussprechen muß meine Zunge" statt „wenn es wirklich noch nötig ist, daß . . ." Über χρεών JHH Schmidt Synonymik Kap. 150. — 4: Cheiron ein εὐρυμέδων? wohl Οὐρανίδα γόνον εὐρυμέδοντι Κρόνῳ. 11: „verderbt" Wil. Jedenfalls ἐκ θαλάμων Bg Ht Ra in Erwägung zu ziehen. — 27 ff.: τόσσ' εἰσάϊεν mit Sm! Durch B 8, 1 scheint μηλοδόκος als Beiwort von Pytho gesichert, aber in unserm Zusammenhange hat es nichts zu sagen; vielmehr μηλοδόκος 'Απόλλων als Liebesapfel-Empfänger? Hierher fällt Schr P 1, 30; aber es täte da eine ganz eingehende Erörterung not, auch über εὔμαλος μηλοτρόφος φερέμηλος u. a. m. — Schr betr. παρά 28 schlägt nicht durch, auch vermißt man zu κοινᾶνι einen Genitiv; und warum „Bekehrung" des Gottes? also κοινᾶνι γὰρ εὐθυτάτας γνώμας πιθὼν /

πάντα ϝίσαντι νόῳ ψευδέων οὐχ ἅπτεται. Die Partikel hinter ψευδέων fehlt in ein paar besseren mss.; γνώμα aber wäre ethisch zu fassen (O 3, 41. P 4, 84. J 5, 71 coll. N 10, 12. εὖ φρονοῦσα bei Demosthenes, καθαρά bei andern): die Allwissenheit des νοῦς beruht auf dem Zusammenhange mit der „geradesten" γνώμα. Anders Wil 281². — 34: δαίμων δ' ἕτερος des Mädchens böser Dämon Schr. Vielmehr mit δαίμων δὲ λέχος (P 2, 35 f.) ἐς κακὸν τρέψαισ' (sic!) ἐδάμασέ τε νιν καὶ . . . bekommt man zugleich ein Objekt zu τρέπειν. — 44: War nicht Sm mit διέχαινε im Recht? — 57: ἀλωκότα unerträglich Wil. Aber was nun? Naber ὀλωλότα. Versverschmelzung und Zerteilung von str. v. 4: eurythmisch str. 5. 9. 8. 6. 8*. 9. 5. Daher hier ἐκ θανάτοιο κομίσσαι διολωλότα! Ebenfalls v. 57 schleudern die Arme des Zeus, man sieht nicht was, durch beide hindurch Schr. ῥίψαις ἀμοιβάν? — 67: irgend einen Sohn des Latoiden (Apollon Schr, Asklepios Wil oder des Vaters, vielleicht Allvaters Schr). Wen also? und Cheiron kommandiert Göttersöhne? Man erwartet einen Begriff wie Diener, und κεκλημένον kann auch „erkoren" oder „willkommen" heißen (Od. 6, 244): οἰκέταν statt καί κεν ἐν und 65 πιθών? — 70: νέμει abs.? Besser Objekt Συρακόσσας τε, entsprechend ξεῖνοι δέ, auch wäre πραΰς mit βασιλεύς, ἀστοῖς mit ἀγαθοῖς zu verbinden. — 77: θαμά „auch" Schr. — 80: ob ἱερῶν Chr? ἐπίστασαι μαθών Naber? und τ' vor οἶσθα? Schr begnügt sich das Praesens μανθάνων mit „immerfort nachklingende Lehre" zu verteidigen. 97: τοῦ? — 105: οὐ δ' ἐς! Das erforderliche δέ bieten mss an zweiter Stelle. — 112: Sarpedon „drei Generationen überdauernd" Schr. „Neben Nestor mitbeteiligt an dem falschen ἀγὼν ἐπιτάφιος des Paris" Immisch bei Roscher s. v. Vielmehr: mögen wir lange leben oder in jugendlicher Kraft fallen, Ewigkeit gibt das Lied des Sängers. Vase von Caere Mon. Inst. 6, 21. Robert, Bild und Lied 105 ff. — Ep. eurythmisch 5 π. 6. 7. 6*. 7. 7. 6. 7. 6.

Endlich: wozu die Koronisgeschichte in dieser Ode? Der Schluß des ersten Systems gibt es an wie der Anfang der letzten Epodos: du bist von Apollon gesegnet, o König, was willst du mehr?

Was nun die Auslegung von **B** 5 angeht, so hat man auf die angeblich trübe Stimmung bezogen die Verse 53—55, wozu dann weiter der Unterweltsgang des Herakles und die dortigen δυστάνων βροτῶν φυγαί einstimmen sollen, dazu Einleitung und Schluß der Antwort des Meleager 94 ff. 151 ff. nebst dem von Herakles bezeugten Beileid 155 ff., das freilich sofort in Heiratsgedanken umspringt. Das sind recht wenig Töne aus dem langen Liede, und jenes Motiv von 53 ff., welches in den übrigen Stellen fortklingen soll, ist doch schon an sich nicht ohne Bedenken. Denn wenn einer von Gottes wegen 50 ὄλβιος ist, καλά erlangt hat 51 und mit einer ἐπίζηλος τύχα 52 eine andauernd ἀφνεὰ βιοτά 53 verbindet, wie kann man dann (mit γάρ 54?) den alltäglichen, alles Vorige aufhebenden Vermerk daran anschließen, daß kein Mensch voll und ganz εὐδαίμων ist, um hiermit den angeblich gesuchten Leid- und Leitgedanken zu erreichen? Einen klaren Sinn und triftigen Zusammenhang kann ich in dieser Stelle nur finden, wenn man οὐ πᾶς γὰρ ἐπιχθονίων setzt (in

banalen Sinn verschlimmbessert, wie etwa N 6, 1 aus ἓν ἀνδρῶν καὶ θεῶν γένος). Jebb 199 schiebt, um γάρ zu deuten, kurzer Hand den Gedanken ein: even though, like Hieron, he suffers from disease.

Christ bayr. Ak. 1898, 15 behält Recht, wenn er B 5 auf die geschichtlich beglaubigte Verheiratung Hierons mit einer Schwester oder Therons bezieht, also ein hochzeitliches Lied wie N 1 (wohl aus demselben Jahr). Bei Beloch II [3] 168 steht 470, wohl Druckfehler.

Der εὔμοιρος 1 und εὐθύδικος ἀτρέμα 6 f. denkt nicht an Regierungssorgen 7, sondern freut sich des Liedes, „das aus der Kehle dringt" 15. Wunderlich, daß man noch immer das πέμπει 11 f. dahin preßt, das B. dies früheste der an Hieron gerichteten Gedichte von Keos aus abgesandt habe (Brief wie ein Adler Wil GGA 1918). Vgl. oben S. 153; B 5 auch nach Fraccaroli auf Keos geschrieben. Vielmehr der Dichter ist anwesend.

Das voll ausgemalte Bild vom Adler ist ohne Zweifel aus Pindars von B. miterlebtem kurzem Wort N 5, 21 entsprungen. „Freudig und stolz auf die Kraft der Schwingen" (ich lehne mich an Wilh. Roths Ode Der Adler, in Erstlingsschr. Göttingen 1862) hemmen ihn nicht Felsgrate, nicht Klippen (Nairn hat mit δυσπέμφελα ein unbekanntes Etwas eingeführt, während doch weder Il. 16, 748 noch hier „bluvvernde Bülgen" aus JHHSchmidts Synonymik II 277 in Betracht kommen können; ich bleibe bei δυσπαίπαλα). Wir blicken staunend auf, wie er „im Lichte die Schwingen badet", schillernd „im Lichtgewölke" (ἀρίγνως μετανθέων ἰδεῖν!). Heutzutage, wo man so eifrig auf Überschneidung von Bildern bei Pindar jagt (Abschn. „Dornseiff" gegen Ende), ist es sehr zu verwundern, daß noch niemand dies Proömium von B. getadelt hat. Rechnet doch B., indem er sich als Adler einführt, diesen Adler in der voraufgehenden Zeile 15 unter die Singvögel, und er hat ihn Zeile 9 als eine Spezies der Webervögel empfohlen (übrigens oben Maas 6 am Schluß). Indessen doch — das wäre ungerecht geurteilt: will man auf mich hören, so ist mit den schallenden ω-Klängen θεράπων ἐθέλων (sic!) . . στηθέων χέων . . . Ἱέρωνα der erste Abschnitt str. α' vollendet, und ant. α' ist durchaus nicht eine „gewagte" (Kenyon) Vorführung des später B 3 sich als bescheidene Nachtigal darbietenden Dichter-Adlers, vor dem 22 f. die Singvögel sich furchtsam ducken, sondern es ist der Adlerkönig Hieron gemeint. Wie die Ausleger doch befangen gewesen sind in der traditionellen Idee, daß P. sich in der gleichzeitigen Theron-Ode (vergleiche oben S. 152) als Aar des Zeus über das Rabengekrächz erhoben habe!

Anschließend beginnt B. die Epodos mit einem Satz aus P. (J 3, 19 — wohl eins der Jugendlieder), um auf das siegreiche Pferd zu kommen und dann mit dem oben behandelten gnomischen Übergang Herakles

und Meleager (Hieron und Xenokrates) zusammenzuführen, zwei „Beste", die sich schließlich verschwägern. Zuguterletzt nochmals Zeus, Olympia, Pherenikos, Syrakus und Hieron. In persönlicher Bemerkung ein achtungsvoller Bückling vor einem großen Βοιωτὸς ἀνήρ wie P., der ihn veranlaßt hat 195 Hieron zu feiern; von diesem Herrn aus (ὅθεν wie O 2, 46) sprießen Stämme der Pracht (Herrlichkeit, Glück, Macht) auf, die Gott Zeus unbewegt erhalte! (Wie B 3 fin. wieder kein Eigenlob.)

B 5 eurythmisch: str. 7. 8. 6. 8. 8. 7. 64ε. ep. XIV*. 46*4. XIV 2ε. Vgl. die Überlegungen von Chr SBerr 1898. Sohr Hermes 38 zerreißt die Mitte der Epode unter irriger Berufung auf J 3. — Wil Versk legt zugunsten der Responsionsfreiheit den Finger auf vv. 8. 11. 14: zu 8 Maas II 19; bei δεῦρο paßt wirklich das Compositum wenig, aber ich ziehe ἔννους vor und statt ᾗ 9 ᾧ; 11 Maas ib., besser Si πέμπει ἐς κλεινὰν πόλιν, nur ist vielleicht das auffallend häufige Imperfekt vorzuziehen; 14 κοινός und ἐθέλων! 26 νωμᾷ Walker u. a. 29 f. ἀριγνώς Ludwich.

Außerdem: warum 36 Plural παῖδες? wie Dornseiff, Stil S. 34? oder angenehme Wendung für den heimgekehrten einst verlorenen Bruder Polyzelos? 196: Ergänzung schwierig; augenscheinlich ist wegen der gleichlaufenden Stelle N 6, 28 f. mein εὔκαλα Jahresb. 1901, 173 hinfällig, auch an P 12, 24 kann man denken: εὐκλεής in aktivem Sinn? Bei Sue vermisse ich Jur οὐ πλανωμέναν coll. N 8, 4.

Pindars gleichzeitige Ode O 1, dem Siege selber gewidmet, läßt den Mythos von Pelops (Hieron) immerhin ähnlich in Brautwerbung und Ehe auslaufen.

O 1 eurythmisch str. 8*7. 8. 77. 8. 78. 7ε oder 47*47. 868. 4747. — V. 1 τονή: 88 συνεύναν,. 99 ἑσλῶν. Zur Verschmelzung von v. 1 + 2: 23f. κλέος παρ', 52 Hiat vor Interpunktion. V. 3 + 4 mit Bg zu 73 (annähernd schon Bö bei Chr XXII unten): 3 γαρύειν, 32 Längung vor Intp., 43 Hiat -ῳ, 101 ἱππείου νόμοι' Αἰοληΐδι μολπᾷ statt zweier Dative. V. 5 + 6: 16 φίλου. 62f. τονή des τε seltsam, vielmehr ἀμβροσίαν θ'οἷς und dann <θνατὸν> ἄφθιτον θέσαν (⏑⏑) αὐτόν, 74 φάε, 92 'Αλφεῷ κλιθεὶς πάρα, 104 οὔτιν'. V. 6 + 7: 35 Hiat vor Intp. V. 8 + 9 + 10: 20 ἔσυτο δέμας mit aufgelöster Länge, 37 τοτ' εὐνομώτατος ἐς ἐραννὰν φίλαν τε, 68 ἐρέφονθ', 78 Intp. oder besser πελάσοντ'. 95 ἐρίζεται ποδῶν, 96 Intp., 97 λοιπῷ.. βιοτῷ, 107 ϝεκών aus anderem Grunde unten. 108 λίποις desgl. — ep. 4 π 6. 7. 87. 6. 7*. 87*. Zu v. 4 + 5: 26 Hiat n. pr., 84 γ' Tricl.

Diese Ode stellt der Eurythmie Schwierigkeiten in den Weg wie nur annähernd noch J 7. Sollte sich nicht die Überlieferung, deren metrisches Interesse vielerwärts hervortritt, ganz vor allem an diesem ersten Stück der Sammlung ändernd betätigt haben?

Sonstiges: v. 1 ff. läßt Wil 491 wie die Früheren den zwiefältig gewendeten Vergleich des Goldes zu, nämlich: 1. Glanz, 2. Wert; man sollte doch αἰθόμενον .. νυκτί als abgeschlossenes Bild nehmen und zu ἔξοχα das ἄριστον des

Anfangs ergänzen, dann vermeidet man auch den Pleonasmus διαπρέπει ἔξοχα. 19: ἔθηξε! vgl. θήγειν τὸ φρόνημα, τὰς ψυχάς u. a. 28 ff.: Wil 235, vielmehr κὰβ βροτῶν φάτιν und τέγγει (O 4, 17. 6, 76. J 5, 64). Hinter μῦθοι Komma, ἐπιφέρει τιμάν zum Vorhergehenden; irrig Boehmer „gewinnt Ehre". 35: zu μείων αἰτία vgl. Soph. Tr. 360 ἔγκλημα μικρὸν αἰτίαν τε, also „nichtssagend", „nichtig". 41: χρυσέαισι τ' Sm. 43: δεύτερος Hck. 48: τε nach Wackernagel Schr Jur = σέ? auch 109? 57: ἄταν ὑπεροπλότατος, πατὴρ δ'! 58: τὸν ἀδημονῶν! 59: ἀπάλαμος („ratlos" Il. 5, 597) βίον τοῦτον ἐπμεδόμοχθον, d. h. das Leben ist leidvoll, Tantalos aber wurde zum halben Dutzend (vgl. τρισκακοδαίμων Hy Gu u. a., neuerdings auch Schr (N. Jahrbb. 51, 129) das siebente Stück aufgebürdet. Wil 236[2] verzweifelt. 76: Wie kommt Rumpel zur Gleichung πεδάω= occido an drei Stellen? Auch die Idee, der Eleer möge vom Gott im Kampfe „gehindert" werden, wäre irrig. Festhalten soll er ihn an Ort und Stelle, damit Pelops ihn nach der langen Reise noch vorfindet. 80: ματῆρας Bg Boehmer Chr. 82: τί wie frühere auch Chr, Gegensatz ἀλλά wie P 10 init. Man würdige Ms. adn. cr. p. 8. 88 f.: ἑλὼν δ' . . . συνεύναν ἔτεκε (Bg, zustimmig Ms a. O. p. 9) . . . τεθαλότας (Sw Ht) υἱούς. 107: ἑκὼν τοῦτο κῦδος! Apollon ist der θεός. Vgl. O 6, 21. 11, 9. 108: τά συ λίποις! 112: „zum Heldenkampf". 113: ἐν? 115: πολλόν! Zu τοσσάδε vergleicht Garrood Class. Quart. 1916 Plato Apol. 19 C τοσαύτας und übersetzt „immer wieder".

Boehmer, Siz Oden 1891, der von B 5 nur das fr. 6 Bg kannte, hat die Ode Pindars mit Recht in Hierons Palast verlegt (Wil 233 allzu handgreiflich als Harfensolo), die des B. irrig in einen Tempel; B 5 war für die Öffentlichkeit geeignet und bestimmt. Also Wettbewerb?? Fraccaroli Riv. 1898 setzt O 1 um 4 Jahre später als B 5 und meint, P. zeige 18—23 „nachträglich", wie er das Motiv B 5, 37—48 würde behandelt haben.

Inhaltlich überragt Pindars Sang den ein paar Takte längeren keischen bei weitem. Bei B. ein hymnischer Teil von vier Strophen, ein anderer von zwei Strophen hinten (worin doch nur die Strophe vom Adler hervorsticht, ohne daß man, wie es geschehen ist, kurze Adlervergleiche bei P. damit zusammenstellen und B. den Vorzug geben darf); dazwischen der Mythos in gleichmäßig breiter epischer Ausführlichkeit. Dagegen bei P. der fast überreiche Eingang von der Pracht des olympischen Sieges, die Dichterrunde an der königlichen Tafel, das edle Rennpferd, Pelops mit seinen elfenbeinernen Schultern als Poseidons Liebling, seine Entrückung und das Gerede der Nachbarschaft, Schuld und Strafe des Tantalos, Pelops wieder auf Erden, die Nacht an der Ägeis, Kampf und Ehe, Grab und Festspiele, schließlich des Königs Erfolge: welcher Reichtum der Dichtung!

Schwierig ist festzustellen, warum Tantalos dazwischengeworfen wird. Daß er eine Folie von starker Wirkung für das Glück des Poseidon-Lieblings sei, genügt mir nicht; dafür wird er allzu nachdrücklich ge-

zeichnet. Auch beachte man, wie genau die Darstellung der des Ixion P 2 entspricht, als wäre es eine Wiederholung: P 2, 53 ~ O 1, 53. P 2, 26 ~ O 1, 55 f. P 2, 30 ~ O 1, 56 f. P 2, 39 ~ O 1, 57. (Beiläufig auch Ähnlichkeiten P 2, 69 ~ O 1, 101 und P 2, 12 ~ O 1, 72 f.) Indessen Polyzelos, den ich P 2 gezeichnet finde, war doch inzwischen mit Hieron versöhnt! Aber eine andere Gruppe setzt den Kampf auf derselben Linie fort, und zwar nach schol. O 2, 173 d „gegen Theron wegen Hierons Verschwägerung" (was Bö expl. 119 willkürlich geändert hat): die Neffen Theron's Kapys und Hippokrates, εὐεργηθέντες wie Tantalos, dann (sei es vor oder nach O 1) niedergezwungen bei Himera, das von Theron bestraft wurde, anscheinend ihr Stützpunkt, und schließlich auf Καμικός unweit Akragas sich festsetzend, vermutlich dieselben, deren Clique in O 2 von 476 als μάργοι ἄνδρες usw. bezeichnet wird. Es ist ersichtlich, wie eine dem Ixionbild entsprechende Tantalos-Darstellung in O 1 ihren Platz fand. Daß auch P. von ant. γ′ ab jene κηδεία Hieron's ins Auge faßt wie B. mit seinem Herakles-Meleagros-Deianeira-Mythos, wird ebenfalls einleuchten.

An den olympischen Sieg von 476 schließt sich noch ein Lied des B., Körte Hermes 53, 113 f. Es liegt doch wohl auf der Hand, das Symposion in Aitna, wozu das Lied bestimmt war, unmittelbar anzuschließen. Über πέμπειν oben S. 153, „476 sicher auf Keos" war B. also nicht ;Aitnas Gründungszeit aber steht nun hiermit fest, während laut schol. O 1, 35 a (Wil 232 [3]) Didymos und Aristonikos (nebst Diodoros) gegen Apollodoros standen, wobei auch noch N 9 in Betracht kommen kann (worüber ich an dieser Stelle hinweggehe). Körte meint, sicher sei die metrische Form, fügt aber v. 2 —◡—— zu, indem er v. 14 für maßgebend hält; indessen eurhythmisch stellt sich 34. 232. 34 heraus, und v. 14 ist hinter Διός Versschluß anzusetzen, während v. 2 μέλλω τὸ νῦν genügt und in der Antistrophe ὕμνησα στόλον zu lesen sein wird. Mit letztgenannter Änderung vermeide ich, daß B. „aus der Konstruktion fällt" (Körte), und wir erhalten zugleich in στόλον ποσσὶ λαιψηροῖς Φερενίκου (sic!) das erforderliche erste Glied zu ἐπ' Ἀλφεῷ τε νίκαν. Zu στόλος vgl. B 5, 46 f. Maas BPhW 1919 fordert statt παύσω v. 1 κοίμα und (mit Recht) Komma nach εὔκτιτον. „Wieviel sich B. auf sein schönes B 5 zugute tat" (Körte), kann ich aus den Trümmern nicht herausfinden. Ich habe schon für mehr als eine Stelle die Annahme ablehnen müssen, daß B. starkes Selbstbewußtsein äußere; daß er gar schon „485 oder 483" (richtiger 481) B 13 fin. „sehr anspruchsvoll" auftrete, wird unten weiter zu bestreiten sein.

Körtes Ausführungen über die Lebenszeit des B. verlieren damit an Gewicht. Die ἀκμή 468 hat als chronographisch klare Angabe zu gelten (Diels Rh. M. 1876, 12 f.), und das Geburtsjahr muß somit 508 sein. Auch daß

die Verbannung um 458 falle (deshalb dann B 1 und 2 schon 460 oder 462), wäre aus Pindars Eintreten für Keos J 1 oder pae 4 doch wohl nur dann sicher zu folgern, wenn es wahr wäre, daß P. und B. wie Katze und Hund standen.

Mit welchen Eindrücken P. vom sizilischen Hofe heimgekehrt ist, lehrt 474 P 11 μέμφομαι αἶσαν τυραννίδων. Nicht als ob er seine Königsfreundschaft im freien Staat leugnen oder abschwören wollte, sondern wir haben einen Ausdruck ganz natürlicher Empfindung: „es ist doch nicht wonnig leicht, König sein". Des Dichters Gesinnung blieb unverändert.

Von den Hieron-Oden ist außer kleinen Bruchstücken noch P 1 übrig, nur daß hier keine gleichlaufende Leistung von B. vorliegt, der vermutlich von Delphi (B 4) nicht mit nach Sizilien hinübergefahren war zur Deinomenesfeier. Inzwischen ist die Kunde von Hierons schwerem Leiden durchgedrungen, und P. hat zunächst sein Lied P 3 in Syrakus aufgeführt. Dann geht's nach Aitnai. P 1 soll nach Wil nicht einem pythischen Siege (trotz 32 und 59) gelten, sondern von Theben 469 übersandt sein und die Gründung von Aitnai feiern. Schr gibt wenigstens die Siegesfeier zu, bezieht aber das Lied auch auf die Neugründung. Deren Zeit ist für Wil „unsicher"; für Schr „beginnt" die Ausführung 476/75: O 1 „schweige" von Aitnai (oben S. 156), P 2 allerdings mit seinem „Schweigen" falle in dieser Hinsicht als „Brief" nicht ins Gewicht. Vgl. S. 162 zu Körte Hermes 53; Körte bemerkt auch dort „Nicht"-Erwähnung des „höher bewerteten pythischen Sieges mit Viergespann von 478" in jenem fr. 4 von 476. Beiläufig kommt für Schr das Ergebnis heraus, daß in 474 folgende Oden fallen sollen: P 11. 9. / P 3. O 10. N 9. / N. 4 — was unmöglich ist, wenn ein von mir anderswo zu begründendes Gesetz gilt, daß bei jedwedem Feste der Dichter durchaus nur einem einzigen κύριος sich verschrieb und diesem ganz, P 11 + 9 für die thebanischen Aigiden also mit der Hieron-Ode P 3, sodann N 9 mit dem Aeginetenliede N 4 collidieren würde. Wil 276 setzt obendrein auch N 3 in 474 („oder 472", Ref. 463).

Ich gebe zu, daß in P 1 der Sieg nur nebenher herauskommt; dies aber geschieht 1. weil der Prinz eingesegnet werden soll 58 ff.; 2. weil Hieron selber als schwer erkrankt dem Philoktet gleicht 50 ff. Dieser Schmerz, dem in Syrakus P 3 gewidmet war, durchdringt die erste Hälfte des Liedes, ist aber von der Dichtung so ganz überwunden, daß man ihn bis zum Ende der str. 8 meist nicht herausgehört hat. Hier aber liegt deshalb das Vergleichsmoment mit B 3. Inwiefern hier Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben" und ähnliche Stücke zum Vergleich heranzuziehen sind, sei eingehenderer Ausführung vorbehalten; wir bleiben vorläufig kurz bei Gerhard Hauptmanns Vers „Und immer müssen die Saiten schweigen im Atem des Weltwehs".

Ein wenig Ahnung von unserm bisher ungenügenden Verständnis des berühmten Eingangs, der mehr das Gefühl ergriffen und fasziniert als die ruhige Erörterung des Verstandes gefunden hat (Schr zu 1—28: „Diese Schönheiten bedürfen keines Kommentars"), zeigt Krause, Phil. 1918, S. 237, dringt aber nicht recht vor. Dessen „Mißdeutung" von ἀοιδοί 3 weist Wil 298 [3] zwar triftig ab, indem er „die Musik auf Erden den Takt und Ton aufnehmen" läßt; aber auch er sieht „himmlische Musik" in „Götterversammlung" ausgemalt wie Schr u. a. Schon F. A. Wolf hatte (was wir jetzt aus Humboldts Ges. Schr. VIII z. St. wissen) gefragt, wo denn den Musen die Harfe so beigelegt werde, daß sie sie spielen. Man hat dem Worte σύνδικον v. 2 eine ganz abgelegene, kaum gesicherte und ebenso banale Bedeutung gegeben, während es vollwichtig ausspricht, die Phorminx, des Erdendichters Besitz, sei Rechtsbevollmächtigte Apolls und der Musen, und mit höchstem Nachdruck wird von ihr gesagt, daß sie in ihrer „Erschütterung" Festesfreude weckt. Weiterhin malt man gewöhnlich als Erfolg der vermeintlich himmlischen Musik eine eingelullte Götterversammlung, wenn auch vielleicht mancher mit Gurlitt S. 6, der den Ausdruck „wollüstige Indolenz" gebraucht, hiervon etwas abdingen will (auch was Wolf über κώματι sagt, gehört hierher; an diesem unmöglichen Wort gehen Wil und Schr vorüber). Zu allerletzt aber (und als Höhepunkt) tritt dann der banale Satz hin: „Geschosse der Musen entzücken den Sinn der Götter innerhalb der Weisheit . . . der Musen". Die Summa soll nach Schr zu v. 13 sein, daß die Empfänglichkeit für Musik eine Liebesgabe des Zeus ist, und auch Ares gehört so zu diesen Zeuslieblingen. Endlich als „Dionysisches Gegenstück" jener Himmelsmusik von P 1 wird (Schr Sokr 1919, S. 141 f. unter Zustimmung von Wil 341 und Körte Archiv f. Papyrusfr. 1924, S. 225 ff.) der sog. Dithyrambos Kerberos hingestellt, wo sogar (Schr zu P 1, 11) ein etymologisches Wortspiel mit κῆλα vorliegen soll; der Dithyrambos wird auch flugs hiernach datiert.

Meine Einwendungen folgen dem Weg zurück, ohne bei dem sehr gewagten Anschluß von fr. 81 (Wil 344 nach Schr) zu verweilen. Der Wortlaut des Kerberos suppl. Schr rechtfertigt scheinbar den Gedanken an Himmelsmusik durch den überlieferten Nominativ Οὐρανίδαι; aber schon Wil findet die Rückkehr zur Erde ep. v. 5 „ganz unvermittelt", und die vermißte Einführung der Himmlischen vor 7 deckt er mit der Lückenhaftigkeit (die doch winzig ist) und der unverständlichen Annahme, es müsse etwas über der Zeile nachgetragen gewesen sein. Ich bleibe demgegenüber von Anfang bis zum Rest auf der Erde, ergänze 5 ἀνάγονται (B 3, 46) und lese κύκλοισι, νέαν δ' ἀνάγοντ' εἰδότες / οἷαν (J 5, 62) Βρομίου τελετάν. καὶ παρὰ σκᾶπτον Διὸς Οὐρανίδα / ἐν μεγάροις ἵσταντι. Mit μεγάροις wird noch einmal die Erdenwelt betont

vgl. πύλαι 4; auch Fackeln, rufende Tänzerinnen, Tiere gehören doch eher zur irdischen Feier als auf den Olymp. Weiter schreibe ich 9 ῥόμβος, das σχῆμα Πινδαρικόν ablehnend (S. 178 zu Frgm. Athen), folge 13 dem alten Bergkschen Vorschlage μανίᾳ (Singular!) ἀλαλᾷ τε (wozu ῥιψαύχενι gehört, nicht zum Getümmel) σύν τε κλόνῳ (Einfügung τε auch aus metrischem Grunde) und bezweifle nunmehr auch die Richtigkeit des Plurals 12, vielmehr ἐρίγδουπος στοναχά. Es liegt folgende Eurythmie vor: XIV. 9. 8. XI. 9. XIV*. XI. 8* 4 ε.

Die Schilderung in P 1 handelt, wie aus 13 hervorgeht, von der Wirkung der (ich sage nochmals deutlich: irdischen) Musik auf Gottgeliebte (Hieron). Das Wort κῆλα im abschließenden Satze (Höhepunkt!) bedeutet etwas anderes als βέλη. Bei Homer sind es Götterpfeile, welche Seuchen usw. bringen (corpora „percellentes" Chr z. St.), Pfeil-„Spitzen" nach Curtius Et. [5] 149, wo richtig κῆλα δαιμόνων (NB! nicht θεῶν) verbunden wird. „Auch die Pfeile der Dämonen werden zum Entzücken im Rahmen apollinischer Weisheit", damit ist der Einsatz der Ode abschließend wieder erreicht. Nun verstehen wir auch das Beiwort βαθυκόλπων, nämlich im Sinn von Aesch. Sept. 848 Schütz. Ares aber ἰαίνει (aktivisch, nicht medial!) καρδίαν καύματι (man denke an μάχη καύστειρα bei Homer): „aufgelöst in zarter Wechselliebe" usw. Mit γάρ 10, worum sich die hergebrachte Auslegung gar nicht kümmert, werden Krieg und Schmerz unterstellt (Erkenntnisgrund) dem alles bringenden Zeusadler, der hier keineswegs bloßes Emblem ist, sondern als „blitztragender Sturmvogel" gesehen wird, wie es in Abr. Moores dichterischer Wiedergabe (einzig und richtig) heißt: „The Feather'd King forgets his awful ministry". Nun meinen wir auch das Beiwort ὑγρός zu verstehen, wofür man „schmiegsam" oder „rasch" oder sonst etwas beliebt hat: er ist noch feucht vom Flug und jetzt so still. Was aber vorher vom Blitz gesagt wird („Lanzenwerfer ewigen Feuers", F. A. Wolf „spitzige" Flamme), gehört zum unvollendeten Anfangssatz von der goldenen Phorminx: fulgura frangis. Turmhoch überragt P. den ionischen Dichter von B 3.

P 1 Eurythmie str. 4 π 545*, 6. 55. 6. 54*5. — ep. 4*4. 538. 525. 583. 4*4. Siehe die Erörterung oben unter „Eurythmie" S. 145.

Sonstiges zu P 1. — 15 ff.: Über Typhos hat Teipel 1922 zu Münster i. W. eine Dissertation verfaßt, deren Auszug mir vorliegt; ich fürchte, sie ist durch Joh. Schmidt bei Roscher 1924 überholt. Zur pindarischen Darstellung des Mythos gehören fr. 91—93. Ischia wird unter dichterischem Namen Inarime dem Arimerlande angeglichen. Der Gefesselte ist nicht auf dem Bauch liegend (F. A. Wolf) zu denken; 28 stachelt ihn (JHH Schmidt Syn. 4, 235) das harte Lager, und so bläst er Feuer heraus; Tartaros ist augenscheinlich für den Dichter nicht begrenzt lokalisiert; auch v. 25 ʼΑφαίστοιο preßt Verf. zu sehr, findet daher „Kompositionsfehler". Wortlaut 19 ff. sollte übrigens sein Σικελίας

τ' αὐτοῦ πιέζει στέρνα λαχνάεντα κίων / οὐρανία συνεχὴς νιφόεσσ' Αἴτνα πανετὴς χίονος ὀξείας τιθήνα. Für Pindars Verhältnis zu der Dichtung des Aischylos kommt nicht 476, sondern 470 in Betracht; aus dem Auszug geht nicht hervor, ob Teipel sich auch mit Christ bay. Ges. d. W. 1888 349 ff. auseinandergesetzt hat. Dies führt mich auf Christs Meinung, in einem Punkte sei P. weniger glücklich gewesen, nämlich darin, daß er sich die ποταμοί im Innern des Berges gedacht habe. Auch für Schr sind ποταμοί = παγαί. Indes man darf verstehen: „Flüsse von Rauch ergießen tagsüber ihren rußigen Strom."

24: κυλινδομένας Thiersch. 26: παρεόντων „als ginge vorher παρεοῖσι" Schr. Warum steht dies dort nicht? Wie fade ist der Zusatz, einerlei ob der Dichter selber „dabei war" oder nicht! Ich denke, der Gegensatz besteht zwischen προσιδέσθαι und ἀκοῦσαι, nämlich θαῦμα δὲ καππρορεόντων. 28: καππετόν! 34: ἐρχομένοις mit Sm! 39: Δάλῳ . . . Παρνασοῦ τε κράνᾳ/Κασταλίᾳ, φιλέων (O 6, 102) ἐθέλοις ταγόν τε νόῳ τιθέμεν εὔανδρόν τε χώραν? Wil εὐανδροῦν, Schr τιθέμεν zeugmatisch. Wie hohl ist ταῦτα! 41: μαχανατᾶν ταῖς! 44 f.: Weitwurf und Zielwurf durcheinander? 46: κὰκ κτεάνων δόσιν vgl. oben B 3 S. 155. 47: Wie kann Hieron, als der Sieg am Himeras errungen wurde (ἄνιχ' . . . 48), ἐν πολέμοισι μάχαις beigewohnt haben? Sachentsprechend wäre ἐμβολίμοισι. 48: Sollen wir wirklich, statt εὑρίσκοντο allgemein zu fassen, das bestimmte Subjekt Deinomenes-Söhne ergänzen? ebenso 80. 49: δρέπεν? 51: ἐστρατεύθη Kriegstat am Akragas Gaspar Wil Schr; für mich zog Philoktet in den Krieg, Hieron bzw. seine Pferde in den pythischen Wettkampf (O 8, 58). σὺν δ' ἀνάγκᾳ Hm ἐς Ref σιφλόν Schdt, Hiat oben bei Maas! 52: μεγαλάνωρ = Thrasydaios Schr, ein Unbekannter Wil, für mich gilt lediglich die troische Sage, also Odysseus. Warum alles in die Gegenwart übersetzen? 52: μεταναξοντας Bg. 55: μοιρίδιος ἴς! 56: θεός einsilbig und kurz „mag einstweilen bleiben" Schr. Oder τις?

68: Seltsam „er selber sitzt noch zu Hause und meditiert" „wie P 9, 73" Schr. 67 ff.: acc. c. inf. Subj. λόγον Schr. Ich vermute δίδοι ῥαίνειν. 69: ἀγητήρ = Hieron Schr. Ich denke an Chromios. 70: δᾶμον τ' ἐπαίρων! 75: Warum hat man seit Bö Kuhns ἀρύομαι verworfen? 'Αθαναίων μισθόν Liedeswonne als Lohn für die Athener. 77: ἐρέω mss! ἄρα Wil Flickwort. 78: τᾷ χαμαὶ Μῆδοι κάμον? 79 f.: muß Überleitung zur 4. Triade abgeben. Nach Wil ist an dem „Unverständnis" dieser Triade Pindar selber schuld. Wie Selbstanrede und Ermahnung des Prinzen angeblich durcheinander spielt, darüber lese man Wil 302 f. nach. Vielmehr ist die durchaus erforderliche Anrede des Prinzen in 79 Δεινομένεος zu suchen, und dort ist außerdem nicht in Ordnung 1. die Fortsetzung der Sätze ἀρύομαι und ἐρέω in τελέσαις, 2. das Verhältnis des τελέσαις zu ἐδέξαντο: wie kann man Siegern einen Hymnus „zahlen", „zollen", den sie schon empfingen? Soll aber τελέσαι „vollenden" bedeuten, so entsteht die Frage, ob P. lückenhafte Hymnen ausbessert. Vielmehr wer die früheren Lieder zu vollenden berufen ist, das ist der einzusegnende, hier anzuredende Prinz, womit zugleich die Überleitung von den Siegestaten zur 4. Triade beschafft wird. Also „den Himerashymnos" παίδεσσιν (für die Nachkommen) Δεινόμενες, τελέσαι vollende Deinomenes du! 81: πολλῶν zu καιρός coll. N 1, 15. 3, 65. O 2, 60. Alte Siege rühmen, doch so, daß nicht der κόρος den Blick

in die Zukunft trübt und gleichzeitig 84 den Sinn der Mitbürger ἀκοᾷ κρυφίῳ beschwert. Jedenfalls 86 μὴ παρίει καλά (was Schr auf Adelsethik deutet). 88: ἀμφοτέροις Neutrum = in utramque partem Schr. Nicht etwa richtiger „mit beiden (Augen)"? 92: Pearson in Class. Quarterly (unter einer Reihe lesenswerter Vermutungen) ἐκτράπλοις, auch P 4, 105. 95: γόων! 97: κοινωνίᾳ μαλθακᾷ παίδων τ'?

Wollte ich nun ausführen, wie wenig Grund zu jener neuerdings verbreiteten Annahme vorliegt, daß der Schluß von P 1 dem Dichter vom König böse verdacht und deshalb nicht er, sondern B. zur Feier 468 berufen sei, so würden wir auf den Anfang meiner Darlegungen in diesem Kapitel zurückgeworfen.

* * *

Übersetzungen.

In diesem Zwischenstück führe ich Übersetzungen vor, weil der Leser, der soeben an den Hieron-Oden einen Ausschnitt des heutigen Zustandes genau nachgeprüft hat, an demselben Stoff die Art einiger neuen Übersetzungen mit mir nachprüfen wird. Um festzustellen, inwieweit sie „Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft" bezeichnen, vergleiche ich sie mit zwei älteren, die vor mehr als einem Jahrhundert entstanden sind. Ich stelle neben die in (gewählter) Prosa verfaßte von Dornseiff (Inselverlag 1921) die Übersetzung von Johannes Gurlitt; neben die von Mittler und Bogner (Propyläenverlag o. J.) mit ihren freien, aber in sich gebundenen Strophen die unsers Wilh. v. Humboldt.

Do hat, wie nicht zu verwundern, engen Anschluß an Wil und Schr gesucht; aber auch bei MB, die sich als mehr denn Bloß-Philologen vorstellen, ist die Kenntnis dieser philologischen Arbeiten zu spüren. Jener hat die Zeitfolge der Lieder eingehalten, die Wil (und nicht sehr abweichend, aber schwankend Schr) gegeben hatte; ich glaube zu meiner Freude zu sehen, daß trotz allem die Anzahl der starken Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen und meiner heutigen Auffassung ziemlich zusammengeschmolzen ist: es sind in vorliegendem Bericht einige Differenzen berührt, hauptsächlich aber kommen N 10 (463?) J 3 (476?) J 6 (457?) gemeinsam in Frage, die ich in die Jugend des P., zwischen 498 und 490, rücke.

Die neuen Übersetzungen tragen durchweg keine Lösung der überall im Wege liegenden alten Wirrsale vor; ich führe mit Mommsens Verszählung die Stellen der Hieron-Oden an: P I 12. 22. 36. 40. 65. 67 f. 84. 88. P II 17. 32. 36. 56. 58. 63. 66. 70. 72. 75 ff. 78. 79 ff. 82. 90. P III 27. 28. 29. O I 30. 49 f. 115. Wir sind also trotz der hundert Jahre nicht wesentlich weiter. Mußte man bei den beiden älteren außer-

dem als willkürlich oder irrig bezeichnen Hu P 1, 24 „Tiefe", 2, 32 „den Erdgeborenen verspritzte", Gu P 2, 25 „lernte er sie", 28 „Frevel", 96 „qualvoll', P 3, 16 „gehen zum Mahle", sowie etwa auch 3, 75 Komparativ als Steigerung statt Vergleichung, — so finde ich bei Do P 1, 24 „Boden", 29 „sei es ein Wohlgefallen", 2, 33 „Erhabenes bergend", 70 „zulieb" (auch MB); für MB, wo die Anstöße sich häufen (darunter vielleicht drei Druckfehler), bezeichne ich nur die Stellen: P I 5. 9. 15. 20. 28. 31. 50. 58. 62. 67. 70. 73. 78. 80. 81. 84. P II 11. 17. 32. 34. 36. 68. 82. 90. P III 27. Je nach dem gewählten freien Maß haben MB allerlei Breiten, besonders in P 2; andererseits bemühen sie sich um bezeichnende volkstümliche Wendungen wie P 2, 28 „stach ihn", „rülpst", „verfängt". Absichtlich scheiden sie eine Menge mythischer Namen aus, an denen der Leser ohne Kommentar stocken würde, und setzen dafür Andeutungen allgemeiner Art. An zwei Stellen aber scheinen mir die ahnungsvollen Nichtphilologen wirklich das Bessere getroffen zu haben, nämlich P 2, 58 „Heer" statt „Volk" (denn seit dem gelonischen Testament schlug die Militärfrage Wogen) und O 1, 30 „versüßt" (meine obige Vermutung τέγγει). Die von Bogner übersetzten Sachen sind neben den Stücken seines inmitten der Arbeit verstorbenen Freundes schwungloser, manchmal kahl.

In größeres Ausmaß wachsen die gegen diese neueren Übersetzungen vorzutragenden Bedenken, wenn wir der Ansicht sind, daß dieForschung bei den wenigsten Oden die tatsächliche Lage, Stimmung, dichterische Idee klar herausgearbeitet hat, und danach erst kann doch die Tonart — und die Logik — der Übersetzung angesetzt werden. Ich schweige völlig vom pindarischen Stil, dem unübersetzlichen: Puech XXIX (siehe S. 170) nennt ihn „une creation perpétuelle et éblouissante" und verzweifelt nahezu an der Aufgabe des Übersetzers überhaupt. „J'avoue", sagt er, „que j'ai longtemps pensé a faire simplement réimprimer la traduction de Boissonade (Hachette 1876) qui n'est pas assez connue, mais jouit auprès de ceux qui la connaissent d'une estime méritée"; nur der Plan jener Collection des universités de France bindet den französischen Gelehrten. Sollten wir in Deutschland nicht ebenso denken?

Noch bedenklicher aber war der Versuch, uns die Übersetzung Hölderlins zuzumuten. Hellingrath, der sich redlich darum bemüht hat, will uns in seiner Münchener Dissertation 1910 überzeugen, daß wegen der „Dunkelheit und gewaltsamen Härte" Pindars eine treue Übersetzung „schwer zugänglich" sein müsse und „weit abliegend von der gewohnten Weichheit und Verständigkeit deutscher Dichtungen". Ich setze einen einzigen, textlich anstoßfreien Satzteil aus P 3 nach Hölderlin als Beispiel her: „als welcher / Er aufzog vormals / den Künst-

ler der Schmerzlosigkeit / den freundlichen der starkgegliederten Asklepios, / den Heroen, der vielgenährten Bezwinger der Seuchen“. Ein Mehreres ist zugänglich in N. Jahrbb. 1926, 687 ff. Die vielen krassen Fehler bei Hölderlin verheimlicht Hellingrath nicht, möchte sie aber mit dem Mantel seiner Liebe decken.

Wer dennoch an Verdeutschungen hängt, nehme das ganz einfache S k o l i o n f r. 124 in die Hand, über welches ich hier einige Bemerkungen einflechten möchte. Dornseiff übersetzt: „O Thrasybulos, diesen Karren voll Liebesgesänge / sende ich dir zum Nachtisch. In eurer Mitte mag er / den Mitzechern süß sein und für Dionysos Frucht / und die athenischen Krüge ein Sporn. / Wenn der Menschen kummervolle Sorgen entweichen / aus der Brust und im Meer eines Reichtums voll Gold / wir alle gleichermaßen heimkehren an ein Lügengestade — / Wer mittellos war, ist im Überfluß jetzt, und die nicht reich sind ... / da wächst der Mut, von Rebenpfeilen bezwungen“ [folgt noch ein Anhängsel]. Bogner dagegen: „O Thrasybul, diesen Wagen voll Liebeslieder / schicke als Nachtisch ich zu dir. / Im Kreise sitzt ihr, da sei er süß / den Zechern, für des Weingotts Frucht // und für die athenischen Krüge ein Stachel, lockend! / Weg aus der Brust ist die matte Müh' / der Menschen; und in dem großen Meer / der Fülle, die von Gold glänzt, // schwimmen wir alle zurück an des Wahnes Küste. / Und wer verarmt war, ist jetzt reich ... / ... Sie erheben das Herz, bezwungen vom Pfeil der Rebe.“

Bogner ist der richtigen Fassung von Blaß gefolgt, so daß das Anhängsel vom τρωγάλιον nicht zugelassen ist; Blaß aber hätte den letzten Vers noch enger anschließen sollen, etwa so: ἐσεπαέξονται φρένας ἀμπελόεσιν τόξοις δαμέντες. Außerdem ersetze ich καί vor Διωνύσοιο durch κάδ: von κέντρον κυλίκεσσιν kann man sprechen, nicht aber von κέντρον Διωνύσοιο κάρπῳ. Statt Bergks Änderung in fr. 218 fordert Wil 140[2] einfacher ἴσαν νέομεν. Endlich ist μεταδόρπιον wohl zum Folgenden zu ziehen (noch anders Goram Phil. 14, 482). Unter den pluralischen πλουτέοντες verstehe ich Thrasybulos allein, πλοῦτος wie bei Gurlitt zu O 2, 10.

Dornseiff wagt den Anschluß dieses leichten Liedes an O 2 und mehrere Threnosbruchstücke, wobei die athenischen Becher erst nach Akragas verfahren sein müssen; richtiger ist die unmittelbare Verbindung mit P 6 (wegen 52 ff.), nur daß Wil das Trinklied, „nach dem gemeinsamen Symposion von 490“ ansetzt und Körte Hermes 53 meint, die Verse in P 6 hätten „den Wunsch nach einem sympotischen Liede geweckt“. Der Wortlaut in P 6 ergibt indessen, daß der sympotische Umgang vorher stattfand, kurz vorher, und zwar wohl in Athen selbst; mit andern Worten, wir müssen Pindars Studium in Athen und das des späteren Prinzen (σοφός von P 6, 49 und J 2, 12) kurz vor 490 rücken, dagegen P 10 (und ein paar andere Lieder) als Erzeugnis der thebanischen Unterweisung betrachten. Wil läßt die gewöhnliche Meinung bestehen, daß die athenische Lehrzeit vor 500 falle. Er gibt 89 selber zu, daß der Aufenthalt des Thebaners im damals feindlichen Athen „zuerst ganz unglaublich erscheinen will“; auch stehen ja die ersten Epinikien (natürlich von 498 ab) völlig unter thebanischer Kritik. Warum die Überlieferung betr. Korinna mit Wil 113

zur Seite schieben und deswegen die einschlägigen Oden J 3. 6. N 10 in späte Zeit datieren?

Bei so leicht beschwingten Gedichten sollte man sich nicht scheuen, wörtlichste Übersetzung mit modernem Reim zu vereinigen: „Zu Bechern in Athen. Bringe eine Fuhr von Liedesgrüßen / lieber Thrasybul! dir dar / bei des Dionysos Frucht zur süßen / Nachkost unserer Schar, // Sporn auch für athenische Pokale, / wann der Erdgebreste Mühn / aus dem Busen weichen und wir alle / an Trug-Ufer ziehn, // wo uns Meere goldner Wonnen winken, / Bettlern Schätze königgleich / und wo Hohe noch höhere Weihen trinken / zahm im Rebenreich!

Mit weitergehender Absicht habe ich diese Fassung hergesetzt, nämlich um nochmals zum Vergleich mit B fr. 20 anzuregen, das von Geibel im Klassischen Liederbuch bereits übersetzt war; der Papyrus hat als Neues nur den „Zwanzigsten" einleitungsweise hinzugebracht. Die neuesten Urteile lauten: P. und B. als Nebenbuhler auch am Hof des Amyntas Wil Körte. — B. verdient den Vorzug Chr-Schmid Maas Körte. — P. schwerer und trockener Körte. — B. gibt eine „gefällige Verbreiterung" Wil; „hatte nicht die frische Kraft, ein Trinklied ganz aus eigenem Erleben zu gewinnen" Geffcken. Vgl. auch Maas BPhV 1917, 81 ff.

Inzwischen noch etwas von Übersetzungen in fremden Ländern, nämlich aus der Feder von zwei namhaften Gelehrten: Sandys und Puech.

Die englische ist nicht in meine Hände gekommen. Es wird darüber berichtet, daß sie sich in dem beschränkten Rahmen der ed. Loeb bewegt, aber manchem willkommener ist als die von dichterischem Hauch bewegte des Abr. Moore 1852. Auch die bereits S. 168 erwähnte des Pariser Graezisten Aimé Puech habe ich nicht gesehen, wohl aber die vorausgehenden Bände 1—4 (1922 f.). Sie bieten eine Ausgabe der Oden und Fragmente nebst Einleitungen, denen man den wohltuenden Einfluß von Alfred Croiset (Jahresb. 1885, 54—58) anmerkt.

Voran geht eine allgemeine Einleitung von 29 Seiten, dazu noch 6 Seiten über die Epinikien bei „Olympischen Oden", und wieder vor den einzelnen Festliedersammlungen Vorbemerkungen über die Spiele sowie eine Gesamtübersicht der vorhandenen Lieder. Vor jeder Ode läßt sich Vf. über Datum, Aufbau, Metrum aus (Metrum unter Nachwirkung von Weil). Die Texte sind begleitet von einer knappen varia lectio, der man den Blick für die hervorstechenden Schwierigkeiten anmerkt. Alles mit französischer netteté. Wil und Schr, deren Einfluß man wesentlich spürt, werden doch nicht ohne kritisches Urteil beachtet. Die Collationen Mommsens rühmt Puech; für Parisin. V hat er — nicht ohne allen Grund — mehr als Lokalinteresse, aber der Vermerk zu O 7, 90 (86 Puech) betr. Ms und Schr trifft nicht zu. Warum nimmt Puech S. 112 die Ode O 9 nicht als pythische, sondern setzt einen „délai"? Und sollten wirklich O 10 und 11 „simultanément" für dieselbe lokrische Festfeier bestimmt sein? Für O 5 hält Puech zu meiner Genugtuung die Echtheit

fest, dagegen soll O 4 schon 456 fallen. Für P 1 wird die Vormundschaft des Chromios nicht mehr zugelassen, sondern der Prinz „sous la suzeraineté directe de son père" gestellt, wie denn auch die wunderliche Beziehung des Schlusses auf Hieron gegeben wird. Für die sogenannten Digressionen in P 9 und 11 glaube ich Puech auf dem rechten Wege zu sehen, dagegen hinsichtlich jener Mythen bleibt er bei dem Ignoramus. Die Durchsicht der Bände Nemeen und Isthmien bot mir weniger Anregung; man merkt, wie es gerade da an eindringenden Vorarbeiten mangelt. Um die Fragmente gestaltet sich die varia lectio naturgemäß reicher, mehrere verraten auch selbständigere Eingriffe des Herausgebers.

* * *

Die Söhne Lampon's.

Mit fr. 124 ~ B fr. 20 sind wir soeben zum Hauptvorwurf zurückgekehrt.

B 13 ~ N 5 führt uns in die Zeit vor Salamis; beide Dichter begegnen einander bei dem äginetischen Reeder Lampon. Auch J 4 und 5 fallen in diesen Zusammenhang. Wil 168 ff., vorher SBerr 1909.

Wieviel Siege sind errungen und wo? die bezüglichen Stellen sind sämtlich voll Schwierigkeiten: N 5, 40 ff. J 4, 15 ff. J 5, 57 ff.

J 4, 15 διπλόα ἀρετά ist etwas anderes als δύο ἀρεταί. Das bestätigt, wenn es noch nötig wäre, N 5, 52 πύκταν τέ νιν καὶ παγκρατίῳ ... ἑλεῖν 'Επιδαύρῳ διπλόαν / νικῶντ' ἀρετάν. Was J 3, 88 f. gesagt wird und zwar ebenfalls von einem Pankratiasten, liegt dem nicht im Wege: der frühere Knabensieg ließ sich recht gut als „dritter" zu dem Doppelsieg addieren. So etwa schon L. Schmidt 146; nur hätte er beim Faustkampfsieg wie N 5, 52 bleiben sollen, statt aus J 4, 8 auf einen seitab liegenden Sieg im Lauf zu schließen. Immerhin muß auch J 4 die διπλόα ἀρετά doppelt gezählt werden. Deshalb kann ich Bergks Vorschlag J 5, 61 durch ein Komma (!) anderen Sinn herauszubringen nicht billigen, noch weniger aber Christs Meinung, der Dichter habe sich mit τάς δ' statt τάν δ' eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen. Es muß also bei drei isthmischen und zwei nemeischen Erfolgen bleiben, wovon zwei isthmische (διπλόα) auf Phylakidas, ein nemeischer (N 5) auf Pytheas fällt, also für Euthymenes ein isthmischer und ein nemeischer übrig bleibt. Damit ist scheinbar auch die bestechende Vermutung von Schwartz N 5, 41 Αἰγίναθε δίς bestätigt; aber meine Bedenken dagegen sind nur gestärkt durch Maas I 28, dessen Folgerungen betr. „äginetische" Siege ich allerdings nicht mitmache. Passender ist doch wohl Αἰγίνας θάλος, zugleich als Vorbereitung der Wendung κείνου (Pelei) ὁμόσπορον ἔθνος. Von den beiden Siegen des Euthymenes ist der isthmische für v. 40 f. passend, weil der Dichter soeben 37—39 bei den

isthmischen Kämpfen angekommen war; der nemeische, weil Pytheas 43 f. ihm in Nemea folgte.

In J 5, wo Euthymenes zurücktritt, verstehen wir das δεύτερον v. 2 neben 3 und 5. Aber aus 15 f. wird meine bisherige Stellungnahme bestritten; Wil ist auf diese Verse nicht eingegangen. Ich wiederhole nicht, was alles aus diesen seltsamen Worten mit argen Künsten herausgebracht ist; sie sind eben durch Verderbnis entstellt! Bisher stand fest ein Pankrationsieg des Pytheas zu Nemea und der Doppelerfolg des jüngeren Bruders an den Isthmien. Was an unserer Stelle anscheinend überschießt, steckt in καὶ ἀμφοῖν, Worten, die ja eben den Erklärern hauptsächlich Kopfzerbrechen bereitet haben. Setzen wir dafür καταμνᾷ und dann nach Πυθέα den Artikel τᾶς, so haben wir gerade wieder, was bisher feststand. Zu καταμνᾷ vgl. P 11, 13, auch Eur. Alc. 878.

Noch ist vom μάτρως Euthymenes, Sohn oder Enkel des Themistios, zu sprechen, den Christ zu J 5, 52 (Ms J 4, 46) bei dem Siege des Phylakidas schon gestorben sein läßt („certe“ ?). Der mütterliche Zweig muß besonders tüchtig gewesen sein, und so wird Euthymenes in der für die Familienfeier bestimmten Ode J 5 (im Gegensatz zu der für die Öffentlichkeit gedichteten Ode J 4) neben seine beiden Neffen (Vettern) gerückt; in N 5, 41 ff. tritt er als Vorläufer und Muster des älteren auf. Ja noch mehr. Nach dem Peleusmythos N 5 wird zuerst nicht Pytheas, sondern Euthymenes angeredet. Hierher gehört die Frage, ob das ganze dritte System von N 5 dem Euthymenes oder dem Sieger gilt, auch wenn man von Kaysers Änderung 45 ἐκράτεις absieht. Anders gefragt: wie etwa muß, besonders in 43, der Text gefaßt werden, wenn Pytheas zu seinem Rechte kommen soll? Die Anrede an Euthymenes darf nicht im Handumdrehen verlassen werden, also τεὸς μάτρως steht mit den mss fest; dann aber muß das μετατξας geringwertiger Überlieferung aufgegriffen und etwa mit δὲ καὶ νῦν fortgesetzt werden (ähnlich Wil 169 [3]), auch ist τῷ 44 (mit Ra) empfehlenswert, desgl. 45 ἀεθλοῦντας.

Die zweite Person, immer noch Pytheas bezeichnend (also nicht, wie Wil 170 annimmt, Selbstanrede nicht ohne Schüchternheit) setzt sich 50 f. fort in ἔχεις—δίδοι—φθέγξαι und dem von Wil mit Fug geforderten φέρε. Themistios muß etwas Trübes durchgemacht haben, daher ebenfalls J 5, 65 der Ausdruck ὀρθώσαντες; sein οἶκος ist aber nicht (Wil 169) als identisch mit dem des Lampon zu betrachten, sondern verschwägert. Noch weniger ist mit Maas zu folgern, daß Themistios unter gewissen Bedingungen sich an den Kosten beteiligt habe. Nicht aber mit Themistios klingt das Lied aus, sondern kehrt mit φέρε zum Sieger zurück. Man hat über Schmückung des „Aiakeion“ hin und her verhandelt; ich glaube, daß dieser „Aiakos“ niemand anders ist als der

Vater Lampon. Ähnliche Gleichsetzungen ohne ausdrückliche Bezeichnung des Vergleichs erblicke ich im Aineas O 6, Atlas P 4, Ilas O 10, Alkmaion P 8, Memnon N 6, worüber anderswo.

Noch ist klarzustellen, ob Pytheas, wie man aus dem Schluß von J 4 folgert, seinem Bruder als Lehrer empfohlen wird, einerlei ob man mit L. Schmidt αἰνέω . . . εὐθυπορῆσαι 53 f. dahin auslegt, als „rate" der Dichter, Pytheas solle ohneweiteres auf jenen (unterrichtend) „losgehen", oder ob man (Mezger) den Dichter das „Lob" des älteren Bruders aussprechen läßt, weil er (übend) „dem Phylakidas zunutz den Lauf der Schläge geradeaus ging = mit ihm den rechten Weg einschlug". Ich bemerke dazu: 1. Schmidts Deutung von αἰνέω c. inf. halte ich für richtig, 2. Φυλακίδαν ist ebensogut bezeugt wie Φυλακίδα, jedenfalls besser als Φυλακίδᾳ, 3. mit dem Zusatz νόῳ ἀντίπαλον hat man nichts Rechtes angefangen, 4. εὐθυπορῆσαι kommt in beiden Deutungen schlecht weg. Mir gibt folgende Lesung guten Sinn, und zwar ohne „Unterricht": αἰνέων κἀπ Πυθέαν ἐν γυιοδαμᾶν / Φυλακίδαν πλαγᾶν δρόμῳ εὐθυπορῆσαι / χερσὶ δεξιὸν ποτὶ ἀντίπαλον. Subjekt zu αἰνέων ist μόχθος; der ermunterte den Phylakidas, seinem Bruder Pytheas folgend (wie N 5, 43 dieser dem Euthymenes) stramm draufloszugehen gegen einen tüchtigen Gegner. Wegen des personifizierten μόχθος ist auf 46 ff. zurückzugreifen. „Von der blutigen Schlacht wollen wir schweigen; wenn ich aber mit lieblichem Honig und derartiger Liedesehrung (τοιᾷδε τιμᾷ HtBg oder κἀτ τοιάνδε τιμάν?) den Wettkampfsieger bewillkommne (part.), dann mag, wer das Geschlecht des Kleonikos gründlich kennt, mit mir kämpfen um Siegespreis (ἔργων [sic] ἀέθλοισιν) wie N 5, 19—21. Das lange Bemühen dieser Wackern ist wahrlich nicht seines (Augen-)Lichts beraubt, da es den Phylakidas ermunterte usw." Zwischengeschoben ist letzthin mit οὐδ' (Ms z. St.) ein kurzer, schwieriger Nebensatz: „wie groß auch die Opfer sind, womit (ὁπόσα δαπανᾷ) der μόχθος die Scheu der Hoffnungen (die scheuen Hoffnungen; Wil ὄπιν = ὀπίσω! über Schema Pindaricum S. 178 Fragmente Athen) ängstete". Dieser Satz von Opfern erlaubt nicht (Wil) den Schluß, daß ein olympischer Kampf (J 5, 8 — der sollte erst folgen) erfolglos abgelaufen oder des Xerxeszuges halber nicht unternommen sei. In der abschließenden Selbstanrede aber steht noch etwas von νέον ὕμνον und σύμ-π., was ich nur auf ein gleichzeitiges anderes Lied deuten kann, kein anderes als das im Hause des Vaters vorgetragene J 5.

G e s a m t e r g e b n i s also für Pindars Lamponiden-Oden ist: 1. Euthymenes Pankratiast in Nemea und auf dem Isthmos 483 und 482. 2. Pytheas Pankratiast Nemea 481 N 5. 3. Phylakidas Pankratiast und Faustkämpfer Isthmos 478 J 4 und 5, jenes Lied in der Gemeinde, dieses in der Familie. Wenn Wil SBer 1909, von J 7 ausgehend, den Sieg

des Kleandros 478 gesetzt hat, so bleibe ich vielmehr bei der von Wil 196 gegebenen anderen Möglichkeit für J 7, Näheres vorbehalten. Der Ansatz Wil N 5 auf 485 oder 483 widerspricht dem eigenen Vermerk Wil SBer, daß Athen 487—480 (Ref. 481) auf Aigina übel gelitten war. — Für Bakchylides B 13, ebenfalls 481 an Pytheas, hat Körte Hermes 53 sich bemüht die von Wil 172 [3] hervorgekehrte Schwierigkeit 193 ff. zu ebnen; aber einfacher kommen wir durch, wenn wir ἐπαθρῆσαι στέγει lesen — und dann sehen wir klar, daß 481 B. für das Haus des Lampon, P. für die Gemeinde sang: die letzten Worte B 13 richten das Auge aus dem στέγος auf den λαός (also wieder kein Selbstlob des B.). Ähnlich O 1 in Hierons Palast, B 3 aber öffentlich; ebenso 478 J 5 in Lampons Häuslichkeit (vgl. auch Wil S. 481 Mitte), J 4 aber für die Gemeinde, — B. selber war damals also nicht zur Stelle. P., offenbar Hausfreund (Wil 169), scheint 484 den jüngeren Freund und Kollegen eingeführt zu haben, und dieses paßte gut in die Gesamtlage, weil seine Gemeinschaft mit dem dorischen Dichter sichtlich der soeben angebahnten Verständigung Aiginas mit der jungen ionischen Seemacht Athen entsprach, eine Verbindung, die im Sportwesen der wohlhabende Reeder schon durch den Ringlehrer persönlich darstellte. Indessen wo ist „Konkurrenz" (Wil 172) und „Mund voll nehmen" in 191 ff. („verzweifelte Stelle" Wil)? — Nur beiläufig erwähne ich, daß RhM 1898 auch Blaß über die Zeitfolge der Oden gehandelt hatte.

In N 5 und B 13 sieht Wil 174 bei gleichem Versmaß gegensätzliche Behandlung. Ich finde eurythmisch:

N 5	str. 85. 848. 58	ep.	X 6. 8*. X*6*. 8
B 13	„ 5. 7. 7. 5. 7. 7.	„	5. X. 4. X*. 52 ε
I 4	„ XII*. 5. 3. 5. XII	„	5. 6. 5. 88*. 5. 6. 5
I 5	„ 5 π. 6 X 5. 4. 5 X 6*. 4	„	56. 7. 727. 7. 56

N 5, 5 στεφάνους (ὅτῑ v. 3 oben S. 135). 16 (in τονῄ) ἅπᾶσιν. 30 πῶς. — B 13 str. oben „Eurythmie" S. 144. — J 4 str. v. 3 nach Ms zerlegen! 1 + 2 : 14 ῳ. 33 mit Bg [3]. — J 5 str. 2 + 3 : 28 κατάγε. 6 + 7 : 15 πολιάν θ'.

Ehe ich zusammenfassend den Vergleich zwischen P. und B., vor allem in N 5 und B 13, ziehen kann, ist etwas über Verwertung der Mythen zu sagen. Das Bild der drei für Aigina betenden Jünglinge N 5 ist für Wil 1909 eine Spiegelung der Gebete des Aeginetenchors, für Wil 171 ein Ausdruck für die Verehrung, die P., der wegen seines Neoptolemos angeblich angegriffene, für die Aeakiden stets im Herzen trug. Wieviel durchsichtiger ist es, mit den zwei Brüdern und dem Vetter die drei Beter zusammenzustellen; Euthymenes, der in diesem Vergleich weniger gut weggekommen, wird bald nachher an die Spitze gerückt, zuvor aber der siegreiche Pytheas-Peleus von Apoll und den Musen ge-

feiert, und zwar nicht eigens Keuschheits halber, sondern weil er nach Aeginetenart 33 f. dem Ζεὺς ξένιος Treue hält. In solchem Zusammenhange wird auch 22 καὶ κείνοις wirksam, was Chr auf Peleus allein, andere auf „Peleus und Thetis als Aeakiden" beziehen, Bury sogar auf αἰετοῖς deuten will. Das Verhältnis und der Wert der drei mythischen Jungmannen wird gewürdigt, indem die Musen „auch ihnen freundlichgesinnt" singen, und zwar 25 „in erster Linie" anläßlich der Vermählung den Peleus preisen (πρώτιστον fällt gewiß nicht mit ἀρχόμεναι zusammen, Hartung aber sah irrig in 26 ὥς τέ νιν usw. die „nachfolgenden" Stoffe).

Weshalb in B 13 Wil 1909 den Mythos auf „erhoffte Erfolge" bezieht, ist mir unverständlich; warum soll Aias nicht das mythische Bild für die von Pytheas bewiesene ἀρετά sein? Ähnlich treten in J 4 unter den vielen Besten der äginetischen Gemeinde Aiakos und seine Söhne hervor, soll heißen Lampon (N 5, 53) und sein Haus; desgl. in J 5 wieder unter den Aeakiden 25 Peleus-Pytheas und vor allem Aias-Phylakidas, dazu 27 der Vater, welchem Herakles als sein Gastgeschenk den Adler-Sohn erfleht hatte (Prophezeiung hymnisch verwertet wie N 1).

Ü b e r b l i c k e n wir die Oden von 481, wie sie aus der Hand der beiden Dichter, des 36 jährigen P. und des 26 jährigen B. hervorgegangen sind. B 13 ist nahezu doppelt so lang als N 5 (genauer $^5/_3$), und doch — auch angesichts der Lücken darf man es sagen — wieviel ärmer! Einen recht langen Anmarsch braucht B., ehe er glücklich bei Aias ankommt, wobei er dreimal für Blumengewinde Zeit hat 26 f. 36 f. 58 f., und auch der Abmarsch geht ziemlich ins Weite (anderes bei Wil 172 f.). Für Blaß freilich ist die Fülle von N 5 überreich: mit äginetischem Erzguß und Reederei sich messend die Dichtung, dann das Gemälde der betenden Jünglinge, der Preis des Peleus-Pytheas als Freundes von Ζεὺς ξένιος, Poseidon den Isthmos berührend und Euthymenes kränzend, dann der siegreiche Jüngling und die ganze mitstrebende Schar aus der Gemeinde unter Führung des Atheners, zuletzt ein wieder froherer Gruß an Themistios und ein Gruß an Aiakos-Lampon. Daß auch B. etwas und nicht Undichterisches zu sagen hatte, bestreite ich nicht, auch drängt er sich nicht (Wil GGA 1898) auf; aber weit übers Ziel hinaus schoß Jurenka, als er meinte, B 13, 53—57 überrage alle griechische Poesie.

N 5 Inscr.: ἀγενείῳ von Wil bestritten, aber Blaß a. O. und Sueß LVIII. 1: ἀνεργάζεσθαι? gegen Digamma Heimer. 6: οἰνάνθα Wil 171. 13: τὸν παρθένιον! auch wegen daktylischer Anakrusis, vgl. Fränkel Rh. M. 72, 164. Deswegen 49 ἠπαύρεο! 14: τι Ht. Bg. 17: ἀτρεκές Bg. 18: ἆμ πόνῳ! 32: τοῦ δ' ἐπ'! Heimer über Digamma. 36: ποντιᾶν viele. 37: γαμβρῷ und dies zum Vorigen! Maas BPhV 1916 „Freier". Wil 175[3] erfordert eingehendere Darlegung. 44: μείς Wil 170. 48: Menanders Lob frostig und leise, anders B 13 (Wil 1909)?

50: ἔτι abundierend wie P 3, 41. O 1, 5(Maas I, 27)? 54: ἄνθεα ποιάεντα sc. ἐκ χλώρων σελίνων. στεφάνωμα = Lied J 3, 62. P. 1, 50; also στεφάνωμά τε!

B 13, 17 ff.: Wil 172 f. seltsam „Herakles zieht dem Löwen das Fell ab", schwere Arbeit wie das Pankration? 25 ff.: Wil 173[1] läßt frühere Vermutung gegen Jebb fallen, will aber als Subjekt ἄνθεα, und αἰεί zu παῦροι? vorher ἐκ τοῦ oder ἔνθεν. 42 f.: νᾶσον ὑπερβίῳ ἰσχύι παμμαχιᾶν ἀναφαίνων! 58: πλόκους νέων! was soll bei Sue „acc. app."? 196: παντελής! Sue. p. 10.

J 4, 3: παρεριζόμεναι! 4: ἐν mss. vgl. P 2, 11. 5: ὠκυδινήτοισιν zur Vermeidung des nochmaligen ἐν. 7: ἔπραξας! 10 f.: ποιμαίνοντι, ἀϝελπίστῳ εὐανθεῖ σὺν ὄλβῳ / εἴ τις. 20: allgemeines Subjekt wie N 4, 91 Wil 1909, dagegen Referent πόλις. 26: Kolon strich Hy. Wil faßt wenigstens 23—26 gegen Schr zusammen. 31: σύμμαχοι! 34: σὺν Ἀτρείδαις ἐλαύνουσιν Διόθεν! 38: δούρατι τρῶσε παρ' ὄχθαισιν Καΐκου oder Bg[1]. 41: ὑψηλὰς ἀρετὰς ἀναφαίνειν (oder -ων). Anders Wil 203. 43: statt κελαρύσαι Bg jetzt Wil κελαδέσαι mit Fränkel. 43 f.: ναυτᾶν/σύν.

J 5, 5: Wil 1909 wie Ms. Vgl. zu J 3, 20 unter „Eurythmie" S. 145. 21: Praesens ist bezeichnend, P. weilt auf der Insel. 28: ἀμευσίμοχθον! 29: -ᾶν Bg. was offenbar Ms auch in den Text setzen wollte. 33: Φλεγραῖον εὑρὼν ἂμ πέδον, ὅς! 36: ergänze κάρυξ! 46: ξένιον ἐμόν = mein Gastgeschenk. Anders Wil 1909, wieder anders 183. 47: τάδε δέρματά μοι! 56 ff.: ἐπεὶ δὲ . . . ἀρετάς / (Φυλακίδᾳ ἦλθον γὰρ . . . Εὐθυμένει τε) τὸν Ἀργείων τρόπον εἰρήσεται παῦρ' (Bg) ἐν βρ. 72: Mommsens Einfall von Wil beseitigt.

In diesen Zusammenhang scheint mir noch etwas von J 7 ∼ B 9 zu gehören. Kenyon hat verwundert gefragt, wie in das Lied für den Phliasier 54 Theben und Aigina kommen, und Jurenka (auch Jebb) hat die Parallele J 7, 17 beigebracht. Da hätte man weitergehen sollen. Mit Nachdruck war soeben (481) auf der Insel der Wert Athens hervorgehoben N 5, 49 ∼ B 13, 195, und zwar in jenem Jahr, wo die beiden Gegner sich zusammenfanden, um durch ihre Bundesgenossenschaft den Erfolg von Salamis zu ermöglichen. Die Flottenpläne des Themistokles von 483/82 hatten ausgesprochenermaßen der älteren Nebenbuhlerin Aigina gegolten; jetzt stand man gegen den Landesfeind zusammen. Ist angesichts der geringen Kopfzahl der berechtigten Bürgerschaft die Vermutung allzu gewagt, daß der wohlbabende Reeder und die Dichter selber zu jener Verständigung mitgewirkt haben? Jedenfalls betrachte ich den Zusammenhang ganz anders als Wil 195. Aber nun kommt J 7 ∼ B 9 dazwischen. Man hat — bis hinab auf Gaspar und Wil — geschwankt, ob der nemeische oder der isthmische Sieg zuerst gewonnen, auch ob die Gesamtstimmung vor oder nach Platää am Platz sei. Man wäge die von den verschiedenen Mitarbeitern beigebrachten Gründe ab, ich muß bei der Nemeenfeier kurz vor Platää bleiben, während der isthmische Sieg vorausging. Zum Überfluß haben wir jetzt B 9, 54 den Ausdruck Θήβας εὔδματον πόλιν. Kann ich Gaspars „hypothèse" 68 nicht zustimmen, so ist mir Wil 197 unverständlich; Dissen

hat doch wohl Recht, wenn er annimmt, daß P. jetzt (vergeblich) ein Eingreifen Aiginas wünscht, ehe das Unheil über seine Heimat hereinbricht. während Bakchylides gleichzeitig in Phlius peloponnesische Gemeinden aufruft (welche, läßt sich freilich aus den Trümmern 57—63 nicht sicher entnehmen); schon 481 klang bei ihm 13, 165 vernehmlich Πανελλάνων durch. Taccone freilich (Datierung von J 7 auf 478, Bollettino 1912/13) hält den thebanischen Aristokraten noch 480 für einen Feind Athens (N 2? P 7?), ja noch in J 4 (nach T. 476) gehe er 46 geschwind über den Sieg von Salamis weg. Daß man auch in Athen den neuen Kurs einhielt, bewies für 479 die bekannte Ernennung von Aristeides und Xanthippos zu Strategen.

Endlich sei vermerkt, daß beide Dichter sich 452 in Olympia begegnet sind, ohne daß ihre Dichtungen sich berührten. Pindar feierte Psaumis aus Kamarina O 4 u. 5; Bakchylides den Landsmann Lachon B 7 in Olympia?

Wagen wir zum Schluß ein Gesamturteil. Indem Jurenka Ausdrücke wie „Dichterling" für B. nicht zulassen wollte, hat er sieben Stellen aufgezählt, die das eigene Bewußtsein seines Wertes ausdrücken sollen; ich habe oben die meisten beseitigen müssen (3, 96. 19, 11. 5, 12. 5, 196. 5 ant. α'), B 10, 10 λιγύφθογγον μέλισσαν verschlägt nichts, und ob B 9, 3 nicht Κεῖος statt θεῖος zu lesen ist? Anderseits sollte man auch bei P. die Worte pae 4, 24 nicht als „von oben herab" gesprochen (Wil 323) ansehen. Vielleicht darf ich das Wesentliche in der Schätzung des B. bei Wil Chr Lipsius Inama Fraccaroli Jurenka usw. in den Ausdruck zusammenfassen, der nicht im mindesten herabwürdigend gemeint ist: wir haben in den Oden des B. „leichtere Ware". Wir würdigen durchaus Stücke wie B 3. 5. 17 oder Kleinkunst in B 2. 6; aber überall ist B. gemächlicher als P., vielleicht klarer und glatter, jedenfalls nicht kühn und tief. Auch die Bezeichnung „bürgerlich-bescheiden" mag man billigen. Aber das Eigenartigste bleibt doch, daß B. mit seiner epischen Lust zum Fabulieren nie an die Plastik des objektiven Lyrikers heranreicht. Man sollte inzwischen aufhören, bei P. ohne schlagende Belege von „bloßen Umrissen", „tönendem Pathos", „jähem Sturz aus der Höhe" usw. zu sprechen; anderseits aber darf von B. hinzugefügt werden, daß seine Gnomik oft trivial, Bilder und Handlung ärmlicher, auch die Verwertung der Mythen äußerlicher ist. Bezeichnend sind endlich bei ihm viele Wiederholungen von Wörtern und die einzelne Tatsache, daß der die besprochenen Dichtungen beherrschende König von Syrakus und Aitnai bei B. durchweg nur mit allgemeinen, blassen Wendungen gezeichnet wird, die ihn uns nirgends näher bringen. Betr. der Rhythmik stelle ich, da alles noch in der Schwebe ist, nur die ganz offenbar größere Einfachheit des B. fest; in den Eïtheoi freilich bietet er orchestisch das

Anderthalbfache des reichsten pindarischen Epinikion O 1 und immer noch mehr als der stattliche pae 6, während die Längenausdehnung seiner Ode Nr. 17, also der dargebotene Gedankenstoff (in rein äußerlichem Ausmaß!) immer noch von 16 Oden Pindars übertroffen wird.

* * *

Aus den Fragmenten.

1. Dithyramben auf Athen.

In die Zeit nach J 7 — nur Platää lag dazwischen — fällt der berühmte erste Dithyrambos auf Athen, von welchem die Fragmente 76. 77. (78?) übrig sind. Man hat ihn, wiewohl Artemision im Vordergrunde steht, weiter hinuntergeschoben, nämlich bis nach der Eroberung von Eion 474, weil in fr. 78 auf den Heldentod des Boges Hdt. 7, 107 angespielt werde. Opfertode im Kriege sind uns in Menge bekannt; warum muß gerade Boges von Eion gemeint sein? Bleiben wir also bei dem Ansatz März 478, zumal die Verbindung von fr. 78 mit den andern nicht sicher ist. Auch sollte man dort das von Plutarch gebotene ἀμφύετε nicht so weit abweisen; ich finde darin ἀμφυσᾶ / ἄνδρεσσι τὸν ἱρόθυτον θάνατον. Das θύεται neben ἱρόθυτον ist unpindarisch, desgleichen das σχῆμα Πινδαρικόν.

Welches sind die Belege für das Schema Pindaricum aus Pindar nach Wilpert, Breslau 1878? Zunächst zwei Stellen, wo man das Überlieferte in diesem Sinne umgestaltet hat: P 4, 246 und die vielberufene Stelle O 2, 87. Ähnlich O 8, 8 mit der Überlieferung λιταῖς in allen alten mss (schreibe ἀμπνοὰ ἄνεται δή). P 10, 71 bietet die beste Hs. und einige andere alte κεῖνται (Wil 471 möchte κεῖται = κέαται nehmen). O 11, 6 hat man den Singular wohl (unbeholfen) mit dem Prädikatsnomen ἀρχά begründet; aber ὕμνοι selber ist wegen 10 fraglich (oben unter N 7 S. 146). Nun unser fr. 78 mit dem plutarchischen ἀμφύετε. Endlich der sofort zu behandelnde zweite Dithyrambos auf Athen mit angeblich drei Belegen: a) v. 16 βάλλεται, womit vielmehr φυτὰ νεκτάρεα recht wohl zu verbinden ist, b) 19 schr. ἀχεῖτε mit Vokativ, c) v. 20 der Überlieferung οἰχνεῖτε zuwiderlaufend, schr. vielmehr οἰχνεῖτ' ἐς mit Vokativ. Bleiben P 9, 32 (mit unsicherer Überlieferung, Bg Gi κεχείμανται φρένας) und J 4, 51 (oben unter „Lampon's Söhne" S. 173 abgetan), dazu die beiden Grammatiker-Angaben, worauf das ganze fußt, fr. 239 Herodian 246 Lesbonax. Und die sollen Recht behalten?

Nun hat schon Boeckh angedeutet, daß wir das fr. 76 aus Himerios beträchtlich und wertvoll ergänzen können; auf diese, wie man meint, unsichere Ebene hat man ihm nicht folgen wollen. Wenn wir die Artikel vor βασιλεύς und dem erstmaligen κύμασιν sowie das überflüssige πανταχόθεν streichen, περιπτύσσει καί in περιπτύσσων zusammenziehen und aus schol. zu Il. 15, 536 das verstärkende κατάκροις

heranziehen, wird die Eurythmie 6. 8*. 6. 5. 5. 6. 8. 6. 8*ε den vermuteten Wortlaut hinreichend stützen. Vor allem decken sich in den beiden ersten Versen der Strophe die Worte ἅλιον usw. völlig mit fr. 77 von παῖδες ab, wenn man 'Αθάνας statt 'Αθαναίων schreibt.

str. Ὦ ταὶ λιπαραὶ καὶ ἰοστέφανοι καὶ ἀοίδιμοι
'Ελλάδος ἔρεισμα κλειναὶ 'Αθᾶναι, δαιμόνιον πτολίεθρον,
πάσας δὲ τᾶς ὑφ' ἅλιον ἅδιστον ἄγαλμα,
σὲ μὲν καὶ Ποσειδάων βασιλεὺς
ὁ θαλάσσιος γλαυκοῖς περιβάλλεται
κύμασιν οἷά τινα νύμφαν Ναΐδα,
καὶ περιπτύσσων γέγηθε, σὲ δὲ Νηρηΐδων
ἁλιπορφύρων χοροὶ κατάκροις ἐπισκιρτῶντες
τοῖς κύμασι κύκλῳ περὶ πᾶσαν χορεύουσιν.

In der Antistrophe erwarten wir die Erwähnung des Freiheitskampfes von Artemision (fr. 78 scheidet für mich aus). In obiges Strophenbild ordnen sich die Bruchstücke etwa so:

— — ◡ — ◡ παῖδες 'Αθάνας ἐβάλοντο
φαεννὰν κρηπῖδ' ἐλευθερίας,
ἀδαμάντιναι δ' αὐτὰν ἐνὶ ἁλμύρῳ
κίονες ἐστηρίσαντ' ἀλλοτρίοις.

κίονες erscheinen mir richtiger als Hartungs ἅλιοι, zumal coll. fr. 88, 5 f. Unterstrichen werden sie durch das oxymorische ἁλμύρῳ. Sie stehen auf der κρηπίς. Die Länge η in ἐστηρίσαντ' statt der Doppelkürze entspricht dem Sinn des Wortes.

Der zweite Dithyrambos fr. 75 (vgl. Wil Versk. 310) fällt auf 474; denn März 476 führt Simonides die Feier in Athen aus, während P. sich schon auf Sizilien befindet. So stattet der Dichter erst nach seiner Heimkehr von dort den Athenern seinen Dank für die ihm gezollte Ehrung ab. (Im August desselben Jahres kann sich der Aegide auch seiner Vaterstadt wieder nähern P 11 und bald 9.)

Eurythmie: 4. XII*. X*. 4. XIV*. XII. XII. XIV. 4. X. 4. XII**. Das Gebilde ist länger als J 7. — v. 9 ἐπὶ τόν. 10 Βρόμιον τόν. 12 Καδμηϊᾶν ἔμολον. 13 ἐναργῆ δέ με σάματ'. 14 ὁπόταν.

Sonstiges: 1: ἴδετ' siehe Bg. 6: δασύν statt λάχετε! 8: Schr hält δεύτερον fest, was ja auch sachlich stimmt; δεῦτε wollte schon Goram, Bg schrieb dazu „permire“, Wil „schön“. 14: Ὧραι! 15: ἐπάγωσι· ἔαρ Bg. Hierzu und 18 f. siehe S. 178 Schema Pindaricum. 17: κόμαισι Rosenlaub! Wil. 18 geht auf Dionysos, 19 bringt mit neuem Verb etwas Neues, die thebanische Dionysosmutter; auch Wil gegen doppeltes ἀχεῖ. Daß fr. 83 anzufügen sei (Wil Schr), gebe ich nicht zu.

Zwischen die beiden Feiern in Athen, wahrscheinlich in die Rückreise aus Sizilien, fällt noch eine andere Verherrlichung ionischer Leistungen. Wir wissen, wie sehr sich Hieron bemühte die ionischen Ge-

meinden Lokroi O 10 f. und Himera O 12 zu gewinnen; sein Gehilfe dabei war der Dichter. Dieser hat nun auch lokrische Musik gefeiert **fr. 140 b** mit ausdrücklicher Hervorhebung der ionischen Art. Andere Ausblicke auf den Ionismos Wil 320. Der Dichter (Wil 503 f. „Chor") erklärt sich hingerissen von lokrischer Tondichtung. Wil 501: „Das Versmaß lasse ich ganz beiseite; auch was wir als Text geben, befriedigt keineswegs. Nur erkennt man auffallend starken Wechsel, keine Spur von Responsion." Eurythmisch haben wir Vollständigkeit: 9. 8. 8. 8. 8. 8. 8. 9 oder 13. 8. 8. (8). 13. 8. 8. 5ε.

55: Ἰωνίδος θεράπων Μοίσας! 57: αὐλῶν! sc. ἁρμονίαν, wegen ἀοιδάν nicht αὐλοῖς. 58: τῶν Λοκρῶν τις ὅς (Vat. 4 kennt οἵ τ' nicht) ἀργείλοφον („omnes libri" Bö) wegen Eurythmie. 60: ναῖεν! ἁλός mit Wil. 61: λιγοπνέων. ἰσάνεμον οἷον ὄρχημα (fr. 107 b) λιγὺν ἐς οἷον παιήονα vgl. Il. 18, 262. Od. 4, 611 u. a. 64: κἀδελφεᾷ (Schr suppl. p. 8 καὶ Χάρισιν). 65: μέν Wil, aber adversativ: P. und Lokrer. 68: αὐτάν (Grenfell Hunt) bleibt, nämlich πρὸς αὐτὰν ὑπόκρισιν! Wil αὐτά = ταῦρα — „sprachlich ist ὑπόκρισιν gebraucht wie δίκην, höchst merkwürdig" Wil 502.

2. Paean 9 für Theben.

Der Traum einer Panhellas unter westhellenischer Führung war mit Hieron 467 begraben. Mächtig dehnte sich Athen. Die Verlegung des Bundesschatzes mag als Symbol gelten. Am 30. April 463 trat eine vollständige Sonnenfinsternis ein, an die vom 17. Februar 478 erinnernd. Pindar dichtete **pae 9.**

Wil und Geffcken ziehen aus diesem Gedicht seltsame Folgerungen für Pindars Denkart, und Fränkel (in seinem Aufsatz über Pindars Religion, Antike 1927) scheint zuzustimmen. Pindar, sagen sie, teilte Furcht und Glauben der zum Tode geängsteten Thebaner; nicht vorhanden war für ihn Thales und die ionische Naturwissenschaft, von deren verfehlter Weisheitsfrucht fr. 209 rede. Indessen was kann und darf noch heute unter uns ein Poet von den φυσιολογοῦντες sagen? „Mit Zirkel, Fernrohr und all eurem Gerät wollt ihr Himmel und Hölle ausmessen? Fragt den Dichter darüber, Dichtung ist Wahrheit". Und so zieht auch P. bei der Verfinsterung der Sonne keineswegs einher unter dem geängsteten Pöbel; sondern sein Herz voll Heimatliebe denkt an die Zeit jener ersten Sonnenfinsternis zurück, wo der ganze Jammer des Zusammenbruchs über Theben hereinflutete, und er fragt: wird das Leid über Theben (denn von Theben spricht er ausdrücklich, nicht von der Erde insgemein), wird das Leid über Theben wieder hereinbrechen? „Aus eigenem Drang" tritt er auf, das fühlt auch Wil nach, das πόθῳ δαιμονίῳ τινί 33 (durch eurythmische Nötigung so ergänzt) kommt aus vollem Herzen (ἐκράνθη). Wer sich der Sonnenfinsternis im August (21.) 1914 erinnerte, konnte am 29. Juni 1927 ähnliche Fragen aufwerfen.

Auch die ästhetische Mißbilligung, die ich bei Wil 395 finde, ist nicht gerechtfertigt, als hätte P. die Sonnenscheibe und den Helios, „zwei unvereinbare Vorstellungen“, tadelnswürdig vermischt. Von Vermischung darf nicht die Rede sein. Zugegeben, daß 1- 6 auf die Sonnenscheibe gehn, so wird doch dann sofort eine ἱπποσόα πότνια angeredet, und daß dies keine andere als die σώτειρα sein kann (wie Wil 395 tatsächlich den Übergang zu der Bitte vermißt an den delphischen Gott, den rechten ἀλεξίκακος), daß es eben die Artemis ist, zeigt uns unwidersprechlich O 3, 26 die Benennung Λατοῦς ἱπποσόα θυγάτηρ. Bei Homer Il. 6, 205 χρυσήνιος, Darstellung am Westfries des Tempels von Phigalia.

Eurythmie der Strophen 6. 55. 525. 55. 6. 4ε. v. 3 f. ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – – – ⏑ –. Die aus der Eurythmie sich ergebenden Änderungen haben ein Sternchen. Abweichungen von Schr: 3: ἃ θῆκας, dann ist der Grund für ἐμήσαο bei Wil hinfällig. 8 f.: ἀπήμον' ἐς*. 13 f.: αἰῶνος· εἰ δ' ἦ πολέμου / ἐπὶ σᾶμα. 16: ἀνέμπλοον (-πλόαν)! Überschwemmung folgt erst 19, hier eine für die Anwohner der Kopais naheliegende, für jeden Hellenen entsetzliche Vorstellung. 19: γᾶν*. 37: χάριν appositiv (gegen Schr). 39: Μοισᾶν*. 49: εὐρύν* = Kopais. Was hätte der Euripos mit Theben zu tun? Poseidon am Kopaissee als Schöpfer des Meeres wie der Rosse; auf böotischer Flur Pferde, wie bei uns einst im Emscherbruch.

Beide Epoden fehlen. Ich greife Christs Gedanken auf und vereinige mit der einzigen überlieferten Zeile das inhaltlich und metrisch verwandte fr. 142 sowie daran anschließend fr. 141. Wir haben dann eurythmisch 43. 4. 5. 5. 4. 342 ε. Abweichend hat Blaß (zustimmig Wil 347 und Schr) fr. 142 mit 108 vereinigen wollen. Dazu muß er in 1 und 4 umstellen und erhält immer noch in 1 und 2 unzulässige Auflösung von Längen im gedehnten Taktteil. Bei Schr tritt in ed. min. fr. 108 λαβεῖν statt ἑλεῖν (oder εὑρεῖν) auf, es fehlt darüber die Aufklärung. Mir ist fr. 108 rein daktyloepitritisch mit der einfachen Eurythmie 4. 44. 4 und mit dem Wortlaut εὐθεῖα κέλευθος ἑλεῖν ἀρετὰν καὶ τελευταὶ καλλίονες.

3. Paean 2 für Abdera.

Von Kolonisation und ihrem üppigen Ertrag, von Niederlagen und Sieg und Untergang, vom kommenden Geschlecht singt pae 2. Ein Auf und Nieder wie in O 2. Wir werden sehen, ob Wil Recht hat, wenn er von Unkenntnis Pindars in jenem Kolonialgebiet und von unpersönlicher Poesie spricht.

Mit Fug hat sich die Forschung gerade auf diese Ode geworfen. Ich kenne: Fraccaroli Riv. 1898, Verrall Cl. Rev. 1902, v. Arnim Wiener Eranos 1909, Jurenka Phil. 1912, Wil Sappho 1913, derselbe kurz Pind. 1922, Puech 1923, dazu die Ausgaben von Schr.

Die Erklärung hängt wesentlich ab von der schwierigen Stelle 73—79. Liegt ein Orakel vor? Gerade weil die ganze Stelle so dunkel ist, war diese Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, und ich selber bin ihr lange und weit nachgegangen. Der Meinung Wil nachgebend, habe ich mir nichts daraus gemacht, daß Hekate als Orakelgöttin nicht bekannt ist; sogar das Orakel-Distichon habe ich, in anderer Form zwar als Jurenka, entworfen, und von Verrall hatte ich mich an der Hand von Il. 23, 73 für den Doppelsinn des Wortes ποταμός (thrakischer Fluß und Styx) gewinnen lassen, wenn mir auch Verralls „historisches Futurum" ebenso seltsam vorkam wie Jurenkas ποταμῷ φύρειν im Sinne von „töten". Zuguterletzt aber bin ich zu der einfacheren Deutung zurückgekehrt und lese mit Fraccaroli und Arnim φύρσεν. Wer aber ist dazu Subjekt? Zur Wahl stehen ἆμαρ Jur, φέγγος Fra, ποταμός Verr, βαιός ex conjectura Wil, aber keins davon ist überzeugend. Auf Suche nach einem Subjekt wird man bei Pindar auf das Satzende vorausblicken müssen: da Zwischenstücke wie ἐν δὲ . . . ἆμαρ bei ihm nicht selten sind, halte ich φοινικοπέζα παρθένος εὐμενὴς Ἑκάτα für das Subjekt zu φύρσεν. Stünde ἄγγελλε λόγον nicht dazwischen, so würde wohl jeder darauf verfallen sein; aber dies Durcheinanderschieben von Trostlosigkeit und Hoffnungsfreude will mir durchaus pindarisch scheinen. Liegt es doch schon in der Vereinigung von φοινικοπέζα und εὐμενής: soll man wirklich φ. nur auf rote Bemalung der Füße oder der Schuhe beziehen oder gar bei Demeter O 6, 94 auf die (blutrote?) Farbe des reifen Getreides? Boehmer z. St. hat an das blutige Schlachtfeld von Himera auf Demeters Insel gedacht; oder es waren etwa die blutenden Füße der Mutter gemeint, die der „weißrossigen" Tochter Spuren vergebens suchte. Bei Hekate liegt solch finsterer Sinn allzunahe und gehört in unsern Kolonialzusammenhang. Der aber ist nicht klar, solange λόγον und νίν nicht klargelegt ist.

Für Wil ist λόγος noch immer das Orakel, „das sich verwirklichen sollte", für Verrall die Zahl der Zukünftigen. Ich lese λόχον. „Aber ihn zerknetete, den an den Fluß heranrückenden mit wenig Gewehren gegen viel Kriegsvolk (eintraf der Neumond) und wies hin — Hekata blutfüßig-gnadenvoll — auf die Schar, die werden sollte." (Das Imperfekt ἄγγελλε läßt sich gegen Leo und Wil etwa durch das häufige Imperfekt πέμπε stützen.) Indessen wer ist νίν? Pluralischer Gebrauch, wie man versucht hat, läßt sich nicht erhärten und widerspricht dem μολόντα. Es bleibt also im ganzen Zusammenhang keine andere Möglichkeit als 68 κείνῳ zu setzen, wie schon ein (allerdings allgemein gedachter) Singular 66 vorausgeht; dem speziell gemeinten Sieger κείνῳ wird also kein Name gegeben, er ist bekannt und bewundert. Wie er hieß, wird sich weiterhin herausstellen.

Zuvor aber ist noch Sinn und Zusammenhang dieser ganzen ep. β' zu finden. Die ersten Fortschritte der Kolonie werden 59—63 gegeben; wenn das Scholion zur Erläuterung Ἄθω beibringt, so ist damit noch nicht erwiesen, daß Arnims Ergänzung „glänzend“ (Wil) ist, und dann natürlich ebensowenig, daß „starke Irrtümer“ des Dichters infolge seiner erdkundlichen „Unkenntnis“ (Wil) vorliegen. Setzen wir 61 ἀλίας ein, so bekommen wir gleichzeitig eine erträgliche Konstruktion für den Genitiv ζαθέας τρόφου: aus dem fetten Küstenland sind die Paeonen hinausgeworfen. Dann aber bringt die μοῖρα den Umschlag. Man deutet: „Nachdem sie das auf sich genommen, haben die Götter doch alles zur Vollendung gebracht“ am Fluß 73. Dieser Übersetzung von Wil kann ich nicht folgen. Mag der gen. abs. ohne Nomen durchgehen, so ist das für den vermeintlichen Gegensatz wichtige „doch“ nur willkürlich aus ἔπειτα hervorgesucht und das συν- übersehen. „Mit“ wem? doch nicht mit den Kriegern, vielmehr mit der μοῖρα, also auch deswegen wieder Jammer. (Außerdem schreibe ich δὲ πῆμα statt δ' ἔπειτα.) Nun aber tritt mit 66 ein Tag des Erfolges auf; am Schwarzwalde ist nicht oxymorisch (wie Wil meint) der „Glanz“ einer „Niederlage“ zu verzeichnen, auch rücken nicht die Feinde, sondern der Sieger zum Flusse vor, und nicht siegreich ist das kleine Heer, sondern es wird zerknetet. Alles im Gegensatz zu Wil.

Man fragt nach dem geschichtlichen Untergrunde. Nach Jurenka soll für das Lied kein besonderer Anlaß vorliegen, es soll eine Feier im regelmäßigen Gottesdienst sein. Arnim sieht als die Gegner im πόλεμος τελευταῖος die Perser an und setzt das Lied vor Kimons thrakischen Feldzug (Eion), also 478/76, Abdera gehöre noch nicht zum delischen Bunde. Für Wil sind die Thraker die Gegner; er geht hinunter nach Pindars Heimkehr aus Sizilien, aber nicht nach dem thasischen Kriege; vielleicht erste Hälfte der sechziger Jahre. Die „Niederlage“ am Schwarzwald und den „Sieg“ am „Nestos“ verlegt er „vor 512“. Puech meint, die Zerstörung Athens nötige uns, nicht zu weit herabzugehen. Was dies betrifft, so hat Jurenka das überlieferte ἔτεκον gegen die recht blassen Ausdrücke der Konjekturen „anstaunen“ oder „ansehen“ mit Fug verteidigt: die junge, aber so reiche Kolonie hat der „Großmutter“ zur Neugeburt verholfen, ihrem Verdienst entsprechend, die, da die Zeit erfüllet war, nach μόχθος in ἡσυχία dasteht — was mich auf die Tage des Perikles und des Pheidias führt. (Wil will 34 nach der unsicheren Stelle P 8, 78 behandeln; ich denke καταβαίνειν an unserer Stelle heißt „landen“.) Der Reichtum und die Anhänglichkeit einer Kolonie wird geschildert, gar nicht höre ich den Ton einer „Warnung“ (Wil) heraus. Und auf die Tage des Perikles komme ich auch auf anderem Wege.

Wenn irgendeine Kolonial-Katastrophe jener Zeit ein ἔπεσε μοῖρα und τλάντων πῆμα θεοὶ συνέτελεσσαν den Herzen entrang, so war es die Vernichtung der 10000 bei Drabeskos im Nestosgebiet 465/64. Der strahlende Teilerfolg am Melamphyllos, der sich unmittelbar anschließt, führt uns ostwärts zum Rhodopegebirge (Plin. n. h. 4, 50; Entfernung Abdera—Nestos—Hebros etwa = Königsberg —Danzig—Memel oder Hamburg—Wilhelmshaven—Rostock), und dann kommen wir an jenen „Fluß", wo dieser Sieger „zerknetet" wird und nur die Hoffnung auf ein künftiges Geschlecht übrig bleibt. (Ein abgeschlagener Ansturm Richtung Dardanellen.) Dies Geschlecht aber würde dann in den Tagen der Gründung von Amphipolis 437 sich zu bewähren haben und eben dieses neue Vorgehen der πόλεμος τελευταῖος sein, unter welchem P. die Augen schloß. (Beloch II 1 [3] 198 setzt die Einleitung dieses neuen Vorgehens schon von 447 ab, was Weißenborn, Hellen III „Amphipolis" bestritten hatte.) Der Paean fällt dann 437. Da Wil Aristoteles und Athen 1893 für P 8 den überlieferten Ansatz festgehalten hat wie ich Philol. 1891, so darf ich mit gutem Gewissen den „achtzigjährigen" P. der metrischen vita bis 437 am Leben lassen.

Über den Untergang der kleinen Schar am „Fluß", der nunmehr nur der Hebros sein kann, läßt sich Näheres feststellen, da wir unter den sog. simonideischen Epigrammen Nr. 120 Bg haben (dort allerlei Überlegungen hin und her). Da kommt der Theairos vor, doch wohl der mit dem Agrianos vereinigte bedeutende Nebenfluß des Hebros, von Herodot Tearos genannt; wobei offen bleibt, ob die dort erwähnten προχοαί die Mündung in den Ergane oder die in die Maritza sein soll. Da der verherrlichte Kleodamos auf einen Θρηΐκιος λόχος gestoßen ist, so muß er Kommandeur gewesen sein, und da die Abteilung der Griechen am Fluß nach P. klein war, so ist die Vermutung zulässig, daß jenem κείνῳ 68 Kleodamos entspricht.

Der Aufbruch des damals im Knabenalter stehenden „Nachwuchses" begleitet der Paean, und mit Recht reiht sich neben Apollon v. 5 die Aphrodite (πάνδαμος Wil).

Eurythmie str. 6. 3. 43. 232. 34*. 3. 64 ε. ep. 26*. 25. 6**. 4. 35. 35. 4. 6. 26. 25 vgl. Versk. 416. In der Epodos fand ich ursprünglich nur das Mittelstück in der Form 4. 4. 35. 35. 4. 42 ε und behielt vorn I 25. 25 und am Schluß das noch ärmlichere Stück III 3*. 23. Der gesuchten Gesamtverschlingung stand zunächst 2 ε im Wege, aber der vorn entsprechende Vierheber zeigte da plötzlich seine bisher übersehenen fünf Längen, die auch textlich hervortreten, und so ergab sich statt dieser 4 jetzt 6**, und aus 42 ε wurde einfach 6. I und III aber gingen in die angegebene neue Form ein, indem ὄλβον 60 und μολαί 95 eine bezeichnende τονή erfahren, desgleichen ναίω 24, anderseits aber ein Da capo des Heilrufs sich anbot, nur ohne das erste Signal ἰήιε: „Heil Apollon! Heil Apollon in Ewigkeit! Apollon, Heil Apollon in Ewigkeit!"

Sonstiges. 27: ἐμπεδῶν! vgl. O 8, 29. B 5, 36. 54 ff.: Abdera hat keinen Grund mehr, die Eltern um ihren Ruhm zu beneiden" Jurenka. Vom Neid gegen die Lebenden Wil. Doch wohl vom Neid der Götter. Man setze auch nicht προ- gleich πάλαι. — Vollständigkeitshalber drei Arnimsche Vorschläge: a) 63 δ' ἄγοισα μέν (θοὰ θοοῖς Verrall, βαρεῖα τοῖς Jurenka). b) 102 ἐπέων ἑαλῶν εὐκλέα πρᾶξον. c) 105 εὐδίᾳ Zieldativ.

Wir sind in die letzten Lebensjahre des Dichters gelangt. Abdera und T e n e d o s liegen einander nicht fern. Auf den Knien des schönen Theoxenos aus Tenedos soll P. gestorben sein. In Argos? Die bezüglichen Vermutungen des Eustathios locken mich nicht; das Epigramm spricht nur von Überführung der Asche aus Argos nach Theben (wie Jolaos P 9, 80 f. hat P. sein Grab in heimatlicher Erde gefunden): ist nicht vorauszusetzen, daß die Asche zur See von Tenedos nach Nauplia gebracht war? Über N 11, das hierher gehört, vgl. Wil 429 ff. und meinen bei der Schriftleitung des Philologus liegenden Aufsatz. Wie es scheint, gibt Wil, seiner Einstellung gemäß, einen Aufenthalt Pindars auf Tenedos nicht zu; vgl. S. 152 unten. Auch der schöne Knabe soll irgendwie von einer „so entlegenen Insel" nach dem Mutterlande gekommen sein. Ihm gilt fr. 123, das auf einen früheren Vers fr. 127 anspielt. Davon hatte Wil früher SBer 1909 gehandelt.

Fr. 127 gibt „leichte Klänge" (Wil), vierzeilig zu schreiben mit Puech, doch abgeändert:

Εἴη καὶ ἐρᾶν καὶ ἔρωτι
χαρίζεσθαι κατὰ καιρόν·
μὴ πρέσβυς ἐράσμιον
δίωκε, θυμέ, πρᾶξιν.

Das unverständliche ἀριθμοῦ möchte ich nicht mit Il. 11, 448 verteidigen. Verdeutscht:

Liebe, Herz, und laß dich lieben
Früh im Jugend-Tau!
Bald wird Liebesglut zerstieben
Vor der Locken Grau.

Fr. 123 betrachtet Wil als unvollständig; auf das Imperfekt ἔναιεν (mit Objekt υἱόν) sei etwa der Bericht gefolgt, wie der Knabe von der Insel unter Pindars Augen kam, „sagen wir in Argos".

Ausführlichste Erörterung verdient 6 f., weil Wil 1909 daraus das unglaubliche Ergebnis gewinnt, für Pindar sei Liebe als freies Seelenleben Vorrecht des Mannes; maße sich das ein Weib an, so sei das θράσος, sie eine Hure. Ich setze zunächst die neueren Übersetzungen jener sieben Worte her. Bogner: „oder er gleitet die frostige Bahn, denn er dient der Frechheit des Weibes" (πᾶσαν weggelassen). Dornseiff: „der Weiberfrechheit dienend läßt er wahllos tragen sich auf jedem Wege" (statt ψυχράν das von Wil exempli causa eingesetzte σύρδαν). Beide

Übersetzungen scheitern an der Rektion von θεραπεύειν wie Boeckhs Erklärung; richtiger konstruierte Bg, mußte aber γυναικείῳ abändern.

Das überlieferte ψυχράν, offenbar durch 5 beeinflußt, muß geändert werden; weder αἰσχράν Ahrens noch βληχράν Schr („frech und feige") noch γυναικείοις . . . φρεσίν Kaibel, sondern ψυχάν hält Stich, da Sophokles ähnlich λῆμα φορεῖ ἐν ἑαυτῷ sagt (vgl. auch Jebb zu Antigone 645); πᾶσαν ὁδόν mit φορεῖται verbunden im Sinn von πάντοσε wäre weitläufig und zugleich überflüssig; da hat Wil Recht, wenn er es mit θεραπεύειν zusammenläßt: „mit jedem Wege zufrieden". Halten wir aber nun ψυχάν fest, so fällt die weitere Deutung von Wil „sich in Weiberfrechheit herumtreiben". (Was Pindaros 431 hierfür steht: „jedem, der . . . wie das Weib nichts als den grobsinnlichen Trieb kennt", ist nebenbei durch Fehlen einer Negation entstellt.) Der Akkusativ ψυχάν bestimmt mich φορεῖται medial zu fassen, wie bei Sophokles φέρει ἐν ἑαυτῷ steht und P. selber P 7, 22 φέρεσθαι einmal medial braucht. Also: „oder mit Weibertrotz trägt er die Seele um, jeglicher Weise hold (= alles egal)". Welches weiblich-unweibliche θράσος ist gemeint? jenes θράσος γυναικεῖον, das im πόλεμος γυναικεῖος sich gezeigt hat, also an γυναικεῖον στρατόν O 13, 86 erinnert: Amazonenart, die sich gegen Liebe verschließt. Nichts anderes durften wir übrigens von vornherein erwarten: wer solche Körperschönheit nicht empfindet, was muß der sein? Antwort: entweder einer, der auf seinen Geldsäcken sitzt, oder einer, der marmor et aes triplex circa pectus hat („alles egal"). Wer nimmt nun die Deutung des führenden Gelehrten wieder auf?

Aber auch die bei Wil 1909 dem Liebeslied untergelegte Situation ist für mich hinfällig. Die Anekdote von Pindars Tode soll nach ihm nur besagen, daß der Dichter bis ins Alter am Sport seine Freude hatte. „Der Tod in Argos sieht nicht nach Erfindung aus . . . Theoxenos war wirklich seine letzte Liebe . . . Der war wohl von seinem κύριος Aristagoras (an Stelle seiner ängstlichen Eltern) nach Griechenland beurlaubt, um den dem älteren Bruder nicht zugefallenen Preis zu erlangen. Daher die Erwähnung des Mißerfolges N 11. Aber ob Aristagoras davon erbaut war? Die Mahnungen N 11 waren sogar anstößig. P. war von der kümmerlichen Insel nur der schöne Knabe interessant" usw. Für mich ist Tenedos Pindars letzter Aufenthaltsort; hier starb er in der 86. Olympiade 437 oder Anfang 436.

Fr. 123 eurythmisch: Str. 8. 5. 4. 5. 8. ep. 5. 33. 52 ε. In der Strophe ist die Responsion 53 = 44 kühn, doch warum die Strophe in drei Perioden zerpflücken? 8 besticht Bergks zweite Vermutung πᾶς δελέατι, aber wie kommt „Köder" in das Bild von der zerschmolzenen Wabe? Für die Epode ziehe man meinen Philologus-Aufsatz über N 11 heran.

Berichtigung: S. 174 Zeile 14 lies 481 statt 484.

Verzeichnis der in Band 216 besprochenen Schriften.

JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

Karl Münscher.

Zweihundertsiebzehnter Band.

Vierundfünfzigster Jahrgang 1928.

Zweite Abteilung.

LATEINISCHE AUTOREN



LEIPZIG.

O. R. REISLAND.

1928.



Altenburg (Thür.)
Piererscho Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis
des zweihundertsiebzehnten Bandes.

Bericht über die nachaugusteischen heidnischen Dichter (mit Ausnahme von Seneca tragicus, der Fabel und Satire) von 1915—1925.

II. Teil: Die Jahrhunderte II—IV n. Chr.

Von

Mauriz Schuster in Wien.

Hadrianus.

Das kleine Gedicht Hadrians (Ael. Spart. Hadr. 25, 9: frg. poet. Rom. p. 373, 3 Baehr.) hat eine Reihe von Behandlungen (Deutungen) erfahren. Den ersten Anlaß hierzu bot Th. Birts Übertragung der fünf Dimeter in seinen „Römischen Charakterköpfen" (Leipzig 1913, S. 309).

1. O t t o I m m i s c h, Hadrians Abschied vom Leben. Neue Jahrbücher, 18. Jhg. 1915, Bd. 35. 201—203. I. erklärt die Deutung Birts für unzutreffend und gibt (S. 203) eine eigene metrische Nachdichtung der lat. Verse. Mit Recht beanstandet I., daß Birt die Adj. pallidula, rigida, nudula (v. 4) auf loca (v. 3) bezieht, während sie ohne Zweifel zur apostrophierten animula gehören; daß dies im vorliegenden Zusammenhange nicht bloß dem Sinne nach weit besser befriedigt, sondern auch der grammatikalischen Seite entspricht, lehrt schon die Tatsache, daß sich der Schlußvers nec ut soles dabis iocos glatt an die Adj. der vorhergehenden Zeile anschließt. Verfehlt erscheint uns I.' Meinung, quae (v. 3) beziehe sich auf animula, während es offenbar zu loca gehört (ein Ausruf müder Trauer). Auch sein Vorschlag, hinter loca zu interpungieren und hinter nudula eine Ellipse von eris anzunehmen, ist wenig glücklich; auch bedeutet loca hier sicher nicht „Grabstätte": dagegen spricht nicht bloß der in diesen Versen eingehaltene volkstümliche Ton (ein Plur. poet. wäre da ganz stilfremd), sondern auch ein sachlicher Grund: die Seele ging in die Unterwelt, nicht in die Grabstätte. I., der ferner darauf hinweist, daß dem Verf. des Gedichtchens das so geläufige Sinnbild des „Seelenschmetterlings" vorschwebe (vgl. bes. vagula, v. 1), stellt auch fest, daß in allen deminutiven Adjektiven des Gedichtes eine Einheitlichkeit nach Gehalt und Stimmung vorliege.

2. L u d w i g D e u b n e r, Hadrians Abschied vom Leben, ebda. 412 f., wendet sich gegen Immisch' Interpretation von locus = Grabstätte: ein Römer der Zeit H.s konnte schwerlich davon sprechen, daß sich die Seele eines Verstorbenen in die Grabstätte begebe; auch der

Plural fällt sehr auf. — Unrichtig erscheint uns Deubners Vorschlag, rigida mit loca zu verbinden; rigida passe zu animula nicht, da nach dem Tode wohl der menschliche Körper starr sei, die Seele aber beweglich bleibe. Aber rigida deutet hier darauf hin, daß die entschwebende Seele nunmehr der wärmenden Hülle des Leibes entbehre: sie ist ja eben nudula und darum rigida.

3. Ernst Hohl, 18. Jhg. 1915, 35. Bd., S. 413—415, weist darauf hin, daß die Überlieferung der Σ-Kodizes nicht quae in loca, sondern quo in loco laute. Wolle man diese Tradition für die Textesherstellung verwerten, dann müsse man die Variante allerdings zu quo in locos ändern; „dabei stände also quo in locos für quo locorum und wäre nichts als ein volleres quo, im Sinne von „wohin?" Hohl, der über die Σ-Handschriften in seinen „Beiträgen zur Textgesch. der Hist. Aug." (Klio XIII 1913, 387 ff.) ausführlich handelt, empfiehlt diese Schreibung, weil durch ihre Billigung jede Frage über die Bedeutung und Konstruktion von quae ausgeschaltet erscheint. Uns scheint diese Lesart weder gut noch nötig zu sein: quae (im Sinne von qualia „ach, in welche. .") ist mit loca zu verbinden und die Adj. des vierten Verses beziehen sich auf animula; rigida wurde oben (s. Nr. 2) erklärt. H. wirft auch die Echtheitsfrage auf und nimmt auf Nordens strenge Kritik des Gedichtes (Ant. Kunstprosa I 349) „an schlaffer Weichlichkeit und kindischer Tändelei ihresgleichen suchende Verslein") Bezug; indes bleibt es fraglich, ob Nordens Urteil hier durchaus das Richtige trifft. Wenn aber H. es bedenklich findet, daß diese Verse in einem so ernsten Augenblick entstanden sein sollen, so wird man nicht verschweigen dürfen, daß diese Verse, die an sich gewiß nichts mehr als schlichter Dilettantismus sind, ihrer Stimmung nach auch eine andere Auslegung zulassen: die deminutiven Adj. drücken — besonders auch in der Umgangssprache — sehr häufig die Gefühle der Trauer und wehmütigen Schmerzes aus: vgl. z. B. Cat. 3, 16 miselle; ebd. v. 18 turgiduli; c. 65, 6 pallidulum; vgl. auch c. 45, 21 (misellus) und das Subst. solaciolum, c. 2, 7. Dann ist dieser scheinbare Widerspruch behoben.

4. Otto Immisch, ebda. 415 f., gibt ein Schlußwort zu 2 und besonders zu 3. Daß locus auch „Grab" bedeuten könne, dafür verweist er auf CIL. XIV 602 f., loca = „Gräberstätte". Im Hinblick auf die von Hohl herangezogene Σ = Überlieferung (quo nunc abibis in loco) vermutet I., daß quae nunc abibis in locos zu schreiben sei, besonders auch wegen des Reimes auf iocos; an das gleiche hatte bereits Crusius gedacht. Wir möchten hiervon Abstand nehmen, da uns die Lesung quae . . in loca, wie erwähnt, gut deutbar und sohin einwandfrei erscheint. Abschließend berührt I. die Echtheitsfrage: mit Recht macht er Bedenken gegen eine vorschnelle Athetese geltend. Hadrians

Vorliebe für künstlerisches und besonders literarisches Schaffen ist geschichtlich bezeugt, desgleichen seine eigene poetische Betätigung.

5. Heinrich Hollstein, Ein Gedicht Hadrians. Rhein. Mus. 71. 1916, 406—414. H. bekämpft Immisch' Ansicht, der hypokoristische Charakter der Adj. pallidula, rigida, nudula (v. 4) eigne sich nicht zur Bezeichnung der jenseitigen Welt, vor der der sterbende Hadrian seiner animula bange machen will; H. will die drei Adj. (wie Birt) mit loca verbinden. Auch ich möchte sie nicht (mit Immisch) für absolute Nominative halten: sie sind mit abibis zu verbinden (vgl. Verg. Aen. V 162; 305; 318; Luc. VII 687 u. a.) und beziehen sich auf die animula, die im darauffolgenden Schlußverse (ut soles) angesprochen ist. Sorgfältig ist H.s Untersuchung über die Bedeutung der deminutiven Adj., zweifellos richtig das Ergebnis, daß die in Verkleinerungsform erscheinenden Eigenschaftswörter sehr Mannigfaches und der Stimmung nach Verschiedenes ausdrücken können. Daß sie hier der Versinnlichung „mitleidiger Ironie“ dienen, will auch mir vergriffen erscheinen. Sie bezeichnen m. E. an unserer Stelle nichts anderes als die stille Wehmut (die Deminutiva dienen der Milderung des rauhen Ernstes) des vom Leben Abschied nehmenden Verf.s: vgl. die Parallelen, die wir am Schlusse von Nr. 3 angeführt haben; die der Volkssprache entnommenen Deminutiva sind hier in die Kunstsprache eingeführt, wie dies übrigens schon vor Catull gebräuchlich ist. Wenn H. erklärt: „Der große Mann spielt gleichsam selbst mit den ernsten Dingen der Unterwelt, droht seiner Seele mit dem Tartarus und nennt ihn im Scherz die loca pallidula, nudula“, so verzerrt er die wahre Empfindung, die dem Gedicht zugrunde liegt. Vielmehr drücken diese Wörter die gleiche sorgenvoll-schmerzliche, durchaus wehmutsvolle Stimmung aus, wie dies Catull 65, 6 tut, wo er seines toten Bruders Fuß pallidulus nennt. Das Deminutiv kennzeichnet nur mitleidsvoll den subjektiven Anteil des Dichters: von Spiel und Scherz und Drohung ist darin kein Zug und keine Spur.

6. Jan Sajdak, Hadrians Abschied vom Leben. Berl. philol. Woch. XXXVI 1916, 765—767. Mit Recht wendet sich S. zunächst gegen Hohls Absicht, die Verse für eine spätere Fälschung hinzustellen. Wohl treffen Hohls Behauptungen zu, wenn man sie auf die Verse in Vita Macrini 11, 4—6 und 14, 2 ,Diadum. 7, 4, Trig. Tyr. 11, 6 anwendet; hier aber ist Hadrian als Verfasser bezeugt, und er war als Kunstkenner durch die Jahrhunderte geschätzt und als Dichter, besser gesagt als eifriger Verfasser von Versen, bekannt. Schon diese Tatsache läßt es nicht plausibel erscheinen, daß H.s Biograph sich erkühnt habe, ihm irgendwelche Verse unterzuschieben. Passend weist S. auf die Ähnlichkeit eines Verses von Sept. Serenus (FPR. p. 384 frg. 16 B) hin, der hier

wahrscheinlich die ersten drei Verse des Hadrianischen Animula-Gedichts vor Augen hatte. Wohl liebte H. unter den röm. Schriftstellern hauptsächlich die alten der vorklassischen Periode und stellte Cato über Cicero und Ennius über Vergil; aber wenn S. in folgenden Versen aus Ennius' Andromache „Acherunsia templa alta Orci / Pallida leto, nubila tenebris loca, salvete, infera <noctis>!" (Trag. Rom. frg. ed. Ribb.[3], S. 27, v. 70 f.) das von H. hier (v. 3 sq.) nachgeahmte Vorbild erblicken will, so können wir ihm dies bei der formell und inhaltlich so geringen Berührung beider Stellen nicht zugestehen, wie wir auch die hieraus gezogenen Schlüsse ablehnen müssen. Auch die Vermutung, für nudula (v. 4) nubila zu lesen, ist nicht nur an sich unbegründet, sie brächte obendrein ein gewöhnlicheres Wort an Stelle des erlesen seltenen und hier sehr passenden Deminutivs. Verständlich wird dieser Vorschlag freilich dadurch, daß S. die Epitheta des vierten Verses auf loca beziehen möchte: denn nudula paßt zu loca nun einmal gar nicht. Hingegen wird loca selbst richtig als Bezeichnung des Orkus gedeutet. Mit Unrecht wendet sich S. sodann gegen Immisch, der alle Adj. auf animula bezieht und in der Gefühlseinheit der wehmütigen Resignation, die aus den so aufgefaßten Versen weht, einen unwiderlegbaren Beweis für die Richtigkeit dieser Interpretation erblickt. Hierin hat Immischs ästhetisch feiner Sinn offenbar das Richtige gesehen. Wenn S. ohne alle Gegengründe kurzerhand behauptet, es sei hier „eine Gefühlseinheit nicht unbedingt nötig", so ist dies nichts anderes als eine Verlegenheitsphrase. Im übrigen bedeutet ein gemilderter Schmerz, eine Selbsttröstung, und auch ein Lächeln unter Tränen keinesfalls das gleiche wie eine frivole Verbindung von Trauer und Ironie oder Weinen und Lachen.

Septimius Serenus.

G. Wissowa, Aulus Serenus, ein ungelöstes Rätsel. Neue Jahrb. XXI. Jhg. 1918, XLI. Bd., 449—459. Es handelt sich hier um die Eingangsverse eines Gedichtes, das den Untergang des vulkanischen Eilands Strongyle (eine der Liparen) schilderte („Insula perdita gramine vestita / natans in aequore maris"), ferner um den Titel eines dem gleichen Verf. zugeschriebenen Gedichtes „Visum Praenestinae'. W. führt als Quelle den Roman von Bernhardine Schulze-Smidt „In Moor und Marsch", Bielefeld und Leipzig 1893, an, worin sich mehrere deutsche Übersetzungen von Bruchstücken aus Aulus Serenus finden (abgedruckt bei W.). Indes kann hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden, da sich über die Herkunft dieser Fragmente dermalen nichts Sicheres feststellen läßt. Erwähnt wurde der Fund deshalb, weil es W. bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich macht, daß die mitgeteilten

Stücke nicht von dem Späthumanisten Aulus Serenus herrühren, sondern möglicherweise echtes Gut des Septimius Serenus enthalten. Die sprachliche Gestaltung, die spielerische Form des Versmaßes und auch das stoffliche Moment des mitgeteilten Fragments (Sept. Ser. scheint gerade für Natur und ländliches Leben viel Sinn gehabt zu haben, wenn er nicht gar ein Naturschwärmer war: man denke an seine „Opuscula ruralia“) sprechen jedenfalls nicht gegen W.s Hypothese.

Pervigilium Veneris.

Zunächst ist über eine neue kritische Ausgabe zu berichten:

1. Carmina ludicra Romanorum (Pervigilium Veneris. Carmen de rosis. Priapeorum liber) rec., praefatus est Carolus Pascal. Aug. Taurinorum-Mediolani etc. 1918. Uns interessiert hier vor allem das Pervig. Ven. Der Herausg. zeigt sich im ganzen als konservativer Kritiker und hält sich von den in diesem Gedichte so beliebten Versumstellungen grundsätzlich fern; wenn er freilich behauptet „At carmen, utut nunc est, sensum idoneum praebere mihi videtur“ (Praef. IX), so wird er damit nicht jedermanns Beifall ernten. In der Tat macht das Gedicht einen wenig geordneten Eindruck, und wenn die Ursache hiervon keine Versverschiebungen sind, so dürfte man wohl da und dort eine Lücke anzunehmen haben. Die Einleitung verbreitet sich über die Textgesch. und Überlieferung — der cod. Salmasianus (S) und Thuaneus s. Pithoeanus (T) werden eingehender charakterisiert — und erwähnt die krit. Richtlinien, denen P. in seiner Ausg. folgte; ein conspectus editionum et commentationum (p. XXVII sqq.) und die Testimonia (p. 37) sind willkommene Beigaben; die Appendix critica steht leider (wie in allen Ausgaben des Corp. Parav.) nicht unter dem Text, sondern an dessen Schlusse. — Das zarte Carmen de rosis nascentibus (Anth. Lat. II 646 Riese) ist beigegeben. Textbehandlung, Vorwort und Beigaben sind zur Edition des Pervig. Ven. konform gehalten. Vgl. die Rez. von P. Donnini, Boll. di fil. cl. XXVI 1919/20, 45—48.

Nebenbei sei auch hingewiesen auf:

2. Karel Hrdina, Eine böhmische Ausgabe des Pervig. Ven. aus dem Jahre 1592. Listy filologické XLIII 1916, 92—96. H. berichtet über eine 1592 bei I. Schumann in Prag erschienene Ausg. des Pervig. Ven., die die Prager Univers.-Bibl. bewahrt (Sign.: 52 C 19, Nr. 5). Der Herausgeber, Radešinský z Radešovic, hat seine Edition auf Grund der Ausgaben von Lipsius (1582) und Dousa (1588) gestaltet.

Beiträge zur Textherstellung, Disposition und zu den Vorbildern bieten:

3. I. A. Fort, Notes on the „Pervig. Ven.“ Class. Rev. XXXII 1918, 97 sq. F. schlägt vor, v. 23 statt prius, das in S und T überliefert

ist (und wofür O. Müller Cypridis, Clementi Paphies vermutet hatte), ipsius zu schreiben; er liest: facta de ipsius cruore — also mit Umstellung von de. — v. 74 sei an Stelle von Romuli matrem entweder Romuli Patres oder allenfalls Romulam gentem zu lesen. — Beide Vermutungen entfernen sich von der Überlieferung so sehr, daß man ihnen unmöglich beipflichten kann.

4. I. A. Fort, The „Pervig. Ven.“ and the Tiberiani „Amnis“ in Quatrains. (Classical Quart. XIV 1920, 173 sqq.). F. bietet eine Ausg. der kleinen, nicht anmutlosen Dichtung auf Grund des cod. Salmas.-Paris. 10 318 unter Beiziehung des Thuan.-Paris. 8071; im Gegensatz zu Clementi (Oxford-London, 1911) stellt er durchweg Strophen zu vier Versen her. Beigegeben sind Erläuterungen, die zwar den Vorzug knapper Fassung, aber auch den Nachteil der Dürftigkeit aufweisen. Eine analoge Behandlung erfährt das Gedicht des Tiberius „Amnis“ (Harleian Ms. H), das er auch in strophischer Gliederung (Vierzeilenform) vorführt. F.s Behauptung, daß beide Dichtungen Tiberianus zum Verfasser haben, darf nicht unwidersprochen bleiben. Insbesondere ist sie für die „Nachtfeier der Venus“ verfehlt, denn sie ist ebenso aus der Luft gegriffen wie die vagen Vermutungen anderer, die das Gedicht dem Florus, Nemesianus oder Luxorius zuschreiben wollten; wenigstens hat man bisher weder äußere, aus der Überlieferung stammende, noch innere, sprachlich-sachliche Kriterien finden können, die irgendeine begründete Gewähr für diese Annahme bieten. Das Beste, was bisher über diese Frage gesagt wurde, ist unserer Ansicht nach Büchelers reservierte Angabe, die Dichtung falle ihrer Entstehung nach in das zweite oder dritte Jahrhundert (vgl. Ausg. p. 50 sq.). Im übrigen kann auch die von F. vorgenommene Abteilung des Gedichts in Strophen nicht gutgeheißen werden, da sie zu mutwilligen und sinnwidrigen Zertrennungen Anlaß gibt.

5. I. Trotzki, Zum Pervig. Ven. Philologus LXXXI 1925, 339—363. Im ersten Teile „Versfolge und Disposition“ legt T. dar, daß von den vielfach empfohlenen Versumstellungen nur zwei tatsächlich nötig seien: die Verse 59—62 und 9—11 sind inhaltlich geschlossene Gebilde, doch lasse sich aus paläograph. Gründen wohl eher denken, daß die erste Versgruppe (59—62) ausgefallen und später wieder eingeschoben sei, als daß die zweite (9—11) vor die richtige Stelle gesetzt wurde. Darum habe man mit O. Müller, Bücheler und Clementi die Reihenfolge 1—8, 59—62, 9—11 als die ursprüngliche anzusehen. T. bespricht im weiteren den Aufbau der ganzen Dichtung, die sich hinsichtlich der inventio und dispositio dem rhet. Genre des λόγος (od. besser ὕμνος) γενεθλιακός (zu Ehren der Venus) zwar sehr nähere, ohne aber als solche Gattung ursprünglich geplant zu sein. — Im zweiten

Teile wird auf die traditionelle Frühlingstopik eingegangen und dargelegt, daß der Verf. bei der Beschreibung des Frühlings in mehrfacher Beziehung mit der lit. Überlieferung der ἔκφρασις τοῦ ἔαρος zusammentreffe. Auch zeige er sich von Vergil (und zwar Georg. II 323) deutlich beeinflußt (vgl. Pervig. Ven. v. 59—62); vgl. auch Bion III 17; Colum. X 196 sq. Im ganzen läßt sich eine tiefgehende Einwirkung der traditionellen literarischen Topik feststellen, doch ziehen sich daneben eigene Elemente hin. — Im Schlußabschnitte „Die Auffassung der Venus" handelt T. über die ethische Charakteristik der Göttin sowie über die damit zusammenhängenden Mythen.

Vespa.

1. Otto Weinreich, Zu Vespas iudicium coci et pistoris. Hermes L 1915, 315f. Das Gedicht vom Wettstreit des Bäckers und Kochs spielt bei all seiner inhaltlichen Harmlosigkeit doch im Werdegang des Schrifttums eine beachtenswerte Rolle: es ist erzählte primitive Dramatik. Im Mittelalter waren Streitgedichte ähnlicher Art, die aus der gr.-röm. Antike (oder aus der nämlichen Urquelle wie deren Streitdichtungen) schöpfen — man denke an Agon und Synkrisis —, sehr im Schwang. Dabei pflegte man die beiden Streitgegner schon äußerlich durch auffallende, sich voneinander stark abhebende Farben zu kennzeichnen: Weiß und Schwarz waren für diesen Zweck besonders beliebt. W. zeigt nun eine Gleichläufigkeit zu diesem Brauch bereits bei Vespa v. 9 f. und v. 58 f. (Anth. Lat. I 199 p. 166 sqq. Riese): der Bäcker weiß — der Koch schwarz. Vgl. Goethe, Wilhelm Meisters theatral. Sendung II 3: „Der Wettstreit war heftig und du kannst dir denken, daß die Reden beider Personen kontrastierten, da man . . das Schwarze und Weiße recht gegeneinander zu malen pflegt." — S. auch M. Schuster, Altertum und deutsche Kultur. Wien 1926, 142.

2. R. T. C.: Notes on „Vespa". Class. Review XXIX 1915, 48—49. Der Verf. (er zitiert nach Baehrens P. L. M. IV nr. 379) schlägt vor: v. 1 („perhaps") varias sanctae quae (cunctaque S; varias cunctis: Riese). — v. 11 lumina per Cereris iuro. (Überl. ist numina, was nicht anzutasten war). — v. 30 molitorem tirone temptas (ein locus desperatus). — v. 31 cereales für das überlieferte Cerealis (verfehlt). — v. 32 dürfte (wie der Verf. der Miszelle unrichtig vermutet) sanctas für cunctas, das die Hss. bieten, zu lesen sein. — v. 82 qualis für quasi (quas: T).

3. H. Walther, Das Streitgedicht in der lat. Lit. des Mittelalters. Quellen und Untersuchungen zur lat. Philol. des Mittelalters. Bd. 5, Heft 2, 1920. W. befaßt sich im Eingangskap. („Tradition und Einflüsse") mit dem Einfluß der Antike auf die mittelalterlichen Streit-

gedichte („Wettkampf ist der eigentliche Lebensnerv aller hellenischen Sinnesart"). Vespas Dichtung, die ein Beispiel für das „ausgeführte" Streitgedicht darstellt, wird S. 12 ff. beurteilt und gewürdigt. Wenn man auch im großen ganzen nicht in Abrede stellen könne, daß dieses ganze Genre in ästhetisch-künstlerischer Hinsicht wenig Reizvolles biete, so müsse man in V.s Dichtung immerhin eine gewisse Anmut der Verse und Geschicklichkeit der Themabehandlung feststellen. Mit Recht wendet sich W. gegen Schanz' Darstellung: „Das Drama war abgestorben, aber aus seinem Grabe sproßte doch noch eine dürftige Blume hervor, der Wettstreit, der aber nicht mehr gespielt, sondern nur noch vorgetragen wird." Das ist ein Irrtum: denn in der Tat bestehen keine Argumente, aus denen man auf eine Abhängigkeit des Streitgedichtes vom Drama schließen darf, und daß das Streitgedicht einen Ersatz für das abgestorbene Drama bot, kann schon deshalb nicht mit Fug behauptet werden, da es ja nach Schanzens eigener Meinung nicht gespielt wurde. — W.s gründliche Arbeit leidet unter dem Mangel eines Inhalts- und Sachverzeichnisses.

Quintus Serenus (Serenus Sammonicus).

Die weitaus bedeutendste neue Erscheinung ist hier:

1. Quinti Sereni liber medicinalis ed. Fridericus Vollmer. Corp. Medic. Lat. II 3), Lips. et Berol. (B. G. Teubner), 1916. Vollmers Ausg. bedeutet nicht bloß einen beträchtlichen Schritt über alle früheren Editionen hinaus, sie bietet im wesentlichen eine endgültige Festlegung der hdschr. Verhältnisse und darf vermöge der sorgfältigen Textes-konstitution als eine grundlegende Leistung angesehen werden.

Daß der Reichtum an schwierigen Stellen ab und zu noch ein erneutes Bemühen im einzelnen nötig machen wird, ist an sich verständlich. An einer stattlichen Anzahl von kritisch schwierigen Stellen hat der Herausg. Baehrens' Vermutungen (Poet. Lat. m. III p. 107—158) beseitigt und den hdschr. Lesungen zu ihrem Recht verholfen, darunter z. B. v. 426 risum tamen addit ineptum, wo Baehrens ganz unverständlich tandem las, v. 619 inrumpit thalamos (Baehr. konjizierte überflüssig iam rumpit) u. a.; selten hat er eine Baehrenssche Konjektur beibehalten — so z. B. mit Recht v. 860 specie gegen species der Hss. —; an vielen anderen Stellen hat er selbst heilend eingegriffen. Natürlich bleibt hier manches problematisch. Zweifeln läßt sich z. B. daran, ob man v. 772 mit A quaedam etiam schreiben und im übrigen eine Textverderbnis annehmen oder mit B quaedam sunt lesen solle (oder sollte quae dem iam das Richtige sein?). V. 81 schreibt V. ferventes papulas† papiro curato liquenti, wo ihm das gut überlieferte papiro unrichtig erscheint; er spricht in der Adnot. crit. die Vermutung aus, daß butyro zu schreiben sei, was aber das Versmaß ausschließt. Zu weit entfernt sich V.s Textgestaltung in v. 323 ff. (tactus sale — miscetur) von dem hdschr. besser bezeugten Wortlaute; hier hat G.

Helmreich (Bayer. Bl. 1918, S. 95) entschieden das Richtige gesehen, wenn er auf Grund der besseren Tradition ventriculus mergi l a c t i sal theriacusque — m i s c e n t u r („ein Tauchermagen und Theriaksalz werden mit Milch vermengt“) zu lesen vorschlägt; indes ist Helmreichs Vermutung zu v. 449 chalybs (statt lapis) entbehrlich: hier blieb V. mit Recht bei der Überlieferung, die sachlich einwandfrei ist. V. 456 hat sich ein lästiger Druckfeher eingeschlichen: es ist inducito (statt inductio) zu lesen.

In deutlicher Scheidung kennzeichnet V. p. 2 die beiden hdschr. Hauptgruppen: den cod. A (Züricher Kodex W 78, saec. IX, olim Sangallensis), d. i. den Vertreter der besseren Klasse, und die aus dreizehn Hss. bestehende mindere Klasse, die aber keineswegs grundsätzlich geringzuachten ist: sie verdient vielmehr das weitgehende Maß der Berücksichtigung, das ihr V. zuteil werden ließ. Daneben fanden alte Ausgaben, so neben der ed. princeps noch die Venezianische (1488), die Leipziger (1515) Edition sowie die Aldina (1528), endlich lat. Nachahmer des Ser. aus mittelalterlicher Zeit, wie Benedictus Crispus (vgl. Manitius, Gesch. d. lat. Lit. d. Mitt. I 197 ff.) und Walahfrid Strabo, dessen Büchlein „De cultura hortorum“ Dümmler herausgegeben hat (PMA II p. 335—350), sorgfältige Beachtung. — Durch eine eigenartige Zufallsfügung ist die weitaus fehlerfreiere Rezension A wenig beachtet und verwertet geblieben (nur daß einige wenige Verse, die in B fehlten, aus A in die Vulgata Aufnahme fanden); hingegen hat sich die korrumpierte Rezension B dauernder Benutzung und weiter Verbreitung zu erfreuen gehabt. Bald nach dem Erscheinen der V.schen Ausgabe hat Paul Lehmann auf zwei weitere Kodizes, einen Vaticanus und Bonnensis, und K. Sudhoff auf eine im westfälischen Schlosse Herten befindliche Hs. hingewiesen, Ergänzungen, über die V. in seinen „Nachträgen zur Ausgabe von Q. Sereni l. med.“ (s. im folgenden) handelt.

Überblickt man V.s hingebungsvolle Arbeit, so fliegt es einen fast wie Betrübnis an, daß all diese opferreiche Mühe keinem lohnenderen Schriftsteller zuteil wurde. Denn das wird man sich nicht verschweigen dürfen, daß diese versifizierten Rezepte (compositiones) und ärztlichen Verordnungen, wenn sie auch die ethisch schätzenswerte Aufgabe verfolgten, der unbemittelten leidenden Menschheit zugute zu kommen (vgl. v. 394), doch weder für Ärzte noch für Laien heutiger Tage auch nur den mindesten Wert besitzen. Dazu kommt noch die Tatsache, daß diese Heilvorschriften nirgends selbständige oder neue Aufstellungen des Verf.s sind — V. führt in einem umfänglichen Anhange (p. 53—64 Remediorum fontes vel testes) Ser.' Vorbilder an, darunter vorzugsweise den älteren Plinius, dessen Zitierungen übrigens noch manche Vermehrung gestatteten —, vielfach seichtestem Aberglauben huldigen sowie allem Unflat und aller Albernheit der Schwindelmedizin willigsten Eingang gewährt haben. Der einzige, freilich geringe Wert dieser Schrift ist in ihrer wenn auch an Schwulst, Überladung und Affektiertheit leidenden sprachlichen Gestaltung zu suchen; hierauf hat mit Recht

Gnüg in seinem Progr. Hildburghausen 1906 (p. 3) hingewiesen. — Eine eindringende Untersuchung der dichterischen Vorbilder des Ser. ist noch ausständig; sie würde meines Erachtens zu dem Ergebnis führen, daß in erster Linie die Sprache Vergils, sodann Horaz, endlich Ovid und Lukrez nachgewirkt haben. — Rec. von G. Helmreich, Bayer. Blätt. 1918, 94 f.; von K. Kalbfleisch, Deutsch. Lit.-Zeit. XLII 1917, 1312.

Ergänzungen zur Ausgabe werden mitgeteilt von:

2. Fr. Vollmer, Nachträge zur Ausgabe von Q. Sereni liber medicinalis. Philologus LXXV (N. F. XXIX) 1918, 128—133. Die Mitteilungen sind hauptsächlich vom Standpunkte der Traditionsgeschichte von Bedeutung. Die von P. Lehmann noch nachgewiesenen zwei Hss. des Ser. sind: 1. Vat. Pal. lat. 1088, auf fol. 66—88 v den Ser.-Text enthaltend, ein dem 9. Jh. angehörender Kodex, den Steinmeyer Ahd. Glossen IV 608 nr. 536 beschrieben hat. Er kennzeichnet sich als regelrechter Repräsentant der minderwertigeren B-Klasse. 2. Ein cod. Bonnensis (Univ.Bibl. Ms 218 fol. 72—81 v), ein Mischkodex, der aus dem 11. Jh. stammt. Die Hs. läßt sich insofern nicht als typische Vertreterin der B-Klasse ansprechen, als einige der Verse, die in der verunstalteten Vorlage der dieser Familie zugehörigen Kodizes fehlten (und sohin auch in den Hss. dieser Gruppe fehlen), hier aus A ergänzt erscheinen: es sind dies die Verse 457. 502. 665. 894. 944. — Sodann hat K. Sudhoff im Archiv f. Gesch. d. Medizin (X 1917, 265 ff.) auf den Codex medicus Hertensis nr. 192 aufmerksam gemacht, der fol. 77 sqq. einen im 12. Jh. angefertigten Ser.-Text enthält. Auch dieser Zeuge erscheint als Vertreter der gefälschten Rezension B; doch weist er ähnlich wie der eben besprochene Bonn. nachträgliche auf A zurückgehende Zusätze und einige Emendationen auf, steht also in einer Linie mit dem Senensis s. XI und dem Lipsiensis s. XV (cf. Vollmer, Ausg. p. 2). — Zusammenfassend gibt V. noch eine Übersicht und kurze Besprechung der wichtigeren Lesarten aus dem Vat. Pal. lat. 1088 und dem Hertensis. Die Schreibungen des Hertener Kodex sind dort beachtenswert, wo diese Hs. als älteste Repräsentantin der wiederhergestellten richtigen Lesart anzusehen ist. — Endlich sind Reste der wertvollen A-Rezension enthalten in einem Humanistencollectaneum: Leiden, Univ.-Bibl. BPL 1238, saec. XV fol. 50.

Anhangsweise wird darauf verwiesen, daß das seiner Herkunft nach dunkle Wort mustro (= vespertilio) aus dem Althochdeutschen entlehnt ist (fledaremustro; aus der Bodenseegegend stammende Glossen zu vespertilio zeigen neben fletharmus auch die Form fledermus).

3. I. Révay, Lectiones Serenianae. Mnemos. 49, 1921, 205—208, bringt einige Verbesserungsvorschläge zu Vollmers Ausgabe. Beachtens-

wert ist für v. 81 der Hinweis auf Marcell. med. 10, 43; 10, 58; 34, 101, wonach Papyrus zur Bereitung von Umschlägen verwendet wurde; demnach ließe sich das hdschr. papiro (papyro) halten. V.s Vermutung, daß nach v. 619 eine Zeile ausgefallen sei, wird als unwahrscheinlich erwiesen (S. 206): vgl. auch Baur, Quaest. Sammoniceae (1886) p. 32.

Disticha und Monosticha Catonis.

Den in der philol. Literatur bisher weniger beachteten sog. Disticha und Monosticha Catonis hat der verdiente holländische Gelehrte M. Boas seit etwa zwei Jahrzehnten seine hingebungsvolle Emsigkeit zugewandt und eine Reihe wissenschaftlich bedeutender Ergebnisse zutage gefördert, die der von ihm geplanten Ausgabe dieser Literaturprodukte zugute kommen sollen. Da die Tradition sowohl hinsichtlich des überlieferten Gesamtmaterials als auch in der Abfolge und Textgestaltung äußerste Ungleichheit aufweist, war eine systematische Sichtung des vorhandenen Bestandes nach methodischen Grundsätzen ein dringendes Erfordernis. Dieser ebenso heiklen wie schwierigen Aufgabe hat sich B. unterzogen; er konstatierte eine doppelte Tradition: Erstens eine Vulgata, die in erster Linie durch den cod. Matritensis Toletanus 14, 22 (s. IX), ferner durch den Parisinus 8093 (s. IX) und den Vaticanus Reg. 2078 (s. X) vertreten ist (die spanisch-gallische Überlieferung, mit Ξ bezeichnet); sie charakterisieren sich durch eine Reihe besserer Lesungen, die in der übrigen Vulgata nur zum kleinsten Teile begegnen. Zweitens eine Neben- und Vorvulgata, vertreten durch nachstehende Hss.: Parisinus 9347; Monacensis 19 413 (s. XI); Vaticanus Barbar. 8, 41 (s. XIII/XIV). B. bezeichnet einen Teil der außervulgatischen Überlieferung des Cato als Tradition Φ: es ist dies eine Gruppe von Bruchstücken einer Umarbeitung der Vorvulgata, die er im Hinblick auf mehrfache gemeinsame Merkmale als Einheit gelten ließ: sie besteht aus einem Veronensis, den Fragmenten P und S, Alcuins Vorlage. — Neben der Tradition Φ bestehen noch die Monosticha, deren Grundstock auf eine Ursammlung (Ω) zurückgeht, und die aus Ω stammende Tradition Δ, aus welcher der Barbar. 41 herzuleiten ist (vgl. Philologus LXXIV 1918, 313 ff., daselbst Stemma). — Im nachfolgenden verzeichnen wir B.s Studien zu den Dist. und Monost. seit 1915 und verweisen bezüglich der wichtigen vorangehenden Arbeiten dieses Forschers auf Tolkiehns Bericht: Bursians Ib. 43. Jhg. (1915), Bd. 171, 60 ff.

1. M. Boas, De Parisina quadam sententiarum Catonianarum sylloga. Mnemos. XLIII 1915, 286—318. Joh. Huemer hatte in den Wr. Studien IV 1882, 170 ff. eine aus zwei Teilen bestehende Sammlung catonischer Sentenzen aus dem cod. Paris. lat. 9347, olim Remensis s. XI publiziert; von den Monost. 1—69 enthält der cod. Voravensis

— in der nämlichen Folge — 59; hingegen gehören 70—88 zu den Dist.: diese bilden, wie ein Vergleich mit der Zürcher Hs. zeigt, einen Teil des 2. Buches der Dist. Die zwei Sammlungen gehen auf dieselbe Quelle (Σ) zurück. Dem ältesten Kod. (Veronensis 163, s. IX) fehlen nach Blatt 33 zwei Blätter (72 Verse). Da trifft es sich günstig, daß Σ ein Fragment der gleichen Tradition darstellt und den mangelnden Teil enthält: die Gleichartigkeit der Lesarten beweist die Verwandtschaft der zwei Überlieferungen. Abschließend spricht B. über die Größe des zweiten Buches, über die Vereinigung der Monost. und Dist. sowie über den cod. Petavianus.

2. M. Boas, De cod. Turonensi 890 Monostichorum Catonianorum (716 R). Mnemos. XLIV 1916, 100. Ergänzungen zum vorhergehenden Aufsatze.

3. M. Boas, Eine Interpolation in einer Ausoniushandschrift. Berl. philol. Woch. XXXV 1915, 1165—1168. In dem sogenannten cod. Tilianus (= Voss. lat. Q. 107) findet sich im Protrepticus ad nepotem nach dem v. 45 (perlege, quodcunque est memorabile. prima monebo) die schlechtgebaute Verszeile: perlege, quodcunque est memorabile / ut tibi prosit; mit diesem Verse beginnt gerade eine neue Seite der Hs.; er steht, wie übrigens auch aus Schenkls und Peipers Apparate zu ersehen ist, tatsächlich im Texte (nicht in marg. sup.). B., der vel statt ut zu schreiben vorschlägt, unternimmt es zu beweisen, daß man es mit einer Randnotiz eines Lesers zu tun habe, der zu dem Catozitat des Ausonius perlege, quodcunque est memorabile den vollständigen Hexameter des Originals gesetzt habe.

4. M. Boas, Die vulgärlateinische Form prode. Glotta IX 1917, 193—202. Walde hat zu Unrecht (Et. Wb.[2] 614) für das vulg.-lat. prode die Erklärung Stowassers (prode fui aus *prodens fui) übernommen. B. zeigt, daß prode fui (= profui) in keinem Falle aus prodens fui (vgl. übrigens Skutschs Erklärung von calefio aus calens fio: Z. f. öst. Gymn. 1901, 193 f.) entstanden sei. Im weiteren führt B. (195 ff.) eine Reihe von Belegstellen für prode esse an, darunter auch solche aus der Vulgatfassung der Dist. Cat.

5. M. Boas, Neue Catobruchstücke I. Philologus LXXIV 1917, 313—350. Verf. publiziert cod. Vat. Barb. lat. 8, 41, legt in übersichtlicher Weise den von der Vulgatüberlieferung abweichenden Textbestand dar und bietet schließlich den lat. Wortlaut. Es läßt sich nun an Hand der gebotenen Belege ersehen, daß der neue Barb. aus der Tradition Δ hergeleitet werden muß, ferner daß durch die Überlieferungen Δ′ — Δ, die (neben der früher festgestellten Tradition Φ) auf Grund des Barb. angesetzt wurden, die Erkenntnis der Beziehungen der ein-

zelnen Traditionen (des Textbestandes und Worttextes) wesentlich geklärt und gefördert wird. Eine Fortsetzung dieser Studien gab B. im Philol. LXXV 156 ff. (s. Nr. 8).

6. M. Boas, De Catonianis librariorum memoriis duabus. Mnemos. XLV 1917, 445 f. B. erweist als Reminiszenzen aus den Dist. Cat.: 1. Die Lesart „qui veniunt" in einem Epimythium Avians und 2. die Lesart „exiguae" in einem Ovidkodex Met. XV 227. — Im cod. Vat. Barb. Lat. 41 lautet der zweite Vers des Epimyth. der 26. Fabel Avians: sed si sint fidei, prospice qui veniunt: Diese Schlußworte stammen aus Cat. Dist. II 24, 1. — Im cod. Hauniens. 2008 zeigt der genannte Ovidvers (Met. XV 227) labitur exigue per iter declive senectae die deutliche Reminiszenz aus Dist. Cat. II 17, 2 labitur exiguo eqs.; die richtige La. an der Ovidstelle ist labitur occiduae eqs.

7. M. Boas, Die Lorscher Handschrift der sogen. Monosticha Catonis. Rhein. Mus. LXXII 1917/18, 594—615. Die Sammlung der Monost. geht (im Gegensatze zu den mittelalterlichen Umarbeitungen und Erweiterungen der Dist.) auf eine der Vulgatfassung der Dist. vorhergehende Stufe des Entwicklungsganges des Cato zurück. Die Fragmente der Sammlung dieser Einzeiler sind äußerst zersplittert auf uns gekommen. Riese war der erste, der sich mit einer Vereinigung des zerstreuten Materials befaßte; erst B. war es möglich, alle erhaltenen Reihen zu einer Einheit zusammenzufassen und unter Aussonderung fremder Bestandteile die ursprüngliche Art der Einzeiler deutlich zu machen: dies ermöglichte ihm eine nähere Prüfung der Monost.-Reihe der Lorscher Hs. — Er gibt zunächst eine Übersicht der Hss., welche die Einzeiler enthalten, und statuiert eine zweifache Tradition (φ und χ). Die Überlieferung χ wird vom Lorscher Kodex (Vat. Pal. 239 s. X) geboten und zeigt in Zeile 78 eine aus einer prosaischen Randnotiz entstandene Interpolation. Eine bereits von Alcuin für seine Monost. benutzte Vorlage wird als eine zweihundert Jahre ältere Repräsentantin der im Lorscher Kodex vorliegenden χ-Familie erwiesen. Die Lorscher Hs. und der Paris. 9347 zeigen, daß die Aufschrift der Monost. folgendermaßen lautete: Incipiunt sententiae generales in singulis versibus; alle sonstigen hdschr. inscriptiones sind hingegen wertlos. Die Verwandtschaft mit der Sammlung der sog. Dist. (Ω) wurde sonach im Titel nicht hervorgehoben. — Die Ursammlung (ω) bestand aus einzelnen Hexametern; zwei zusammengehörige Hex. sind eine in der Ursammlung selbst vor deren Scheidung in φ und χ vollzogene Leserinterpolation. Am Schlusse der Untersuchung stellt B. die in ω tradierte Reihe von Einzeilern aus φ und χ wieder her. Der lat. Wortlaut ist aus beiden erhaltenen Sippen (φ und χ) zu gewinnen.

8. M. Boas, Neue Catobruchstücke II. Das Catobruchstück im

cod. Monac. 19 413 s. XI. Philologus LXXV 1918, 156—177. Zu dem bereits bekannten Dist. Rumores fuge neccupias (so liest B. p. 164 sehr passend an Stelle des überlieferten ne(nec) incipias, bzw. ne studeas, wofür Baehrens neu studeas schrieb) novus auctor haberi: nam nulli tacuisse nocet, nocet esse locutum — vgl. Baehr. P. L. m. III Nr. 12, p. 218 — fand B. in dem Münchener Kodex das interessante Pendant: Rumori ne crede novo nec ficta loquendo / Laeteris: nocuit cunctis audacia semper. Er führt den Nachweis, daß es sich um ein Bruchstück der Tradition Φ handelt. Im zweiten Buche der Dist. (P. L. m. III p. 222) lautet Nr. 2 eigentlich folgendermaßen: Mitte arcana dei caelumque inquirere quid sit, / An di sint caelumque regant ne quaere doceri, / Cum sis mortalis, quae sunt mortalia cura; doch ist der zweite (mittlere) Vers lediglich durch den Turic. bezeugt. Um die distichische Form herzustellen, schied Baehrens die erste Zeile aus und bemerkte zu dem mittleren Verse : „Et hanc alteram versus formam genuinam puto, cum prior illa colorem christianum prae se ferat". Baehrens meinte also, der erste Vers gebe sich als eine von einem christlichen Verf. herrührende Ummodelung des zweiten zu erkennen und sei darum zu athetieren. B. zeigt, daß bei Lactantius, und zwar im Eingang seiner Div. inst., eine unverkennbare Anspielung auf diesen Vers vorliege und zieht daraus den Schluß, daß v. 1 echt, aber v. 2 unechter späterer Zusatz sei: der erste Vers weise jene eigenartige zeitgemäße Vermengung von christl. und heidn. Elementen auf und lehre, daß der Autor dieser Dist. einerseits christl. Glaubens war, andererseits noch Reste der heidn. Vorstellungswelt in sich trug. Der zweite Vers stellt sich als eine Parallele aus unbekannter Quelle dar; daß er nur im Turic. überliefert ist, läßt hinlänglich ersehen, daß er hier als Einschiebsel zu werten sei. Außerdem stellt B. Beziehungen zwischen dem eben genannten Eingange der Div. inst. des Lactanz und der in ungebundener Rede abgefaßten Praefatio der Dist. fest und erblickt darin eine weitere Bekräftigung seiner Behauptungen. Wenn wir B. auch nicht in allen Einzelheiten beipflichten, in seiner hauptsächlichen Aufstellung (Echtheit von Mitte arcana e. q. s., Unechtheit von An di sint e. q. s.) hat er offenbar das Richtige getroffen.

9. M. Boas, Apokryphe Catosentenzen. Berl. phil. Woch. 39, 1919, 232 ff. Die drei einzelnen Verse Baehr. app. 7 und 8 = 9 und 10 Némethy und 7, 2 Ném., die sich in dem 1873 entdeckten cod. Veronensis 163 s. IX finden, sind, wie B. überzeugend darlegt, als interpoliert anzusehen. Diese Sinnsprüche gehen auf eine fremde Quelle zurück, wo sie jedoch in einer textlich bloß ähnlichen Form erscheinen. Ihren eigentlichen Ursprung verdanken sie der Syrussammlung. B. stellt fest, daß der Interpolator alle gegenwärtig als interpolierte Pseudo-

oder echte Syrussprüche erkannte drei Einzelzeilen der gleichen Sammlung der Syrussentenzen entlehnte. Die Frage, ob die Interpolation aller drei Sprüche der Syrussammlung auf den Veranstalter der Tradition Φ des Cato selbst zurückgeht oder erst in späterer Zeit erfolgte, läßt B. unentschieden. Im übrigen werde in der künftigen Cato-Ausgabe diesen drei Sentenzen „mit einer Aufnahme unter die spuria die gebührende Ehre erwiesen sein."

10. M. Boas, De Raetoromaansche versie der Disticha Catonis. Neophilologus VI 1920/21, 97 sqq. Die Dist. Cat. haben nicht bloß im Mittelalter, sondern auch noch in der späteren Zeit bis ins 18. Jhd. eine außerordentliche Verbreitung gefunden; so kann es denn nicht wundernehmen, wenn man sogar in entlegenen Gebieten Bearbeitungen dieses Stoffes antrifft. B. macht hier auf eine Rätoromanische Bearbeitung (Oberengadiner Mundart) aufmerksam. Er weist gleichzeitig auf drei einschlägige Arbeiten J. Ulrichs hin: Eine altlothringische Übersetzung der Dist. Cat. in der Zeitschr. f. rom. Phil. XIX 85 ff.; Die Übers. der Dist. Cat. von Jean de Paris, Rom. Forsch. XV 41 ff.; Zwei Fragmente von französ. Übers. des Cato, ebd. 141 ff.

Julius Capitolinus.

G. Thörnell, Ad diversos scriptores coniectanea et interpretatoria. „Strena philologica Upsaliensis" (Festschr. z. 65. Geburtstage P. Perssons), Upsala 1922. Hier wird (p. 388) das in Distichen abgefaßte Gedicht „Histrio iam senior", das in Opil. Macrin. 11, 4 (I p. 206, 23 sqq. Peter) erscheint, erläutert und vorgeschlagen, an Stelle des überlieferten imperium (Schlußvers) impius zu lesen, wodurch die erwünschte Kontrastierung von pius und impius, felix und infelix entstehe. Dann wäre das Schlußdist. folgendermaßen zu übertragen: „Denn er konnte gewissenhaft und glücklich heißen und dafür (vor anderen) gelten: er ist und wird für sich gewissenlos und unglücklich sein." — Mir scheint der Vorschlag spinosior quam verior: die Stellung von impius läßt allein schon die Vermutung scheitern; überdies erzeugt die Konj. ein äußerst fragwürdiges Latein: impius, infelix est, erit ille sibi.

Palladius.

Hier wird bloß auf den versifizierten Teil des Opus agriculturae Bezug genommen, aber auch auf ein Problem, das durch Rutilius' Werk angeregt ist:

1. Lor. Dalmasso, La questione chronologica di Palladio e Rutilio Namaziano. Riv. di filol. XLIII 1915, 82—95. D. wirft die Frage auf, wen Rut. I 208 (Palladium, generis spemque decusque

mei) meine und spricht die Ansicht aus, daß es sich um den Verf. des bekannten landwirtschaftlichen Werkes handle. P. war Provinziale, und zwar Gallier (Rut. I 109 sq. facundus iuvenis Gallorum nuper ab arvis missus Romani discere iura fori), was auch aus seinen Hinweisen auf Italien ersichtlich sei. Im Jahre 416 weilte er zum Zwecke des Rechtsstudiums in Rom und wurde Praef. praetorius des Maiorianus. Es ist D. in der Tat gelungen, die auch sonst für möglich erklärte Annahme, daß der von Rut. genannte Jüngling mit dem Landbauschriftsteller eine und dieselbe Person sei (vgl. F. Vollmer P. W. 2. Reihe, I 1250), mit neuen Belegen zu stützen und noch wahrscheinlicher zu machen. Die einschlägige Lit. (darunter vorzüglich die deutschen Forschungen) ist gebührend berücksichtigt (vgl. S. 82; 83; Anm. 3; 84 A. 2, 85 usw.). Vgl. auch W. Enßlin, Burs. Jahresb. Bd. 213 (1927, III) 54.

Sprachliche Erscheinungen bei P. behandeln:

2. Lor. Dalmasso, Appunti lessicali e semasiologici su Palladio. Athenaeum II 1914, 52—68. Die Studie, welche 402 sqq. eine Fortsetzung fand, befaßt sich mit den seltenen und von P. neugebildeten Wörtern, unterscheidet klass., nachklass. und vulg. Sprachgebrauch, untersucht die Fachwörter (bes. solche gr. Herkunft) und nimmt auch auf das in Versen geschriebene 14. Buch („De insitione") gelegentlich Bezug.

3. I. H. Schmalz, Sprachliche Bemerkungen zu des Pallad. Opus agriculturae. Glotta VI 1915, 172—190. Behandelt fast ausschließlich syntaktische und stilistische Erscheinungen (Konstr. von iubere, von delectari mit Dativ = „eingenommen sein für " u. a.). Nimmt auch auf das 14. Buch Bezug.

Avienus.

Hier ist zunächst eine neue Ausgabe zu nennen:

1. Avieni *Ora maritima* adiunctis ceteris testimoniis anno 500 a. C. antiquioribus ed. A. Schulten. (*Fontes Hispaniae antiquae* edd. A. Schulten et P. Bosch, fasc. I). Barcinone-Berolini 1922, mit einer Karte. Die Herausgeber der Fontes Hisp. ant. unterrichten in dem Vorwort dieses ersten Teiles über den Plan der Gesamtarbeit: „Fontes Hisp. i. e. collectionem omnium testimoniorum, quaecumque ad Hisp. antiquam pertinent, una cum commentariis viris doctis antiquitatis Hispanae studiosis, inprimis Hispanis ipsis, ne studia Hispana solido fundamento carerent, offerre consilium cepimus". Sch., der hervorragende Kenner des alten Spaniens, war gewiß in besonderem Grade zur Neuherausgabe der Ora A.s geeignet. Das Buch enthält zunächst eine umfangreiche Einleitung, die über A.s äußere Lebensumstände (Abstammung, Geburtsort, Lebenszeit) sowie über die Quellen seines

Werkes handelt: I. De Periplo Massiliensi (5—32), II. De Peripli interpolatoribus (32—42, mit vornehmlicher Berücksichtigung des Ephoros und des Interpolators aus dem I. vorchristl. Jhd.); die Schlußausführungen (42—49) befassen sich mit den vorhandenen Ausgaben und Erläuterungsschriften (Kommentaren) der Ora. Es folgen der Text mit krit. adnotatio (53—75), der eingehende Komm. (78—123) und der sehr wertvolle Anhang Cetera testimonia anno 500 a. C. antiquiora (125—135), gegliedert in die Abschnitte: I. Test. Assyria; II. Test. Veteris Testamenti; III. Homeri carmina; IV. Hesiodus; V. Stesichorus; VI. Anacreon; VII. Hecataeus; VIII. Test. s. VI. a. C. sine auctoris nomine tradita. Ein Index Avieni beschließt die Ausgabe.

A. Holders Rezension dieses schwierigen und lückenreichen Werkes (Innsbruck 1887) war eine durchaus anerkennenswerte Leistung; sie schätzte den Wert der ed. princeps sowie die Vergleichung des Ortelianus richtig ein, zeigte besonnene Kritik und große Sorgfalt in drucktechnischer Hinsicht. Trotzdem bedeutet Sch.s Edition in mehrfacher Beziehung einen wesentlichen Fortschritt. Beachtenswert ist vor allem der Versuch Sch.s, zwischen A.s eigenen Zugaben und dem Wortlaut seiner Vorlage jedesmal zu scheiden, ein Wagnis, das im allgemeinen geglückt zu sein scheint. Im Texte selbst fehlt es nicht an manchen entschiedenen Besserungen gegenüber Holder; hier seien etwa genannt: v. 313 mari (mit Klotz); 469 <Si>cani ad usque praefluentis alveum (freilich hatte dies eine Umstellung des Verses 469 vor 465 zur Folge; doch war Holders ad usque C a n i praefluentis alveum gänzlich unverständlich); v. 579 largior (Holder longior); v. 700 Nearchi (Holder mit Unger Auatici); v. 710 labos at (Holder labos et). Treffend sind die aufgenommenen zwei Konjekturen von Klotz v. 668 negarit atra (Überl.: negari terra) und v. 682 vastam (Überl. vasta in; Pithou: vastam in). Auch in der Schreibung geogr. Eigennamen, die in der hdschr. Überlieferung so oft ein hartes Schicksal trifft, hat Sch. viel geändert, will heißen gebessert; er schreibt z. B. v. 148 Ophiussam (Holder Ophiusam; vgl. aber v. 152), v. 154 Oestrymnis (H. Oestymnis, viell. verdruckt), v. 453 Strongyle (H. Strongile), v. 463 Tartessiorum (H. Tartesiorum) u. a. In manchen Schreibungen ist Sch. mit Holder gegangen, so liest er z. B. v. 318 wie Holder (mit Gutschmid) cum veneris (Überl. in veneris), v. 394 wie Holder (mit Schrader) curvat (vgl. v. 450) u. a. Ab und zu mag man einer Lesart bei Holder den Vorzug gegenüber der bei Sch. geben, so z. B. v. 125 dimitti (so Holder m. d. Hss., Sch. demitti mit Hudson); warum Sch. v. 461 tres, dagegen v. 581 tris schreibt (Holder hat beide Male tris), ist mir nicht klar geworden; die adnot. gibt darüber keinen Aufschluß. Endlich sehe ich einen Vorzug der Sch.schen Ausg. in der peinlichen Sorgfalt, die der Zeichensetzung (Holder war darin über die Maßen freigebig) zugewandt wurde; an etlichen Stellen wird hierdurch auch der Sinn des Textes mehr oder minder in vorteilhafter Weise geändert und die richtige Auffassung des Wortlautes gefördert.

Dem Werke A.s liegen zahlreiche alte, zum Teil sehr alte Quellen zugrunde; dies ist eine über alle Zweifel erhabene wissenschaftliche

Tatsache (nicht weniges scheint dabei auf Poseidonios zurückzugehen); daß aber A. direkt aus alten Quellen geschöpft habe, dagegen scheint uns die ganze Anlage des Werkes und hauptsächlich auch die Persönlichkeit und Schaffensart dieses Übersetzers zu sprechen. Er hat in seiner uns so schätzenswerten Schrift lediglich eine im Jambenmaß abgefaßte didaktische Dichtung übertragen, der letzten Endes eine dem sechsten vorchr. Jhd. angehörige massaliotische Küstenschilderung zugrunde liegt. Daß sich von den zahlreichen, teils scharfsinnigen, teils kühnen Aufstellungen über A. (sowie über seine Quellen), die Sch. in seiner Praef. vorlegt, bei der außerordentlichen Schwierigkeit der Probleme manches anzweifeln läßt, ist natürlich. Einiges hiervon berührt G. De Sanctis in seiner Anzeige (Riv. di filol. I [LI della Raccolta] 1923, 127 sqq.). Allerdings gelingt es ihm nicht, die fraglichen Hypothesen — besonders chronologischer Art — durch wirklich glaubhaftere zu ersetzen.

Beiträge zum Sprachgebrauch und zur Kritik:

2. P. I. Enk, De voce „fatum". Mnemos. XLIV 1916, 148, gibt einen Nachtrag zu seinem Aufsatze in der Mnemos. XLII 370 sqq.; er stellt noch an zwei weiteren Stellen die Bedeutung fatum = manes fest, und zwar Avien. 211 und CLE 965 (Büch.).

3. P. H. Damsté, Ad Avieni Oram Maritimam. Mnemos. L 1922, 423—428, bespricht eine Reihe von Stellen im Anschlusse an die neue, von ihm anerkennend rezensierte Ausgabe von Schulten. Einen wirklichen Treffer haben wir unter seinen Vermutungen nicht gefunden; v. 101 will D. Voluc<res>que statt Nolusque schreiben (zweifellos unrichtig); v. 123 liest er vinculi statt virgulti, das zu halten ist; v. 136 empfiehlt er tument statt tenent unter Hinweis auf v. 70 und 259 (möglich); v. 152 panditur <in> latus: vgl. 679f. (nicht zwingend); v. 313 vado statt modo; v. 394 terebrat im Sinne von terebrando efficit statt des überl. turbat (hier scheint Schraders Konj. curvat empfehlenswerter) u. a. Beachtenswert ist der Hinweis auf zwei lästige, übersehene Druckfehler bei Schulten: v. 293 ist stanno (nicht stagno) zu lesen (vgl. Schulten, Proleg. p. 32) und v. 628 ist semet für semel zu schreiben.

S. auch unter „Allgemeines" (A) nr. 11.

Ausonius.

Von Ausgaben ist nur die Loeb-Edition des Dichters, ferner eine Neuauflage der kommentierten Ausgabe von Hosius zu nennen:

1. Ausonius. With an English translation by Hugh P. Evelyn White. Vol. I.: Introduction and text. Frontispiece „Wine Boat on the Moselle" (photo of relief). — Vol. II: With the „Eucharisticus"

of Paulinus Pellaeus. Loeb Class. Library. London-New York. I.: 1919, II.: 1921.

Der erste Teil dieser Ausg., die für ein größeres englisch-amerikanisches Publikum bestimmt ist, das den Schriftwerken des klass. Alt. Anteilnahme entgegenbringt, bietet eine ausführliche Einleitung (p. VII—XLIV), die sich über des Dichters äußere Lebensumstände und sein Schaffen verbreitet und eine knappe ästhetisch-kritische Wertung der Dichtungen enthält; darauf folgt der Text, der sich im wesentlichen der Peiperschen Rezension anschließt. Außerdem enthält der erste Teil die hübsche Bildbeigabe „Wine Boat on the Moselle". Der zweite Band bringt eine Prosaübertragung. Beigegeben ist ferner der Dankgesang an Gott (Eucharisticus) des Paulinus von Pella, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein Enkel des von ihm besonders stark imitierten Dichters A. war (vgl. Brandes' Ausg. Corp. Vind. 16, 291—314). Endlich ist ein Bericht über die hdschr. Überlieferung und die Stellungnahme des Herausgebers zu den Kodizes beigeschlossen. Die Übersetzung ist, soweit ich aus einigen Stichproben ersehen kann, wörtlich und im erfreulichen Gegensatze zu der im gleichen Verlage erschienenen Claudianübertragung mit Sorgfalt behandelt. Der Eindruck, den ein engl. Leser von ihr empfängt, ist von Summers mit den Worten gekennzeichnet worden: „His translation ... is generally easy and reliable" (Class. Rev. XXXVI 1922, 84). Vgl. noch W. P. Mustard, Amer. Journ. Philol. XLIII 1922, 284, wo darauf hingewiesen wird, daß sich einige unliebsame Druckversehen eingeschlichen haben.

2. C. Hosius, Die Moselgedichte des Decimus Magnus Ausonius und des Venantius Fortunatus. Zum dritten Male hrg. und erkl. Mit einer Karte und Abbildungen. Marburg i. H. 1926. Ein anastatischer Neudruck (der 2. Aufl. 1909), dem in einem neu hinzugefügten Anhang (S. 122) die wichtigere Lit. der letzten Jahre beigegeben wurde. Wertvoll ist der von P. Steiner gründlich revidierte Anhang (zur Geographie des Mosellandes in A.' Tagen; Verzeichnung der röm. Straßenzüge usw.).

Beiträge zur Textgeschichte und Textkritik:

3. S. Tafel, Die vordere, bisher verloren geglaubte Hälfte des Vossianischen Ausonius-Kodex. Rhein. Mus. LXIX 1914, 630—641. Bei einer von T. vorbereiteten größeren Untersuchung über die frühmittelalterliche Bibliothek von Lyon entdeckte er im Paris. lat. 8093 die ersten vier Quaternionen und einen Teil des zehnten der Vossianischen A.-Handschrift. Die vollkommene Übereinstimmung in Größe, Zeilenzahl und Schrift ließen T. mit Sicherheit auf die Zusammengehörigkeit des Paris. und Voss. schließen. Verf. berichtet eingehend über den gesamten Inhalt des ursprünglichen Kodex, der eine Sammlung aus christl. Dichtern darstellte; eigenartig ist hier der Brauch, größere Werke

mit kurzen Gedichten wechseln zu lassen. Abschließend spricht T. die Vermutung aus, daß man in Theodulf von Orléans den Veranstalter dieser Blumenlese (oder wenigstens den Sammler dieser Gedichte) erblicken könne.

4. H. G. Evelyn White, Ausonius „Mosella“ v. 378—380. Class. Rev. XXXI 1917, 135—136, schiebt vor v. 380 einen Vers 379 A ein (er nimmt eine Lücke in der Überlieferung an) und nimmt in v. 380 eine Textänderung vor: <Contigit haec melior, Thybris, tibi gloria quod tu> / Imperii sedem Romaeque tuere penates oder aber: <Contigit haec ... te> / Imperii s. Romae tenuere parentes. Beide Vorschläge sind abzulehnen; es liegt lediglich eine etwas schroffe Unvermitteltheit des Ausdrucks vor, wie sie bei A. durchaus nicht so selten ist; vgl. auch Hosius, Komm.[3] (1926), 74.

5. Hugh G. Evelyn White, Ausoniana. Class. Rev. XXXII 1918, 111. Im Anschluß an die Peipersche Ausg. (Leipzig 1886) macht der Verf. folgende Vorschläge zur Verbesserung, bzw. Ergänzung des Textes: Ephemeris VIII ad init. sucht er den ursprünglichen Sinn des Gedichts durch folgende Ergänzungen (vor v. 1 sq.) herzustellen: a) Discutiunt nobis placidos portenta sopores, / b) Qualia miramur cum saepius aethere in alto / c) Conciliant vario coetu vaga nubila formas /. — Profess. XIX 5 f. ergänzt er: Sed <quid conquerimur? Longum post tempus et illos> Fama. — Ecl. VIII 21 Fulgor et trigono aspectu vitale coruscat. — Ecl. XXVI 14 Tanta supra circaque viget vis flammea mundi; cf. Lucr. II 215; I 1102. — Bissula III 5 f. Matre carens nutricis egens <quae> nescit eraï / Imperium, <domini nunc regit ipsa domum>. — Epist. XIII 25. Der fehlende Hex. könnte etwa lauten: Ursule Caesareos pro strenis accipe nummos. — Epist. XXVII 69 ff. Ergänzungen: <Me nivibus fluviisque suis Hispania tellus, / Laedis et ipse tuos qui deseris, ultro relictis> / Moenibus et ... oris / <More, interque novos qui nunc versaris amicos,> / Quemque, eqs.

6. C. Brakman I. f., Ausoniana. Mnemos. LIII 1925, 320—340. Es ist hier leider nicht möglich, alle diese wertvollen Beiträge zur Textkritik des A. eingehend zu besprechen. Sie zeigen durchweg eine andere Methode, als die Aufsätze Hartmans, Damstés und mancher anderer Mitarbeiter der „Mnemosyne“. Der Verf. macht im Anschlusse an die Ausgaben von Schenkl und Peiper eine Reihe von textkrit. Vorschlägen und gibt Ergänzungen zu lückenhaft überlieferten Versen. Er schreibt IV 7, 22 Sch. p. 8 (Peip. II 7, 22, p. 15) v. 32 contraversim (Schenkl: contraversum, Peiper: controversum). — Ecl. (V) 7, 1—4 Sch. p. 12; Peip. 15, 1—4, p. 100: im dritten Verse ergänzt B. die Lücke folgendermaßen: dum <Nonae totiens> rursusque iterumque vocantur; vgl. Hor. c. saec. v. 23. — Eclog. (V) 17, 14 Sch.

p. 16; Peip. VII 26, p. 107 liest B. tanta supra circaque vigent ita (umi: Hss.) lumina mundi. — Grat. Act. (VIII) 13, 62 Sch. p. 27; Peip. XX 13, 62 p. 368 ergänzt B. quae inter<preti> praedicanda sunt. — Grat. Act. (VIII) § 82 Sch. p. 29; Peip. p. 375 Rheni alluvia (f. accolas; Peip.: vadosa; Schenkl: acclivia). — Parent. (XV) 5, 1 Sch. p. 42; Peip. IV 3 p. 30 liest B.: dicere (i. e. = diceris) — sero id fit — tertius Arborius. — Manches spricht weniger an: vgl. z. B. Parent. (XV) 14, 1—2 Sch. p. 47; ibid. 15, 1—8 Sch. p. 48. — Auch die Bissulagedichte werden behandelt : Biss. 4, v. 5 sq. ergänzt B. folgendermaßen: matre carens, nutricis egens, nesci<vit hab>ere / imperium <quemquam, libera facta cito>. A.-Forscher oder Herausgeber werden an dieser fruchtbringenden Studie nicht vorübergehen dürfen.

Arbeiten zur Sprach- und Sacherklärung sowie zur ästhetischen Kritik:

7. G. W. Robinson, Notes on the fourth and fifth centuries. Harvard Studies in Class. Philol. XXVI 1915, 165—173. Bemerkungen zur Sacherklärung von: A. De herediolo, v. 11—14 (p. 16 sq. Peiper), wobei auf Hor. sat. II 3, 99—102 hingewiesen wird, und Claud., In Eutr. I 401—409 (p. 64 Koch; zum Thema: Annona Galliae).

8. C. Weyman, Zu Horaz. (Sat. I 4, 35). Bl. f. d. Gymnasialschulwesen LII. 1916, 289. Eine Stelle des A. im Epicedion auf seinen Vater v. 21 (Domestica IV p. 22 Peip.) factio me sibi non, non coniuratio iunxit zieht W. als Stütze für die von Meiser befürwortete Textform bei Hor. sat. I 4, 35 dummodo risum excutiat, sibi non, non cuiquam parcet amico heran.

9. H. Armini, Beiträge zu Ausonius. Svensk humanistisk Tidskrift II 11, 1918, 276. Es werden Beziehungen zwischen A. und Cato agr., ferner zwischen A. und Sueton Cal. aufgezeigt. Von besonderem Interesse ist das Mißverstehen einer Suet.-Stelle durch den Dichter; der Geschichtschreiber sagt von C. Caligula (59 p. 197 Ihm) imperavit triennio et decem mensibus diebusque octo; dies hat A. in fehlerhafter Weise übernommen: denn da er De XII Caesaribus III 21 (p. 185 Peiper) sagt tertia finit hiems grassantia tempora Gai, hat er die Kardinalzahl Suet.s unrichtig wiedergegeben; statt tertia müßte es nämlich, um sachlich richtig zu sein, quarta heißen.

10. Walter I. Evans, Allitteratio Latina or Alliteration in Latin Verse reduced to Rule. Williams and Norgate, 1921. In dieser prinzipiellen Untersuchung kommt der Verf. auch auf die spätlatein. Dichter, insbesondere auf A. zu sprechen. — Rec. I. S. Phillimore in Class. Rev. XXXVI 1922, 128 sqq.

11. F. Harder, Zu den Winzerneckereien bei Horaz, Sat. I 7, 28 ff. Phil. Woch. XLIV 1924, 87—90, kommt hier auch auf Mos. 163 ff. zu sprechen: die Verse 161 ff. beziehen sich auf die Mosel, nicht auf die nur vergleichshalber genannte Garonne. Die Winzerneckereien an der Mosel sind (so wie bei Hor. sat. I 7, 28 ff.) durch den verspäteten Arbeitsbeginn (nämlich das Schneiteln der Weinstöcke nach der Frühlingsnachtgleiche, s. Plin. nat. 18, 249) veranlaßt. Wenn H. die Worte A.s certantes stolidis clamoribus (Mos. 165) zunächst nicht auf derbe oder laute Gegenrufe der Winzer beziehen will, so scheint mir das verfehlt: die höhnischen „Kuckuck"-Rufe der Vorübergehenden lösten ja zuerst bei dem geärgerten Winzervolke Gegenschimpfworte aus: diese führten dann zu dem lauten, nichtssagenden, beiderseitigen Geschrei (certantes st. cl). H. führt ferner eine Reihe von Belegen für das Weiterleben dieser (bzw. mancher ähnlicher) Sitten an; die Beispiele ließen sich noch vermehren.

12. C. Weyman, Ausonius und das Christentum. Bemerkungen zu späteren lat. Schriftwerken. Münchener Museum f. Philol. d. Mittelalters usw. IV 1924, 274—276. Für die mehrfach behandelte Frage, welchen Standpunkt A. dem Christentum gegenüber eingenommen habe (zur Lit. vgl. Schanz, G. d. r. L. IV 1^2, 42), wurde bisher das erste der Epigramme auf die Kuh Myrons „In buculam aeream Myronis" (56 p. 211 Schenkl = 68 p. 337 Peiper) nicht in Betracht gezogen. W. vergleicht die Stelle (v. 2) nec factam me puto, sed genitam mit den Worten genitum non factum aus dem Credo der röm. Messe, d. h. aus der latein. Übersetzung des Symbol. Nicaeno-Constantinopolitanum; er meint, des Dichters christl. Zeitgenossen seien bei der Lektüre dieses Verses an den entsprechenden Artikel eines älteren, etwa des Nizänischen Symbols gemahnt worden, und A. habe es direkt beabsichtigt, diese Erinnerung zu wecken. Im übrigen enthalte die Tatsache, daß diese Anspielung auf die christologische Lehre in einem Epigramm auf die Myronische Kuh erscheine, keine Bosheit des Dichters; es liege lediglich ein Verstoß gegen den guten Geschmack vor.

Mit der ästhetisch-kritischen Wertung des Moselgedichtes und seiner Stellung innerhalb des röm. Schrifttums befaßt sich die Studie:

13. C. Hosius, Die literarische Stellung von Ausons Mosellied. Philologus 81 (N. F. 35), 1925, 192—201. H. geht von der Tatsache aus, daß die Mos. als didaktische Dichtungsart, zudem als Werk der Spätzeit, eine geradezu auffallende Frische der Empfindung, ja einen gewissen Reichtum an Tönen des Herzens aufweise. Das Streben nach ausdrucksvoller Stoffgestaltung hat sonst in dieser Zeit größtenteils zu Unnatur und Schwulst geführt. In der Tat wird man den Worten des unserem Dichter befreundeten Symmachus un-

eingeschränkten Glauben schenken dürfen, daß A.s Werk von allen Zeitgenossen mit höchster Bewunderung gelesen werde. Bei genauerem Zusehen aber gewahrt man, daß das Gedicht auch in seinen besten Teilen reichlich mit Erinnerungen aus der Poesie der klass. Zeit (vor allem aus Vergil, dann auch aus Ovid und anderen) ausstaffiert ist („viel Leitungswasser“ enthält). Die Mos.-Dichtung zeigt eine deutliche Dreiteilung im Aufbau: v. 1—22 (Eingang); 23—437 (das eigentliche Lobgedicht auf den Strom); 438 bis Schluß (Ausgang, mit besonderer Hervorkehrung persönlicher Momente). Aber in sämtlichen Partien zeigt sich die Nachwirkung und gewissermaßen der schwere Druck der auch auf dieser Dichtung lastenden vorangehenden Produktion. Dazu springt auch der Einfluß der Rhetorenschule und ihres Regelwerks in die Augen. Dieser läßt sich am meisten in dem der Reiseerzählung folgenden Enkomion (als einem epideiktischen Kernstück) erkennen. Diese Beobachtung, von vornherein wahrscheinlich, wird nun noch im einzelnen durch Vergleichsmaterial und Hinweise gestützt und bewiesen. Die stärkste Nachwirkung der rhet. Schulung macht sich in dem matten Ausklang des Gedichtes mit seinen wenig geschmackvollen Hinweisen auf künftige dichterische Arbeiten des Verf.s und mit seinem Panegyrikus auf die Belgier geltend. Also: allenthalben Schule, allenthalben Tradition. Dennoch schlagen, besonders im Hauptteile, die Flammen ehrlicher Empfindung durch; gerade deshalb, meint H. mit Recht, ist diese Dichtung modern geblieben und „dieser Vorzug hat ihm (dem Dichter) seine Stellung in der Lit.-Gesch. gesichert.“ Dennoch, möchte ich hinzufügen, hat diese Zucht der rhet. Schulung neben der Erbildung einer gewissen Manieriertheit doch auch manches Positive geleistet: ihr ist es in erster Linie zu verdanken, daß das Kunstschaffen in seinen wertärmeren, im Zeichen des Konventionalismus stehenden Formen ideale Bahnen beibehielt; denn die dichterischen Schöpfungen zweiten und dritten Grades, wie sie jene Niedergangszeit hervorbrachte, erfuhren durch strenge Regeln und durch die Wahrung klassischer Form ohne Zweifel beachtenswerte Läuterung und Adelung.

Zum Nachleben der Ausonischen Dichtung:

14. Über das Fortleben der Bissula-Lieder bei Felix Dahn, sowie über die ersten, leisen hier vorliegenden Präludien zur Poesie der Troubadours und des deutschen Minnesangs vgl. M. Schuster „Altertum und deutsche Kultur“ (Wien 1926), S. 144 ff.; über A. und Troubadourdichtung: E. Norden, „Vom Altertum zur Gegenwart“ (Sammelwerk, 2. Aufl. 1921), S. 43.

15. Kommentierte Schulauswahlen:

a) H. Ostern, Ausonius' Mosella und Bissulagedichte. Eclogae Graecolatinae nr. 16. Leipzig u. Berlin (Teubner) 1926. Größere Auswahl

aus der Mos. und die Bissulagedichte mit knappen, aber im ganzen ausreichenden Erläuterungen.

b) E. Gaar und M. Schuster, Auswahl aus röm. Dichtern. I. Text. II. Erläuterungen. Wien 1924—26. Auswahl aus der Mos. (v. 150—199; 418—435) nebst eingehendem Komm.

c) Auch Stange u. Dittrichs Vox Latina enthält (II. Teil, 1925) einige knapp kommentierte Stellen aus A.

Eine Übertragung aus Ausons Werken gibt:

16. A. Kurfeß, Ausons Gedichte auf Bissula. Alemannia, Zeitschr. für alemann. und fränk. Gesch. u. Volkskunde. XLIII 1916, 111—118. Der reizvolle kleine Liederkranz, worin A. die gefangene schwäbische Jungfrau Bissula besingt, die ihm als Beutestück zugeteilt worden war, ist hier in einer gut lesbaren Übersetzung geboten, wenn auch manche Bequemlichkeit in der Formgebung (unreine Reime, z. B. Berge — Stärke, Augen — tauchen; einige unnötige Zusätze, z. B. „ohne Bangen" V 5 u. a.) auffällt. Die Übertragung der bekannten, freilich nicht leicht übersetzbaren Worte III 3 sq. capta manu sed missa manu dominatur in eius deliciis ist nicht sonderlich geglückt. IV 1 wird blanditiae mit dem abgebrauchten Ausdruck „süßes Puppchen" wiedergegeben; anderes aber, z. B. II, III (zweite Hälfte), V (Schluß) ist recht hübsch herausgekommen. Überhaupt eignet sich für die in der Römerliteratur wenig vertretene subjektive Lyrik der gereimte deutsche Vierzeiler gut. Im übrigen besaßen wir schon vor Kurfeß die treffliche, ebenfalls modernisierte Nachbildung A. Bacmeisters in den „Alemannischen Wanderungen" I (Stuttg. 1867), S. 80 ff. — Die zur Erläuterung beigegebenen Bemerkungen sind sachgemäß und brauchbar.

Die Bissulagedichte haben deutschen Lesern um so mehr zu sagen, als die junge Schwäbin das erste im Römerliede besungene deutsche Mädchen ist. Vgl. Fel. Dahn, Ges. Werke, Neue Ges.-Ausg. I; Bd. 3 („Bissula", „Attila", „Felicitas"), Leipzig 1920.

Vgl. auch unter „Allgemeines" (A) nr. 7. — Nachtrag:

17. M. I. Pattist, Ausonius als Christen. Amsterdam 1925, H. I. Paris (103 S.). Der Verf. dieser in holländischer Sprache verfaßten Schrift behandelt eingehend die mehrfach erörterte Frage, welche Stellung A. zum Christentum eingenommen habe, insbesondere, ob er selbst Christ oder Heide gewesen sei. Er kommt zu dem Ergebnis, daß der Schriftsteller in jener Zeit, die überhaupt einer Verquickung heidnischer und christlicher Anschauungen auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst Vorschub leistete, verständlicherweise dem Christentum und seinen Ideen sehr nahegestanden sei; ja, P. bringt für die Jahre 370 bis 380 deutliche Beweise für A.' enges Verhältnis zum christlichen

Glauben und zur christlichen Ethik. Den Höhepunkt dieses Verhältnisses sieht P. in den Jahren 378 und 379 (dem Konsulatsjahre des Dichters, in das die oratio cons. fällt, der sämtliche obszönen Poesien zeitlich vorangehen). Im übrigen müsse man bedenken, daß A. Rhetor und Prinzenerzieher war: die Rhetorik führte ihn dazu, gewisse Seiten der christlichen Lehre ebenso mit überkommenen, abgelauschten Lobesphrasen zu verherrlichen, wie er dies auch gelegentlich gegenüber dem Heidentum tat. Die peinliche Mosaikarbeit dieser völlig rhetorischen Werke, die sich aus tausend kleinen Splitterchen zusammenfügen und nicht allzuviel Eigengut beisteuern, erschwert eine quellenmäßige Erkenntnis und Prüfung dieser überall her entliehenen Bestandteile in außerordentlichem Grade. A'. Stellung zum Hofe hat sehr zugunsten der Lobpreisung christlicher Ideen gewirkt. — Zum Schlusse stellt P. eine Weiterführung seiner Studien in Aussicht: er plant eine Darstellung der menschlichen und künstlerischen Wesensart dieses späten Schriftstellers. Vgl. neuerdings R. Helm, Phil. Woch. XLVII 676 ff.

Claudius Claudianus.

Von Ausgaben ist zu erwähnen:

1. Claudian, with an english translation by M. Platnauer. I. II. London-Neuyork 1922. Es ist dies die Cl.-Ausg. der Sammlung: The Loeb class. library. Damit ist gesagt, daß es sich um keine krit. Textausg. handelt, sondern um ein Buch, das sich an weitere Kreise wendet. Der Text ist im ganzen ein Abdruck der Birtschen Ausg. (Mon. Germ. auct. antiq. X 1892), von welcher der Herausgeber nach seinem eigenen Geständnisse nur dann abweicht, wenn ihm diese Textgestaltung nicht übersetzbar erscheint. P. geht da bisweilen recht mutwillig mit dem Text um, und es ist zu bedauern, daß man ehrliche Freunde der Antike in solch leichtfertiger Weise abspeist. Fair ist dies gerade nicht, auch eines gentlemans nicht eben sehr würdig. Wissenschaftlich hat das Buch nichts zu bedeuten. Beigegeben ist eine Übertragung, an der die maßgebende Kritik nicht wenig zu bemängeln fand; vgl. Amer. Journ. Phil. XLIV 1923, 189 f.; Class. Rev. XXXVII 1923, 172 ff.; Class. Weekly XVI 1923, 193 f.; Philol. Woch. XLIII 1923, 793 ff. Vgl. auch W. Enßlin, Burs. Jahresber. Bd. 213 (1927, III) 53 f.

Mit einer textkritischen Frage befaßt sich:

2. C. Weyman, Claudianus über den Tod des Rufinus. Münch. Mus. f. Philol. d. Mittelalters usw. IV 1924, 276 f. Cl. schildert Ruf. II 293 ff. die Ermordung des einflußreichen Ministers der oström. Reichshälfte, Rufinus; ein Krieger stößt ihn nieder, und nun stürzt eine blutrünstige Horde über ihn her (Ruf. II 410 sq., p. 34 Koch):

Hi vultus avidos et adhuc spirantia vellunt / lumina, truncatos alii rapuere lacertos. Die Worte spirantia lumina wurden verdächtigt; Schrader empfahl spectantia l.; Birt beließ sie und verglich passend Enn. Ann. 510 M. semianimesque micant oculi (= 473 Vahl.), wollte aber vivos statt avidos lesen. Tatsächlich liegt in den Worten spirantia lumina eine leichte Katachrese vor; mit Recht will W. die Überlieferung wahren und verweist auf Stat. Theb. IV 466 f., wo es von Manto, die ihren Vater bei der Opferhandlung unterstützt, also heißt: semineces fibras et adhuc spirantia reddit viscera. Vgl. noch Verg. IV 64 (sp. exta, d. i. „noch zuckende", „noch warme"); Lucan. III 732. Sil. I 121.

Mit der Sprach- und Sacherklärung befassen sich:

3. A. Kurfeß, Invektivenpoesie des röm. Altertums. Jahresber. d. Philol. Vereins Berlin XLII 1916, 184 ff. K. behandelt (auf S. 195 ff.) auch Cl.s scharfe Invektiven wider den von grenzenloser Habsucht und krankhaftem Ehrgeiz erfüllten Rufinus. Er bietet eine Inhaltsübersicht und Interpretation der aggressiven Stellen aus dem ersten und zweiten Buche der Dichtung „In Rufinum" (p. 11—37 Koch). Dabei wird auch Cl.s Haltung gegenüber Stilicho, der in diesem Dichter einen wortgewandten Anwalt fand, gebührend hervorgehoben. Mit seinem beißendsten Spotte hat Cl. den einflußreichen Eunuchen Eutropius verfolgt, der nach Rufins Beseitigung die machtvollste Persönlichkeit am oström. Hofe war: cf. in Eutr. p. 53—86 Koch. Dabei wird auch mit Recht gegen Birt (Zwei politische Satiren des alten Rom, Marburg 1888) geltend gemacht, daß er keinen stichhaltigen Beweis dafür erbracht habe, daß Lucilius bis zu Honorius' Zeit gelesen und von Cl. nachgeahmt worden sei. Es scheint mir außer Zweifel, daß sich Cl. hier als Schüler Juvenals zu erkennen gibt, dessen gallige Darstellungsweise er auf das Gebiet der politischen Satire übertragen hat. — Abschließend befaßt sich K. mit den wenigen gehässigen Epigrammen Cl.s, insbesondere mit der ironischen „Deprecatio in Alethium quaestorem" (carm. min. 23, p. 225 sq. Koch) und der flammenden Invektive gegen Curetius (carm. min. 43, p. 253 Koch); dieses zweite Gedicht erinnert mich an die widerlich-gemeine Art, wie sie in manchen Schmutzgedichten Catulls (z. B. 97, 98, 108) und viel häufiger bei Martial begegnet. Griech. Einfluß dürfte da wenigstens bei Catull und Martial nicht ausgeschlossen sein.

4. A. de Cavazzani Sentieri, Sulla figura dell' ἀδύνατον. Athenaeum. Stud. period. di lett. e storia. VII 1919, 179—184. Unter den Autoren, für die hier Belegstellen geboten werden, findet sich (außer Vergil, Ovid, Seneca) auch Cl.

5. E. C. Knowlton, The allegorical figure Genius. Class. Philology XV, 1920, 380—384. K. sucht den Nachweis zu erbringen, daß die

Vorstellungen vom Genius, wie sie in der mittelalterlichen Dichtung begegnen, ihren Ursprung unmittelbar von Cl. De consulatu Stilichonis II 424—440 (p. 162 sq. Koch) herleiten.

6. J. C. Rolfe, Marginalia. Studies in Philology. A quarterly Journal publ. under the direction of the Philol. Club of the Univers. of North Carolina. XVII 1920,. 402 sqq. nr. 9: Some nautical terms in Latin. Außer auf Verg. Aen. III 207 u. 267 kommt R. auch auf Cl. De bello Gildon. 480 f. adripiunt naves ipsique rudentes expediunt et vela legunt zu sprechen; er gibt eine eingehende Erläuterung des Ausdrucks vela legunt an Hand eines umfangreichen Materials; vela legere = „die Segel einziehen, reffen"; vgl. bes. Verg. Aen. III 532; Georg. I 373; Ov. Her. XV 216; Val. Fl. II 13.

Mit Claudians poetischer Technik und mit seinem Verhältnis zu den Vorgängern und Quellen befassen sich:

7. O. Ferrari, Il mondo degl' Inferi in Claudiano. Athenaeum. Stud. period. di lett. e storia. IV 1916, 335—338. F. behandelt Cl. Rufin. II 456—527 (p. 35 sqq. Koch) und zeigt, daß in dieser Unterweltsschilderung ein ganz neuer, der bisherigen Römerlit. in solchen Darstellungen fremder Geist weht. So einfach auch im ganzen der sprachliche Ausdruck ist, so sehr sich auch hier die meisten der bekannten Unterweltsgestalten einstellen, eines springt doch sogleich in die Augen: „una concezione del tutto nuova". Dabei bildet die Darstellung ein organisches Ganze, sie zeigt keine Spur von künstlicher Mache. Es kündigt sich hier eben bereits der Einfluß einer neuen Auffassung, der Einfluß der christl. Höllenvorstellung deutlich an.

8. E. Bignone, Parmenide e Claudiano in „laud. Stil. II 6 sgg. Bollett. di filol. class. XXIII 1917, 212—214. Irrtümlich hatte Pascal (Graecia capta p. 138 sqq.) angenommen, daß das von Cl. cons. Stil. II 6 sqq. (p. 151 Koch) entworfene Weltbild letzten Endes auf Empedokles zurückzuführen sei. In der Tat ist in dieser Darstellung Parmenides' Einfluß zu erkennen, dessen Beziehung zu den Pythagoreern feststeht. Im übrigen soll es nicht geleugnet werden, daß sich auch in Empedokles' Lehren ein gewisser Einfluß des Pythagoreismus nachweisen lasse.

9. P. Fabbri, Il genio del male nella poesia di Claudiano. Athenaeum. Stud. period. di lett. e storia. VI 1918, 48—61. Wohl begegnen bei Cl. in der vielfach unechte Dichtungen enthaltenden Appendix sowie in den carm. minora (vgl. nr. 32 De Salvatore) Poesien, die seine Beziehungen zum Christenglauben zeigen, aber diese sind schwerlich geeignet, sein tatsächliches Bekennertum zur Christenlehre zu erweisen. Cl.s Einführung des *genio del male* in die heidn. Dichtung läßt sich lediglich als religiöser Synkretismus verstehen, wie er mehrfach das Denken und Tun der letzten Anhänger der alten

Religion kennzeichnet. Vielleicht wollte er damit eine Grundidee der christl. Jenseitsvorstellungen auf den alten Stamm des Paganismus aufpfropfen, um so ein Gegenstück zur schöneren Welt der heidn. Vergangenheit zu gewinnen.

10. Lester B. Struthers, The rhetorical structure of the „Encomia" of Claudius Claudian. Harvard Studies in class. Philol. XXX 1919, 49—87. St. untersucht in dieser mit Bienenfleiß angefertigten Arbeit die einzelnen Paneg. Cl.s hinsichtlich der Verwendung der verschiedenen rhet. τόποι, wie sie der athenische Rhetoriklehrer Aphthonios in seiner kurzen Abhandlung über das ἐγκώμιον dargelegt hat; die Stoffverteilung im Enkomion wird da durch die Worte gekennzeichnet: προοίμιον, γένος, γένεσις, ἀνατροφή, ἐπιτηδεύματα, πράξεις, σύγκρισις, ἐπίλογος. Das Ergebnis der mit einer Überfülle von Zitaten ausgestatteten Studie ist: Cl. zeigt sich als ein gelehriger Schüler der ant. Rhetorik und hat deren Regeln, wo er nur irgend die Möglichkeit hierzu fand, getreu befolgt; bisweilen sind diese sogar seinen dichterischen Absichten förderlich, und dies erweckt den Eindruck, als gehe er in den Paneg. auch hinsichtlich ihres Aufbaues im wesentlichen seine eigenen Wege: indes zeigt sich bei näherem Zusehen, daß er hier allenthalben im Banne der rhet. Vorschriften steht. — Vgl. noch R. T. Elliots Rez. Class. Rev. XXXV 1921, 178. V. Enßlin, Burs. Jahresber. Bd. 213 (1927, III) 53 f.

11. I. C. Rolfe, Claudian. Transactions and Proceedings of the Amer. Philol. Assoc. L 1919, 135—149. Eine Studie über die Lebensverhältnisse und die Bedeutung der Poesie Cl.s. Bei der oft eigenartigen Reserve Cl.s hinsichtlich seiner eigenen Person nimmt es nicht wunder, daß wir aus seinem Werk nur sehr wenig über seine äußeren Lebensumstände erfahren. Auch sonst fließen in diesem Belang die Quellen recht spärlich. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß der Dichter eine sehr sorgfältige Erziehung genossen habe. Nach Rom kam er zum ersten Male im J. 395 n. Chr., im J. 400 kehrte er in seine Heimat (Alexandria) zurück; nach 404 treffen wir ihn in Ägypten, wo er eine Afrikanerin (möglicherweise eine Alexandrinerin) zur Gattin nahm. Er war Mitglied des hochangesehenen Kollegiums der tribuni et notarii; dies ist inschriftlich belegt und auch aus dem epithal. dictum Palladio v. c. tribuno et notario et Celerinae (carm. min. 25, p. 226 sq. Koch) zu ersehen. Über seine Todesart und über die Zeit seines Ablebens ist mit Sicherheit nichts zu bestimmen. Cl.s Werke, die eine genaue Kenntnis der röm. Geschichte verraten, sind auch als hist. Quellen nicht ohne Bedeutung; dies gilt auch für sein bellum Gothicum, wenn hier auch die Dinge sehr zugunsten Stilichos gefärbt sind. Was den Kunstwert des Claudianischen Schaffens anlangt, so darf man feststellen, daß es einen Vergleich mit

den vorhergehenden epischen Erzeugnissen seit Lukan (also vor allem mit den Epen des Sil., Val. Fl., Stat., aber auch mit Lukans Werk) keinesfalls zu scheuen hat. (Unserer Ansicht nach verdient der immerhin beachtenswerte Dichter Cl. mit dem erbärmlichen Macher Stat. nicht in einem Atem ausgesprochen zu werden.) Wohl zeigen sich in Cl.s Dichtungen allenthalben Anklänge an die ältere Poesie, indes hat er es verstanden, das fremde Gut in der poetischen Verarbeitung ganz zu seinem eigenen zu machen; darum ist auch die hohe Schätzung, die seiner Kunst von den Zeitgenossen entgegengebracht wurde, vollauf verständlich. — Die interessante Abhandlung ist vor allem wegen ihrer chronol. Aufstellungen beachtenswert. Vgl. auch W. Enßlin, Burs. Jahresber. Bd. 213 (1927, III) 53 f.

Nicht zugänglich waren mir:

12.* E. Curcio, Sul „De raptu Proserpinae" di Claudio Claudiano. Syracus. 1921.

13.* C. Landi, Sul' idillio XXVI di Claudiano e il fonte d'Abano nell' antichità. Atti Accad. di Padova XXXVI, 1920.

14. Auswahlen aus Claudian:

a) E. Gaar und M. Schuster, Auswahl aus röm. Dichtern (Wien 1924—1926), S. 104—109 „Stilichos Kampf mit Alarich" (Bell. Goth. 450—578; 623—647) nebst ausführlichem sachl. und sprachl. Komm.

b) O. Stange und P. Dittrich, Vox Latina II (Leipzig 1925), S. 179—184. Ausgewählt sind: Aus dem Epithal. für Honorius und Maria (X) v. 49—86; 97—106, aus dem Bell. Gildon. (XV) v. 17—36, aus der Invektive gegen den Eunuchen Eutr. (XVIII) v. 296—308; 320—332, aus dem Raub der Proserpina (XXXIII—XXXV) I 246—267; III 112—136, aus „De Phoenice ave" (carm. min. XXVII) v. 23—44; 65—72, endlich carm. min. L (In Jacobum magistrum equitum) und XXI (De Theodoro et Hadriano). Beigegeben sind knappe Fußnoten.

c) C. E. Freeman, Latin Poetry, from Catullus to Claudian. An easy reader. Oxford 1919. Enthält eine Auslese aus dem Rapt. Pros. (p. 152 sqq.).

Vgl. auch unter „Allgemeines" nr. 1, 9, 11 u. 12.

Martianus Capella.

Martianus Capella ed. Adolphus Dick. Lips. in aed. Teubneri, 1925 (vgl. Baehrens, Bursian 208 [1926, II] 18 ff.). Hier soll nur auf jene Teile des Werkes Bezug genommen werden, die in gebundener Rede verfaßt sind. Die in Versform erscheinenden Partien zeigen im ganzen die gleichen Vorzüge und Mängel (vgl. die Rezension von Barwick im Gnomon II 1926) der übrigen Textrevision. Eigene Vermutungen hat D.

meist bloß im Apparate erwähnt, bisweilen auch dann, wenn sie ohne Nachteil im Text stünden, wie z. B. Oeagriis (= Orphicis) IX 997 (v. 4); von anderen beachtenswerten Konjekturen seien hervorgehoben: II 120 (v. 5) dissipare (dissipari: O, dispare: B[1], dispari: rell. libri), II 123 (v. 10) verna <et>; hingegen erscheint II 122 (v. 5) nunc id <et> statt des in den Text gesetzten nunc quid (die meisten Hss. haben numquid) durchaus entbehrlich. — Wertvoll sind die angeführten loci similes (fehlten bei Eyssenhardt) und die Verzeichnung der Forschungsarbeiten sowie der Lesungen früherer Ausgaben. — S. auch unter „Allgemeines" (A) nr. 2.

Rutilius Claudius Namatianus.

An erster Stelle ist eine neue textkritische Ausgabe zu erwähnen:

1. Rutilii Claudii Namatiani De Reditu Suo Libri II rec. Vincentius Ussani. (Silloge di antichità class. I.) Florentiae 1921. (Einzeldruck aus der Rassegna ital. di lingue e lett. class. II 1920, nr. 3—5, p. 121—154). — Rez.: F. Levy, Phil. Woch. XLI 1921, 1129 sqq. Ussanis neue Rut.-Ausg. unterscheidet sich in der Textgestaltung von ihrer letzten Vorgängerin, der Edition G. Heidrichs (Wien, 1912) durch eine etwas andere Bewertung des hdschr. Materials. Hatte sich der Heidrichsche Text hauptsächlich auf der Überlieferung des Vindob. 277 aufgebaut und dem Romanus nur eine ganz untergeordnete Rolle zugewiesen, so will der neue Herausg., der die Vorzüge des Vindob. (V) nicht in Abrede stellt, doch dem Rom. (R) eine bessere Klassifikation zuteil werden lassen, als dies bisher vielfach der Fall war; er berührt sich hierin mit Vesserau (vgl. dessen Ausg., Paris 1904, praef.). Was das Verwandtschaftsverhältnis der drei Zeugen der Überl. anlangt, so ist ein enges Zusammengehen von V und B (ed. Bononiensis princeps a. 1520) festgestellt (vgl. Hosius, Rh. Mus. LI 205 ff.); R ist auf einem besonderen Wege vom Bobiensis abgeleitet. Heidrich, der in der Einleitung die Fragen der Textgesch. und der hdschr. Überl. eingehend erörtert, gestand es Hosius nicht zu, daß die Entscheidung, ob V oder R den Vorzug verdiene, unsicher sei (vgl. Hosius 207; Heidrich 26); er behauptete vielmehr, daß es im Grunde genommen nur drei Stellen gebe (v. 211, 265 u. 552), an denen R eine Verderbnis in VB mit Sicherheit bessern lasse; freilich läßt sich m. E. auch darüber streiten (vgl. die Besprechung dieser drei Stellen im Nachstehenden), aber in der Hauptsache dürfte sich Heidrichs Beurteilung der Hss. als unumstößlich richtig erweisen. R wird im allgemeinen nur der Wert „einer urkundlichen Bestätigung der V-Lesarten" zuzubilligen sein (vgl. Hosius 208).

Im einzelnen gibt es im Ussanischen Texte nicht wenige Stellen, an denen der neue Herausg. eine glückliche Hand bewiesen hat; wir meinen hiermit nachstehende Verse: I 103—107 nimmt U. mit Recht Abstand von einer Umstellung der Distichen (102, 105 f., 103 f., 107), wie dies Heidrich getan: vgl. S. 38. Es mußte durchaus nicht zuerst die Wirkung der Quellen genannt werden; vielmehr schließt sich an moenia fonte sonant sehr passend v. 105 f. an, ja es findet dieses Dist. in v. 107 f. die psychologisch einzig zutreffende Kontinuation. — I 130 hat U. gut getan, imis im Texte zu belassen und beiläufige Vermutungen (udis od. salis, wozu ihn die Lesart milis in R anregte) in den Apparat zu verweisen. — I 175 enthält R sicher das Richtige, und U. hat hier zum erstenmal einen wohlverständlichen Text geboten: sedula promisit summos i m i t a t i o fasces; der Sinn ist: eine eifrige Nachahmung (seiner ausgezeichneten Vorfahren) verhieß ihm (bereits) die höchsten Staatswürden; wenn man Verdiensten vertrauen darf, d. h. wenn die Ämter auf Grund der Würdigkeit (nicht der Protektion und Parteilichkeit) verliehen werden, wird er Konsul werden (v. 176). — I 211, wo V und B versagen (cune bzw. cunnae), hat R das Richtige (curae), was M. Virdungus bereits vermutet hatte. — I 235 ist largo (so liest Uss. mit RB) vor longo (V) unbedingt vorzuziehen. — I 265 tat U. sehr gut, die Schreibung in VB (nymphas), ein Musterstück einer lectio difficilior, zu rezipieren, während hier Heidrich irrtümlich dem Rom. (lymphas) folgt; schon Helm hatte auf die schlagende Parallele Mart. VI 43, 2 (cana . . sulphureis nympha natatur aquis) hingewiesen; im folgenden Vers ist mit Recht Damms Ergänzung ut (vor latices) aufgenommen worden; das Wörtchen konnte nach dem (schon ursprünglich) mit Virgula geschriebenen Worte Musarum sehr leicht ausfallen. — I 280 ist in VR die gute Überl., der sich U. anschließt (salo); Heidrich bevorzugte das verschriebene solo der ed. princ. — I 447 ist factorum (so V^2 in marg.) aufgenommen; in der Tat wüßte ich mit fatorum (so Keene) nichts anzufangen; factorum ist mit poenas zu verbinden; fatorum hätte im folgenden Verse kein Kontrastpendant. — I 461 ist viam, wie U. mit V liest, die einzige sinnvolle Schreibung; Heidrich und andere lasen hier mit RB algam (was offenbar durch das folgende limi veranlaßt ist). — I 489 verdient iuncta (gelu), das im Gegensatze zu liquescunt steht, entschieden den Vorzug vor vincta (Castalio und viele Herausg.). Andere billigenswerte Lesungen sind: I 541 (navigii), 552 (utramque); II 48 (illata est clades); 62 propositum (das preposito in R hat ein in der Minuskel oft verschriebenes e für o: vgl. die Überl. bei Catull 47, 4, wo OG praeposuit haben, das auf dem Umwege über preposuit aus proposuit entstanden ist). — Andererseits gibt es nicht wenige Stellen, wo uns die Textgestaltung schwerlich richtig oder zweifellos mißglückt erscheint: I 16 liest U. mit R. veneratur; ich halte venerantur, wie V^1 BMP haben, für das einzig Mögliche; der Sinn ist: „Sie haben Teil am Genius, den sie verehren". — I 22 ist (mit V^1 BMP) miseranda zu lesen (veneranda R; so Uss.); der Gedanke ist dieser: „Es ruft mich meine gallische Heimat, die zwar durch langwährende Kriege allzu sehr entstellt ist; aber wenn sie jetzt auch weniger schön ist, so verdient sie (eben darum) um so mehr Mitleid"; d. h. es gebührt sich für mich jetzt um so mehr hinzufahren. — Arg verunglückt ist Vers 76 f r e t u s et Alcides m o b i l i t a t e

deus (fretus: V[1] RB; mobilitate: Castalio); es ist natürlich zu lesen: factus (V[2] in marg.) und nobilitate (Hss. u. B). — I 112 ist vernula q u a e vario carmine l u d a t avis geschrieben worden; das Richtige enthält die ed. Panvinii (1558): . . qua . . . ludit. — I 129 verdient m. E. nisu (V[1]) den Vorzug vor nixu (RB). — I 166 ist die Variante (in B) non possum sicca dicere luce „vale" wohl nichts anderes als eine verblaßte Umdichtung des ursprüngl. hochpoetischen Verses Dicere non possunt lumina sicca „vale" (so korrig. in V); die B-Schreibung ist nichts als ein Glossem. — I 188, wo die Hss. das unbrauchbare cadit haben, ziehe ich calet (Müller) vor cadet (Ussani) vor; ersteres paßt sachlich und auch sprachlich (vgl. die voranstehenden und folgenden Tempora) besser zum Sinne der ganzen Verse. — I 230 ist mit den Hss. cornua (nicht numina mit leichter Änderung der Lesart in BMP, nomina) zu schreiben: es ist an eine steinerne Pansgestalt zu denken. — I 292: schon mit Rücksicht darauf, daß der feminine Gebrauch von grus das Vorherrschende ist, empfiehlt sich die der gewählteren Dichtersprache gemäßere Lesart des Vindob. (coniuratos). — I 357 ist die überflüssige Konj. von Baehrens (ferale) in den Text gesetzt (überliefert ist letale), ohne daß die adnot. crit. darüber unterrichtet. — I 379 ist nicht einzusehen, warum an Stelle des metrisch und sachlich vollkommen passenden inter, das überliefert ist, die Schradersche Vermutung intra eingesetzt wurde; inter mit acc. ist in klass. und nachklass. Zeit gar nicht so selten fast im gleichen Sinne wie in mit abl. gebraucht worden; ich nenne beispielsweise Tib. II 1, 67 inter agros . . natus; Prud. Psych. 10 inter praecordia. — I 396 ist imperiisque eine schlechte Angleichung an bellis (geradezu unlateinisch); es war imperioque mit BMP zu schreiben. — I 487 will mir Castalios Emendation solitus naturae befriedigender erscheinen als Baehrens' Vermutung solitus naturam (überl. ist die Korruptel solitas natura); naturae ist mit causas zu verbinden und steht im gleichen Sinne wie rerum causas: „Wer die tieferen Gründe (Geheimnisse) der Natur zu prüfen pflegt". — I 517 war adversus scopulus zu schreiben; die Fehlerquelle liegt klar zutage: die Abschreiber hatten adversus für eine Präposition gehalten und darum scopulos aus scopulus gemacht; U. liest aversor scopulos (nach einem gelehrten Korrektor in den Miscellan. Observat., Amstelod. 1733, III 368). — Gänzlich mißraten ist U. der Vers 529; er schreibt J a m q u e m a n u s s i m i l i s procedit in aequora saxis; überliefert ist namque (st. iamque), manu (st. manus) und st. similis, das nur der Rom. bietet, iunctis (VB); es war zweifellos zu schreiben: Namque manu iunctis, was einen klaren Sinn gibt. Es wird angegeben, warum die Villa Triturrita fast wie eine Insel expulsis fretis daliegt; sie tritt nämlich (namque) ins Meer vor auf Felsen, die von Menschenhand geschichtet sind: sie liegt auf einem künstlichen Felsendamm. Vgl. Sall. Catil. 13, 1; 20, 11. Hor. c. II 18, 20 f., III 1, 33 f. — Kurz vorher (I 522) ist die sehr entbehrliche Burmannsche Konj. adit (für das hdschr. agit) in den Text gesetzt worden. — I 539 war das tradierte interrigat nicht anzutasten; U. schreibt mit Castalio interligat; interrigare bedeutet „durch Dazwischentreten in Ströme teilen" (vgl. Georges Hwb. II 327). — Andere Stellen, wo ich den Wortlaut der neuen Ausg. beanstanden zu müssen glaube, sind: I 545 colorem (colore ist richtig und als Limitationsabl. zu similem zu nehmen); I 628 lasset (laxet ist richtig; es ist

von einem Eber die Rede, der mit seiner ungeheuren Kraft Herkules' Schlingen gelöst hätte); II 6 sitis (siti ist richtig; es hängt von gratior ab; siti = sitienti; der Dat. steht parallel zum Dat. cibis im vorangehenden Verse). — Hingegen ist ab und zu die Entscheidung schwer zu treffen, so z. B. v. 155, wo placatum vielleicht den Vorzug vor pacatum (V^1) verdient; ferner 248, wo sono (V^1 RB) neben sinu (V^2) möglich ist, 313, wo man die Wahl zwischen pelago permittimur und pelagus permittitur hat, 533, wo pulsatur überliefert und pulsantur eine leichte, ansprechende Konj. (Barths) ist. — Große Sorgfalt wurde auf die Zeichensetzung gelegt; besonders geglückt scheinen uns nachstehende Interpunktionen: I v. 8; 12; 57; 110; 143; 195 f.; 387 ff.; 458; 478; 635. II 3; 60. (Weniger gut: II 45 u. 50). Auch in orthogr. Hinsicht ist manches anzuerkennen: z. B. die Schreibung Giganteum (v. 100), Palatia (171), Salinas (475); auch axis (v. 17) verdient den Vorzug vor axes; desgleichen ist Solem (v. 53) beachtenswert. Hingegen ist die Schreibung conectere (v. 83) vor connectere vorzuziehen. — Druckversehen begegnen nur selten: I v. 325; 436; 497; 543.

Die Praef. unterrichtet in angemessener Kürze über textgesch. und hdschr. Fragen und gibt ein Verzeichnis der Ausgaben nebst einigen Hinweisen auf die wissensch. Literatur; den Anhang bildet ein index nominum. Bei der Gedichtüberschrift konnte der Klammerzusatz „vel Claudii Rutilii" (p. 129) fortfallen; der Dichter heißt, wie wir jetzt mit Sicherheit wissen, Rutilius Claudius Namatianus. Vgl. Vollmer, P.-W. 2. Reihe I 1249.

Wenn man also U.s Ausg. überblickt, so darf man wohl behaupten, daß sich der neue Herausgeber entschlossen freimachen wollte von einer Einseitigkeit in der hdschr. Beurteilung, was der Textgestaltung an mancher Stelle zum Vorteile war, daß ihn aber eine gewisse Überschätzung des Rom. und gelegentlich auch eine allzu große Bereitschaft, den überkommenen Buchstaben zu verlassen, verhindert hat, eine Textausgabe zu schaffen, die man mit Recht als abschließend bezeichnen könnte. Auch ist der krit. Apparat leider nicht ausreichend, und selbst die Angaben über die Lesungen des cod. R entbehren der erwünschten Ausgiebigkeit.

Beiträge zur Textkritik bieten:

2. P. H. Damsté, Ad Rutilium Namatianum. Mnemos. L 1922, 147—154. D. bringt meistenteils konjekturale Änderungsvorschläge zur Sprache, die z. T. unrichtigem Verstehen der Originalstellen ihre Entstehung danken. I 229 will er *in aggere* st. des überl. imagine lesen, 312 *esse* st. des hdschr. ense, das nicht anzutasten ist; 319 *flexus* (st. des einwandfreien fluctus), wie übrigens schon Keene vermutet hatte: vgl. Heidrichs Ausg. p. 44; 360 empfiehlt D. *init* statt emit (überflüssig und textverschlechternd); 366 setzt er die mutwillige Änderung *robore* für das gut bezeugte ferro ein; 381 wird die Überl.

pensavit gegen Baehrens, der turbavit las, m. R. verteidigt; 435 will D. *hic* statt haec schreiben (verfehlt). Andere unbrauchbare Vorschläge des Verf.: 514 *omnia* st. mollia; 625 *fallitur* st. funditur; II 3 *secura* (den Sinn der Verse entstellend) statt cessura.

3. C. Brakman, Rutiliana. Mnemos. L 1922, 155—166. Verf. legt dar, daß Rut.' rhet. Bildung (Schulung) sich nicht bloß aus dem Gesamtaufbau seines Werkes klar erkennen lasse, sondern auch in der überaus reichlichen Verwendung der sprachl. Figuren (bes. der rhet.) in Erscheinung trete. B. bietet S. 156 ff. ausgiebiges Belegmaterial für seine Aufstellung. Einige Bemerkungen textkrit. Art beschließen die Ausführungen: B. tritt I 76 für das tradierte *nobilitate* (so auch Heidrich) gegen mobilitate (so liest neuerdings auch Ussani) ein; I 555 *regum rectores* wird mit ansprechenden Gründen gegen Baehrens' Vermutung regum victores geschützt, die auch Müller, Keene u. a. billigten. Doch vermögen wir B. nicht beizupflichten, wenn er sich v. 504 für *media .. in urbe* entscheidet. I 226 will er die Lücke in der Überl. durch *hinc collapsum* (passender erscheint uns Heidrichs hinc exesum) ergänzen; I 336 schlägt er *nudi* st. ferro vor (ein sicherer Mißgriff), I 421 möchte er *servit* lesen (veneris hat der Vindob., venens der Rom.), was ohne jede Wahrscheinlichkeit ist.

4. E. Kalinka, Aus der Werkstatt des Hörsaals. Sitz.-Ber. Akad. Wien, philos.-hist. Kl. 197. Bd., 6. Abh. Wien 1922. Auf S. 54 bis 59 und in einem Nachtrage (S. 61) befaßt sich K. mit der textlichen Überl. einer Reihe von Rut.-Stellen und bietet wohlerwogene Vorschläge zur Textgestaltung: I 121 liest er: Advers i s solemne v i i s sperare secunda, was sicher richtig ist; die Überl. lautet; adversus solem ne vis sperare secunda; Simler, Heidrich u. a. schreiben adversis solemne tuis sp. s. — I 227 ergänzt K. die Lücke (unter Verwertung einer Weisung Vessereaus) folgendermaßen: stringimus et flu< x u m i a m f l u >ctu et tempore Castrum. — I 421 vermutet K.: cognomen versu v e h e r i s (veneris VB, venens R), carissime Rufi; Heidrich rezipiert Vessereaus Konjektur veniet, Wernsdorf schrieb in seiner Ausg. (P. L. m. V p. I Altenburg 1788) veniat. — I 461 ist in RB algam, hingegen in V viam überliefert; K. schlägt u l v a m vor und verweist auf Auson. Mos. 45 und Lucan II 70. — Endlich wird I 347 neu gedeutet und II 48 kurz besprochen (Ablehnung der Vermutung Schissels, cladis zu halten und als Nom. Plur. zu erklären).

Auf Rut.' L e b e n s a n s c h a u u n g und r e l i g i ö s e n S t a n d p u n k t beziehen sich:

5. A. Kurfeß, Invektivenpoesie des röm. Alt. Jahresber. d. Philol. Vereins Berlin XLII 1916,193 ff. K. kommt auch auf Rut. zu sprechen, in dem er einen begeisterten Anhänger des heidn. Glaubens

sieht. Die Verse I 67 ff. werden mit dem Eingang des Lukrezischen Lehrgedichts parallelisiert. Ferner werden Rut.' Invektiven gegen das Judentum (I 381 ff.), gegen das Mönchswesen (I 441 ff.) und das Christentum (I 517 ff.) behandelt, wobei K. freilich alle diese Äußerungen für Ausbrüche echten, leidenschaftlichen Hasses hält, was — wie man am besten aus Schenkls Abhandlung über Rut.' Glaubensbekenntnis ersehen kann: Rhein. Mus. LXVI, 1911, 393 ff. — allerdings recht anfechtbar ist. K. ist hier Schenkls Antipode. Beide schießen übers Ziel: medio tutissimus ibis. — Als der eigentliche Grund, der Rut. zum Verlassen Roms bestimmte, wird seine Angst vor dem Hereinbrechen der Goten angesehen: darum greife der Dichter im zweiten Buche die Politik Stilichos an, des Ministers des jugendlichen Honorius, der trotz seines erfolgreichen Vorgehens wider Alarich sich zuletzt doch zu einem Bündnis mit den Goten bereit fand.

6. Walram Rettich, Welt- und Lebensanschauung des spätrömischen Dichters Rut. Cl. Nam. Diss., Zürich 1918. Der erste Abschnitt befaßt sich mit Rut.' Leben und seinem Verhältnis zum Christentum (S. 5—12). Der Dichter ist zunächst wiederholt als Anhänger der Stoa ausgegeben worden, so zuerst von A. W. Zumpt in seinen „Observationes in Rut. Cl. Nam. carmen“, Berlin 1837, dem Fr. Müller (1882) und neuerdings I. Vessereau (Paris 1904, 186 ff.) sowie P. Barth „Die Stoa“, Stuttgart 1908 (S. 32), beipflichteten. Es ist unleugbar manches aus der stoischen Doktrin in seine Dichtung mit eingeflossen, doch beruhen diese Spuren keineswegs auf einem eigentlichen Studium der Stoikerlehre, noch viel weniger darf man behaupten, Rut. habe sich selbst als Vertreter der Stoa betrachtet oder als solchen hinstellen wollen. Was an stoischer Weisheit in seinem Werke begegnet, ist zudem nicht direkt aus den Quellen geschöpft, sondern als literarisch längst verarbeitetes Gut übernommen worden. Dazu liegt im ganzen Wesen des Römervolkes eine natürliche, aus seiner Wesensart wohl begreifliche Hinneigung zum Stoizismus. Im übrigen weist R. mit gutem Grund darauf hin, daß Elemente der stoischen Lehre in dieser späten und auch noch in der folgenden Zeit häufig auch in christl. Autoren begegnen, woraus zur Genüge hervorgeht, daß ein erklecklicher Teil der stoischen Doktrin damals geistiges Gemeingut der gebildeten Welt geworden war. Die Frage nach Rut.' religiösem Bekenntnis, die neuerdings H. Schenkl (Rh. M. 66, 1911, 393—416) aufgerollt hat, beantwortet R. in kurzer Darlegung (S. 9 ff.) dahin, daß alle Umstände dafür sprechen, den Dichter für einen Heiden anzusehen. Schenkl hatte behauptet, daß es sich aus dem Gedichte nicht erweisen lasse, Rut. sei ein Anhänger der heidn. Religion gewesen; vielmehr deute mehreres darauf hin, daß er ein Bekenner des christl. Glaubens war, und es habe sehr den Anschein, daß

er häretischen Anschauungen gehuldigt habe. Schenkl hat wohl eingehend nachgewiesen, daß sich bei christl. Schriftstellern eine ähnliche Stellungnahme gegen das Judentum und Mönchtum, wie bei Rut. (I 383 ff.; 439 ff.; 517 ff.) beobachten lasse (a. a. O. S. 402 ff.); übersehen aber hat er es, die Stellung des Dichters zu anderen religiösen Bräuchen zu untersuchen. Wenn ferner Schenkl darin eine Lücke in Rut.' Heidentum erblickt, daß der Dichter keine direkte Intoleranz gegen die Andersgläubigen noch ein Verlangen nach ihrer Verfolgung (aus Glaubensgründen) erkennen läßt, so hält R. dieser Konstatierung mit Recht entgegen, daß das ant. H e i d e n t u m überhaupt keine Unduldsamkeit in Glaubenssachen kannte; die röm. Christenverfolgungen hatten einen durchaus politischen Hintergrund: sie erfolgten, da die Christen die heidn. Staatsgötter verachteten, dem Kaiser keine göttliche Verehrung erweisen wollten und die Leistung des Kriegsdienstes verweigerten. Ich bin hier mit R. einer Meinung und habe diese an anderer Stelle ausführlicher zu begründen versucht (vgl. Philol. Woch. XLV., 1925, 713 ff.). Der nächste Abschnitt behandelt „Gott und Welt in der Beurteilung des Rut.", worin in ziemlich gesprächiger Weise einzelne Punkte der stoischen und in etwas gemessenerer Darstellung die neuplatonische Lehre vorgeführt werden, soweit Rut. zu ihnen in Beziehung zu stehen scheint. Hierbei schleicht sich allerdings manches fadenscheinige und fragwürdige Detail in die Untersuchung. So muß z. B. die Auffassung R.s vom Sitz des summus deus und seine Erklärung von v. 17 f. Befremden erregen (S. 41): zur Bedeutung von axis vgl. Ov. met. 6, 175; trist. 1, 2, 46 u. Thes. l. L. II. 1638. — Den Abschluß bilden Erörterungen über die physikal. Ansichten und die moral. Überzeugungen des Dichters. — Rec. R. Helm, Berl. Phil. Woch. XL 1920, 195—197. Vgl. auch W. E n ß l i n, Burs. Jahresber. 213 (1927, III) 54.

7. M a u r. S c h u s t e r, Der religiöse Standpunkt des Rut. Nam. Philol. Woch. XLV 1925, 713—717. Es wird Stellung genommen gegen H. Schenkls Behauptung (Rh. Mus. LXVI 1911, 395 ff.), Rut. sei wahrscheinlich Christ gewesen und habe als solcher ketzerischen Lehren und Meinungen gehuldigt. Schenkl habe die Frage, wie sich Rut. in seiner Schrift dem H e i d e n t u m gegenüber verhielt, nicht untersucht. Eine Prüfung dieser Frage lasse Rut.' große Sympathien für den Heidenglauben erkennen und spreche gegen sein Bekenntnis zum Christentum. So verherrlicht er bei seinem Scheiden von der ewigen Stadt die dea Roma mit unverkennbarer Wärme und fleht sie in edlen Worten um ihren Schutz für die weite Reise an; eine solche Verherrlichung der heidn. Gottheit konnte schwerlich aus dem Munde eines Christen kommen; ferner schildert er die Festlichkeiten für Osiris (I 373 ff.); es ist dies

eine von keinem Unterton auch nur der leisesten Geringschätzung getrübte Darstellung einer heidn. Feier, die sogar mit feinen, stimmungsmalenden Akzenten versehen ist und mit Bedacht dazu auserkoren erscheint, einen schneidenden und wirkungsreichen Kontrast zu der unmittelbar folgenden erregungsvollen Pächterszene zu vermitteln. Dies und anderes spreche gegen Rut.' Christentum. Wahrscheinlich war er ein Mitglied jener adeligen heidn. Gemeinde, die man damals mit einer gewissen weitherzigen Duldsamkeit gewähren ließ, wofern sie selbst den Geist der Versöhnlichkeit bekundete.

Auf Rut.' Verhältnis zur Rhetorik beziehen sich:

8. Felix Jäger, Rhetorische Beiträge zu Rut. Cl. Nam. Progr. Rosenheim 1917. — Kurze Anzeige: Bayer. Blätt. f. d. Gymn.-Schulw. 53. 1917, 331; K. Cybulla: Woch. f. klass. Phil. XXXV 1918, 415. Seiner Schilderung der Rückkehr in die Heimat hat Rut. eine umfängliche Einleitung von nahezu 180 Versen vorangestellt, deren Hauptinhalt ein Enkomion auf Rom bildet, das der Dichter zu verlassen begriffen ist. Die Kritiker, voran Gibbon und Zumpt, haben diese Kompositionsweise scharf getadelt. J. sucht nun den Nachweis zu erbringen, daß Rut. nach einem bestimmten Plane gearbeitet habe: Der Aufbau des gesamten Werkes sei nach den Regeln der rhet. Technik erfolgt, wie denn das Gedicht selbst klipp und klar zu erkennen gebe, daß sein Verf. zu Rom eingehende rhet. Studien betrieben habe. Dafür werden nun im einzelnen Belege geboten (S. 7—9). Dieser Umstand berechtige dazu, den Gründen jener eigenartigen Komposition mittels der Gesetze der rhet. Kunst nachzugehen. Und so vergleicht J. im ersten Abschn. (S. 9—26) die Gliederung der Rutilischen Dichtung mit der überkommenen Form des Logos syntaktikos (der Abschiedsrede): Dieser Teil seiner Arbeit ist nach J.s eigener Mitteilung (S. 9, Anm. 3) auf eine Anregung Schissels v. Fleschenberg hin entstanden. Der zweite Teil (S. 27—43) behandelt in gründlicher Analyse den Panegyrikus (Roma als Herrscherin v. 55—92; Lob der Stadt 93—114; Roms schicksalsreiche Gesch. 115—142). Der Verf. gelangt zu dem Ergebnisse, daß Rut. von nahezu allen Motiven des λόγος συντ. (dieses Schulschema läßt sich in Gregorios Thaumat.' sog. Dankrede an Origenes deutlich nachweisen: vgl. Brinkmann, Rhein. Mus. LVI 1901, 59 f.) Gebrauch gemacht habe; außerdem bestehen zwischen der Kompositionstechnik des Rut. und dem herkömmlichen Schema dieser Redegattung zahlreiche unverkennbare Gleichläufigkeiten. Dem Preis auf Rom schließt sich als zweiter Teil die Beschreibung des Reiseweges (v. 165 ff.), das Itinerar, an, dessen Umfang durch vielfache Exkurse über das gebührende Maß angewachsen ist. Hier erweist der Dichter seine tiefgehende Bekanntschaft mit den rhet. Vorschriften für die Paneg. auf Herrscher und Städte.

— J. beurteilt Rut.' Gedicht als einen Abschiedsgruß, den der Poet nach seiner Ankunft in der Heimat nach Rom entsendet hat.

Wenn diese Abhandlung auch in der Beantwortung der Hauptfrage sicherlich den richtigen Weg beschritten hat (die röm. Dichtung jener Zeit ist eben rhetorischer Einflüsse übervoll), so zieht sie doch auch in dem Bestreben, nichts für diese These Verwendbares außer acht zu lassen, manches unsichere Detail zur Stützung der einzelnen Behauptungen herbei. Hingegen verdient die Detailinterpretation von v. 111 bis 114 Dank und Anerkennung [1]).

9. O. Schissel-Fleschenberg, Cl. Rut. Nam. gegen Stilicho. Mit rhet. Exkursen zu Cicero, Hermogenes, Rufus. Wien und Leipzig. 1920. (Janus, Arbeiten z. Alten und Byzant. Gesch., hrsg. von R. Scala. Heft II). Verf. behandelt die im 2. Buche des Rutilischen Reisegedichtes (v. 31—60) enthaltene Invektive gegen seinen politischen Gegner Stilicho, der am 23. August 408 zu Ravenna hingerichtet wurde. Dieser war nach Theodosius' Ableben (395) als magister equitum der Beherrscher des Westreichs gewesen, und seine Macht blieb auch auf die Verhältnisse des Ostreiches nicht ohne bedeutende Einwirkung. Der Invektive unseres Dichters, die nach Stil.s Tode geschrieben wurde, kommt als der Mitteilung eines Zeitgenossen dieses Reichsverwesers — wenn auch als seines Widersachers — erhöhte Bedeutung zu. Sch. weist mit Befremden darauf hin, daß diese Verse bisher von keiner Seite als hist. Quelle gebührend gewertet und genützt wurden. In der Tat nimmt Seeck (Geschichte d. Untergangs d. ant. Welt V, 298, 34 u. 383, 13) nur auf Rut. II 52 Bezug, Mommsen und Rudolf Keller (Stilicho oder die Gesch. des weström. Reiches, Berlin 1884) lassen Rut.' Verse völlig links liegen. — Um eine feste Grundlage für die Interpretation der bezeichneten Episode zu gewinnen, geht der Verf. von der Tatsache aus, daß die augusteische und noch mehr die nachaugust. Poesie einen sich stets steigernden Einfluß der (lediglich aus verstandesmäßigen Elementen entwickelten) Rhetorik aufweist. Diese Entwicklung führte schließlich dazu, daß die meisten ep. und eleg. Erzeugnisse im Grunde versifizierte Rhetorik darstellten, die ihre Mittel und Formen aus dem ausgehenden Hellenismus bezog, dessen Glanz freilich bereits über die Römerpoesie des august. Zeitalters blendend hereingebrochen war. Da der Verf. solchermaßen in Rut. im wesentlichen einen Rhetor sieht, muß ihm auch die Rhetorik für die Beurteilung des Wahrheitsgehaltes dieser Quelle das krit. Hilfs-

---

[1]) Es sei hier bemerkt, daß das Zitat in der Bibl. philol. class. XLIV 1917, p. 72 s. v. Rut. Nam., wonach es noch ein zweites Programm Jägers über Rut. gebe, das 1917 in Regensburg erschienen sei, auf einem Irrtum beruht.

mittel liefern. Er erkennt denn auch in Nam.' Invektive gegen Stil. einen schematischen Aufbau und gewinnt auf der von ihm beschrittenen Bahn einen klare Sicht für die kühl-kunstmäßige Gliederung dieser scheinbar mit aufwallendem Temperament geschriebenen Verse gegen den verblichenen Reichsverweser. — Diesen einleitenden Feststellungen folgt (Seite 11—13) der Text der Stil.-Episode, wobei der lat. Wortlaut nach der Ausg. G. Heidrichs gegeben ist, sowie eine wortgetreue Prosaübersetzung. Die auffallende Tatsache, daß Rut. in ziemlich schroffer, wenig vermittelter Weise der Schilderung Italiens den Ausfall auf Stil. folgen läßt, erklärt Sch. in psychologisch feinsinniger Art damit, daß sich in dem Bewunderer und Verehrer des ital. Bodens bei dessen Beschreibung plötzlich der Ingrimm wider den Verderber dieses Landes geregt habe.

Gerade in manchen Hinweisen dieser neuen Interpretation sowie in der sich daran schließenden Einzelerklärung darf man den Hauptwert dieser sorgfältigen Arbeit erblicken. Einem kurzen Eingang theoret. Inhalts (einer προθεωρία), der die ersten zehn Verse (II 1 ff.) umfaßt, reiht sich zunächst die Fortsetzung der Reiseschilderung an (v. 10—16), der alsbald zwei große Exkurse (17—30 und 31—60) folgen, die Rut. selbst als solche bezeichnet (v. 61 f.): die erste παρέκβασις enthält eine Schilderung des ital. Landes, die zweite ist die Stil.-Digression. Sch. zeigt, daß dieser zweiten Abschweifung eine genau feststellbare rhet. kunstgerechte Disposition zugrunde liegt und statuiert eine Anordnung in sechs Teilen: der erste (v. 31—40) enthält ein exordium e contrario, dem die gesch. wichtige Partie 41—60 folgt: Stil.s Verrat am bestehenden Rom (41 f.), Motive des Verräters für sein schmähliches Handeln (43—46), Einzelheiten und Folgen des verräterischen Tuns (47—50), eine weitere Schandtat dieses ruchlosen Verderbers (51—56), Parallele (σύγκρισις) zwischen Stil. und Nero. Verf. weist bei diesen Erörterungen, die den Hauptteil seiner Schrift bilden, immer wieder auf die entsprechenden fachlichen Bezeichnungen bei Hermogenes, Aphthonios, Theon, Nikolaos und Emporius hin. Er kommt zu dem Schlusse, daß sich Rut. in den bezeichneten dreißig Versen keines der für die Theorie seit Hermog. wesentlichen Hauptstücke des κοινὸς τόπος entgehen ließ. Die Interpretation ist für die Gewinnung eines richtigen Bildes von Stil.s Persönlichkeit gewiß beachtenswert. Sch. kommt unter anderem (S. 73 f.) zu dem Ergebnis, daß den Reichsverweser eine mittelbare Schuld an der Eroberung Roms durch den Gotenhäuptling treffe; daß Stil. krumme Wege ging und in verräterische Beziehungen zu Alarich trat, gewinnt durch andere ähnlich lautende Berichte größte Wahrscheinlichkeit. Die Beweggründe zur Konspiration mit dem Feinde lagen offenbar in den hochfliegenden Plänen dieses ebenso ehrgeizigen wie ehrlosen Mannes.

Ich war hier bestrebt, aus der auch an Einzelbeobachtungen und Detailerläuterungen überreichen Arbeit des Verfassers lediglich einige Hauptpunkte herauszuheben. Den Abschluß der Schrift bilden Exkurse zu Cic.s Orat. 11, 37, Rufus' Τέχνη ῥητ. (§ 41 περὶ ἐπιλόγου) und zu Hermog.' Προγυμν. (c. 6, p. 14, 4 Rabe). — Rec.: Manitius, Woch. f. klass. Phil. XXXVII 1920, 404—406; Levy, Philol. Woch. XLI 1921, 535 ff.; Radermacher, Mitt. d. öst. Inst. f. Gesch.-Forschung XXXIX 1923, 124 ff. Vgl. auch W. E n ß l i n , Burs. Jahresber. Bd. 213 (1927, III) 54.

Sonst sind noch für die S a c h e r k l ä r u n g und das N a c h l e b e n des Rut. von Interesse:

10. V. U s s a n i , Rutilio Namaziano e Lorenzo Valla. Riv. di fil. XLIV 1916, 41—46, untersucht das Verhältnis des großen Humanisten zu Rut. Nam., das schon durch die Tatsache interessiert, daß sich gewisse Übereinstimmungen zwischen Rut.' Hymnus auf Rom (I. B.) und dem Proömium Vallas zu seinen Büchern De linguae Latinae elegantia aufzeigen lassen.

11. L. P i c c i o n i , Da Prudenzio a Dante. Manuale per la storia della lett. in Italia dal secolo IV al secolo XIII. Torino 1916, behandelt u. a. ausführlich das Gedicht des Rut. Nam. (vgl. auch Ussani, Roma e Gallia, in Atene e Roma XIX 1916, 213 sqq.) sowie die carmina des Ven. Fort.

12. M. G a l d i , Una probabile fonte di un celebre verso di Rutilio Namaziano. Riv. ind.-gr.-it. II 1918, 242 sq. Gemeint ist der Vers I 66 Urbem fecisti, quod prius orbis erat; als mutmaßliche Quelle wird angenommen Justin. Epit. VII 1, 11 sq.: in locum omnium [regum] solus successit; primusque adunatis gentibus variorum populorum veluti unum corpus Macedoniae fecit.

Eine neue italienische Ü b e r s e t z u n g des Rut. bot

13. Luigi S i c i l i a n i unter dem Titel: „A Roma. Carmi di Rutilio Namaziano e di Claudiano, tradotti da L. S.' Gut gelungen ist hier die Übertragung der Verherrlichung Roms I 47 sqq.

Vgl. noch P a l l a d i u s nr. 1 und unter „A l l g e m e i n e s" (A) nr. 9.

Apollinaris Sidonius.

Hier werden natürlich nur die G e d i c h t e des Sidon. berücksichtigt; folgende Arbeiten beziehen sich auf die s p r a c h l i c h e u n d s a c h l i c h e Erläuterung (bzw. auf das Verhältnis des Schriftstellers zu den Vorgängern):

1. C. B r a k m a n , Sidoniana. Mnemos. XLVIII 1920, 97—100, behandelt Stellen aus Sidon.' Prosa, erwähnt aber auch aus der Dichtung

Beispiele für den Gebrauch eines Genitivs, welcher der Vulgärsprache eigen ist: carm. 23, 145 eloquii Latini (Qualitätsgenit.); vgl. Arnob. I 16 corporis non nostri. Ferner gibt B. einige gute Nachträge zu Geislers Zusammenstellungen über die Vorbilder des Sidon. (auch in den Gedichten): vgl. Lütjohanns Ausg., Anhang.

2. E. Merchie, Un aspect de la prose de Sidoine Apollinaire (Musée Belge XXV, 1921, 165—177). Verf., der hier vorzugsweise die verschiedenen Klauselformen bei A. S. behandelt, kommt dabei überhaupt auf Sprache und Stil des Autors zu sprechen.

3. E. Merchie, Notes sur le style de Sidoine Apollinaire (Musée Belge XXVII 1923, 83—89), untersucht das Verhältnis des Sidon. zu Apuleius, was der Titel nicht hervorhebt; es werden hauptsächlich Anklänge von Apul. Flor. verzeichnet und größtenteils S.' Episteln berücksichtigt; nur p. 85 werden auch die carm. (II 171 sq. und XV 52 sqq.) in den Kreis der Betrachtung gezogen (Pythagoreische Lehren).

4. Th. Birt, Zu Petron. Philol. Woch. XLV 1925, 95—96. Es handelt sich um die richtige Interpretation von Sidon. c. XXIII v. 145 bis 157, vor allem aber um die Schlußverse 155 ff. Im Gegensatze zu Cichorius, „Römische Studien" (1922), S. 439 erklärt B. die Verse dahin, daß Encolpius als Verehrer (colonus) jenes stipes (v. 156 = membrum virile, cf. Birts Cataleptonausg. S. 34) in den Gärten um Massilia es dem Priap gleichgetan hat (scil. als pedicator).

5. Anhangsweise sei noch auf den eingehenden Kommentar zur Schilderung der Hunnen (carm. II 237—271) hingewiesen, den die Auswahl aus römischen Dichtern von E. Gaar und M. Schuster enthält (II. Teil, Erläuterungen. Wien 1926, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst).

Vgl. auch unter „Allgemeines" (A) nr. 2 u. 7.

Maximianus.

Im Vordergrunde stehen vier Publikationen des italienischen Forschers Giuseppe Prada:

1. Prada, Quae inter metri dactylici disciplinam et sermonem Latinum in Maximiano poeta exsistunt quaestiones. Ticini 1914. Die Schrift knüpft an die bekannte Untersuchung Bednaras „De sermone dactylicorum Lat. quaest." Arch. f. lat. Lexikogr. XIV 1906, 317—360 und an verwandte Studien an; an Hand des sorgfältig gesichteten Materials geht sie der Frage nach, inwieweit metr. Gründe auf die Wortbildung, auf syntakt. Erscheinungen, auf Wahl und Stellung der Wörter in Maxim.s Eleg. Einfluß genommen und den Dichter zu sprachl. Besonderheiten oder gewaltsamen Kühnheiten bewogen haben. Freilich

kann das Ergebnis, so interessant auch viele Einzelheiten sind, keinen hohen Allgemeinwert beanspruchen: die besprochenen sprachl. Eigentümlichkeiten sind nämlich für die Poesie jener ganzen Zeit nichts weniger als typisch, da ja M. nur zu oft selbst in Details von seinem großen, reichlich nachgeahmten Vorbilde Ovid abhängig ist. Immerhin soll anerkannt werden, daß die Arbeit mit Fleiß und peinlicher Gründlichkeit durchgeführt ist und in gewisser Hinsicht mehr bietet als eine schematische Stiluntersuchung. Im übrigen behält neben P.s Schrift die Untersuchung von Lekusch „Zur Verstechnik des Elegikers M. (Serta Harteliana, Wien 1896, 257 ff.) ihren Wert. — Anzeige von Sabbadini Riv. di filol. 49, 1921, 100 sq.

2. Ders., Sul valore e la parentela dei codici di Massimiano. Abbiategrasso 1918. P. gibt hier eine Wertung der M.-Hss. Um zu einem gut gegründeten Ergebnis zu gelangen, stellt er zuerst die zweifellos guten Lesarten und diejenigen Schreibungen zusammen, denen ein sehr hoher Grad der Annehmbarkeit zukommt; sodann läßt er Lesarten folgen, deren Minderwertigkeit wahrscheinlich ist. Er gewinnt bei diesem Verfahren vier Kodizes (A, Bo, C, F), die für die Textherstellung in Betracht zu ziehen sind. Als weitaus bester hat der älteste der vorhandenen, der aus dem 11. Jhd. stammende Etonensis Bl. 6, 5 (cod. A) zu gelten, der zwar auch mancherlei Fehlerhaftes enthält, aber frei ist von willkürlichen Konjekturen und Interpolationen, mit denen die jüngeren Hss. geradezu übersät sind. Es war also nicht wunderzunehmen, wenn seinerzeit Petschenig seine Ausgabe (Berlin 1890) lediglich auf dem Eton. aufbaute, was er bereits auf dem Titelblatte hervorhob. Was für die Vortrefflichkeit dieser Hs. besonders spricht, ist die Tatsache, daß man hier die eigentliche Ursache fehlerhafter Schreibungen stets leicht zu erkennen vermag (es handelt sich eben meist um einfache Verschreibungen). Des weiteren sucht P. in ausführlichen, nicht immer fruchtbaren und überhaupt wenig ergebnisreichen Erörterungen die Frage der Verwandtschaft der einzelnen Hss. zu klären; vorzugsweise gilt es hier ihr Verhältnis zum Eton., mit dem sie offenbar zusammengehören, darzulegen. Den Schluß bildet eine Beurteilung der neueren Textausgaben M.s und eine Besprechung der beachtenswerteren Leistungen auf dem Gebiete der einschlägigen Konjekturalkritik. — Anzeigen: Sabbadini, Riv. di filol. 49, 1921, 101 und Pesenti, Boll. filol. cl. 27, 1921, 136 sqq.

3. U. Moricca, Di un nuovo codice delle „Elegie“ di Massimiano. Athenaeum. Stud. period. di lett. e storia. VI 1918, 135—142. Es handelt sich um cod. Casanatensis 537, s. XI—XIV, der auf den Seiten 84—90 die Gedichte M.s enthält. M. gibt eine genaue Beschreibung des Äußeren und des Inhalts; nach seiner Meinung gehört er zu den

besseren Hss. des Dichters. Ein Vergleich mit den übrigen M.-Kodizes lehrt, daß er der Überl., wie sie der Eton. bietet, nahesteht.

4. Maximiani Elegiae. Codicibus denuo collatis cum app. crit. locupletissimo codicum et editionum ed. Jos. Prada. Abbiatecrassi 1919. Diese krit. Ausg. verwertet die in der vorhergehenden Schrift (Nr. 2) gewonnenen Erkenntnisse. Eigentümlich ist die Teilung der überl. Gedichte in zwei Bücher (nach dem Zeugnisse des codex Bo.[1]) in der Weise, daß die ersten zwei Elegien das erste Buch, die letzten drei nebst dem Epilogpoem das zweite Buch bilden, eine Teilung, der ich eine innerliche Begründung nicht zuzugestehen vermag, da die fünfte Elegie inhaltlich mit den beiden ersten eine thematische Einheit ergäbe (mit dem Leitmotive: Altersgebrechen), wie andererseits wieder die dritte und die vierte Elegie eine stoffliche Verbundenheit aufweisen. Aber auch abgesehen hiervon, durfte das Zeugnis einer einzigen Hs. für eine so einschneidende äußere Maßnahme, wie es die Trennung des überlieferten Textbestandes in zwei Bücher ist, in keinem Falle bestimmend werden. Die Texteskonstitution selbst gründet sich im wesentlichen auf den Eton., auf F sowie die vier Hss. Bo[1], Bo[2], Br, C (gefunden von Moricca, Nr. 3) und läßt eine restlose Ausnutzung dieses tradierten Materials erkennen. Daß P. einem strengen krit. Konservativismus huldigt, der gleichzeitig das Interpretieren über das Emendieren stellt, das eben oft nur dem Namen nach ein Emendieren ist, findet im Prinzip unseren Beifall, wenn wir auch im einzelnen ab und zu eine andere Entscheidung getroffen hätten; im ganzen aber weiß P. gerade hierdurch seiner Ausg. einen Vorzug gegenüber früheren Editionen zu sichern. Der eingehende krit. Apparat, der unter dem Texte geboten ist, enthält an erster Stelle die auf die hdschr. Überl. bezüglichen Angaben und verzeichnet in einem fortlaufenden, hiervon getrennten Teile die Varianten der alten Ausgaben von Pomponius Gauricus, P. Pithoeus, Th. Pulmannus sowie die der drei jüngsten Editionen; endlich wird hier immer wieder auf die Forschungen von Ellis (On the elegies of M., Americ. Journ. of philol. V 1 sqq.; 145 sqq.) und Boering (Quaestiones Maximianeae, Diss. Münster 1893) Bezug genommen. Die Einleitung der Ausgabe befaßt sich hauptsächlich mit der Gesch. der drei ersten M.-Editionen; von den zahlreichen Beigaben des Anhangs seien das Verzeichnis der Testimonia und der Nachahmungen des Dichters, der grammatikalische Index und die Auslese von Sentenzen aus dem Dichter angeführt. Besonders hervorgehoben zu werden verdient der saubere Druck und die geschmackvolle Ausstattung. — Rez.: Sabbadini, Riv. di filol. 49, 1921, 101 sq. und Pesenti, Boll. filol. class. 27, 1921, 136 sq.

5. Prada, Lamenti e guai d'un vecchio. Versione metrica delle elegie di Massimiano. Abbiategrasso, 1920. Schon V. Strazzulla hatte

eine italienische Übersetzung M.s in seinem Buche „Massimiano Etrusco elegiografo“ (Catania 1893) gegeben. Pr. gibt eine moderne Nachdichtung, die sich sprachlich und metrisch viel von der neueren und neuesten italienischen Poesie (Carducci und D'Annunzio) zu eigen gemacht hat. Vorangeschickt ist eine sehr ausführliche Behandlung der Persönlichkeit und Kunst M.s, wobei Pr. auf die meisten hier vorliegenden Probleme eingeht; es steht dies nicht in gutem Einklang mit einem Buche, das in erster Hinsicht sozusagen belletristischer Natur ist. — Hinsichtlich der gewählten metr. Form äußert manche Bedenken Sabbadini, Riv. di filol. 49, 1921, 102 sq.; vgl. auch Pesenti, Boll. filol. class. 27, 1921, 139.

6. H. V. Canter, The paraclausithyron as a literary theme. Amer. Journal of Philol. XLI 1920, 355 sqq. Behandelt das παρακλαυσίθυρον in dem gr. und röm. Schrifttum; es handelt sich teils um völlig durchgeführte Behandlungen des Themas, teils um bloße Anspielungen: Spuren dieser lit. Gattung finden sich zahlreich auch bei den röm. Elegikern (vgl. Tib. I 2; Cat. 67 u. a.) sowie bei M. (p. 366 sq.).

Anthologia Latina.

Die Literatur zu den durch Hss. oder inschriftlich überlieferten Gedichten soll hier, wie bereits eingangs erwähnt, nur in großen Umrissen gegeben werden. Dabei sei hier ein eben erschienenes Werk kurz angezeigt, das zeitlich eigentlich nicht mehr in diesen Bericht fällt, aber aus dem Grunde, weil es einen großen Teil des hier einschlägigen Schrifttums bereits anführt und verwertet, nicht übergangen sei (es ist so möglich, den vorliegenden Bericht beträchtlich zu entlasten); wir meinen das Werk

1. Carmina Latina epigraphica conl. Franciscus Buecheler. III. Supplementum. Curavit Ernestus Lommatzsch. Lipsiae in aed. Teubn. MCMXXVI.

Nach Abschluß seiner Sammlung der CLE (1896) ruhte Bücheler nicht, er notierte alle neuen metrischen Inschriften, soweit sie sich in den von ihm gezogenen Rahmen fügten; was nun nach Büchelers Tode (1908) an neuem Material hinzukam, hat L. im Geiste seines großen Vorgängers geordnet und gesichtet; auch die Ausgaben Engströms und Diehls wurden gewissenhaft verwertet, desgl. die inzwischen erschienene Lit. (bis 1925) sorgfältig verzeichnet. Die Zahl der Gedichte, die L. zu den übernommenen schedae Buecheleri hinzufügen konnte, ist sehr groß. Die Ziffern schließen (mit 1859) unmittelbar an Büchelers erste zwei Bände an, die drei Anhänge (Initia carminum. Titulorum nomina propria. Versuum auctores cognitores) setzen konform die Anlage der früheren Bände fort.

Eine besondere Hervorhebung verdienen hier die überaus eifrigen, gewissenhaften und fruchtbaren Arbeiten der schwedischen Forscher: vor allem haben Lundström sowie dessen Schüler Armini und Engström, ferner Löfstedt und Liljeholm die Kenntnis dieses ebenso interessanten wie schwierigen Gebietes außerordentlich gefördert. In letzter Zeit waren es hauptsächlich Armini und Liljeholm, die diesen Zweig des röm. Schrifttums besonders beachteten [1]). — Wir beginnen mit zwei Arbeiten allgemeineren Inhalts:

2. H. Armini, Sepulcralia Latina. Diss. Gothenburg, 1916. Sorgfältige Studien zur lat. Grabdichtung, soweit diese inschriftlicher Natur ist. Die Grundlage bieten das CIL, ferner Büchelers CLE und Engströms CLE. Es handelt sich zunächst um eingehende statistische Feststellungen, die keineswegs so unfruchtbar sind, als dies dem ersten Blick erscheinen mag. Die Arbeit gliedert sich in drei Hauptteile, deren Inhalt A. mit den Worten kennzeichnet (p. 3): „Prima quidem pars, quam diligenter aetates Italorum mortuorum sint perscriptae, exponit, altera carm. epigr. aetates, quibus numeralibus vocabulisque temporum ac formulis loquendi significentur, describit, tertia tabulas mortuorum continet". Zahlreiche Tabellen (auch mit prozentuellen Berechnungen) tragen zur Erhöhung der Übersichtlichkeit wesentlich bei. Im einzelnen bietet der Verf. eine reiche Anzahl von Verbesserungen, Ergänzungen, neuen, oft recht ansprechenden Interpretationen: sie betreffen mehr als vierzig Stellen von Büchelers CLE, dazu mehr als zehn Stellen von Engströms CLE (übersichtlich geordnet S. 123); ferner wird mit guten Gründen und unter Hinweis auf Vergleichstellen Hor. epod. 4, 8 mit den Hss. gelesen cum bis ter (statt der Konj. Barths trium) ulnarum toga, ferner Mart. XII 31, 7 septima lustra (Distributivum für das Kardinalzahlwort) erklärt. Ein wertvoller Index nominum et rerum beschließt die ergebnisreiche Schrift. — Von der Kritik wurden lediglich A.s Ergebnisse über die Gesundheitsverhältnisse angezweifelt: vgl. Schöppler, Mitteil. z. Gesch. d. Medizin XVIII 4/5, S. 329, S. auch E. S(tampini), Riv. di fil. XLVIII 1920, 132—134.

3. Roman Ilewycz, Über den Einfluß Vergils auf die Carm. Lat. Epigr. Wr. Stud. 40 (1918), I 68—78; II 138—149; 41 (1919), III 46—51; 161—166. Die Dilettantenpoesie der inschr. erhaltenen Dichtungen brachte es naturgemäß mit sich, daß sie vielfach die durch Lektüre und Übung in der Rhetorenschule gewonnene Bildung ihrer

---

[1]) Es wäre sehr wünschenswert, daß die „Philol. Woch.", die aus manchen weniger bedeutenden Zeitschriften Auszüge bringt, die Hefte des schwedischen „Eranos" (womit kürzlich begonnen wurde) nunmehr dauernd berücksichtige.

Verf. widerspiegelt. Eine Fülle angeeigneten fremden Dichtergutes wird hier bewußt oder unbewußt als eigenes Können ausgegeben. Inhaltliche und formelle Entlehnungen aus früheren röm. Dichtern sind reichlich nachweisbar: Vergils und Ovids Werke stehen hier an erster Stelle. Verf. dieser von I. Hilberg angeregten Studien setzt die von Karo und Lommatzsch (in Büchelers CLE II p. 913—920 Versuum auctores cognitores), ferner von Engström (CLE, p. 176) und Hosius (Röm. Dichter auf Inschriften, Rh. Mus. 50, 286 ff.) angelegten Sammlungen der Similia fort, die Ganzenmüller in der Woch. f. klass. Phil. XXX 624 ff. ergänzt hatte (vgl. auch einzelne einschlägige Stellen in Nordens Kommentar zum 6. Gesang der Aeneis). Il. beschränkt sich lediglich auf Vergil und erweitert das gefundene Material um eine nennenswerte neue Ausbeute. Der Stoff ist in der Weise gesichtet, daß zunächst Vergilische Versanfänge und Versschlüsse vorgeführt werden, die in den inschr. überl. Gedichten wiederkehren, sodann Ausdrücke und Wendungen, die hier und dort an gleicher Versstelle erscheinen, endlich Redewendungen, deren metr. Stellung in den verglichenen Versen verschieden ist. Daran schließt sich die Behandlung der Ähnlichkeiten ganzer Verse. Die Arbeit weist vermöge ihrer Beschränkung auf Vergil den empfindlichen Mangel auf, daß nicht wenige Stellen als Vergilnachahmung bezeichnet und behandelt werden, deren Quellen bisweilen bereits Vergils Vorbilder gewesen sind oder z. T. sein können, so daß ihr Vergilischer Ursprung anfechtbar ist. Der sprachliche Ausdruck der fleißigen Abhandlung läßt des öfteren das Ringen mit einem fremden Idiom merken.

Ehe wir die übrige Literatur zur Anth. in der zeitlichen Folge ihrer Entstehung durchgehen, wollen wir die Arbeiten zu zwei Inschriften jüngeren Datums, die mehrfach behandelt wurden, geschlossen vorführen.

Zunächst die Arbeiten zur Allia Potestas - Inschrift:

4.* G. Albini, Dis Manibus Alliae A. l. Potestatis. Bologna 1914. (Vgl. Mem. Accad. Bologna VII 1914, 31—36). Mir nicht zugänglich; eine Rez. Gandiglios (Atene e Roma, 1914, 119 f.) zeigt, daß A.s Aufstellungen teils nichts Neues bringen, teils abzulehnen sind.

5. J. Mesk, Zur Grabschrift der Allia Potestas. Berl. phil. Woch. XXXV 1915, 62—64, gibt Beiträge zur Deutung des schwierigen Gedichts. In v. 22 steht mansit (volkssprachl.) = fuit, ebenso v. 11 manebat = erat; vgl. v. 27. Im gleichen Verse bedeutet anxia soviel wie „übertrieben sorgsam": M. stimmt hier Gandiglio bei, der das Wort (Atene e Roma 1913, 329) mit „minuzioso", „eccessivamente studiato", „ricercato" (vgl. Gell. XV 7, 3) übersetzt hatte; wahrscheinlich ist ferner v. 23 vom Vorhergehenden zu trennen: Allia betrieb die Körperpflege

(Schönheitspflege) nicht mit peinlicher Übertriebenheit, sie war aber schön von Natur. Nur in einem Punkt machte sie der Mode ein Zugeständnis, in der ψίλωσις. — v. 32 schwebt das Bild eines Baues vor; den Bau, den Allia aufgeführt (d. h. die vorzügliche häusliche Ordnung usw.), zerstören jetzt die puncta (v. 32). M. vermutet nun, daß mit puncta die Schläge der Spitzhacke (dolabra) gemeint seien und übersetzt: „an dem Bau, den ein solches Weib errichtet hat, rütteln (lacesso = schädigen, zerstören) jetzt die Schläge der Spitzhacke" (d. h. er ist dem Untergang geweiht). — v. 40 f. Krolls Zeichensetzung (Philol. LXXIII, 1914, 286) trifft das Richtige; v. 41 steht conferre im Sinn von congregare; der Sinn ist: „Potestas, deren Name in das goldene Armband eingraviert ist, wird mit dem Golde zusammengebracht, aber wohl nur in dem Sinne, daß sie, die femina, qua non pretiosior ulla (v. 1), so mit dem kostbarsten, ihrer einzig würdigen Metall verbunden erscheint". M. gibt abschließend eine Reihe von Parallelen aus Ovids Trauerelegien zum Gedicht: v. 7 ∾ Trist. I 8, 28; v. 11 ∾ Trist. V 14, 22; v. 45 ∾ Trist. III 3, 82; vgl. v. 50 (ei mihi) u. Trist. IV 3, 11.

6. P. H. D. (Damsté): Ad inscriptionem Alliae Potestatis. Mnemos. XLIII 1915, 384. D. sucht den schwierigen v. 32 „Femina quod struxit talis, nunc *puncta* lacessunt" zu deuten; der Sinn dieser Worte sei: aedificium, quod talis femina struxit, nunc *homunculi nullius pretii* (= puncta) evertere conantur. Die Erklärung von nunc puncta lacessunt befriedigt hier so wenig wie Krolls Interpretation (Philol. LXXIII 285) puncta = poet. Plur. zu punctum temporis. (Ganz verfehlt war, was Gurlitt, Philol. ebd. 300 vermutet hatte). Für punctum verweist D. auf Cic. Ac. II 116 und Plin. nat. II 174.

7. I. I. Hartman, De Alliae Potestatis epitaphio. Mnemos. XLIII 1915, 385—403, gibt eine Detailinterpretation der ganzen Dichtung. Es sei hier die Deutung der zwei cruces interpretum herausgegriffen. In v. 28 haec duo dum vixit iuvenes ita rexit amantes sind mit duo amantes nicht, wie mehrfach angenommen, zwei Liebhaber, sondern die beiden Söhne des Allius gemeint (scheint mir richtig zu sein); den v. 32 erläutert H. folgendermaßen: „Das Haus der Eintracht, das diese Frau errichtete, machen jetzt Feindseligkeiten wankend"; unter den puncta versteht H. allerlei kleine Zwistigkeiten („Nadelstiche" wie etwa dicta mordacia u. a.). Im übrigen stellt H. fest, daß das Gedicht im großen ganzen das Produkt eines ungeübten Versemachers sei, dem Vergil und Ovid Vorbilder waren: es gehört keinesfalls der späten Zeit an: typische Spuren späterer Latinität trage es so wenig an sich wie Merkmale des Vulgärlateins. Trotzdem müsse man dieses inschr. Gedicht für den Anfang einer neulat. Dichtungsart bezeichnen. Was die Abweichungen sprachl. und metr. Art anlangt, so

sind sie durchgehends als Fehler eines poetischen Stümpers zu bezeichnen.

8. Ferner beziehen sich W. Krolls Bemerkungen in der „Glotta" VI 1915, 362 f. und IX 1918, 272 auf diese umfangreiche Versinschr. An erster Stelle gibt K. folgende Notizen: v. 3 ist seriola Deminutiv von seria; v. 8 erscheint fortis in der Bedeutung „stark"; v. 9 foras = „draußen"; in den Versen 11, 22, 27 steht manere im Sinne von „sein" (vgl. auch v. 18 permanere); v. 13 ad quietem: es wurde quetem gesprochen; v. 16 haec sibi non placuit = „sie bildete sich nichts ein"; v. 43 freie Nachbildung einer Ovidstelle (Trist. I 6, 36); v. 45 serta ist die seltene Form des Femininums. — An der zweiten Stelle erwähnt K., daß sich zu manere „wohnen" das entsprechende μένειν findet (Belege) und weist nochmals auf manere = „sein" im Sprachgebrauch der Allia-Inschr. hin.

9. E. Stampini, Curiosità Alliane. Riv. di filol. XLVI 1918, 95 sq. Verweist für v. 28 (haec duo dum vixit iuvenes ita rexit amantes) auf CIL. VI 21200, vgl. Büch. CLE nr. 973 (fasc. II 449), v. 7 sq. sei nomen quaeris, sum Lesbia, si duo amantes, Anchialus dulcis cum suave homine Spurio. — infamis (v. 27) = „senza notorietà".

10. A. F. Liljeholm, Epigrafiska bidrag. Eranos XVII 1917, 120—132; XXI 1923, 97—119; XXIII 1925, 82—103. Von diesen drei Beiträgen kommt hier nur der zweite und dritte in Betracht, die sich mit der Allia-Inschrift unter sorgfältiger Berücksichtigung der sekundären Literatur beschäftigen. L. untersucht die orthographischen und metr. Fragen und gibt abschließend (S. 105 ff.) Bemerkungen zur Textkritik und Interpretation; v. 9 ist sat = valde; foras = foris; v. 10 factis = negotiis; v. 16 numquam sibi libera visa = „sich selbst betrachtete sie stets als Sklavin"; v. 32 puncta Stiche, Nadelstiche (Schikane). Viele hübsche Parallelen, bes. aus Ovid, sind beigegeben, z. B. zu v. 8: Ov. met. I 562; zu v. 20: Ov. ars I 5, 20 (Tib. I 4, 12); zu v. 33 f.: Ov. trist. I 3, 25 f. u. a. — Der Beitrag im XXIII. Bd. des Eranos enthält wohlerwogene Studien zum inschr. Vulgärlatein im Anschlusse an Engströms CLE. Behandelt sind die Gedichte: Engstr. 208; 306. L. liest: Mater cum gnata iaceo miserabile fato / quam puram una dies detulit ad cinerem); 307. 348.

An zweiter Stelle nennen wir die gleichfalls vielfach behandelte Inschrift 2121 (Lommatzsch, p. 100): „O Fortuna, hominum dubia quae fata gubernas"; mit ihr befassen sich:

11. G. Bendinelli, Iscrizione sepolcrale metrica. Notizie d. Scavi XX 1923, 357—363. B. teilt eine aus sieben Distichen bestehende eigenartig gegliederte Inschr. heidn. Inhalts mit, die er dem 1. Jahrh. n. Chr. zuweisen will (ich hätte sie aus verschiedenen Gründen später

datiert). Sie enthält ein Wechselgespräch zwischen der Mutter und dem gestorbenen Sohn (Julius Faustus); dabei fällt auf, daß im vierten Dist. der Hex. der Mutter, der Pent. dem Sohne in den Mund gelegt ist. Die teilweise recht ansprechenden Gedanken sind in eine metrisch mitunter mangelhafte Form gekleidet (vgl. v. 8); auch die sprachl. Gestaltung weist mehrfach Sonderbarkeiten auf: vgl. v. 4 tundit (im Sinne von obtundit), v. 5 will Bend. fruis lesen und dies einem frueris gleichsetzen; eigenartig ist die gesamte Ausdrucksweise in v. 7 und 9 f., auffällig ist ferner auch Cluthes = Clotho (v. 13) und für die Zeit, der die Inschr. angehören dürfte, umus (= humus) im 10. Vers. Schwierigkeiten macht v. 9: Fauste venuste vale n i v e o d e c o r a t u s m a r i t e; Bend. übersetzt die Worte folgendermaßen (S. 358): O mio bel Fausto, addio! O s p o s o adorno d i b i a n c h e b e n d e, und er erläutert sie also: sposo di Proserpina. Sollte aber marite nicht Schreibfehler für maritae sein (e für ae in Hss. und auf Inschr. häufig)? Das substantivische niveo wäre zu vergleichen mit album: vgl. Sidon. epist. II 10, 4 si (fuscus) vestiatur albo. Zum Sinn vgl. Iuv. III 179; Plin. epist. VII 27, 13. Im folgenden Vers ist der schwierige Ausdruck luxuriae vincula als Apposition zu otia gefaßt und einfach wörtlich übersetzt (legami di lussuria): die hier unentbehrliche Erklärung fehlt; auch ist cerpit (ebd.) mit tronca schwerlich vollkommen adäquat wiedergegeben. Der in B.s Lesung sicherlich nicht richtige Vers wird in der Übersetzung durch allerlei Ergänzungen interpretiert: zu gaudia matris acerbat (was B. für einen Satz gelten läßt) denkt er mors als Subj. hinzu, was man als äußerst unwahrscheinlich bezeichnen muß; das folgende atris übersetzt und deutet er so: „per gli a t r i i (d'Averno)", was ohne Zweifel verfehlt ist. Mit der textl. Herstellung der nämlichen Inschr. sowie mit ihrer Auslegung befaßt sich:

12. V i l h. L u n d s t r ö m, Några reflexioner med anledning av en nyutgiven metrisk inskrift i Not. d. Scavi 1923. Eranos, Acta philol. Suecana, XXII 1924, 91—96. L. druckt zunächst die Inschr. in der von Bendinelli gebotenen Gestaltung ab und legt eine sorgfältige Nachlese vor, die wertvolle Verbesserungen bringt. Größte Wahrscheinlichkeit kommt seiner Herstellung des fünften Verses zu: sei q u i c q u a m pietatis habes, sanctissima mater, wo Bend. offenbar fehlgelesen hat; v. 11 liest L. (S. 94): gaudia matris acerbat atris q u e r u m o n i a maesta, zweifellos richtig, während Bend. einen schlechthin unmöglichen Wortlaut bot (gaudia matris acerbat. Atris v e r u m o n i a maesta); daß onia an Stelle von omnia stehen konnte, soll nicht bestritten werden, doch ist der von Bend. gegebene Text selbst mit den gesuchtesten Kniffen philol. Interpretationskünstelei nicht zu schützen. L. gewinnt seine Lesung ohne irgendeine Änderung des überl. Buchstabenbestandes.

Nun erst ist eine Satzkonstruktion möglich: mit atris ist auf den häuslichen Raum hingedeutet (= in atriis), wo der Leichnam vor der Verbrennung aufgebahrt war; im übrigen liegt hier die Annahme vor, daß das Schattengebilde vor dem Eingang in die Unterwelt verweilt. — Das erste Hemistich des von Bend. wahrscheinlich verlesenen dritten Verses (cena ventri cheleis) sucht L. zu heilen, indem er liest (S. 96): cenanti trichileis, zweifellos besser und möglicher als Bend.s Text, doch nicht ebenso vortrefflich, wie die beiden erstgenannten Änderungen; v. 12 schreibt L. tamen statt iam tot (Bend.); und wer die bildliche Reproduktion der Inschrift bei Bend. (nach S. 362) prüft, dürfte m. E. zu dem gleichen Ergebnis wie L. gelangen. In demselben Verse vermutet L. cornua rauca an Stelle von cornua rara (Bend.): doch ist letzteres in der Wiedergabe ziemlich deutlich wahrzunehmen und stellt überdies die dem Sinne nach wohl zu rechtfertigende lectio difficilior dar.

13. A. Vogliano, Un nuovo carme sepolcrale latino. Notizie degli Scavi 1923, 358. — Riv. di fil. III 1925, 91 sqq. Bericht über das neue vierzehnzeilige Grabgedicht; der Inhalt wird als gefühlstief gewürdigt, die Verse als fehlerhaft bezeichnet. Über den Gedankengehalt und die Entstehung der Dichtung handelt A. R. in einem Zusatze. — Vgl. ferner A. Vogliano: Epigrammi metrici, Riv. di fil. III 1925, 216 sqq.

14. M. Lenchantin De Gubernatis: Il titolo sepolcrale metrico di Via Labicana. Bollett. di filol. class. XXXII 1925, 38—42. Gibt Ergänzungen und Deutungen; v. 3 cena[nt]i hi[c] chileis; v. 9 Fauste venuste vale! [titul]o decoratus marite. Aus dem Versmaße und der Schrift schließt L., daß die Dichtung frühestens in der Mitte des 3. Jahrh. entstanden sei. — Vgl. noch Bendinelli, Riv. di filol. class. II 1924, 422.

Die übrige Literatur zur Anth. führen wir in chronologischer Folge an:

15. Vilh. Lundström, Studier i Engströms samling af Carmina epigraphica Latina. II. Eranos (Acta philol. Suecana) XIV 1914. Behandelt nachstehende Gedichte: 102, 253, 264 und 306. Im erstgenannten Gedichte (Engstr. p. 30) ergänzt L. den siebenten Vers folgendermaßen <resurrec>turis thermis [h]onos iste resurget. Zu 253 gibt er Erläuterungen. Nr. 306 rekonstruiert er also: mater cum gnata iaceo miserabile fato, quas pure una dies detulit ad cineres. Engstr. (p. 99) hatte die zweite Zeile so hergestellt: quam pura et una dies detulit atro cinere, wobei insbesondere atro wenig glücklich war. Nr. 264 kommt als nichtheidnisch hier nicht in Betracht.

16. Jul. Ziehen, Bemerkungen zur Anth. Lat. I. Woch. f. klass. Philol. XXXIII 1916, 729—731. Z. rechtfertigt seine Konj. utre (c. 347, 2) gegen E. Thomas' Einwendungen in der Ztschr. für Gymnasialw.

64, 494 ff. Z. empfahl utre für das überl. arte, weil das vorausgehende pro facibus die Erwähnung eines in diesem Falle von dem Künstler gewählten anderweitigen Attributes unerläßlich mache; dieses könnte hier nur der Wasserschlauch sein. Uns scheint Thomas m. R. gegen die überflüssige Vermutung polemisiert zu haben. — Mit Bezug auf Anth. Lat. c. 174 meint Z., das kleine Epigr. beweise die Beliebtheit des Philoktetmythos in der Kunst der spätröm. Zeit: vgl. dazu Türks Übersicht in Roschers Mythol. Lex. III 2327 ff. Doch ist nicht (mit Türk) anzunehmen, der Epigr.-Verf. habe in umdeutender Behandlung des Motivs eine Kunstdarstellung vor Augen gehabt, wie sie die in Abbild. 14 und 14 a bei Türk wiedergegebenen Sarkophagreliefs darstellen. Dem Dichter war es vor allem um das Lob der Kunstfertigkeit zu tun. (Hier kann ich Z. beistimmen.) — Der Verf. von c. 665 hatte ein Werk der darstellenden Kunst vor Augen; seine Monost. de mensibus seien für die ant. Kunstforschung (Kapitel: Monatsgötter) von hohem Werte. In c. 665 wird v. 23 mensae statt mensis vermutet (andere lasen tuis festis st. tibi mensis), ferner v. 13 das überl. nam gut (gegen die Konj. quam) in Schutz genommen.

17. H. Armini, Epigraphische Kleinigkeiten. Svensk humanistisk Tidskrift I 1917, 125 ff. Erläuterungen zu Büchelers CLE nr. 1161 (Nata set in lachrimas); reiche Sammlung von Belegstellen für die Ausdrucksform „*tertius a decimo*" = tertius decimus.

18. A. E. Housman, Anthol. Lat. Riese 678. (Class. Quart. XII 1918, 28—37, bietet eine krit.-exeget. Behandlung dieses astronomischen Gedichts, das in dem ausgezeichneten Kenner des Manil. einen geeigneten Interpreten findet. Unter anderem wird die von Riese (II 153) angenommene Lücke im fünften Vers durch Erklärung und Zeichensetzung behoben: H. schreibt bellipotens genitor, mensum pensare bilibri; demnach bellipotens genitor (d. h. Mars pater) Vokativ, wie Cytherea in v. 8 und Phoebe im Schlußvers. V. 8 wird ter senas partes ex his, Cytherea, retorques gelesen, v. 10 Vespere und die Erläuterung gegeben: „puro Vespere is the clear evening star, as in Hor. carm. III 19, 26 puro te similem, Telephe, Vespero". Vers 11 lautet bei H.: sermonis domini completur circulus anni und er übersetzt ihn: „The complete circle of the year of the lord of the language is formed by taking away nine days from that of the evening star". Anhangsweise (S. 36 f.) wird noch ein weiteres Gedicht der Anth., gleichfalls astronom. Inhalts (Riese II 274, nr. 798) behandelt. H.s sachlich befriedigender Vorschlag, v. 10 statt Mercurius — zur Gewinnung der richtigen Zahl — Arcas ter zu lesen, nimmt allerdings zu wenig Rücksicht auf die Überlieferung, als daß er Beifall finden könnte.

19. Jul. Ziehen, Bemerkungen zur Anth. Lat. — Woch. f.

klass. Philol. XXXV 1918, 403—406. In dem juristischen Lehrgedicht c. 21 (Riese I p. 85 sqq.) wird v. 30 ff. die Freveltat eines Tempelschänders dargestellt: elusus custos raptumque altaribus aurum, mens audax, s c e l u s † h o c , manus improba, perditus ardor eqs. Z. empfiehlt h i n c für das unmögliche hoc und erklärt: das Verbrechen ist als die Folge der eben vorher erwähnten mens audax anzusehen. — v. 36 ff. wird geschildert, wie der Tempelräuber jedem ehrsamen Erwerb aus dem Wege geht; Z. liest hier v. 44 sed spretis d i r o (oder d i r o h i s) rebus placet omnibus istud; mir scheint hier Haupts Konjektur spretis d i v u m rebus sachl. und sprachl. weitaus besser zu passen. — Ferner wird v. 43 inlex (v. 43) — m. E. ohne zureichenden Grund — angezweifelt. — In dem zweiten Lobgedicht des vir clarissimus Felix auf die thermae Alianarum des Königs Thrasamund c. 211 (Riese A. L. I 180) ist v. 4 folgendermaßen überl.: inclita dans p o p u l i s munera t e m p o r i b u s; Riese erklärte hier temporibus mit ‚suo tempore'; Z. schreibt p o p u l i .. temporibus und übersetzt: „Zeitvertreib des Volkes". — c. 183, v. 5 (Riese 156) schreibt Z.: dir u m atramen t o rapiant sibi Tartara monstrum (dira atramenta: A; dira adramenta: B; tū: AB; Riese liest: Dira, Hadrumeta, tuum rapiant sibi Tartara monstrum). Sehr unwahrscheinlich ist Z.s Vermutung, daß das überl. tū als ein Zeichen der Unsicherheit des Schreibers über den richtigen Auslaut des Wortes atramentum anzusehen sei. — Salmas. Anth. epigr. 324 (Riese I p. 265): Z. empfiehlt die zwei ersten Zeilen so herzustellen: „Icarus" et „Phaethon" b e n e , † t o n o l e n t e , vocaris / atque a u d i s pigro cum pede cuncta premas. Aber ob diese unsichere Rekonstruktion den Vorzug vor Rieses Text verdiene, bleibt äußerst fraglich. — c. 786 a, 17 (Riese II p. 266) schreibt Z.: hic novus antiquum v i c i t (Hss. iec') a t h l e t a draconem (überl. ist ad letha; der cod. G hat adthleta). Vgl. im Nachstehenden Nr. 20.

20. H. D r a h e i m , Zu Anth. Lat. 786 a. Woch. f. klass. Philol. XXXV 1918, 455—456. Manitius hatte schon vor Ziehen in c. 786 a, v. 17 athleta für ad leta empfohlen: s. Mitteil. d. Inst. f. österr. Gesch.-Forsch. XVIII 230 f.; s. auch Riese Anth. Lat. II² p. 390 (Anm.). — Dynamius, der Verf. des in Rede stehenden Epigr., war kein Stümper der Metrik; darum ist nicht anzunehmen, daß v. 18 ursprünglich gelautet habe Nec post hic rabidus horrida fauce nocet, sondern, nach Draheim, nur: Nec post h o r r i d u s h i c f a u c e n o c e t r a b i d a. Auch v. 22 hält D. für mangelhaft überliefert, v. 21 f. überhaupt für unverständlich; victus und vita (v. 22) seien Ergänzungsversuche zu pellatur. Sinn und Versmaß, sagt D., verlangen: Pellatur C h r i s t o n o s i n h i bente mori. Mangel an Kühnheit wird man D. schwerlich zum Vorwurfe machen dürfen.

21. H. Armini untersucht in der Svensk humanistisk Tidskrift III p. 59 (vom 2. 2. 1919) die Bedeutung der Worte de omnibus meis hoc solum meum in der Engströmschen Sammlung (LV, 2). Zunächst werden zwei Deutungsmöglichkeiten ins Auge gefaßt: entweder ist de im herkömmlichen und gewöhnlichsten Sinn („von", „aus") gebraucht, und die Worte sind mit „von all meinem Eigentum bleibt mir nur dieses" zu übertragen, oder solum ist substantivisch zu verstehen und de = „für", so daß zu übersetzen wäre: „für den Preis all meines Eigentums ist diese Grabstelle mein". Diese Gebrauchsweise von de (auch ex in gleichem Sinne) ist belegbar; auch finden sich verwandte Gedanken auf Grabschriften. Als Vorbild der behandelten Worte dürften aber die gr. ἐκ τῶν ἐμῶν πάντων τοῦτο ἐμόν zu betrachten sein, die sich, mit lat. Lettern geschrieben, auf einer röm. Grabplatte vorfinden: s. Kaufmann, Altchristl. Epigr. p. 129. Im übrigen will A. seine Deutung nicht als abschließend angesehen wissen, vielmehr möge man zuwarten, bis klarer gefaßte Vergleichstellen vorliegen: eine Ansicht, die ohne Zweifel Zustimmung verdient.

22. Jul. Ziehen, Ein kunsttheoretisches Epigramm der Salmasianus-Anthologie. Berl. Phil. Woch. XXXIX 1919, 1051—53. Der Verf. versucht sich in der Heilung des mangelhaft überlieferten zweiten Verses der anspruchslosen kleinen Dichtung (c. 150 Riese). Es gelingt ihm zwar, die Tradition der Eingangszeile (hunc, quem nigra gerens tabella vultum) gegenüber Riese (I p. 144) zu halten, indes scheint mir seine Herstellung der zweiten Zeile clarum, linea qua meruit, notavit doch nicht evident (überl. ist quae moreuis in A, daneben quem more vos in α) und der Rieseschen Vermutung „quem brevis" gegenüber nicht den Vorzug zu verdienen. Der Vers bleibt nach wie vor ein ungeheilter locus conclamatus.

23. H. Armini, Till de romerska gravinskrifternas fraseologi. Eranos XIX 1919/20, 45—56. Gibt im Anschlusse an Löfstedts Forschungen (vgl. bes. Eranos XIII 1913, 73 sqq.) neue Deutungen und Ergänzungen (lückenhafter) metr. Epigramme. Im Mittelpunkt stehen die Redewendungen und Ausdrucksformen der Grabinschriften. Behandelt sind unter anderem: B 1490, 1 f. (= CIL VI 7574); B. 1542, 7 f.; 465, 20 f.; 1543, 2 f. usw. A. erörtert vor allem den Gebrauch, die spezifischen Bedeutungen und Verbindungen der Adj. acerbus, crudelis, iniquus, inpius, scelestus (improbus, maturus), ferner des Subst. pietas.

24. J. Whatmough, Spicifera. Class. Rev. XXXIV 1920, 33 f. Unter Hinweis auf Büch. CLE, I 24, v. 1 f. (Virgo . . spicifera), ferner auf Manil. II 442 (spicifera est Virgo Cereris) legt W. dar, daß spicifera ein typisches Beiwort der Ceres war, das auch der Virgo (Astraea od.

Justitia) beigelegt wurde; diese wurde nicht, wie manche annehmen, durch einen gewöhnlichen Synkretismus mit Ceres identifiziert, sondern weil Virgo (od. Astraea) als Sternbild den Astronomen unter der Bezeichnung στάχυς, spica bekannt war.

25. O. Roßbach, Handschriftliches zur lat. Anthologie. Woch. f. klass. Philol. 37, 1920, 115 ff. und 159 ff. Bringt nicht bloß Nachträge zur eigentlichen Anth., er faßt diesen Begriff hier im weitesten Sinne und berücksichtigt auch das Mittelalter und die Zeit der Renaissance; gelegentlich werden auch Dichtungen berührt, die der Anth. in mancher Hinsicht nahestehen, wie z. B. Martial. R. hat u. a. folgende Hss., die weder Baehrens noch Riese bekannt geworden waren, kollationiert: den Pergamentkod. der Barberinischen Bibliothek VIII 65 (in Rom), der aus dem 12. Jhd. stammt und u. a. die in Rieses Anth. Lat. unter Nr. 630, 631, 664 und 741 stehenden Epigramme enthält, die Pergamenths. H 22 der Basilika des Vatikans (14. Jhd.), worin Nr. 784 u. 785 (Riese) stehen, den Reginensis 1587 (10. Jhd.) mit Anth. Lat. 641 (R) u. a. — R. verzeichnet die wichtigeren Abweichungen von Rieses und Baehrens' Texten, wobei auch manches Ergebnis für die Verbesserung der Wortstellung abfällt und manche gute Lesart (z. B. Hesperios statt expertos Nr. 784, 1 R.) oder Konj. ihre Bestätigung findet. Von besonderem Interesse sind die Mitteilungen R.s aus dem Vatic. 5131, der nach seinem früheren Besitzer Codex Michaelis Boni genannt wird: er enthält neben zahlreichen Epigrammen, die z. T. der Humanistenzeit angehören, auch Auszüge aus dem 3., 5., 6., 7. und 11. Buche Martials; einige Gedichte, deren Verf. sich nicht mit Gewißheit bestimmen läßt, haben einen geschickten Martialimitator zum Verf. (vgl. Sp. 166 f.).

26. O. Roßbach, Handschriftliches zur Anth. Lat., aus der Leidener Bibliothek. Phil. Woch. XLI 1921, 475—480. Die Ausgaben Rieses und Baehrens' weichen in ihren Angaben über den Vossianus Q. 86 (V.) s. IX, der nahezu allein den älteren Teil der Anth. Lat. enthält, des öfteren voneinander ab. R. erhielt den Kodex aus der Leidener Reichsbibliothek zugesandt und nahm eine neue Kollation vor, die mehrfach gute Ergebnisse abwarf. Hier eine kurze Übersicht davon; 396, 1 bietet der V nach Rieses Angabe un amici (er hielt die Stelle für verderbt), nach Baehrens unus (abgekürzt) amici: letzterer hat recht. — 398, 3 steht nicht gladium in V, sondern digitos, was das Richtige ist: vgl. Sen. dial. I 2, 11 illam sanctissimam animam .. manu educit; epist. 24, 8; 67, 7. — 399, 5 ff. In V steht Sed liber erit (R fügt quia nach Sed ein); man wird von der älteren Tradition in V auszugehen haben und dann ist Sed <si> oder Sic liber erit zu schreiben. — 399, 7 f. hat V: Fas non est vivo quemquam servire Catone, Nedum ipsum: vincit eqs. vgl. Sen. epist. 24, 7: const. 2, 2. — 402, 2 wurde von der

zweiten Hand russus zu rursus geändert. Sonst behandelte Stellen sind: 402, 3. 405, 11 ff. (V: Antu cui und tecum); 407, 2 (non tamen von zweiter Hand aus nomen verbessert). 407, 7 (vivus = „so lange du lebst"). 408, 2 et fuge (V); ferner ein oder mehrere Verse von nachstehenden Gedichten: 410. 416. 417. 420. 427. 429. 433. 435. 438. 443. 444. 445. 450. 452. 457. 458. 460. 461. 462. 463.

27. C. Weyman, Zu lateinischen Dichtern II. Neophilologus VII 1921, 284. Mit dem Distichon „De invidia" (485 b Riese) verglich Riese: Anth. Pal. XI 193 ὁ φθόνος ἐστὶ κάκιστος eqs.; W. erinnert an Theognis 1223 sq. οὐδέν, Κύρν', ὀργῆς ἀδικώτερον, ἣ τὸν ἔχοντα πημαίνει, θυμῷ δειλὰ χαριζομένη und meint in den lat. Versen eine Stütze für Bergks Konjektur δικαώτερον (für ἀδικώτερον) zu finden. Letzteres kaum mit Recht.

28. Rud. Egger, Ein carmen figuratum aus Salona. In: ΧΑΡΙΣΜΑ, Festgabe zur 25jähr. Stiftungsfeier des Vereins klass. Philol. in Wien (Wien 1924), S. 12—15. — Rez. Klotz, Phil. Woch. XLIV 1924, 1297 f. Die Studie befaßt sich mit der Deutung einer der zweiten Hälfte des 6. Jhd. angehörenden Sarkophaginschr., hinsichtlich deren Überlieferung Bücheler (Carm. epigr. I 297 f., nr. 627) anmerkte: scriptura pessima vitiisque multis deformata (p. 298). Eine ganze Reihe von Gelehrten hat sich mit der Aufhellung der Schwierigkeiten, die diese in Syrinxform gebotenen Verse (mit ihren vielfach mutwilligen Worttrennungen) der Forschung zu lösen aufgeben, beschäftigt: vgl. Egger S. 12. Der Verfasser gibt zunächst den Wortlaut nach einer von ihm selbst angefertigten Kopie unter Beifügung krit. Bemerkungen; sodann geht er zur Auslegung des Gedankengangs der Inschr. und zu deren Einzelinterpretation über. Es zeigt sich, daß die Inschr. im wesentlichen durch Erweiterung einer in Hexametern abgefaßten Gedichtvorlage entstanden ist; nach Wegfall der das Versmaß und den Zusammenhang störenden prosaischen Zusätze (es wird v. 3—5 bis sex annos und v. 8 aus der bei Bücheler gegebenen Fassung ausgeschieden) bleibt das eigentliche metr. Vorbild, ein hexametrisches Gedicht, übrig, worin an des Daseins Kürze, an das allgemeine Menschenlos, an die Unerbittlichkeit der Parzen und an den Wert und Lohn eines arbeitsfrohen Lebens erinnert wird. Wie v. 10 f. (bei Büch.) zeigen, war der Tote ein Sklave, der mehreren Herren treu gedient und zum Lohn für seine eifrigen Dienste die Freilassung erhalten hat. Mit freudigem Stolze spricht er von dem gewonnenen Glück und empfiehlt seine Lebensweise anderen zur Nacheiferung (v. 12 f.). — Die nachträglichen Einschiebsel in die metr. Vorlage berücksichtigen natürlich die äußeren Lebensumstände des Toten und enthalten zum Teil Brocken anderweitiger lit. Entlehnung. Die Deutung von anxia ñati als „in Ängsten geborene

Kinder“ ist wohl wenig glaubhaft; anxia als Substantiv („Angst“) ist überhaupt nur durch eine Drac.-Stelle (Orest. 559, nicht wie angegeben ist 588) bezeugt. Ich möchte demgegenüber auf Stellen wie Homer. Lat. 419 auxilium neque ferre suo valet a n x i a n a t o oder Prop. II 22, 42 g e m i n o s a n x i a mater alit hinweisen. Klotz verbindet wohl m. R. anxia (als adj. Femininum) mit dismisit. — Der ergebnisreiche Aufsatz hat das Verständnis des schwierigen Gedichtes um ein beträchtliches Stück vorwärts gebracht.

29. T. F r a n k, Notes on latin inscriptions. Class. Philol. XIX 1924, 77 sq. Hier kommen nur F.s Bemerkungen zu CIL VI 9685 in Betracht. F. weist nach, daß die über dem Marmorrelief stehenden Vergilverse (Aen. I 607—609 dum montibus — laudesque manebunt) einen aus der Renaissancezeit stammenden Zusatz darstellen.

30. H. A r m i n i, Studier i romerska inskrifter. Eranos XXII 1924, 149—159. A. kommt auf einige Versinschriften zu sprechen, bes. auf Engstr. nr. 184 u. 256 (= CIL VIII 20916). Das erste sehr mangelhaft überlieferte Epigr. rekonstruiert A. folgendermaßen:

Quid rapis, heu fatum, semper, vi]rtute beatos?
qui primo iacet hic ereptu]s flore iuventae
innocue vixit, damnavit] vitia semper.
non saevus iudex, non umqua]m causa petivit
egregium iuvenem magnis vir]tutib(us) aptum.

Mehr als einen V e r s u c h wollte A. nicht bieten.

Auch in seinen eingehenden Studien zu Diehls „Inscriptiones Latinae Christianae veteres“ vol. I (Berl. 1925) kommt H. A r m i n i (Eranos XXII 41—49 und XXIII 11—34 „Den nyaste inskriftssamlingen) wiederholt auf die heidn. Inschriften zu sprechen. — Ferner wird auf sie ab und zu Bezug genommen in den zwei Werken:

31. H. A r m i n i, Conlectanea Epigraphica. Göteborgs Högskolas Årsskrift 1923 und

32. G. S ö d e r s t r ö m, Epigraphica Latina Africana. Diss. Upsaliae 1924, worüber Helm, Phil. Woch. XLV 1925, 548 ff. zu vergleichen ist. (Der Verf. der zweiten Schrift wird daselbst irrtümlich Söder b l o m genannt).

Nicht zugänglich war mir:

33.* D. L e v i, Le iscrizioni metriche e le regole di Guglielmo Meyer. In: Rendiconti d. R. Accad. dei Lincei. Classe di sc. mor., stor. e filol. Serie quinta. XXVIII 1919—20, 308—317; 343—354. Eine kurze Inhaltsübersicht gibt Dom. Bassi, Riv. di filol. XLIX 1921, 297 sq.

Bericht über Plautus 1921—1925.

Von
Oskar Köhler in Dresden.

I. Leben des Plautus. Handschriften.

1. J. Mesk, Aus dem Leben des Plautus, Wien. Stud. 41 (1919), S. 91/97.

2. H. Klingelhöfer, De scaenicis Romanorum originibus, Diss. Münster 1922 (Auszug).

Mesk prüft erneut die Worte in operis artificum scaenicorum der berühmten Gelliusstelle (III, 3, 14). Während Leo das Wort operae abstrakt auffaßte und übersetzte: „Bei den Leistungen der Schauspieler, d. h. als Schauspieler", bringt er mit Recht die von Ritschl gegebene konkrete Deutung des Wortes operae wieder zu Ehren, übersetzt also: „Unter den Arbeitern, Handlangern der Schauspieler, d. h. als Theaterarbeiter", und schließt daran folgende Betrachtung: „Daß ein Theaterarbeiter, der sich eine Summe Geldes erspart hat, damit einen Handel beginnt, Schiffbruch leidet, bettelarm an die Stätte seiner früheren Tätigkeit zurückkehrt, beim Theater nicht gleich unterkommt und sich in seiner Notlage als Müllerknecht verdingt, das ist alles so natürlich, daß es wirklich so gewesen sein oder doch auf eine besondere Tradition zurückgehen kann."

Klingelhöfer kommt bei der Behandlung des Liviuskapitels VII, 2 zu folgendem Ergebnis: Auch das von Varro dargestellte Leben des Naevius und Plautus ist durchaus glaublich und wahrscheinlich, jedenfalls durch kein entgegenstehendes Argument zu entkräften, auch nicht dadurch, daß Varro dies aus den Komödien Saturio, Addictus und einer dritten erschlossen hat, die nicht unter den 21 fabulae Varronianae stehen. Denn Varro teilte das Plautuskorpus nach der Autorität der Überlieferung, nach den Indices und den Urteilen früherer Grammatiker in drei Klassen ein: allgemein anerkannte, von einigen angezweifelte, als unecht befundene Komödien. Hierbei können trotzdem Stücke der zweiten Klasse durchaus echt und von Varro als solche anerkannt sein, wenn er sie auch nicht der ersten Klasse zurechnen durfte. Dieses Verfahren der Dreiklasseneinteilung ist eine offenbar von alexandrinischen Gelehrten ausgebildete Methode.

1. M. Émile Chatelin, Un prétendu fragment de Plaute en Onciale du IV[e] siècle, Sitzber. Akad. Paris 1922, 223 ff.

2. E. A. Lowe, Note on the Genuiness of the New Plautus Fragment, Class. Rev. 37 (1923), 24.

3. Ed. Norden, Das gefälschte Plautusblatt, Sitzber. Akad. Berlin, 1924, 163.

Der im letzten Bericht (Bd. 192 [1922 II], 1 f.) besprochene Fund Degerings ist inzwischen als Fälschung erwiesen worden.

Zuerst wies Chatelin darauf hin, daß die Form der Majuskel sehr stark abweiche von der kalligraphischen Genauigkeit des 4. Jahrhunderts, und erklärte das Fragment für eine Fälschung des 17. Jahrhunderts, nach einer Ausgabe Taubmanns (1612) oder der Zweibrücker Ausgabe, die die Konjekturen des Pareus und Camerarius und die Orthographie der Zeit enthalten.

Lowe stimmte Chatelin zu und stellte fest, daß im Falle der Echtheit das Fragment nicht älter sein könne als das 6. Jahrhundert; an eine Luxusausgabe für einen Fürsten sei wegen der schlechten Schrift gleich gar nicht zu denken.

Auf die ausgesprochenen Zweifel hin ist das Blatt einer chemischen Untersuchung unterzogen worden. Ed. Norden teilt darüber mit, daß die Schrift „mit Eosintinte, also mit einem Anilinfarbstoff, geschrieben ist".

Eine kurze, klare Übersicht über die Überlieferungsgeschichte gibt Lindsay in Early Latin Verse, Oxford 1922, S. 4 ff.

II. Komposition und Technik.

Galt es das letztemal, über eine Literatur zu berichten, die, angeregt durch die Menanderfunde, aus den lateinischen Stücken das griechische Gut herausschälen und dadurch tieferen Einblick in Wesen und Geschichte der νέα zu gewinnen suchte, so liegt jetzt der Nachdruck auf der Frage, was an der Palliatkomödie römisches Eigentum ist.

a) Die Arbeitsweise des Plautus im allgemeinen.

Den Hauptanteil an der Frage nach dem eigenen Schaffen des Plautus hat

Ed. Fränkel, Plautinisches in Plautus, Philol. Untersuchungen XXVIII, Berlin 1922.

Er weist in seinem bahnbrechenden Buche folgendes nach.

I. Wenn sich bei Plautus in Gesprächsanfängen, besonders in Monologen, der Sprecher mit griechischen Sagen- oder geschichtlichen Helden vergleicht und die Schwierigkeit seiner Lage mit ähnlichen Vorkommnissen in Mythus, Geschichte usw. in Parallele stellt, so darf die

dabei übliche Nennung griechischer Namen nicht dazu verleiten, die Stellen auf das Original zurückzuführen, vielmehr ist darin eine beliebte Form plautinischen Witzes zu sehen.

II. Über den Vergleich hinaus stellt Plautus — wie gelegentlich auch die alte griechische Komödie — die Beziehung zwischen zwei Gegenständen oder Personen so her, daß er das Entferntere verwandelt und lebendig vor uns erstehen läßt, und zwar wieder hauptsächlich im Munde von Sklaven. Damit macht er sich eine starke Möglichkeit der Augenblickskomik zunutze, die im Griechischen um so mehr zurücktrat, je mehr „einheitliches Ethos und durchgehende Charakterisierung für das bürgerliche Lustspiel bestimmend wurde".

III. Neben der Troja-Monodie des Chrysalus (Bacch. 925—978) zeigen viele Stellen, daß die mythologischen Anspielungen zur Erhöhung der komischen Wirkung von Plautus eingefügt sind, um „einer recht alltäglichen und bürgerlichen Handlung mit Hilfe jener glänzenden Gestalten den Reiz des Ungewöhnlichen und gesteigerte Größenverhältnisse zu verleihen". Die Verwendung des Mythologischen ist zugleich wichtig für die Erkenntnis der Bildungsstufe, d. h. des Grades der Hellenisierung des plautinischen Publikums.

IV. Die echt volkstümliche Beseelung von körperlichen Gegenständen des täglichen Gebrauchs findet sich zwar auch in der altgriechischen Komödie, stellt aber in ihrem überaus häufigen Gebrauch eine Lieblingsform plautinischen Witzes dar.

V. Oft wird der Dialog durch längere oder kürzere Einlagen unterbrochen, die sich durch die Art der Witze, durch Anspielung auf rein römische Einrichtungen u. a. als plautinisch verraten. Besonders bezeichnend ist die bereits von Leo hervorgehobene Stelle Capt. 152 ff., die von derselben Wendung habe bonum animum (152 und 167) eingeschlossen ist.

VI. In den Monologen und Monodien finden sich die umfangreichsten plautinischen Zusätze. Das Ergebnis dieser feinsinnigen, überaus fruchtbaren Untersuchung faßt Fränkel in folgendem Urteil zusammen: „Das freie Erfinden des ποιητής ist Plautus versagt, ihm fehlt die gestaltende Phantasie; dafür ist in ihm ungewöhnlich fruchtbar eine andere, die man vielleicht die verknüpfende Phantasie nennen könnte."

VII. Der Brauch der neuen Komödie, den Dialog durch einen oder mehrere ungesehene Beobachter auf der Bühne mit witzigen Bemerkungen verfolgen zu lassen, gibt Plautus erwünschten Anlaß zu Zerdehnungen. Dasselbe trifft zu bei Begegnungsduetten, wobei mehrfach die Unterordnung des Inhaltlichen unter das Rhythmische zu opernhafter Responsion hervortritt.

VIII. Einer der wesentlichsten Züge der Stücke des Plautus ist der Umfang und die Bedeutung der Sklavenrollen. In der Ausstattung dieser Gestalten mit römischen Zügen ließ er seiner Phantasie die Zügel schießen. Offenbar kam er damit, daß er Sklaven- und Parasitenrollen auf Kosten der Gesamtkomposition bereicherte, dem Bedürfnis seines Publikums nach stärkerer Komik, als sie die Originale boten, entgegen. Wahrscheinlich sind auch die bedeutenderen Sklavenrollen, wie Palästrio, Chrysalus, Epidicus, Pseudolus, für einen bestimmten dominus gregis geschrieben.

IX. s. unter c; X. unter b!

XI. Die neuere Komödie stellt die Welt des gebildeten griechischen Bürgertums dar; sie hat ihre Hauptanregungen von der Tragödie erhalten, die Luft der Dionysien bleibt ihr trotz Wegfalls des Chors. In Rom gab es kein solches naturhaftes Herauswachsen aus einem organischen Ganzen. Hier will man das Außerordentliche sehen. Daher vergröbert Plautus, zerdehnt, verkürzt und sucht überall das Derbkomische. Er stellt sich weder in den Dienst eines bestimmten attischen Dichters, noch erstrebt er Einheitlichkeit des Aufbaus, vielmehr gibt er der Einzelszene vor allem durch Einführung der Polymetrie viel größere Selbständigkeit. Spannung zu erwecken, ist ihm die Hauptsache. Die Wirkung beruht aber in erster Linie auf dem Geist seiner Sprache und dem italischen Witz.

b) Der Ursprung der Cantica.

Die Frage nach der Herkunft der plautinischen Cantica schien durch Leos Annahme, Plautus habe das zeitgenössische hellenistische Singspiel mit der Komödie Menanders verbunden, endgültig gelöst. Es ist das große Verdienst Fränkels, diese Frage erneut behandelt und nachgewiesen zu haben, daß mit den Maßen von „des Mädchens Klage“ keine Übereinstimmung besteht, daß vielmehr bereits die römische Tragödie den Schauspielergesang, vor allem in kretischen und baccheischen Rhythmen, stark gepflegt habe; von der älteren lateinischen Tragödie also sei Plautus, neben volkstümlichen Anregungen, zu der neuen Kunstform geführt worden.

Dagegen hebt

Wilamowitz, Menander, Epitrepontes, Berlin 1925, 169 Anm., hervor, daß Fränkel seinen Nachweis an Ennius führt, der ein Zeitgenosse des Plautus ist, und daß sich sofort wieder die Frage erhebt, wie die Tragödie zu der Polymetrie gekommen ist, namentlich im Dialog, auf die wir ebensowenig eine Antwort wissen.

H. Helen Law, Studies in the Songs of Plautine Comedy, Diss. Chicago 1922, äußert etwa gleichzeitig mit Fränkel Bedenken gegen

Leos Theorie und glaubt, Plautus habe Gesänge ähnlicher metrischer Struktur bereits in den griechischen Originalen vorgefunden, die uns verloren seien.

Gegen Fränkel glaubt

O. Immisch, Zur Frage der Plautinischen Cantica, Sitzber. Akad. Heidelberg, 1923, 1 ff., erweisen zu können, daß in den Hilarodien „schon die Griechen den Weg beschritten hätten, den Plautus eingeschlagen hat“; und zwar trage der Stichus „den Typus der lockeren mimischen Hypothese ausgeprägt an sich“.

Am richtigsten scheint mir

W. B. Sedgwick, The Cantica of Plautus, Class. Rev. 39 (1925), 55 ff., zu urteilen. Er geht davon aus, daß der Schauspieler nicht selbst sang — auch Immisch, S. 5, hebt das cantare ad manum hervor —, sondern beim Canticum mit dem Tanz vollauf beschäftigt war. Daran knüpft er die Frage, wie es kommt, daß einzelne Stücke für fast alle Schauspieler Gesangsszenen haben, andere keine oder so gut wie keine. Das kann nicht so erklärt werden, wie Schenkl wollte, daß nicht immer geeignete Sänger zur Verfügung gestanden hätten, sondern muß mit der inneren Entwicklung zusammenhängen, die Plautus selbst durchgemacht hat. Daraus ergibt sich folgende Anordnung der Stücke: Mil. (206/4): keine Cantica, As.: 11 lyr. Verse, Merc.: 59 l. V., Poen.: 78 l. V., Curc.: 62 l. V., Stich. (200): 70 l. V., Trin. (194): 106 l. V., Capt.: 108 l. V., Amph.: 127 l. V., Men.: 129 l. V., Aul.: 118 l. V., [Cist.: 97 l. V.], Rud.: 178 l. V., Truc.: 198 l. V., Most.: 229 l. V., Bacch. (189): 267 l. V., Ep.: 166 l. V., Pers.: 214 l. V., Pseud. (191): 328 l. V., Cas.: 394 l. V. Ferner läßt sich aus Cicero, Acad. II, 20 schließen, daß man im Jahre 45 v. Chr. neben den Worten der Cantica auch die Musik noch besaß, daß also Varro imstande war, die richtige Kolometrie in den Text seiner Rezension zu setzen.

Die Möglichkeit der Einwirkung des vorliterarischen römischen Dramas, der kleineren dramatischen Gebilde Großgriechenlands und der hellenistischen Kompositionen gibt auch Sedgwick zu, nur ist der Weg nicht mehr festzustellen. Plautus scheint vor allem von Naevius gelernt zu haben; indes beweisen die klagenden numeri innumeri seine, die Vorgänger übertreffende Meisterschaft. So steht er vor uns viel mehr als creator denn als imitator. Als solchen schätzt ihn Wilamowitz, Epitrep. 169 ein, ebenso Lindsay, Early Latin Verse 263, der von der Zeit des Plautus als von Roms Elisabethanischem Zeitalter spricht, ferner Lejay, Plaute, Paris 1923, der ihn zu den schöpferischen Geistern der römischen Literatur rechnet.

c) Die einzelnen Stücke.

Amphitruo: Wilamowitz, Epitr. p. 167: „Der Amph. ist nicht nur als einziger Vertreter einer einst reichen Gattung interessant. Es ist nichts Geringes, daß er eine Schlachtbeschreibung bringt, in der die Taktik Alexanders unverkennbar ist, und mit der Zeit so souverän wie die alte Komödie umspringt. Blickt man vollends zurück auf die Alkmene des Euripides und vorwärts auf die geniale Umdichtung Molières und weiter auf deren Umdichtung durch Kleist, der ahnungsvoll das Tragische der Fabel wieder hervorholt, so gewinnt die Komödie eine eigene Bedeutung, die so ganz aus dem gewöhnlichen Attisch herausfällt."

Die Echtheit des Prologs behandelt erneut A. Kakridis, Ὁ πρόλογος τῆς κωμῳδίας Ἀμφιτρύωνος τοῦ Πλαύτου, Athen 1925.

Aulularia: K. Kunst, Zur Aulul. d. Pl., Ztschrft. f. österr. Mittelschulen I (1924), 212 ff., weist nach, daß der Sklave des Megadorus Pythodicus heißt. Die Übertragung des Namens Strobilus auf beide Sklaven entspricht einem reinen Zufall, der ein und demselben Schauspieler beide Rollen zuwies. Ferner haust Lyconides nicht bei Megadorus, sondern er tritt 682 mit seiner Mutter von außen her auf. Euclio erscheint außer 91 ff. nur 279 ff. als Prototyp des avarus. „Gewiß war der Brautvater des Originals ein sehr sparsamer Mensch, aber sicher kein so von innerster Natur erpichter Geizhals." Plautus hat also mit dem Charakter des Euclio verwandte Züge verknüpft, die dem derberen Geschmack des römischen Publikums mehr zusagten. Das entspricht ganz dem, was Wilamowitz, Epitr. 135 sagt: „Eine Überarbeitung des plautinischen Stücks anzunehmen, liegt kein Anlaß vor; wohl aber hat Plautus in das eine menandrische Stück eine Szene eingelegt, die er einem anderen entnahm. Nur in dieser Szene der Köche ist Euclio ein Geizhals, sonst durchaus nicht. Er ist ein armer Mann, aber allgemein geachtet." Dagegen sucht A. Funck, De Euclione Plautino, Rh. Mus. 73 (1924), 456 ff., erneut die Einheitlichkeit des Charakters als avarus zu erweisen.

Captivi: Wilamowitz, Epitr. 134, weist auf die Parallele mit Terenz' Hecyra hin. Beide Stücke lassen erkennen, daß die nachmenandrische Komödie sich vom Komischen abwende und vornehmlich auf Rührung hinaus wolle. Wenn auch die Abfassungszeit unbestimmt sei, so passe doch ein Krieg zwischen den Ätolern und dem stammverwandten Elis besonders gut, während dort Aristotimos geboten habe, der mit Gonatas, dem Feinde der Ätoler, im Bunde gewesen sei, also in die Zeit des Apollodorus.

Casina: Die Frage nach dem Aufbau der Cas. löst Fränkel, Pl. in Plautus 292 ff. folgendermaßen: Kein Akt des plautinischen

Stückes, auch der fünfte nicht, löst sich vollständig von der Grundfabel der Κληρούμενοι. Vielmehr hat Pl. die fremden Bestandteile an zwei Stellen zwischen das Gefüge der Diphileischen Komposition so geschoben, daß in der Mitte ein Stück des originalen Baus stehenblieb (V, 1), und er hat außerdem für eine Substruktion (767 ff.) und für Verbindungsglieder Sorge getragen. Was nicht aus Diphilos stammt, ist die Gestaltung eines einzigen Motivs, in dessen Mittelpunkt die Düpierung auf dem Brautlager steht.

Epidicus: Für den Ep. widerlegt Fränkel 313 ff. die Annahme Dziatzkos, Pl. habe den Schluß des Originals durch einen eigenen ersetzt. Es ist Pl. nicht zuzutrauen, daß er Dialogteile, die wirklich die Handlung vorwärts führen, aus verschiedenen Dramen entnommen und zu einem neuen, einheitlichen Dialog verflochten oder Elemente der Haupthandlung selbständig erdacht habe.

Miles: Für den Mil. liegt außer Fränkel 253 ff. eine besondere Abhandluug von Baehrens, Zur Kompos. des Mil. Glor., Nachr. d. Göttinger Ges. d. W. 1924, 49 ff. vor. Er wendet sich mit vollem Recht gegen Fränkel, der für den Mil. an Leos Theorie vom Ineinanderarbeiten zweier griechischer Stücke festhält, während er sonst die von Schwering gegebene Deutung von contaminare (vgl. den letzten Bericht S. 6) annimmt. Baehrens weist völlig überzeugend nach, daß Akt 1, 2, 4, 5 eine Einheit bilden; ebenso richtig ist, daß die Lucrioszene (813—73) der komischen Wirkung wegen von Pl. eingefügt ist; nur in der Annahme, daß auch 611—764, die „Aristie des alten Ephesiers", auf Kontamination zurückzuführen sei, kann ich ihm nicht beistimmen. Was sollte Pl. bewogen haben, gerade dieses einheitliche Stück feiner griechischer Charakterisierungskunst, das der gröberen plautinischen Komik durchaus entbehrt, in den 'Αλάζων einzufügen, wenn er es nicht vorgefunden hätte? Gerade dieser Teil der Komödie zeigt die Arbeitsweise des griechischen Dichters am unverfälschtesten und läßt uns die Vergröberung der Züge durch den römischen Dichter an den übrigen Stellen besonders empfinden. Und III, 1 ist für das Ganze ebenso nötig wie Akt 1, 2, 4, 5. Bisher handelte es sich darum, den Sklaven Sceledrus zu täuschen. Jetzt tritt die Handlung in das entscheidende Stadium: der Gegner wird jetzt der Offizier. Darf sich der freie Ephesier auch jetzt noch an der Sklavenintrige beteiligen? Das tun sonst nur junge Männer, die gegen ihre Väter das Ziel ihrer Liebe erreichen wollen. Also weist der Dichter nach, daß Periplektomenus trotz grauer Haare ein jugendliches Herz bewahrt hat, und daß er Junggeselle ist, der keinerlei Rücksicht zu nehmen braucht. Danach müssen etwa die Verse 598—609 Zutat des Plautus sein, was sie nach allem von Fränkel über den Umfang der Sklavenrollen Gesagten auch sein können; zum

mindesten müssen sie in maiorem gloriam Palaestrionis, dessen berechtigte Freude über den nun gegen den Miles zu führenden Schlag sie spiegeln, stark umgeändert sein. Und Vers 612 ist lediglich ein aus dem Original stammender konventioneller Motivierungsversuch, um über die Unmöglichkeit, Innenszenen vorzuführen, hinwegzutäuschen. Er hat etwa folgende Bedeutung: „Es bleibt doch bei der angeblichen Zwillingsschwester Dicea?" Das klingt wieder an in den übermütigen Worten des Palaestrio 806 ff., es ist nur reichlich flüchtig von Plautus angebracht, wie er ja auch den — freilich nur für den interpretierenden Leser fühlbaren — Widerspruch zwischen 508 und 612 ruhig hat stehen lassen. Die in III, 1 enthaltene Vorbereitung und Durchführung der entscheidenden Beratung konnte auch im griechischen Original nur vor den Augen und Ohren der Zuschauer stattfinden, und darauf deutet Palaestrio etwas voreilig und übereifrig hin mit Vers 508; denn er allein weiß, was nun zu geschehen hat, während Periplektomenus, der auf den Markt besorgen gehen will (738), mit dem sich zierenden Pleusicles eine längere Dauer des Doppelspiels im Auge hat. — Es bedarf einer Einzelinterpretation, die mit Hilfe der von Fränkel geschmiedeten Waffen von Szene zu Szene die gerade in diesem Stück dick aufgetragenen plautinischen Farben abhebt. Dann wird die so viel verkannte Szene III, 1 als verhältnismäßig treu übersetzt und für das Ganze unbedingt nötig heraustreten.

F. Kuntze, Ein plautinisches Lustspielmotiv in der Weltliteratur, Neue Jahrb. 1925, 717 ff., verfolgt das im Miles verwendete Entführungsmotiv ohne die Absicht, die Kompositionsfrage des Plautinischen Stückes zu fördern.

Poenulus: Für den Poen. kommt Fränkel 262 ff. zu folgendem Ergebnis: „Plautus hat in den Καρχηδόνιος eine große Einzelszene (I, 2) eingelegt, nicht zur Erweiterung der Handlung, sondern um ihrer reizvollen Gegenständlichkeit willen. Aus der wohlgefügten Wandtäfelung eines vornehmen Gemaches reißt er ein paar Planken heraus und fügt in die freigewordene Stelle ein farbenreiches, gut komponiertes Gemälde ein, dem er zum Schluß noch mit eigener Hand ein paar barbarisch-bunte Flecken aufsetzt."

Rudens: W. B. Sedgwick a. a. O. p. 58 und F. W. Hall, Repet. and Observ. in Pl., Class. Quarterly 20 (1926), 24, wenden sich mit Recht gegen Marx, der wegen der entlehnten Traumerzählung den Mercator für das spätere Stück hält. Vielmehr ist gerade das anzunehmen, was Fränkel S. 206 für „höchst unwahrscheinlich" ansieht, daß Plautus vor der Bearbeitung des Rudens das Traummotiv seiner Kenntnis der griechischen Komödienliteratur entnahm. Der Rud. scheint übrigens, wie die mannigfachen, von Hall angeführten sprachlichen Anklänge

wahrscheinlich machen, zeitlich in die Nähe der Menaechmi zu gehören, was zu den Beobachtungen Sedgwicks stimmt. Vgl. unter II, b!

Wilamowitz, Epitr. p. 120, weist darauf hin, daß Plautus im Rudens wenig geändert habe, daß zwar das Stück nichts Kyrenaisches enthalte, aber durch die Seeluft, die wir darin atmen, die Handlung in eine reinere Sphäre gehoben werde.

Gegen Milamowitz verteidigt Marx, De Rudentis nomine Graeco, Rhein. Mus. 75 (1926), 128, seinen Standpunkt, daß Diphilus den Menander nachgeahmt habe, und verweist auf seine demnächst erscheinende Ausgabe des Stücks.

Stichus: Der Stichus gehört seinem Aufbau nach zu den umstrittensten Stücken des Plautus. Fränkel sieht darin eine starke Verstümmelung der Menandrischen Adelphoe zugunsten des selbstherrlichen Ausgreifens der Gestalt des Gelasimus. An den Schluß der zurückgedrängten und teilweise zerstörten Haupthandlung habe Plautus zur Steigerung des Derbkomischen das Sklavengelage gefügt. In dieser Auffassung liegt ein großer Fortschritt über Leo hinaus.

Das Urteil von Wilamowitz, Epitr. p. 147 Anm., ist zurückhaltend. Die beiden Frauen in Harren und Sorgen paßten für die Eingangsszene, aber die Aussprache mit ihrem Vater sei ein wesentliches Stück der Handlung und gehöre nicht in den ersten Akt. Plautus könne sehr wohl zwei Szenen zusammengezogen und das Dazwischenliegende gestrichen haben.

Am weitesten geht Immisch a. a. O., 18 ff. Er sieht in dem Stück, wie es vorliegt, mit dem völlig rätselhaften Verschwinden der beiden Frauenrollen, eine mimische Bilderfolge über das Thema Heimkehr. Es müsse so im Hellenistischen schon vorgeformt gewesen sein, eine Komödie sei es jedenfalls nicht zu nennen. Und wenn Plautus selbst das menandrische Stück dekomponiert habe, zeige es seine Abhängigkeit von der niederen Dramatik des Hellenismus.

Darin hat jedenfalls Immisch recht, daß man den Stichus Komödie im Sinne der νέα nicht nennen kann, ebenso daß bei Plautus vieles in das Gebiet der niederen Dramatik weist, wie z. B. das Hineinziehen örtlicher und zeitlicher Aktualitäten, aber daß wir ein freies Schalten mit vorgeformtem Komödiengut bereits bei den Griechen vorauszusetzen hätten, d. h. daß eine der plautinischen gleichende Kontaminationstechnik schon im Hellenismus vorhanden gewesen sei, dafür fehlt jede Spur eines Beweises.

W. B. Sedgwick, The Composition of the Stichus, Class. Rev. 39 (1925), 59 ff., der, wie Immisch, das lockere Gefüge aneinandergereihter Szenen betont, die einer modernen Revue vergleichbar seien, kommt durch Vergleich mit dem Persa auf die sehr ansprechende Vermutung,

daß bei Menander am Schluß ein Bankett der Herren gestanden habe. Und zwar habe Plautus bei Menander im Zwischenakt einen χορὸς κωμαζόντων gefunden, natürlich von Freien. Mit der Zecherei als vermeintlichem Höhepunkt der Heiterkeit habe er das Stück geschlossen, habe aber mit Rücksicht auf die römische gravitas Sklaven eingesetzt und den Titel Stichus gewählt. Dafür spreche die zweimalige Entschuldigung für dieses unrömische Schauspiel 446 ff. und 670 f. Im ähnlichen Schluß des Persa finde man keine entsprechende Entschuldigung, außerdem zeige dieser Schluß reiche Lyrik, während der des Stichus nur melodramatisch sei, was ihn neben dem vielen Römischen und dem Ungeschick in der Durchführung der Handlung als das ältere Stück erweise (s. o.).

H. Klingelhöfer, a. a. O. (I, 2) glaubt, daß uns der Stichus eine Vorstellung von einer lateinischen Satura geben könne.

d) Einzelbeobachtungen zur Technik.

1. S. V. Cole, Plautus up-to-date, Class. Journ. 16 (1920/21), 399 ff.
2. R. Jensen, Quid rides? Class. Journ. 16 (1920/21), 207 ff.
3. D. M. Key, The introduction of Characters by Name in Greek and Roman Comedy, Chicago 1923.
4. R. G. Kent, Variety and Monotony in Plautine Plots, Philol. Quarterly II (1923), 164 ff.
5. J. Nye, A Rescue! A Cannon to the Rescue! Class. Journ. 16 (1920), 52 f.
6. L. Gurlitt, Erotica Plautina, München 1921.

1. Cole nennt Plautus den römische Shakespeare und untersucht seine vis comica. Die Mittel der komischen Wirkung sind dieselben, die noch heute angewendet werden. Sie bestehen in:

a) Gaunerei und Prellerei; die Sklaven entsprechen dabei den Kammerdienern in modernen Stücken, z. B. bei Molière.

b) Verwechslungen und Rollentausch, wobei Plautus alle Möglichkeiten erschöpft zu haben scheint; sie kommen vor in Amph., Capt., Men., Ep., Pseud., Mil., As., Poen., Curc., Trin. In den Capt. findet sich der erste Rollentausch zwischen Herrn und Diener.

c) Weitschweifigkeit in wichtigen Dingen, um sie den Zuschauern einzuhämmern, Nachlässigkeit in weniger wichtigen, z. B. im Nichtbeachten der Zeit zwischen Abreise und Rückkehr in den Capt.; hier hilft den modernen Dichtern der Theaterzettel.

d) Angebliche Eile, die eine Person hat, und dabei einen überlangen Monolog hält. Dazu kommt das Bombastische, Burleske, das extra causam, die pointenlosen Witze u. a., was auf den heutigen Vorstadtbühnen genau so vorkommt.

2. Jensen analysiert das Lachen des Plautus. Er identifiziert sich mit seinen Schelmen, er atmet dieselbe Luft, er ist fröhlicher Teilhaber, kein stolzer Beobachter. Die Handlung ist bei ihm das Vorherrschende, während Molière die Charakterkomödie zur Vollendung gebracht hat. Plautus lacht laut, aber nicht spöttisch; er hat das unkritische Lachen eines Kindes, wie es uns packt, wenn wir die komische Seite des Lebens unmittelbar sehen.

3. Key untersucht die Methoden, wie die Personennamen dem Zuschauer mitgeteilt werden. Das Ergebnis ist, daß die neue Komödie, die sonst immer auf Darstellung der Wahrscheinlichkeit bedacht ist, bei der Nennung der Namen formelhaft und wenig dem Leben entsprechend verfährt im Gegensatz zu Aristophanes, der in der Sprache reinsten Realismus zeigt.

4. Kent geht vom Typischen im Aufbau der neuen Komödie aus und behandelt die Besonderheiten jedes Stückes. Dabei ergibt sich, daß Plautus die größte Abwechslung zeigt. In sittlicher Beziehung bieten seine Stücke die beste Moral der Zeit. Das einzige Zugeständnis, das er macht, ist der Verkehr des unverheirateten jungen Mannes mit der Dirne. Aber vom älteren Mann verlangt man anständiges Betragen; ein doppelter Haushalt kommt nirgends vor. Der junge Mann ist erfreut, wenn sich die Geliebte als Freigeborene herausstellt, und er so seinen Fehltritt durch Eheschließung sühnen kann.

5. Nye sucht das pornographische Element vor allem in Cas. und Truc. durch die Einwirkung der langen Kriegsjahre zu erklären.

6. Gurlitt meint, daß viele Stellen bei Plautus einen obszönen Nebensinn hätten, den man nur in den seltensten Fällen gelten lassen wolle. Er verbindet mit seiner Deutung meist formschöne deutsche Übersetzung, die dann in seinem deutschen Plautus (Propyläenverlag, 1920/21, 4 Bde.) wiederkehrt. Hierzu ist zu vergleichen R. Heinze, Ein neuer Plautus. Ztschr. f. Bücherfreunde 1923, 53ff.

III. Prosodie und Metrik.

Eine vollständige Behandlung aller strittigen prosodischen und metrischen Fragen gibt in seinem umfassenden Werke, das Klotz' Grundzüge ersetzt, W. M. Lindsay, Early Latin Verse, Oxford 1922. Ich hebe daraus folgende Punkte hervor:

1. Die Jambenkürzung (S. 35—59). L. wird nicht müde, diese als ein phonetisches Gesetz, kein metrisches zu bezeichnen.

Dagegen erscheint mir der aus dem Nachlaß herausgegebene Versuch von Fr. Vollmer, Über die sogen. Jambenkürzung bei den szenischen Dichtern der Römer, Sitzungsber. d. Bayr. Akad. 1924, 4. Abhadlg., neben der natürlichen Jambenkürzung (bene, male,

quasi, nisi, ubi, ibi, ego, cave, tace, mane, abi usf.) und der Kürzung durch den Satzton (volŭptas mea) auch eine Kürzung durch den Versiktus anzunehmen und in der Jambenkürzung „ein künstliches Gesetz, eine Konvention der poetischen Technik" zu sehen, ein Rückschritt. Zum Beweis führt V. iambische Versanfänge an wie den folgenden: Poen. 1348 Nemínĕm venire, wo nur Kürzung durch den gleichfalls expiratorischen metrischen Akzent in Betracht kommen könne. Dasselbe treffe zu beim Übergreifen der Jambenkürzung über die Gesprächsgrenze: ⏑́|⏑. Daß gerade die Kürzung bei Verteilung auf verschiedene Sprecher der Umgangssprache entsprechen kann, habe ich im vorigen Bericht S. 26 erwähnt. Und über die sonst gemiedene, aber im ersten Fuß iambischer Sprechverse zugelassene Betonung daktylischer und tribrachischer Wörter auf der Mittelsilbe scheint mir das letzte Wort noch nicht gesprochen zu sein. Jedenfalls trägt die erste Silbe einen starken Nebenton, wie der Versanfang Cist. 200 Pèrdíte perduelles schon wegen Hervorhebung der Alliteration notwendig macht. So dient der der Prosaaussprache nicht entsprechende, aber mit dem Versiktus zusammenfallende Ton der Mittelsilbe der Hervorhebung, wodurch die Jambenkürzung nèmínĕm ohne weiteres möglich wird. (Vgl. Goethes: Èrlkönig hat mir ein Leids getan.) Auch die drei indirekten Beweise, die V. für die konventionelle Natur der von den Szenikern beobachteten Jambenkürzung bringt, a) daß in Anapästen die Silbenfolge ⏑́⏑– ihre Länge bewahrt (Aul. 717 essĕ bonum ēx voltu), weil sie gebraucht wird; b) daß eine Menge iambischer Wörter vorkommt, die auf der letzten Silbe betont wird, wie z. B. Amph. 906 nec iŏcó (wo es übrigens im starken Gegensatz steht zu serio); c) daß senĕctutem häufiger gekürzt erscheint als amīcitiam, beweisen nichts gegen die gleichen Erscheinungen in der gesprochenen Sprache.

Alice Brenot, Les mots et groupes iambiques réduits dans le théâtre latin, Paris 1923, eine Schülerin Havets, gibt eine erschöpfende Zusammenstellung sämtlicher in der altlateinischen dramatischen Literatur vorkommenden Jambenkürzungen. Für die Aussprache nimmt sie bei Wörtern mit auslautendem Vokal wie homo vollkommene Kürzung der Länge an, bei Wörtern mit Positionslänge, wie ferunt, sei das Verhältnis von Länge und Kürze das gleiche geblieben, d. h. die Kürze sei entsprechend der Länge gekürzt worden in einem Verhältnis von $^1/_3 : {}^2/_3$.

Es ist zuzugeben, daß, worauf Sonnenschein (s. vorigen Bericht S. 26) bereits 1911 hingewiesen hat, phonetisch betrachtet, die mit Konsonanten beschwerte Silbe auch bei schnellstem Sprechen und stärkster Betonung der vorhergehenden Kürze immer etwas mehr Zeit in Anspruch nimmt als die Kürze selbst, daß also nicht, wie bei căvĕ,

hŏmŏ, das Verhältnis 1 : 1 erreicht wird, sondern etwa $^3/_4 : 1^1/_4$ oder $^4/_7 : 1^3/_7$ oder $^4/_5 : 1^1/_5$ usw., je nach der Schwere der Positionssilbe.

Von diesem Gesichtspunkt aus kann man auch mit Kauer (s. vorigen Bericht S. 28) den Ausdruck JKG verwerfen und etwa von Wirkung des Starktons sprechen. Aber praktisch wird dadurch nichts geändert, es bleibt bei der Summe von 2 Morae; und da die Kürzung immer nur nach vorausgehender Kürze eintritt (quíd ĕxprobras Trin. 318), aber nicht nach Länge (cūr ēxprobras Most 300), also ungekürzt die Form des Jambus dasteht, so ist ernstlich keine Grund, an dem eingebürgerten Ausdruck zu rütteln.

Gewiß hat auch E. A. Sonnenschein, What is Rhythm.? Oxford 1925, recht, wenn er S. 75 sagt, daß quantitierender und akzentuierender Versbau einander nicht zu widersprechen brauchen, insofern z. B. im deutschen Vers eine betonte Silbe unwillkürlich auch gelängt wird. Aber das ist gerade im Lateinischen nicht der Fall. Denn dann müßte der altlateinische expiratorische Sprachakzent in Verbindung mit dem Versakzent auch imstande sein, Kürzen zu längen, d. h. eine betonte Kürze müßte allein eine Hebung ausfüllen können (vgl. W. R. Hardie, Res metrica, Oxford 1920, S. 88). S. geht also zu weit, wenn er die Kürzung der Länge überhaupt ablehnt und im szenischen iambischen und trochäischen Vers dreimorige Hebungen und Senkungen zuläßt. So richtig seine Beobachtung ist, daß bei Übertragung der griechischen Dipodien auf den szenischen Vers der Römer bei Ersatz der im Griechischen rein gehaltenen Kürzen durch Länge mindestens eine der betonten Silben mit dem natürlichen Wortton zusammenfällt, oder daß, wenn dies nicht der Fall ist, die Nachbardipodie, und zwar meist die folgende, rhythmisch besonders ins Ohr fällt, so wenig kann man deshalb von einem lateinischen Dipodiengesetz sprechen. Diese Beobachtung ist nur ein Beweis für den nicht zu leugnenden weitgehenden Zusammenfall von Vers- und Wortakzent. Trotzdem bleibt es bei Lindsays Feststellung (S. 29): Die Beobachtung der Quantität ist bei Plautus das erste, das zweite ist die natürliche Wortstellung, und erst das dritte die Beobachtung des Prosaakzents.

H. Drexler, Plautin. Beobachtungen zum lat. Akzent, Glotta XIII (1923), 42 ff., geht nicht, wie Sonnenschein, vom Rhythmus aus, sondern davon, daß bei Verschiedenheit des Akzents auch eine Verschiedenheit der syntaktischen Beziehung vorliegt.

1. Für den Satzakzent hat die Beobachtung üblicher iambischer Verbindungen wie meus pater, meum erum, pater meus folgendes Ergebnis: Die Betonung méus patér, mí patér erscheint 186 mal, andere Betonungen zusammen nur 10 mal, méum erum, mí ere 28 + 6 mal, meum erúm 9 mal, patér meus, patér mi 22 + 6 mal. Méi honoris mit

prosodischem Hiat kommt 11mal vor. Ähnlich klar ist das Ergebnis bei einsilbigen Substantiven, z. B. méam rem mit 43 Belegen. Je länger und schwerer die Wörter sind, desto mehr sind sie an metrische Regeln gebunden. Im allgemeinen überwiegt bei längeren Substantiven die Betonung nach dem Dreisilbengesetz.

2. Aus der Beobachtung iambischer Verbalformen ergibt sich folgendes: Die Jambenkürzung hat ihren Grund in dem Akzentschatten des unmittelbar folgenden oder vorangehenden stärkeren Akzents, nicht in der Eigenschaft des iambischen Wortes an sich. Z. B. in víde sie lag auch in Prosa der Akzent so; nón potést und non pótest stehen nebeneinander, je nach dem Zusammenhang.

Wir werden also von dem Glauben an die unbedingte Geltung des Dreisilbengesetzes in plautinischer Zeit erlöst. Dieser bewegliche Satzakzent ist einerseits expiratorisch — sonst hätte er sich nicht aus dem Versiktus nachweisen lassen —, andererseits ist er an die Quantität der Silben gebunden.

Die Anfangsbetonung herrschte bis in die plautinische Zeit. Hierfür spricht die regelmäßige Kürzung von Phílippum aureum im Gegensatz zur Betonung des Personennamens Philíppus. Vgl. Fränkel, Pl. in Pl. p. 18, Anm. 1, und Lindsay, E. L. V. p. 33. Wie sich der Übergang zum Dreisilbengesetz vollzog, ist unklar. Das nächste sichere Zeugnis sind die spätlateinischen akzentuierenden Verse und die romanischen Sprachen, bis zu denen hin die Starrheit und expiratorische Kraft des Akzents das Quantitätsprinzip allmählich zerrüttet hat.

Auf die Frage, wie das Meiden zweier aufeinanderfolgender iambischer Wörter wie patér meús zu erklären sei, die auch Marx, Moloss. und bakch. Wortformen p. 53 ergebnislos stellt, gibt eine Antwort

J. S. Phillimore, Terentiana, Class. Quart. 18 (1924), 73ff. Bekanntlich bringt der 5. Fuß des Senars meist Abweichung vom Wortakzent, ohne daß dafür ein iambisches Wort verwendet wird, außer in Verbindungen wie malam crucem, ein Brauch, der dem Griechischen ganz fremd ist. Der Grund liegt im Jambenkürzungsgesetz. Der Sprecher würde geneigt sein, das iambische Wort in der üblichen Weise pyrrhichisch zu messen und würde über das Versende stolpern; andererseits erweckt das auf der Endsilbe betonte iambische Wort den Eindruck des Versschlusses, auf den kein weiteres Wort folgen darf. So ist es also die natürliche Sprachtendenz, die sich gegen einen Schluß wie duós diés sträubt.

Derselbe Grund gilt für das Meiden zweier iambischer Wörter am Versanfang. Hiervon gibt es nur vier Ausnahmen:

1. Men. 747 patrém meúm, was wohl als ein Wort gefühlt wurde;
2. Merc. 291 senéx vetús, wofür Ph. vermutet [senex] vietus vetus;

3. Aul. 38 anúm forás extrudit, wobei foras extrudere wohl als Wortgruppe gefühlt wurde;

4. As. 13 inést lepós, was nach Ph. gegen die Echtheit des Prologs spricht.

2. Der Hiat.

Der Behandlung aller für den Hiat in Betracht kommenden Fälle widmet Lindsay die größte Sorgfalt. Widerspruch hat nur erfahren der Hiat in pausa, den L. weitgehend anerkennt (p. 230ff.), und durch den er manchen Senar heilt, der nach Jacobsohns Vorgang mit Diärese nach dem 4. Fuß gelesen wird. Diese Frage ist von

Immisch, Z. Frage d. Pl. Cant., p. 28ff. erneut in Fluß gebracht worden. Er setzt neben dem Saturnier den versus quadratus als „volkstümliches Erb- und Eigengut" wieder in seine Rechte ein; aus diesem sei „an Stelle einer Nachformung des Trimeters sozusagen autogen der lateinische Senar als versus Italicus" entstanden, der von Andronicus unter Nichtachtung des festen griechischen Unterschieds auch auf die Tragödie übertragen worden sei. „Der von Jacobsohn beobachtete Einschnitt hinter der 6. Hebung des Septenars erscheint gelegentlich auch im Senar folgerichtig hinter seiner 4. Hebung. Klar ist nun vor allem auch, weswegen im Gegensatz zum griechischen Vers im lateinischen Senar die Hauptzäsur eine so große Rolle spielt; da bleibt eben die ursprüngliche Hauptschnittstelle des Langverses bestehen. Und hiermit wird denn wohl auch endlich die alte Frage des plautinischen Zäsurhiats definitiv gelöst, den man immer wieder bekämpft vom Standpunkt des versus Graecus aus, der unkommatisch ist und vielmehr eine einheitliche Reihe darstellt, worin die Zäsur als etwas Bindendes und nicht als etwas Trennendes erscheint und somit den Hiatus nicht begünstigen kann."

Das ist höchst einleuchtend; doch eine Stütze ist Jacobsohns Beweis des Einschnittes nach dem 4. Fuße entzogen, nämlich die Verwendung altertümlicher Formen, die sich sonst nur am Schluß des Verses finden, worauf auch Immisch, p. 31, Anm., besonderen Wert legt.

F. Conrad, Versende und Sinnesabschnitt bei Plautus, Glotta XV (1926), 28ff., weist darauf hin, daß es Terenz im Gegensatz zu Plautus liebt, mit dem letzten Wort eines Verses einen neuen Gedanken zu beginnen, während Plautus deutlich den Zusammenfall von Gedanken und Vers anstrebt. Um dies zu erreichen, muß er den Vers durch Wortlängen füllen oder Kurzformen anwenden, und so nimmt er seine Zuflucht zu veralteten Formen und zu sonst unerhörten Neubildungen. Also nicht bloß Bequemlichkeit ist es, wenn er Archaismen wie die Imperative auf -mino, die Infinitive auf -ier, Formen wie danunt und antidhac, ferner

die Anaptyxe, wie extempulo, und schließlich Verstöße gegen die Flexion, wie architectonem neben architectum, Tranium neben Tranionem, und die Suffixe -arius, -aceus, -ticius am Versschluß verwendet. Er greift z. B. auch zur Synizese, wie Most. 640 quoiusmodi, um ein unbequemes Wort für das Versende tauglich zu machen. So zieht Plautus alle Register seines sprachlichen Könnens, um den Vers zu syntaktischer, inhaltlicher und metrischer Einheit zu bringen.

Hier ist zum letzten Bericht nachzutragen die Dissertation von G. Runte, De Plautinae elocutionis rationibus quibusdam metricis quaestiones selectae, Münster 1917, der hauptsächlich die Schwierigkeiten behandelt, die der Unterbringung drei- bis fünfsilbiger Wörter im Verse entgegenstanden. Hierher gehört auch die Dissertation von Jos. Berkemeier, De verborum frequentativorum vel intensivorum apud Plautum usu ac significatione, Münster 1923, die nur im Auszug zugänglich ist.

3. Die Elision.

Mit Recht sieht Immisch, p. 37ff., in der überaus häufigen Verschleifung „ein treues Echo der wirklich gesprochenen Alltagsrede". „Diese Poesie hat darin einen Realismus gewagt, der um so merkwürdiger ist, als alle andre erhaltene Poesie bei den Griechen wie bei den Römern dieses Wagnis entweder bedeutend einschränkt oder nahezu ganz meidet." Ähnliches wie Plautus bieten nur die Mimen des Herodas. Immisch glaubt also, daß die niedere, veristische Dramatik, zu der der Mimus gehört, die römischen Szeniker zu ihrem weitgehenden Realismus in der Sprache ermuntert hat.

4. Prosodie von ille, iste.

Fr. Marx, Molossische und bakcheische Wortformen in der Verskunst der Griechen und Römer, Abh. d. Sächs. Ges. d. W. 27 (1922), p. 178, stellt folgendes fest: Es kommt weder ein Versschluß vor wie istinc servi foras (nur ite istinc servi foras), noch volunt ĭlli pares; im ersten Falle mißtraut also Plautus der Kürze, da spondeisches Wort im 4. Fuß nur erlaubt ist, wenn der 5. und 6. Fuß ein Wort bilden; im zweiten Falle mißtraut er der Länge, da Doppeliambus am Schluß gemieden wird. Ein Schluß auf Doppelzeitigkeit von ille und iste darf jedoch aus diesem argumentum ex silentio nicht gezogen werden. Vgl. Lindsay, 163ff.!

5. Metrik.

Marx a. a. O. p. 186 gelangt zu folgenden Gesetzen: Steht vor der Zäsur des Senars und trochäischen Septenars und an der entsprechenden Versstelle der übrigen iambisch-trochäischen Verse ein

spondeisches mit einem molossischen Wort, so steht das molossische Wort an erster Stelle, und der Versakzent ist mit dem Wortakzent im Einklang, also clamore summo, nicht summo clamore; steht an derselben Stelle ein spondeisches Wort mit einem bakcheischen Wort, so muß das spondeische Wort voranstehen, und der Versakzent wird in diesem Wort verletzt; also summo dolore, nicht dolore summo.

W. Kroll, Zerrissene Anapäste, Glotta XIII (1924) 153ff., weist nach, daß die Zerreißung des Anapästs erlaubt ist, sobald es sich um ein erst durch Elision daktylisch gewordenes Wort handelt. Überall trifft dort die erste Senkungskürze auf die Tonsilbe des Wortes.

In Fällen wie aedibús habĭtet licet folgen auf die betonten Schlußsilben immer zwei Kürzen. Offenbar haben die römischen Szeniker die drei auf eine betonte Schlußkürze folgenden Silben wie einen Anapäst aufgefaßt.

V. C. Lindström, De trochaeis apud Plautum continuis, quae sunt systemata, quaestio metrica, Strena philol. Upsalensis 1922, 309ff., untersucht die trochäischen Systeme der Cantica mit folgendem Ergebnis: Innerhalb der Systeme herrscht Synaphie; leicht werden verwandte kleinere metrische Gebilde eingeschoben, worauf Rückkehr zum trochäischen System erfolgt. Dadurch wird eine zu große Länge der trochäischen Reihen vermieden.

E. V. Arnold, The Development of Plautine Anapaestics, Class. Rev. 39 (1925), 160, bestätigt die von Sedgwick (II, b) aufgestellte chronologische Reihe der Stücke durch die Entwicklung der plautinischen Anapäste. Die anapästischen Septenare im Miles sind die einzige zusammenhängende Stelle in diesem Maß. Die Häufigkeit der Diärese zeigt Zusammenhang mit den trochäischen Septenaren.

Wenn wir die erste Hälfte des anapästischen Septenars A nennen und die kürzere zweite B, so sind die Anapäste im Miles vom Typ AB. Aber in Sedgwicks zweiter Periode finden wir meist Stanzen vom Typ AAAB, AAAAB, AAAAAB, während in der dritten Periode der Oktonar mit AA herrscht. Das scheint eine ganz natürliche Entwicklung zu sein.

Beachtung verdient das Schema der anapästischen Verse. Sie sind an sich viermorig. Aber bei Plautus finden wir in etwa 725 Versen gegen 300 Füße mit 5 Moren; es sind entweder Bakcheen oder Kretiker oder aufgelöste Formen davon. Man hat ihnen mit der Jambenkürzung beikommen wollen, so Lindsay, Early L. V., 296, der von einem übermäßigen Gebrauch der Kürzung spricht. Ebenso übermäßig ist der Gebrauch der Synizese, trotzdem bleiben Füße übrig, die nach Arnold nicht mehr als Anapäste bezeichnet werden können. Er glaubt also, daß Plautus in den Anapästen dieselbe Freiheit zuließ wie in Bakcheen

und Kretikern, d. h. eine mora mehr. Z. B. Pseud. 1321 Quid? hoc au / ferēn', Pseu / dole mi, aps / tuo ero: Lubentis / simo cor / de atque animo.

Ob man nun mit Lindsay den übermäßigen Gebrauch der Jambenkürzung oder mit Arnold 5 morae annimmt, es zeigt sich deutlich, wie dieses Metrum die Szeniker zwang, ihrer Sprache Gewalt anzutun.

Lindsay bittet mich brieflich, bei dieser Gelegenheit einen Irrtum zu berichtigen: Early L. V. S. 303 sagt er, Cas. 217 sei in der großen Teubnerausgabe mit der Skansion amŏrem anapästisch gemessen, während in Wirklichkeit in der großen Ausgabe Sohoell die Worte ändre und in der kleinen Ausgabe der Text als unsicher bezeichnet sei.

IV. Lexikographie (Sprachgebrauch), Syntax.

Das Lexicon Plautinum von Lodge ist in der Berichtszeit bis zum 1. Heft des 2. Bandes gelangt, und zwar fasc. 8 hercle—impono 1922, fasc. 9 importo—ita 1923, fasc. 10 ita—Lysidamas 1924, II fasc. 1 M—multus 1926.

Ferner liegen folgende lexikalische Beiträge vor:

1. C. Rau, ibus = iis, Glotta XIII (1924), 74 ff., schreibt Bacch. 929 nempe ibus termento fuit und erklärt: „Eine Heldentat soll die Eroberung Trojas sein? Ja freilich, Verluste haben sie gehabt; darum ist der Atriden Ruhm kleiner als der meine, wenn ich erst meinen Sieg errungen habe."

2. Derselbe, Sic-ut oder Si-cut? Glotta XIII (1924), 76, sieht Belege für die Herleitung si-cut = si quidem „wenn je" = εἴποτε in Ep. 271 und Mil. 974.

3. C. Fränkel, Plautinisches in Pl. p. 207 ff., versucht sich an den Bildungen salsipotens, mulsipotens, caelipotens usw. Er sieht darin den Einfluß von Ennius' Annalen, ebenso in der Verwendung non-que-que.

4. Derselbe weist p. 355 Anm. nach, daß confragosus entgegen seinem sonstigen Gebrauch in den beiden Plautusstellen, in denen es vorkommt, die Bedeutung von ambiguus hat = gewunden, verschlungen, vieldeutig.

5. J. O. Lofberg, Capt. 984, Class. Journ. 17 (1921/22), 228, erklärt Paegnium als παίγνιον θεῶν = Spielball der Götter (nach Prol. 22).

6. G. L. Hendrickson, Occentare ostium bei Pl., Hermes 61 (1926), 79 ff., umschreibt die Redensart mit ἐπὶ τὰς θύρας oder ἐπικωμάζειν θύρας. Die Tür werde nicht „besungen" oder „verzaubert", um sich zu öffnen, sondern Gesang oder Lärm oder Störung finde an der Tür oder vor der Tür statt. Das Wort occentare ist bei Pl. intransitiv, und so erscheint es auch bei Festus und Cicero. (Stich. 572 liest er mit Lindsay accentet.)

7. W. Baehrens, Zu lateinischem sublimen(-m), Glotta XV (1926), 53: Die Grundbedeutung von sublimen ferri (rapi) ist „gegen die obere Türschwelle getragen werden“. Der sprachliche Ausdruck „in die Höhe“, „hoch“, ist also aus einer rein sinnlichen Beobachtung entstanden.

8. Th. Birt, Zur latein. Wortkunde, Glotta XV (1926), 122, kommt auf seine frühere Konjektur Mil. 26 quae dentes dentiant zurück.

9. K. Kunst, Eine plautinische Redensart, Wien. Stud. 1922/23, 96ff., erklärt die Wendung manum adire alicui, die fünfmal bei Pl. vorkommt, mit decipere aliquem. Der ursprüngliche Sinn war offenbar bereits zur Zeit des Pl. verblaßt. „So könnte man . . . an Tiere denken, die den mit einer Lockspeise sie haschenden Menschen dadurch überlisten, daß sie sich nur so weit an seine Hand heranwagen, um den Köder zu erreichen, dann aber unversehens entwischen.“

10. J. B. Hofmann, Zum Wesen der sogen. polaren Ausdrucksweise, Glotta XV (1926), 45ff., geht auf eine große Zahl plautinischer Wendungen wie Ep. 514 fides non reddis? Neque fides neque tibias ein.

11. K. Jaakkola, De nonnullis praepositionibus Plauti additamenta, Annal. Acad. scientiarum Fennicae XI (1919/21), 1ff.

a) Prae = ante: Pseud. 170 I, puere, prae; ebenso Cist. 773, Amph. 543; in übertragenem Sinne Rud. 1335; = im Vergleich zu Stich. 362, Ep. 522, Men. 181.

b) Pro = ante Curc. 487; = anstatt Truc. 230, As. 289, Truc. 148. In Zusammensetzung mit Verben zeigt prae folgende Bedeutungen: 1. lokale, z. B. Trin. 342; 2. übertragene, z. B. Trin. 265; 3. vergleichende, z. B. As. 629; 4. zeitliche, z. B. Aul. 178; pro kommt in örtlicher, z. B. Mil. 230, und übertragener Bedeutung vor, z. B. Cas. 680.

12. U. Leo, Über Bedeutungsentwicklung einiger Simplicia und Komposita im plautinischen Latein, Glotta X (1920), 173ff., behandelt 1. claudere und Komposita, 2. cedere — concedere, 3. evenire, portendere, promittere, 4. ob- und sub-. Die Ergebnisse sind folgende: 1. Das Simplex claudere kommt bei Plautus nicht vor, dafür gebraucht er concludere „zu Ende pflocken“. 2. Cedere hat überall die Grundbedeutung „gehen, schreiten“. Die Bedeutung „weichen“ entwickelt sich erst allmählich aus concedere, das „den Erfolg des Schreitens“ bezeichnet, z. B. Amph. 275 nox concedit die. Cedere filiam alicui im Argum. Aul. ist archaistisch. 3. Die Verba evenire, portendere, promittere haben sakralen Ursprung; der Ort des evenire „hervorkommen“ sind die Eingeweide der Opfertiere oder der Lostopf; daraus entwickelt sich die Bedeutung evenire „gut oder schlecht ausfallen, zuteil werden“; promittere heißt neben „versprechen“ noch „nach vorn herunterlassen“ (Rud. 377), ähnlich wie portendere „hervorstrecken“. 4. Ob- zeigt noch die ur-

sprüngliche Bedeutung „von oben nach unten“ und sub- „von unten nach oben“.

13. E. Kieckers, Zum „pleonastischen“ inquit, Glotta X (1920), 200 ff. Das wiederholte inquit, z. B. Mil. 61 ff. und 1077 ff., wird mit der Vorliebe des Volkes erklärt, zur Bekräftigung und Hervorhebung gewisse Worte und Redensarten noch einmal zu sagen, wofür Beispiele aus unserer Dialektliteratur und dem Griechischen beigebracht werden.

14. H. Sjögren, Zur Wortstellung tua Bromia ancilla und Verwandtes, Glotta X (1920), 23 ff., stellt fest, daß zwar im älteren Latein die Wortstellung tua Bromia ancilla unter gewissen Bedingungen, namentlich bei Appellativen wie servus, filius u. ä. erlaubt war, und daß Reste dieses Sprachgebrauchs auch in klassischer Prosa zu finden sind, daß sie aber nicht die herrschende ist.

15. R. Heinze, Zum Gebrauch des Praes. hist. im Altlatein, Festgabe für Streitberg, Leipzig 1924, kommt zu folgenden Ergebnissen: Das Praes. hist. ist volkstümlich; es geht von der Ich-Erzählung aus. Sein Gebrauch ist bei Plautus und Terenz gleich. Die rein perfektische Erzählung ist fast stets nur kleineren Umfangs; sie dient einfach dazu, dem Zuhörer vergangene Ereignisse mitzuteilen.

Allgemein läßt sich sagen, daß perfektische Erzählung an dem Punkt in präsentische übergeht, wo die Ereignisse dem Erzählenden nähergetreten sind, also sich der Erinnerung deutlicher eingeprägt haben.

Zusammenfassend heißt es S. 132: „Die Komödie scheut sich viel weniger vor einem unvorbereiteten und überraschenden häufigen Wechsel; aber dieser erfolgt, wie ich gezeigt zu haben hoffe, nicht „regellos“, sondern mit psychologischer Notwendigkeit. Der Tempusgebrauch ist hier ein unvergleichlich feiner Messer für die steigende oder sinkende Deutlichkeit der Erinnerungs- oder Phantasiebilder und damit für die stärkere oder schwächere innere Teilnahme des Erzählers an dem erzählten Ereignis.“

16. F. Eckstein, Syntaktische Beiträge zu Plautus, Philol. 77 (1921), 142 ff., behandelt die Sätze, in denen der Dichter eine typische Periodentechnik der vorgriechischen Epoche aufnimmt und nachahmt. Aus den 21 Stücken lassen sich 88 Sätze ausscheiden, die diese auftürmende Technik aufweisen. „Pl. hat mit seinem sprachlichen Empfinden die Kraft und Eigenart jener alten Perioden herausgefühlt, und er hat mit großem Geschick diese primitive Technik zu einem Mittel der Darstellungskunst umgewandelt. Unsere Vorstellung vom nationalrömischen Charakter der plautinischen Stücke wird gerade durch das Ergebnis dieser Untersuchung erweitert und belebt. In Wortstellung und Wortkomposition ist er von den Griechen abhängig; aber bei aller

Hochschätzung der griechischen Sprache bleibt er doch ein echter Römer. Er fand eine entwickelte, schon im Banne der gorgianischen Rhetorik stehende Umgangssprache vor. Aus dem alten Bauernstil ist unter dem Einfluß der griechischen Rhetorik die bei Plautus herrschende, kunstvolle Periodik erwachsen, die wir in ihrer späteren Entwicklung und Vollendung als typisch römisch zu bezeichnen pflegen; daneben konserviert er auch den alten ehrwürdigen Stil, weil er seine Kraft schätzt."

17. Derselbe, Neue Untersuchungen zu Plautus und Terenz, Philol. 80 (1925), 410 ff., stellt fest, daß Terenz nur 19 Satzgefüge mit archaischem Gepräge hat. Meist zeigt er einen flüssigen, eleganten Satzbau, seine Perioden sind meist abgerundet, und ihr Sinn wird durch einrahmende Stellungen und Chiasmen beleuchtet und hervorgehoben.

Die Frage nach der Anpassung des Satzbaus an die Nuancen des Metrums der Cantica ergibt vollendet durchkomponierte Stellen, wo die Perioden bald im kretischen Rhythmus in abgerissenen Sprüngen dahinrasen, bald durch den Bakchius zurückgehalten, feierlich auf hohem Kothurn einherschreiten; und neben dieser glänzenden Technik stoßen wir auf Stellen, wo der Dichter mit dem Ausdruck ringt, wo die Sätze mit Mühe in die metrische Zwangsjacke hineingepreßt sind. In den Bacchides ist die größte Kunst der organischen Verbindung von Vers und Satz entwickelt; Metrum, Satzbau und Gedanke sind zu einer Einheit verschmolzen und verraten einen Dichter, der sich zu einer sicheren Kunst emporgearbeitet hat, während die Mostellaria nach Eckstein in eine ganz frühe Zeit, noch vor die Asinaria, zu setzen ist — ein Ansatz, mit dem er kaum jemanden überzeugen wird. Vgl. Sedgwick II, b!

V. Ausgaben und Textverbesserungen.

Von den einzelnen Stücken sind in der Berichtszeit zahlreiche Ausgaben erschienen, meist für den Schulgebrauch. Ich nenne nur:

K. Kunst, Plautus' Aulularia, Wien 1923.

Der Textkritik dienen folgende Arbeiten:

1. Fr. Marx, Molossische und bakcheische Wortformen (vgl. III, 4).
2. B. G. Tucker, Notes and Suggestions, Class. Rev. 34 (1920), 157.
3. C. Brakmann, Nugae, Mnemos. 49 (1921), 380.
4. P. Thomas, Observationes ad scriptores Latinos, Mnemos. 49 (1921), 1 f.
5. A. Klotz, Ersparung in Schrift und Wort im Lateinischen, Rhein. Mus. 75 (1926), 98 ff.

Amph. 45 de[or]um regnator architectus omnibus (1 mit Reiz).
611 neque habui postquam sum natus, nisi te servom Sosiam (1).
678 quamque adeo Thebani cives (1).
1070 atque illam genuinos filios peperisse pueros conspicor (1).

As. 410 nimis imperiosust. Vae mihi hodie. Salvere iussi (1).
575 lictores validos ulmeis (1).

Aul. 56 istic! ⟨Staph.⟩ at asto! ⟨Eucl.⟩ si hercle tu ex isto loco (1).
377 Iratus abeo illinc, quoniam nil est . . . . für abeo iratus (3).
390 ⟨tu⟩ aulam (1).
430 Utrum crudum an coctum ego edim ⟨domi⟩, nisi tu mi's tutor? (3).
440 Non fissile ⟨ita⟩ haberes caput: merito id tibi factumst (3).
471 ex manu ⟨istis⟩ (Kunst, Ausg.).
525 a pro illis corcotis, strophiis, sumptu uxorio (Kunst, Ausg., in zufälliger Übereinstimmung mit Acidalius).
592/8 streicht Kunst im Text als Interpolation aus einem anderen Stück.

Bacch. 50 vostrast blanditia ⟨haec⟩ (1).
170 ⟨o⟩ erilis patria (1).
580 panem comesse (1).
659/60 liest Eckstein (IV, 17) als trochäischen Septenar und 2 Dochmien:

Vorsipellem [frugi] convenit esse hominem quoi pectus sapit:
bonus sit bonis, malus sit malis.

Capt. 69 nomen inventus indidit Scorto mihi (1).
116 homo captivus (1).
201 oculis multa misera aitis (Lindsay, Schulausg. [2], 1921).
337 sed te id oro ⟨unum⟩, Hegio (1).
407 ut animatus fueris (1).
627 hand ⟨te⟩ istuc rogo (1).
740 vitae periclum (1 mit Guyet).

Cas. 68/72 At ego aio id fieri in Graecia et Carthagini
Et hic in nostra terra ⟨nempe⟩ in Apulia.
(E. A. Sonnenschein, Class. Rev. 36 (1922), 71).
763 ⟨nam⟩ omnes festivant (1).
778 novi ego illas amb(as) estrices: corbitam cibi (5).

Cist. 95 coepi amare contra ego illum. // O mea Selenium: // Quid est? (1 mit Klotz).
165 servom paternum sui participat consili (1).
550 erilem filiam nostram sustollere (1 m. d. Überl.)

Curc. 30 curato semper, ne sis intestabilis (1).
90 voltisne oliv(as) aut pulp. . . . (5).

175 enim vero durare nequeo (1).
192 Ebriola ⟨'s⟩ persolla (J. Whatmough, Class. Rev. 36 [1922], 166 m. Götz).
216 certumst migrare (1).
510 ⟨nam⟩ aliquam reperitis rimam (1).
524 multam salutem dicito (1).
Ep. 228 illis quibus maior tributus (1).
292 hic poterit cavere, recte iura qui et leges tenet (1).
498 libera ⟨hoc⟩ quinquennium (1).
Men. 1 Salutem ⟨ego⟩ primum (1).
65 rapidus raptori ⟨is⟩ pueri subduxit pedes (1).
187 melior uter ibi bellator (1).
232 fratrem ⟨hic⟩ quaesitum (1).
308 habitas. // di ill(os) homines, qui illic habitant, perduint! (5).
377 meretrices omnes ohne Interpunktion (1).
476 prandi, potavi, scort(ill)um accubui, apstuli (1).
510 P. Thomas (4) gibt die Worte Satin satrus es? noch dem Menaechmus, der mit dieser Frage den Peniculus der Bosheit beschuldigt. Darauf spricht Peniculus für sich: Occisast haec res.
539 dicam: curari? (1).
601 placabit palla ⟨eam⟩ quam dedi (1).
750 Negas novisse? me negas? (scil. novisse?) patrem meum? (Immisch II, b, S. 34 Anm.)
868 mihin equis iunctis minare ⟨iam⟩? (1).
882 lumbi sedendo ⟨mihi⟩, oculi spectando dolent (1).
883 manendo medicum ⟨hunc⟩ (1).
1099 ambo ⟨et⟩ mihi (1).
1158 fundi, ⟨agri⟩, aedes (1).
Merc. 8 vobis narrabo ⟨ego⟩ (1).
42 amare valide ⟨oc⟩cepi (1).
53 amorem inlexe multos in dispendium (1).
192 armamentis complicand(is) et componendis studuimus (5).
283 Euge, euge, Demipho (1).
396 nihil opus nobis ancilla ⟨aliqua⟩ (1).
700 mulier miserior (1).
715 faciunt quam illi ⟨ipsi⟩ qui (1).
969 qui bono sunt genere nati, sunt ⟨tamen⟩ (1).
Mil. 118 praedones capiunt (1).
310 credo hercle, has sustollat aedis, tollat aliquem hic in crucem (1).
372 minitari noli: scio (1).

591 nimium festivam ⟨ea⟩ mulier (1).

669 quid ad illas optassis artis (1).

Most. 21 corrumpe erilem ⟨nostrum⟩ adulescentem optumum (1).

57 stimulis si huc ⟨noster salvos⟩ reveniat senex (1).

432 Quod med amisisti abs te vix vivom domum, statt modo, das fälschlich aus dem Schluß des folgenden Verses eingedrungen ist (4).

Pers. 209 certe equidem peiorem quam te novi puerum neminem (1).

348 paupertas gravior fit (1 mit Nonius).

842 ego sum tibi patronus, plane qui ... dedi (1).

Poen. 10 nimia est stultitia ⟨huc⟩ sessum impransum incedere (1).

107 meretrices omnes, ubi ... (1).

304/5 magisque meretricem pudorem quam aurum gerere condecet (1, „304 Werk eines unbeholfenen Nachahmers").

570 quin etiam deciderint vobis femina in talos ⟨nimis⟩ velim (1).

735 censebit alium quaeritari (1).

759 prandit calidum prandium hodie? (1).

810 servire nostro nos sibi censet cibo (1).

973 aliqua Fortuna ⟨ad⟩fuerit adiutrix tibi (1).

1034 lingua bisulci quasi proserpens bestia (1).

1113 specie venusta, ⟨tum⟩ ore atque oculis pernigris (1).

1165 ego quidem me(os) amores mecum confido fore (5).

1203 multa mulierum sunt vitia (1 mit Bothe).

1376 Unde haec ⟨nam⟩ perierunt domo (1).

Pseud. 69 harunc mihi voluptatum (1 mit Pylades und Ritschl).

311 Ilico vixit amator, ubi lenoni supplicat (1).

423 Sed dissimulabam. // iam illi filius ⟨οἴχεται⟩ (2).

443 ὦ Ζεῦ, quam pauci es testis homines commodi (i. e. es testis, quam pauci sint ...) (2).

542 (quis me audacior) sit, si istuc facinus audeam? ἴστω Ζεύς, Simo! (2).

879 Cenam daturus? (1).

880 quin tu ill(os) inimicos potius quam amicos vocas? (5).

998 miles lenoni ⟨hanc⟩ Ballioni epistulam (1).

1140 aedium dominum lenonem ⟨ego⟩ Ballionem quaerito (1).

1274 ad hunc me modum intuli is satis facete (is für iis, wofür in den Mss. oft illis, Lindsay, Class. Rev. 37 [1923], 27).

Rud. 103 pater salveto ⟨tu⟩ amboque adeo (1).

141 melius iubere est prandium ornari domi (1).

562 se iactatas atque eiectas hodie esse ambas e mari (1).

579 in mari quod ⟨semel⟩ elavi (1).

602 rogare, scalas ut darem (1).

607 ferocior / videtur, ultro mihi malum minitarier (1).

798 i dum, Turbalio, curriculo adfer ⟨ocius⟩ (1).

1016 nunquam hercle hinc ⟨tu⟩ hodie (1).

1264 iubebo ⟨ego⟩ vobis cenam continuo coqui (1).

1396 ego tibi hunc servavi porro (1).

1420 credam ⟨ego⟩ vos esse ad cenam foras (1).

1421 plausum huic fabulae clarum dare (1).

Stich. 450 est etiam hic ostium / aliud posticum ... (1).

618 faciundum sane censeo (1).

684 omni(bus) modis temptare ... (Terenz hat nur multimodis, 5).

705 stratege, noster cur hic cessat cantharus? (1).

720 Nolo ego nos prothymos bibere, „wobei prothymos als Acc. plur. zu fassen ist und das Adverb durch das Adjektiv in der Weise vertreten wird, wie Stich. 391 f. citus für cito steht“ (Th. Birt, Lateinisch S für griechisch Θ, Glotta 14 [1925], 113 f.)

Trin. 245 ibi ille cuculus: ⟨id⟩, ocelle mi, fiat (1).

247 ibi [illa] pendentem ferit: iam amplius orat (1).

302 tuis servivi servitutem imperi(is) et praeceptis, pater (5).

493 ⟨tum⟩ aequo mendicus atque ille opulentissimus (1).

701 effugias ex urbe inanis, [pro]fugiens patriam deseres (1).

867 apud illas sistendae mihi sunt aedis sycophantiae (1).

920 dices, non monstrare possum ist(os) homines quos tu quaeritas (5).

999 tempus videtur venisse atque occasio (1).

1127 nam exaedificavisset me ex his apsque te foret aedibus (1).

Truc. 169 ⟨sed⟩ amator (1).

658 non ego istos mandul(os) urbanos amasios (5).

787 em sic, ⟨em⟩ istuc volo (1).

Vid. 30 verum si pretium das du⟨c me te⟩cum simul (1).

40 si tibi pudico ⟨aliquo homine⟩ est opus et non malo (1).

62 patronum ⟨ego⟩ quaeram (1).

Bericht über einige Prosaschriftsteller des ersten nachchristlichen Jahrhunderts von 1920—1925.

Velleius Paterculus, Valerius Maximus, Curtius Rufus, Pomponius Mela, Columella, Frontinus.

Von

Fritz Krohn in Münster i. W.

Velleius Paterculus.

1. Alle im folgenden zu besprechenden Schriftsteller erscheinen im Rahmen des Buches 'The Silver Age of Latin Literature from Tiberius to Trajan' by Walter Coventry Summers. London 1920. Es werden Notizen gegeben über das Leben der Autoren, Inhalt der Werke, Bemerkungen über Stil und Anlage, zumeist mit Übersetzungsproben, Nachleben. Dem Vell. Pat. sind die Seiten 139—147 gewidmet. S. nennt sein Werk einen Panegyrikus auf Tiberius, der in der Form einer Geschichte Roms seit den ältesten Zeiten den Leser durch eine Galerie mit den Bildnissen berühmter Männer in das Kabinett führt, das er für die Gründer des Reiches und den derzeitigen Machthaber, Tiberius, vorbehalten hat. Sein Streben, als Stilist zu erscheinen, wird charakterisiert an der Darstellung der Episode: Caesar unter den Seeräubern (II 41, 3); hier entschuldigt sich Vell., daß er zwei nicht hoffähige Wörter gebrauchen muß. Neben Banalitäten wie II 4, 6 (Begräbnis des Scipio) geistreiche Prägungen, deren sich ein Tacitus nicht zu schämen brauchte (II 3, 4; 48, 3; 69, 4; 130, 5). Charakteristisch für ihn sind die langatmigen Aneinanderkettungen von Sätzen (nicht Perioden); als Beispiel Übersetzung von II 41, 1; 2. Mag man ihm auch manches zugute halten, unverzeihlich ist die Unausgeglichenheit, mit der er wichtige Sachen mit wenigen Worten abtut, um verhältnismäßig belanglosen Dingen einen um so breiteren Raum zu gönnen. Als Beispiel für längere Exkurse Übersetzung des auch von Goethe geschätzten Passus I 16; 17 (wohl übernommen von einem bedeutenden Philologen des Altertums; vgl. F. Marx, Rhein. Mus. 74 [1925] 419). Nachleben: Er scheint den schlechten Ruf seines Helden geteilt zu haben; neben gelegentlicher Wertschätzung ist er bei den Geschichtsforschern im Bann.

2. A. Rosenberg, Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte. Berlin 1921. S. 220f. Vell. ist weiter nichts als ein vornehmer

Dilettant ohne jeden wissenschaftlichen Sinn, sein Abriß der Weltgeschichte (abgesehen von dem Schlußteil) ein flüchtiges Flickwerk. Aber seine Angaben über die germanischen und illyrischen Feldzüge des Tiberius sind gerade für den deutschen Leser von besonderem Reiz. Was die Schilderung des Tiberius betrifft, so muß sich die moderne Forschung hüten, einseitig für Vell. oder Tacitus Partei zu nehmen; beide schreiben unter einem ganz verschiedenen Gesichtswinkel.

3. A. Gudeman, Geschichte der Lateinischen Literatur II. Berlin u. Leipzig 1923. S. 113: Gleich die ersten Prosaiker der neuen Epoche offenbaren den Abfall von der klassischen Zeit in erschreckender Weise. Bemerkenswert, daß Vell. auch die Literatur in Betracht zieht; doch fraglich, ob er die genannten Autoren selbst gelesen hat. Die Schrift ist reich an treffenden Charakteristiken — die Persönlichkeit als wahre Triebfeder historischen Geschehens wird allenthalben in den Vordergrund gerückt. Die Darstellung ist vielfach tendenziös gefärbt, der Stil hat etwas Holpriges und Ungehobeltes an sich, übergossen mit der Lauge der Rhetorik, die aber den Eindruck des mühsam Erlernten macht. Interessant, wie sich zeitgenössische Ereignisse in dem Kopf dieses keineswegs geistlosen Mannes widerspiegeln; bei Parallelberichten mit Tacitus (über Tiberius) müßte erst erwiesen werden, daß Vell. der einwandfreiere Zeuge ist.

4. A. Klotz, Geschichte der römischen Literatur. Leipzig 1924. Geschichtliches Verständnis hatte Vell. nicht, nur die Personen interessieren ihn. Er versucht sich gewählt, ja geziert auszudrücken, und hat durch die anschauliche, freundliche Behandlung des Tiberius auch für uns Wert.

5. Józef Dziech, De Velleio Paterculo virtutis aestimatore (Eos, Commentarii Polonorum societatis philologae XXIV [1919/20] 18). Handelt von der Stellung des Vell. zur virtus. Die Hauptsache liegt in den Fußnoten zu den in einem etwas dunklen Latein geschriebenen kurzen Ausführungen. Diese Noten bringen zu cap. II Beispiele von laudes und admirationes, zu III specimina, quae ad locos communes propius videntur accedere, zu III a 1. metiendae virtutis documenta; 2. virtutibus opposita; 3. enitentes virtutes; 4. exempla ad res adornandas pertinentia, zu III b 1. documenta von verbundener virtus und fortuna; 2. virtutes corporis et animi; 3. speciminum recurrentium summam.

6.* Aetius Bolaffi, Velleiana. Torino 1922.

7. Ders., De Velleiano sermone et quibusdam dicendi generis quaestionibus selectis. Pesaro 1925. Den drei ersten mehr allgemein gehaltenen Kapiteln de sermone, de syntaxi (mit Beispielen der constructio κατὰ σύνεσιν, bemerkenswerter Konstruktion von Adjektiven und Verben, Gebrauch von Präpositionen, Adverbien und Konjunktionen), de dicendi genere folgen drei weitere Kapitel mit Einzel-

untersuchungen, und zwar handelt Kap. IV de pronominibus. Das Reflexivum sese kommt bei Vell. nicht vor und ist 2, 21, 2 abzulehnen; hic für is, besonders bei folgendem Relativsatz (beachtenswert, da auch Birt wiederholt warnt, überlieferte hic-Formen [hi, his] mit is-Formen [i, is] zu vertauschen); ille für ipse (1, 5, 2); iste gebraucht Vell. nicht, Änderungsversuche in entgegengesetzter Richtung sind abzulehnen; hic-ille in Antithese; is und idem; is zurückbezüglich auf vorhergegangenen Relativsatz; relativische Attraktion bei Vell. nicht nachzuweisen; aliquis in der Bedeutung alicuius momenti sive ponderis; quidam: 2, 116, 2 ist quibusdam ein noch ungelöstes Rätsel; quivis wird von Vell. gemieden (2, 13, 3 überl. quamvis A, quam eius P; zu schreiben eius quam); uterque: abhängige Personenbezeichnungen und Pronomina stehen im Genetiv (Ausnahme 1, 13, 2), Sachbezeichnungen in demselben Kasus wie die betr. Form von uterque. Kap. V behandelt die Ellipse von esse, besonders est, sunt, erat. Das letzte Kap. beschäftigt sich mit der Klauselfrage, wobei B. zu dem Schluß kommt, Vell. non solum ad sententiarum orbes bene claudendos, sed in commatis etiam clausulas adhibere solitum. In einer Tabelle (S. 30ff.) gibt B. eine Übersicht über die von ihm festgestellten Klauseln; es wiegen vor ditroch., troch. + cret., und besonders spond. cret., dicret., cret. + troch. Zum Schluß wird eine Reihe von Stellen besprochen, wo mit Rücksicht auf die Klausel die eine oder die andere Lesart zu bevorzugen ist.

8. A. Klotz gibt in der Phil. Woch. 1925, 1071 eine Besprechung von C. Tosatto, De ablativo apud Velleium et Valerium et Florum et Iustinum. Padova 1912: Stellensammlung, meist ohne Angabe des Wortlautes. „Wer aus den Zahlenreihen des Verf. sich das Material zusammensuchen wollte, würde Zeit sparen, wenn er die Schriftsteller selbst durchläse."

9.* R. Rau, Chronologie und Quellenfrage bei Velleius Paterculus. Diss. Tübingen 1922. Maschinenschrift.

10.* Raff. Perna, Le fonti storiche di Velleio Paterculo. Lucera 1925.

11. A. Ferrabino, La battaglia d'Azio (Riv. di filol. n. s. II [LII] 433). Zusammenstellung der Überlieferung über die Schlacht bei Actium bei Horaz, epod. | Hor. c. Vergil, Properz | Augustus de vita sua | Livius, Florus, Eutropius, Orosius, Cassius Dio | Vell., Plutarch, Sueton |. Die zwischen den Strichen stehenden Gruppen gehören zusammen.

Ausgaben und Übersetzungen.

12. Der Ausgabe von R. Ellis (Oxonii 1918) ist im Abstand von 6 Jahren eine neue englische Ausgabe gefolgt: Velleius Paterculus and

Res Gestae Divi Augusti with an English translation by Frederick W. Shipley. (The Loeb Classical Library) London-New York 1924. Einleitung über die Person und das Werk des Vell. Der Text gründet sich auf Halm und Ellis, doch folgt Sh. häufig älteren Herausgebern; gelegentliche eigene Änderung der Interpunktion. Von der Übersetzung sagt W. P. Mustard (Americ. Journ. of Philol. 45 [1924], 397): The student of history — even the expert Latin scholar — will be grateful for this reliable interpretation of the meaning.

13. L. Wilser, Caius Velleius Paterculus und die ältesten Nachrichten über die Varusschlacht (Denkmäler deutscher Geschichte IV. Leipzig 1920) gibt auf S. 3—31 eine Übersetzung der für Germanien wichtigen Kapitel des II. Buches.

Zu einzelnen Stellen.

14. C. Brakman J. F., Velleiana (Mnemosyne 47 [1919] 410ff.). Anklänge an Livius. Verbesserungsvorschläge: II 38, 2 primus Africam Regulus ⟨armis petivit⟩ — II 103, 4 quam ⟨sanctus⟩ ille omnibus fuerit — II 107, 1 sub omnem motum ⟨meatum⟩que — II 116, 1 viri perquam diversis virtutibus — II 127, 1 neque in parvo paucitas ministeria ⟨haud⟩ defecit.

15. P. Thomas, Notes critiques sur Velleius Paterculus et sur Tacite. (Bulletin de l'Acad. Roy. de Belgique 1919, 305ff. Dasselbe lateinisch Mnemos. 1921, 17ff.) II 9, 1 wird die Einschiebung von Ennii hinter locum (Heinsius) abgelehnt. II 25, 4 qua demendes montem Tifata enthält eine Randglosse emendes. Zu lesen: qua ⟨a⟩d montem Tifata. II 26, 3 quantum huius gloriae famaeque accessit! nunc virtute feminae ⟨infamia⟩ patria latet. II 28, 2 uti appareat populum Romanum usum dictatoris ⟨inst⟩ant⟨e⟩ metu desideras⟨se⟩, ⟨de⟩pulso eo timuisse potestatem. II 28, 3 die Konjektur iudicium ⟨in⟩ histrionem ex albo redditur (Lipsius) wird gestützt. II 29, 2 sed ⟨quae⟩ ex dignitate constans atque in illam conveniens amplitudinem fortunamque eum (so Lipsius für eius) ad ultimum vitae comitata est diem. II 31, 2 qua scilicet für das überlieferte quos c̄. Dem konzessiven scilicet ist gegenübergestellt sed tamen (cf. Cic. fin. I 1, 3). II 36, 2 ist überliefert: neque ullo in suspecti operis sui carmine minorem Catullum. Th. will dafür schreiben: neque ullo in suscepti (so Lipsius) operis [sui] genere minorem C. Auch Bolaffi (s. u.) nimmt zu diesen Worten Stellung und schreibt mit Ellis conamine für carmine. (Ich frage mich vergebens, was an dem überlieferten Wortlaut unverständlich oder auch nur mißverständlich ist: Catull, der in keinem Gedicht seines vielbewunderten Werkes [hinter Varro u. Lukrez] zurücksteht). II 47, 2 ex invidia potentiae aemuli male cohaerentis — concordiae. II 49, 2 causae

⟨defensori⟩, non Pompeio summam imperi detulerunt. II 66, 1 wird die Überlieferung verteidigt. II 77, 3 celerrime für celeberrime (A). II 88, 2 (Maecenas) vixit angusti clavi iure (für paene) contentus. Das paene hat sich aus dem Vorhergehenden eingeschlichen. II 99, 1 wird zu weiterer Anregung vorgeschlagen: coalescentibusque rei publicae membris, quae tam longa armorum series laceraverat, et⟨iam⟩ curan⟨da⟩ alia erant: Dalmatia etc. (mit einer Umstellung und einschneidender Änderung). II 100, 3 femina furiosa (statt luxuria) libidine. (Warum nicht luxuria⟨ns⟩?) II 109, 3 corpus sui inconditum imperi. II 112, 3 Lipsius' Konjektur opposita (für proposita) wird als richtig bezeichnet. II 116, 4 [ne] nihil non, ⟨quod⟩ optimo civi, simplicissimo duci ⟨su⟩peresset, praeferens. Übersetzung: montrant toutes les qualités qui suffisent, et amplement, à faire un excellent citoyen et un général plein de simplicité. II 127, 3 aestimationem für — nes (unnötig). II 129, 4 serpentem abstrusam terrae ⟨latebris⟩.

Gebilligt von Chabert (Rev. crit. 1920, 83) außer II 28, 2 und 29, 2. Marouzeau (Rev. de Philol. 1922, 90) findet bei besonderer Billigung von II 25, 4 und II 31, 2 manches zu gewagt.

16. S. Eitrem, Varia (Nord. Tidsskr. for Filol. 1922, 61) schreibt II 2, 3 sta⟨tum muta⟩tum — II 3, 3 bellaque non caus⟨is iust⟩is inita.

17. Aetius Bolaffi, Quaestiones criticae Velleianae (Riv. Indo-Gr.-Ital. VIII [1924] 57ff.). I 10, 2 wird die Lesart von P: mandataque exposuit et durch Hinweis auf andere Stellen gestützt. — I 10, 17 empfiehlt B. die Verbesserung von Sauppe und Halm: in quodque saeculum ingeniorum etc. Zu berücksichtigen wäre auch Madvig: in suum quodque saeculum. — I 18, 1 mit Novák ingeniis für annis; sodann operibus ⟨us⟩que. — II 36, 2 s. o. (Thomas). — II 54, 1 utrique summo⟨rum⟩ imperatorum (mit Mommsen). utrique wird als Nom. plur. aufgefaßt (der König und seine Ratgeber) und summorum imperatorum von alteri abhängig gemacht.

18.* Ders., Ad Velleium Paterculum (Athenaeum N. S. II [1924] 140) Bemerkungen zu I 9, 1 und I 9, 6 (s. Phil. Woch. 1924, 596).

19. F. Walter, Zu lateinischen Schriftstellern (Philol. LXXX [n. F. XXXIV.] 1925, 451f.). — I 18, 1 pluribus ausis (überl. annis) eloquentiae . . . operibusque (durch kühne Versuche und Leistungen in der Beredsamkeit). — II 25, 3 dum vincit, ⟨aecus⟩ ac iustissimo lenior. — II 40, 3 quem semper illa fata tueri (oder tutari; überl. fatare) moris fuit (das dieses wichtige Leben stets zu beschützen pflegte). — II 116, 2 viri quibusdam diversi[s], virtutibus celebres (in mancher Hinsicht verschieden, jedoch von anerkannter Tüchtigkeit). — II 119, 2 cum ne pugnandi quidem . . . occasio ⟨bo⟩nis (den Tapferen) . . . data esset.

Valerius Maximus.

1. Allgemeines in dem S. 82 genannten Buche von W. C. Summers, The Silver Age etc. (S. 147ff.). S. gibt kurze Angaben über das Leben des Autors und Anlage des Werkes. Wenige Bücher zeigen so deutlich den Unterschied zwischen antiker und moderner Art, die Quellen zu nennen. Der Stil in den Erzählungen erinnert etwas an den des älteren Seneca, in den moralisierenden Partien ist er pomphaft bis zur Dunkelheit. The points are mostly obvious and feeble, doch ist er bemüht, anmutige Übergänge zu finden. Schmeichelei gegenüber Tiberius nicht nur in der Vorrede; die Ausfälle gegen Sejan könnten als Kommentar zu Juvenal dienen. Schon im Altertum zitiert und exzerpiert, genießt er im Mittelalter und Renaissance ein Ansehen wie etwa Cicero und Seneca; benutzt von Chaucer, Rabelais, Elyot, Montaigne; das Sujet für ein bekanntes Gemälde von Rubens ist die Tochter, die ihren alten Vater im Gefängnis säugt (V 4 ext. 1). Hierzu noch eine kurze Bemerkung. Der Vater wird gewöhnlich Cimon genannt, und so wird oft die Frage aufgeworfen, wo denn diese Legende aus dem Leben des berühmten Mannes überliefert sei. Die Benennung Cimon beruht auf einem Fehler in der handschriftlichen Überlieferung des Val.textes. An der genannten Stelle heißt es: idem praedicatum de pietate Perus existimetur, quae patrem suum cimona . . . . custodiae traditum iam ultimae senectutis velut infantem pectori suo admotum aluit. Die richtige Lesart Mycona für cimona hat Muncker nach Hygin. fab. 254 hergestellt.

2. A. Gudeman (s. S. 83). Für Val. M. gelten die im Anfang von Velleius ausgesprochenen Worte. Der Stoff ist guten Quellen entlehnt (vor allen Livius), bei Verlust der meisten Originale ein wertvoller Wissensborn. Die Lektüre wird vergällt durch die Verhimmelung des Tiberius, aber auch durch seinen geschraubten Stil und die schwülstige Rhetorik; erinnert an Persius.

3. A. Klotz (s. S. 83). Val. M. hat die Beispiele nicht etwa mühsam aus den Urquellen zusammengelesen, sein Verdienst ist hauptsächlich die gesuchte Darstellung, die darauf hinweist, daß man solche Sammlungen auch um ihrer selbst willen las.

4. A. Klotz, Besprechung von C. Tosatto, De ablativo apud Velleium et Valerium et Florum et Iustinum. Padova 1912 s. unter Velleius 8.

Die Mehrzahl der Beiträge beschäftigt sich mit der Textgestaltung:

5. F. Walter, Zu Tacitus und Valerius Maximus (Philol. Woch. 1921, 790). W. liest Val. Max. I 1, 19 (Aesculapius) venerationem, quam apud colentes maximam semper habuerat, ⟨cunc⟩tis (überl. dis) multiplicavit. apud wechselt mit dem Dativ wie Tac. Germ. 32, 4.

(Einfacher mit Gertz: his.) — II 10, 2 Piratenhäuptlinge wünschen waffenlos Scipio zu sehen: securum se bonis (üb. nobis) spectandum praebere ne gravetur. — IV 3, 4 mit Änderung eines Buchstabens: quorum animus . . . ponenti (üb. -ndi) pecuniam nunquam vacavit. — V 2 ext. 4 (fin.) beneficiorum neglectum (Subst.) suggillandi gratia, quo sit ⟨in⟩gratior, referemus. — V 3 ext. 3 Abs. 7 sine quo vix vitā hominem exp⟨l⟩erit („kaum befriedigen dürfte"; überl. hominum experet). — IX 3, 4 irae ⟨od⟩ium (üb. vim) indico („sage dem Z. Feindschaft an").

6. Ders., Zu Ammianus Marcellinus, Seneca, Valerius Maximus, Vitruv (Philol. Woch. 1924, 402). W. ergänzt Val. Max. I 1, 9 ita se humanarum rerum fu⟨nda⟩tura regimen existimantia. (Warum nicht fu⟨l⟩tura ?). — Nepot. epit. X 16 reiectus (üb. rectius) per lictorem.

7. Ders., Zu lateinischen Schriftstellern (Philol. LXXX [n. F. XXXIV] 1925, 441) Parid. exc. III 8, 4 in exilium ⟨iens⟩. — ibid. VI 9, 3 flamen ⟨infamia⟩ liberatus est — ibid. VII 2 ext. 2 cogita ... quam multi luctus sub his et olim fuerint et hodie reperiantur (üb. revertantur) — ibid. VIII 11 ext. 1 ⟨per⟩it⟨e⟩ (üb. id) eis disseruit (oder id⟨entidem⟩ ?). — S. 449: Val. Max. III 2 ext. 5 Epaminondas sagt sterbend: non finis . . . vitae meae, sed melius et ⟨opt⟩atius (beste Überl. athius) initium advenit. — IV 2, 1 lautet die Überlieferung M. Aemilius Lepidus, bis consul et pontifex maximus splendoremque honorum par vitae gravitate. W. will die Verderbnis heilen, indem er für par schreibt par⟨ians⟩ oder ⟨aequi⟩par⟨ans⟩. Für wahrscheinlicher halte ich die Verbesserung von splendorēque in -rique ohne weitere Änderung des Wortlautes. — IV 3 (in.) quo s⟨e⟩ istae generis humani pestes penetrarunt mit Berufung auf reflexives penetrare bei Plaut., Gell., Apul., Boet. — VIII 15 ext. 1 venerati ⟨vivum⟩, post mortem etc. Val. hat die Crotoniaten mit den Metapontinern verwechselt.

8. O. Rossbach, Zu Valerius Maximus und Livius (Philol. Woch. 1922, 596ff.). I 1, 14 sed qua ad custodiam religionis adtinet (üb. quae . . adtinent). — Nepot. 3, 1 ist überliefert: multo colentium sanguine fe et peregrina sacra abolita sunt. In fe steckt S. C., mit Umstellung des et ist zu schreiben et senatus consulto. — I 8, 4 propriis (üb. prius) his verbis. — I 8 ext. 19 ⟨eam⟩ tantae magnitudinis fuisse. — II 8, 7 M. Lepido . . . ⟨capto⟩ extinctoque. (Ein überflüssiges que weist nicht immer auf eine Lücke hin: m. E. ist es oft eine Randnote = quaere; Beispiele dafür wird jeder mit Leichtigkeit finden.) — III 7 ext. 3: Als Zeuxis die Helena gemalt hatte, wartete er das Urteil der Leute nicht erst ab, sed protinus † se ad hos versus adiecit: οὐ νέμεσις etc. R. will für se ad schreiben Iliados; hier möchte ich eher eine Lücke annehmen, etwa se ad⟨probans⟩. — IV 1, 12: Zur Er-

gänzung der Lücke hinter praestare zieht R. die Randbemerkungen des Bernensis (A) heran und liest utrumque praestare non potuit stilus; itaque usw. — IV 5, 3 sed cives (üb. si) Cicereio magis gratulati sunt (vielleicht auch hier eine Lücke: sed ⟨et huius studio⟩si etc.). — V 3 ext. 3 dandi et accipiendi beneficii commercium, sine qua vix vita hominum expeteretur (üb. experet), tollit, quisquis etc. (vgl. auch F. Walter zu dieser Stelle. Ich vermisse einen Gegensatz zu hominum, etwa sine qua vix vita hominum ⟨ferarum ritum⟩ ex⟨su⟩peret). — V 6, 4 e vestigio picum morsu su⟨bit⟩o . . . necavit. (Die Tötung durch einen Biß ist unwahrscheinlich, suo natürlich völlig unmöglich; ich vermute den Ausfall einer ganzen Zeile

e vestigio picum, ⟨cuius⟩ mors u-
⟨sui rei publicae esse dicebatur, cum damno⟩
suo in conspectu senatus necavit.

Daß vor mors u nicht alles in Ordnung war, beweist der Umstand, daß es aus orsu verbessert ist). — VI 5, 1 quae adhuc rettuli ⟨reclusa⟩ mit Auslassung von sunt. — VII 2, 2 negabat aliter cum hoste confligere ⟨ducem⟩ debere mit Berufung auf Appian Iber. 87. — VII 3, 3 (Schluß) ändert R. mit Hilfe der Randnote in A das grato in gravaretur (passivisch gebraucht). — VIII 5, 5 ist überliefert illo (sc. Claudio) sacrilegum meflagitium uno argumento absentiae tuente. R. vermutet, daß ein zweites Epitheton ausgefallen ist, und schreibt sacrilegum ⟨nefarium⟩que flagitium. (Vielleicht sacrilegum me⟨hercle⟩ fl.). — IX 2 ext. 6 Ochus . . crudeliorem mortis rationem excogitavit, qua † hosustos (infestos Γ) sibi . . tolleret. R.: hos infestos. (Ich vermute hos ⟨in⟩uisos).

9. J. Schnetz, Zu Valerius Maximus (Philol. LXXVIII (n. F. XXXII] 1923, 421 ff.). Zu I 8, 4 schlägt Sch., wie auch Roßbach, die Lesung propriis his verbis vor. — III 2, 10 verteidigt er gegen Lindsay seine Ansicht, daß die Worte classem nantes lubricis pelagi quasi cam von Servatus Lupus, dem Korrektor von A, durch Konjektur gefunden sind. — VI 2 praef. libertas . . si quo non debuit ⟨se⟩ profudit, reprehensionem meretur. — IX 5 ext. 1 (Kempf S. 442, 26) ist aemulatus (A) zu halten. In der Lesart von L^1 caput latus ist caput als Verlesung von aemu aufzufassen; beide haben die gleiche Anzahl von Schattenstrichen („c-Formen"). — Nepot. I 13 wird das Wort gabinatus abgelehnt; nach Val. Max. VI 19 ist zu schreiben gabin⟨o ritu cin⟩ctus.

10. V. Costanzi, Etrusci haruspices (Riv. di Filol. n. s. II (LII) 1924, 341). Bei einem Vergleich von Cic. de div. I 92 mit Val. Max. I 1 fällt die Verschiedenheit in der Zahlenangabe auf; ersterer sagt: de principum filiis sex, Val. Max: decem principum filii. Der Fehler liegt in der handschriftlichen Überlieferung des Cicerotextes.

11. A. Klotz, Zu Bell. Alex. 55, 5 und Val. Max. IX 4, 2 (Rhein. Mus. 74, 1925, 234). An den beiden genannten Stellen ist auf Grund von Bell. Alex. 52, 4 und 55, 3. 4 der Name des Squillus herzustellen; bei Val.: Squillum für Silium, Bell. Alex.: cum Squillo für cum Q. Sestio.

12. W. Heraeus (ebend. 329). Bei Val. Max. VI 1, 12 ist die Änderung des Namens Plutius in Plotius (nach der Epitome des Paris) unnötig, da der Name Plutius durch korrekte Inschriften gut bezeugt ist.

13. N. Pirrone, Sul commento di Valerio Massimo ad un passo delle „Rane". (Atene e Roma VI 1925, 86 ff.) P. nimmt an der verderbten Stelle VII 2 ext. 7 eine Lücke an und ergänzt: qui (Aristophanes) in comoedia introduxit remissum ab inferis ⟨Aeschylum in Alcibiaden atque in principem⟩ Atheniensium Periclen vaticinantem non oportere in urbe nutriri leonem.

Textgeschichtliches:

14. A. Kappelmacher, Zur Epitoma des C. Titius Probus (Wien. Stud. XLIV 1924/25, 237). Die Überlieferung der Epitoma des Julius Paris aus Valerius Maximus im Cod. Vatican. X 4229 bietet eine doppelte Schwierigkeit: einmal werden dem Val. Max. 10 Bücher zugeteilt statt der überlieferten 9, und ferner nennt sich der Epitomator in dem am Anfang stehenden Briefe Julius Paris, während die Subskription lautet C. Titi Probi finit Epitoma etc. Zur Erklärung des ersten ist Gell. XII 7, 8 heranzuziehen, der eine in unserem Text VIII 1 amb. 2 stehende Geschichte als in libro . . nono niedergeschrieben bezeichnet; ist die Lesart richtig, so hat Gellius ein Exemplar des Val. in 10 Büchern gekannt, und ein ebensolches hat auch Paris benützt (vgl. Traube, S.-B. Akad. München 1891 S. 387). Die zweite Schwierigkeit löst sich, wenn wir annehmen, daß hinter dem Traktate De praenominibus ein Ausfall eingetreten ist, und zwar enthielt die Lücke den durch den Index bezeugten Schluß dieses lib. X (wie De praenominibus und seine fehlende Fortsetzung zum X. Buche des Val. geworden sind, wissen wir nicht) und ferner die ganze Epitoma des Titius Probus, von der wir also nur wissen, daß sie vorhanden war und von Domnulus herausgegeben wurde.

Curtius Rufus.

In der Frage nach dem Zeitalter des Curtius Rufus hatte man sich fast allgemein dahin geeinigt, daß jene einzige Stelle, die uns einen Fingerzeig geben kann (X 9, 3—6), sich auf die Geschehnisse in der Nacht nach der Ermordung Caligulas beziehe. Den Versuch einer neuen Datierung macht die folgende Abhandlung, die ich deswegen voranstelle.

1. A. v. Domaszewski, Die Phalangen Alexanders und Caesars Legionen (Sitz.-Ber. Akad. Heidelberg, Phil.-hist. Kl. 1925/26, 1. Abh.) Das erste Kapitel trägt die Überschrift: Die Zeit des Curtius. Von der bekannten Stelle (X 9, 3) ausgehend, sagt v. D., der Herrscher, der da starb, muß von derselben Art wie Alexander gewesen sein, und diejenigen, die nach der Krone streben konnten, müssen Männer gewesen sein von der Art der Diadochen. So schließt er auf Trajan, dessen Partherkriege den Zeitgenossen im Lichte eines neuen Alexanderzuges erschienen; seine ausgezeichneten Heerführer konnten in den Verdacht geraten, nach dem Throne zu streben. Ihre Ermordung durch Hadrian wird bei C. durch das Bild von dem drohenden Weltuntergang gerechtfertigt, der Vorwurf erschlichener Adoption durch den Wunsch der Fortdauer seines Hauses abgelehnt. Aus dieser Datierung unter Hadrian will v. D. auch VII 5, 42 verstehen, wo es heißt: nunc forsitan sagittarum celebri usu minus admirabilis videri ars haec possit. Die hohe Schießkunst, wie sie z. B. in dem Gedicht des batavischen Reiters (Weber, Unters. z. Z. Hadrians S. 10) gerühmt wird, ist eine Wirkung der neuen disciplina im Heere Hadrians. So fällt auch auf eine andere Erzählung des C. (IV 8, 7—9) — Hektor, Sohn des Parmenio, ertrinkt im Nil — ein eigentümliches Licht. Unsere Überlieferung weiß sonst nichts davon, und C. hat wohl die ganze Geschichte erfunden, um für den Tod des Antinous ein heroisches Vorbild zu schaffen. — Ein anderes Kapitel beschäftigt sich mit den Quellen des C. Schrieb dieser unter Hadrian, und zwar zu einer Zeit, wo sich die Heeresreform bereits eingelebt hatte, so ist seine oft wörtliche Übereinstimmung mit Arrian dadurch zu erklären, daß er diesen selbst ausgeschrieben hat; die Anabasis selbst hält v. D. für ein Jugendwerk des Arrian. Beispiele für solche Entlehnungen, die sich aber nur über die erste Hälfte des Buches erstrecken. Eine andere Quelle ist Kallisthenes (den auch Diodor benützte), und neben diesem Anaximenes von Lampsakus. Auf beiden baute sich Kleitarchs Epopoe auf, und zur Verzerrung des Bildes Alexanders d. Gr. hat das Werk des Duris von Samos viel beigetragen; wir erkennen ihn am besten in den Erzählungen über das Ende des Philotas, Kleitos und Kallisthenes. Während Arrian zu den reinen Quellen der Geschichte Alexanders zurückkehrt, schenkt C., der Rhetor, den Verleumdungen Gehör.

Die Datierung unter Hadrian ist, wie zu erwarten, auf scharfen Widerspruch gestoßen. H. Berve, Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage, München 1926 (I Nachträge S. 339) weist die beiden letzten Argumente als nicht beweiskräftig zurück. Die Behauptung, der verstorbene Herrscher müsse von derselben Art gewesen sein wie Alexander, ist rein willkürlich. Die Bemerkung des C.

knüpft nicht an den Tod Alexanders an, sondern an den Hader der makedonischen Großen: hier ist die Situation beim Tode Caligulas eine einleuchtende Parallele, bei Trajans Tod aber nicht. Ferner zwingen die Worte des C.: 'non ergo revirescit solum, sed etiam floret imperium' zu der Annahme, daß eine schwere und trübe Zeit voranging, also jedenfalls nicht die Zeit Trajans. Daß stilistische Kriterien in die Zeit des Claudius weisen und daß mit caliganti auf Caligula angespielt ist, wurde längst erkannt. Damit erledigt sich auch die Hypothese, daß C. den Arrian als Quelle benutzt habe. Zu der Anaximenesthese nimmt B. in den Nachträgen zum II. Band (S. 453) Stellung: Einführung einer unbekannten Größe, von der man ungestraft alles behaupten darf. 'Ein Gewirr sich gegenseitig zu ihrer eigenen Rettung erzeugender Hypothesen'. — Ablehnend verhält sich auch die Besprechung von B. A. Müller in der Phil. Woch. 1927, 1255, wo zugleich darauf hingewiesen wird, daß bei Claudius Angleichung an Alexander d. Gr. beliebt war.

2. W. C. Summers, The Silver Age etc. (s. Velleius 1). Für S. (S. 152ff.) ist die Historia Alexandri Magni unzweifelhaft ein Produkt der silbernen Latinität, wahrscheinlich entstanden unter der Regierung des Claudius. Ist der C. R., den Sueton nennt, derselbe wie unser Autor, so muß er vor der Thronbesteigung des Vespasian gelebt haben, denn Sueton (de rhet. 9) setzt ihn zwischen die Lehrer des Ovid und des Persius. Von allen rhetorischen Geschichtsschreibern ist er der rhetorischste; er schreibt nicht in der Art des Ptolemaeus und Aristobul, sondern in der Art des Klitarch, dessen Werk mehr Roman als Geschichte war. Wenn C. Klitarch und Ptolemaeus und daneben Timagenes (in augusteischer Zeit) als seine Quellen nennt, so kann er aus letzterem geschöpft haben, was Timagenes selbst als aus den beiden andern stammend bezeichnet hat; wahrscheinlicher aber ist es, daß C. mehrere Berichte über Alexander gelesen hat und sich heraussuchte, was er für seine Darstellung brauchte, wie es ja auch heute noch der Verfasser eines historischen Romans machen würde. Für Charakterzeichnungen hatte C. keine Gabe: his kings and queens and warriors are the puppet figures of the declamation and Senecan tragedy. Aber er hat Charme und ist verhältnismäßig frei von Extravaganz und Manieriertheit Bei Seneca scheinen sich einige Anklänge an C. zu finden. Wenn Quintilian ihn nicht erwähnt, so ist das von keiner Bedeutung: auch Trogus und Petron werden bei ihm nicht genannt. Mit dem 12. Jahrh. wird C. populär; Elyot stellt sein Werk neben die Cyropädie, und selbst Könige wie Karl XII. von Schweden und Alfons X. von Spanien schätzten sein Buch.

3. A. Gudeman (s. S. 83). Schon zu Beginn der römischen Kaiserzeit trat eine Art Alexanderkultus in Erscheinung. C. konnte bei der

Wahl seines Gegenstandes auf lebhaftes Interesse rechnen. Er hat die Aufgabe, die er sich gestellt, mit Geschick gelöst; allerdings war es dem Rhetor darum zu tun, Unterhaltungslektüre zu liefern. Die Sprache ist durchsichtig, ja von fast klassischer Reinheit mit gewissen Merkmalen der silbernen Latinität. Unter den Quellen steht wohl Kleitarchos an erster Stelle, doch kommen auch kritischer abwägende Beurteiler zu Wort. Daß bereits ein uns unbekannter Vorgänger diese Kontaminierung vorgenommen, ist unbegründete Hypothese, ebenso die Annahme, daß es sich um Anbequemung an die römische Auffassung handele. Verwunderlich ist das Schweigen des Altertums über C.; die Nachweise von Übereinstimmung bei Seneca und Lucan sind fadenscheinig.

4. A. Klotz (s. S. 83) setzt C. mit dem Rhetor aus der Mitte des 1. nachchr. Jh. gleich. Der Stil ist durch die Rhetorik beeinflußt, liebt poetische Ausdrücke und rhetorische Figuren, hält aber Maß.

5. Wilh. Kroll, Studien zum Verständnis der römischen Literatur. Stuttgart 1924. Im XIV. Abschnitt (Zur Historiographie) behandelt K. an erster Stelle Curtius, um an ihm, der als Rhetor und nur als Rhetor schreibt, die allgemeinen Tendenzen der rhetorischen Geschichtsschreibung zu veranschaulichen: nicht auf ernsthafte Belehrung kommt es ihm an, sondern auf Unterhaltung, denn sein Leserkreis hatte für die einfache Wahrheit weder Interesse noch Verständnis; man wollte die Dinge in bunter Beleuchtung als schönes Gemälde sehen, mochte diese Darstellung auch der Wahrscheinlichkeit widersprechen. Auch hatte C. keinen Sinn für militärische Dinge; seine militärischen Details (z. B. die Kriegslisten) gehören oft in das Gebiet der Paradoxa; auch sonst zeigt C. Interesse für Überlistung jeder Art. Groß ist das Gebiet der Kuriositäten, wobei natürlich die Wunder des Orients im Vordergrunde stehen. Da die ganze Darstellung vor allem auf das Gemüt des Lesers wirken soll, so werden König und Soldaten gern in verschiedenen Seelenzuständen vorgeführt; zuweilen steigert sich die Darstellung zu hochdramatischen Szenen. Im allgemeinen erscheint Alexander als Held, doch wird sein Bild oft verzerrt unter dem Einfluß der kynisierenden Beurteilung des Königs. Die nahe Berührung dieser Art der Erzählung mit dem Epos (Homer, Vergil) liegt auf der Hand; so sind die Aristeiai der Führer denen der Ilias nachgebildet u. a. m. Im folgenden werden einzelne Bücher und Episoden nach der künstlerischen Seite analysiert: Buch III, IV, IX; die Katastrophe des Kallisthenes und die Verschwörung des Philotas.

6. W. W. Tarn, Journ. of Hell. Stud. XLI 1921, 14: Curtius' Angabe über den beabsichtigten Marsch Alexanders von Spanien über die Alpen nach Italien hat zum Vorbild Hannibals Zug über die Alpen;

die Quelle ist also jünger als 219. — S. 20: Die Quelle von VIII 4, 23ff. ist vermutlich Klitarch; die von X 7 liegt wohl vor 309, denn lange nach Meleagers Tod wird wohl kaum noch viel Rücksicht auf ihn genommen worden sein.

7. R. Schubert, Beiträge zur Kritik der Alexanderhistoriker. Leipzig 1922. Der Bericht über den gordischen Knoten bei Arrian, Justin und Curtius wird auf Klitarch zurückzuführen sein. Die Aristandergeschichten gehen auf Kallisthenes zurück. Was wir über den Verlauf der Schlacht bei Issus wissen, beruht der Hauptsache nach auf Ptolemaeus; manches weist auf Aristobul und Klitarch; Duris ist erkennbar bei Curt. III 11, 1; 11, 4 und 11, 11. S. 58: „Durch die Annahme, daß die Klitarchhandschriften vereinzelte Scholien enthalten haben, dürften sich . . . Übereinstimmungen der Schriftsteller bei dem Beibringen von Varianten zu dem klitarchischen Berichte am einfachsten erklären lassen", z. B. Curt. IX 5, 21 = Arrian VI 11, 8; Curt. V 7 = Plutarch Al. 38; Curt. VI 4, 18 = Diodor XVII 75, 3.

Hierzu Besprechung von E. Hohl in der Philol. Woch. 1923, 180. Wenn Sch. (S. 36) annimmt, daß Curtius im Widerspruch mit sich selbst die 30000 Griechen im Heere des Darius einmal (III 9, 2) unter Thymodas, das andere Mal (III 11, 18) unter Amyntas stehen läßt, so beruht das auf falscher Interpunktion. An letzterer Stelle heißt es: at Graeci, qui in Darei partibus steterant, Amynta duce — praetor hic Alexandri fuerat, tunc transfuga — abrupti a ceteris haud sane fugientibus similes evaserant. Nur die paar tausend Mann, die sich aus der Schlacht retteten, standen unter der Führung des Amyntas. — Die Annahme von Scholien in den Klitarchhss. nennt H. einen Schlüssel, der sich zwar in allen Schlössern dreht, aber keines wirklich öffnet.

8. G. Radet, La valeur historique de Quinte-Curce (Comptes rendus des séances de l'Acad. des Inscr. et Belles Lettres 1924, 356ff.). Bei der Darstellung der Unterhandlungen, die zwischen Alexander und Darius von der Schlacht bei Issus bis zur Schlacht bei Arbela gepflogen wurden, ist der Bericht des Curtius dem des Arrian in mehreren Punkten vorzuziehen. Arrian kennt nur zwei Gesandtschaften, nach Marathos und Tyrus, C. noch eine dritte, die der Schlacht bei Arbela voraufgeht. Unwahrscheinlich ist es, wenn Arrian schon durch diese zweite Gesandtschaft die Euphratgrenze anbieten läßt; richtig bei C.: Halys als Grenze. (Dazu stimmt auch Diodor XVII 54, 1 ff.) Erst die dritte Gesandtschaft am Vorabend von Arbela wird die Euphratgrenze angeboten haben, und die bekannte Meinungsverschiedenheit zwischen Alexander und Parmenio wurde erst bei dieser Gelegenheit ausgelöst (nicht, wie Arrian berichtet, während des phönikischen Feldzuges). Auch was das Angebot der Lösegelder für die Gefangenen und den erst

allmählich nachlassenden Stolz des Darius anbetrifft, ist des C. Bericht glaubhafter. Arrian war eben mehr militärisch gerichtet, C., als Römer, hatte trotz seiner rhetorisierenden Verbrämungen, die im Wesen der Zeit lagen, einen guten Blick für das Historische, und benutzte Quellen, die sich in dieser Hinsicht am besten empfahlen.

Mir nicht zugänglich waren die folgenden Dissertationen:

9*. F. R. Hiller, De Curti Rufi Historiarum Alexandri orationibus. Diss. Leipzig 1921. Maschinenschrift. Einen Auszug gibt das Jahrb. der philos. Fakultät zu Leipzig 1921. 1. Halbjahrsband S. 29: Die Untersuchung gibt eine Analyse der Reden ... hinsichtlich ihrer rhetorisch-künstlerischen Eigenart, weist den Bestand an typischen Wendungen und Gedanken nach, den die Schablone der rhetorischen Schule vermittelte, und deckt Einzelheiten eigener inventio des rhetorisierenden Historikers auf. Seine Urteile über historiographische Technik werden in der Einleitung nachgeprüft.

10*. Heinr. Blatt, Das vulgär-archaische Element in der Sprache des Curtius Rufus. Diss. Erlangen 1923. Maschinenschrift.

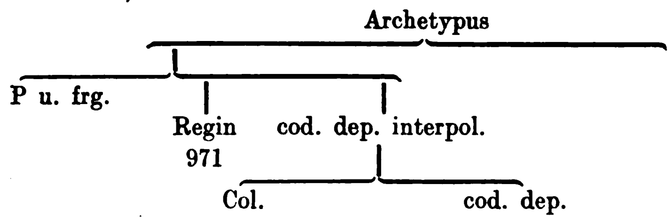
11*. P. Krause, Über des römischen Historikers Q. Curtius Rufus geographische Darstellungskunst. Diss. Leipzig 1924. Maschinenschrift.

12*. Fr. Helmreich, Die Reden bei Curtius. Diss. Erlangen 1925. Maschinenschrift.

13. M. Bacherler, Zum sog. Nominativus absolutus bei Curtius. (Wien. Stud. XLIII 1922/23, 100.) B. meint, daß an keiner der von W. A. Bährens (Glotta IV 266ff., vgl. auch Rhein. Mus. LXVIII 1913, 444f.) und von F. Horn (Zur Geschichte der absoluten Partizipialkonstruktionen im Lateinischen, Lund—Leipzig 1918) aus Curtius verzeichneten Stellen die Auffassung als Nom. abs. wahrscheinlich, geschweige denn zwingend ist, und erklärt die betreffenden Stellen in anderer Weise.

14. Ders., Curtiana. Verhältnis der Reginensischen Hs. des Curtius Rufus zum Par. 5716. Zeit und Gegend der Entstehung des curtianischen Archetypus. (Bayer. Blätter f. d. Gymn.-Schulw. 61 [1925] 324 u. 380.) Auf Grund minutiöser Untersuchungen kommt B. zu dem Resultat, daß der Archetypus, auf den alle Hss. zurückgehen, zeitlich nach Jordanis Getica (551 n. Chr.) und Gregor von Tours († 594) und vor die Reichenauer Glossen (8. Jh.) in die Nähe der Fredegarschronik (613, 642, 658), des Florent. Dig., der Veroneser Cassiodorhss. zu setzen ist. Dafür spricht die häufige Schreibung von i statt e in den Perfektformen der Komposita von capere, agere, facere, ferner der mehrfache Wechsel von der 3. zur 2. Konjugation und im Inf. Pr. Pass. die Endung e für i, der Gebrauch von o für u und um. Auf Gallien weist die häufige Schreibung u statt o, das Schwanken von t und d im nach-

vokalischen Auslaut, ae für e zumeist in Anfangs- und Endsilben, e für auslautendes a, die Vertauschung von par- und per-, anlautendes ab statt ob. Nach dem häufigen Abfall des Schluß-s zu urteilen, muß die Vorlage unserer C.hss. im Osten Galliens entstanden sein, denn während sich bei Gregor von Tours noch keine Spur von s-losen Formen zeigt, wird diese Erscheinung auf gallischen Inschriften um so häufiger, je weiter man nach Osten geht. Der curtianische Archetypus wurde demnach in der 1. Hälfte des 7. Jh. im östlichen Gallien in Halbunziale geschrieben. Der Stammbaum ist (gegen Dostler, Curtiana, Münch. Diss. 1904):



Ausgaben:

15. Q. Curti Rufi Historiarum Alexandri Magni Macedonis libri qui supersunt für den Schulgebrauch herausg. von Th. Stangl (Freytags Schulausgaben) Wien 1921. Einleitung: I Curtius' Alexandergeschichte nach Inhalt und Form betrachtet. II. Der Text. Es werden zunächst die Abweichungen von Vogels Ausgabe (Teubner) gegeben, sodann einige Textverbesserungen von O. Büttner vorgelegt: IV 9, 9 Einschiebung von ignobilem vor oder nach vicum. — III 3, 1 usurus geschützt durch das ähnliche anakoluthe Partizip occisuri V 10 6. — III 12, 16 magis (a rege) wird zwischen alius und ius eingerückt. — IV 6, 9 ⟨in⟩ recipiendis. — Die Ellipsen sicut ante dictum (IV 16, 1), dum in B. perventum (VII 4, 25), sicut oblatum (VII 5, 12) dürfen nicht durch Einschiebung eines est interpoliert werden, — wie viele andere Perfekta darf auch occupaverunt VI 6, 25 nicht ins Plusquamperfekt verwandelt werden. — VII 6, 27 nunc quoque non apud eos . . . exoleverunt wird gegen Umstellungen verteidigt. — VII 9, 13 wird hostium (hostem P) als Dittographie aus 12 getilgt. Von eigenen neuen Konjekturen empfiehlt St. der Beurteilung III 12, 12 reginas fore ⟨affirmat⟩. Tum. — IV 6, 6 nec magnam rem ⟨paulo⟩ magis sustineri posse. — V 11, 10 proinde eludant licet. — V 12, 2 ancipitem hos⟨pi⟩tem. — VI 1, 16 fortunam bell⟨ic⟩am. — VII 2, 6 Tu, inquit, demens. — VII 2, 20 adituri iam erant. — VII 2, 22 ea praecipua . . voluptas erat. — VIII 7, 5 Parmenio . . . trucidatus, is per quem A. occideras. — IX 10, 12 sed iam haec quoque alimenta defecerant, cum iumenta caedere aggressi

ne equis quidem abstinebant et . . . cremabant incendio. — X 5, 13 iterum, nec de regno Asiae sed de rege, ipsis sanguinem esse fundendum. Aber für wichtiger, als Konjekturen auszusinnen, hält St. andere Aufgaben, die die Curtiusforschung sich zu stellen hat. Zwar der Ruf nach einem für wissenschaftliche Zwecke verwendbaren Speziallexikon wird verfrüht bleiben, solange nicht eine mit Sachkenntnis und Sorgfalt durchgeführte Neuvergleichung des Parisinus vorliegt, aber es läßt sich schon jetzt Einigung bei einer großen Anzahl von Stellen erreichen, wenn vier Forderungen berücksichtigt werden: 1. Ausmerzung aller schlechthin unlateinischen Ausdrücke; 2. sämtliche mit dem besonderen Wortschatz und Wortgebrauch des C. unvereinbare Lesarten sind abzustoßen, zum wenigsten in Konjekturen; 3. die von Kinch in seiner Kopenhagener Dissertation von 1883 aus dem Parisinus erschlossenen Lesarten gehören in den Text; 4. dem Text ist jedes Merkzeichen der nachklassischen Latinität zurückzugeben, das nach den maßgebenden Hss. ihm zukommt. Von allen stilistischen Fragen darf die nach dem rhythmischen Satzschlusse als die bedeutsamste gelten.

16. Q. Curci Rufus. Història d'Alexandre el Gran. Llibres III i IV. Vol. I. Text i traducció del Dr. Manuel de Montoliu. Barcelona, Fundació Bernat Metge 1925. Die Einleitung von XLII Seiten berichtet über den derzeitigen Stand der Frage nach dem Zeitalter des Autors, über das Werk selbst und die Textgeschichte. Der Text selbst (mit kritischem Apparat und rechtsseitiger katalanischer Übersetzung) fußt im allgemeinen auf der zweiten Ausgabe von Hedicke, doch entscheidet sich der Herausgeber des öfteren für eine Lesart von Stangl.

Pomponius Mela.

1. Zurückgreifend nenne ich W. Capelles Besprechung von Pomponius Mela Geographie des Erdkreises. Aus dem Lateinischen übersetzt und erläutert von Hans Philipp. 1. Teil: Mittelmeerländer. 2. Teil: Ozeanländer. Voigtländers Quellenbücher Bd. 11 und 31. (Berl. phil. Woch. 1919, 1012ff.) Seit 1774 ist keine deutsche Übersetzung Melas erschienen. Ist sein Werk auch nur ein dürftiger Abriß, der Veraltetes und Modernes unvermittelt nebeneinander gibt, so enthält es doch manches für uns kostbare Gut, manche Kunde, die letzten Endes auf die Blütezeit der ionischen Wissenschaft des 5., ja des 6. Jahrhunderts zurückgeht. C. gibt einige Verbesserungen zu Philipps Übersetzung und bekämpft dessen Ansicht, daß M. die Disposition seiner Schrift dem Werke Varros „De ora maritima" entlehnt habe. M.s Anordnung ist einfach die vieler alten Periplen: Küsten des inneren Meeres, dann dessen Inseln, danach die Küsten des äußeren Meeres, dann dessen Inseln. Hinweis auf einige Literatur, die noch hätte herangezogen werden

können. Mela II 4 ist von Plinius (IV 84) unmittelbar benutzt; das zeigt schon die Wendung donec absit a Maeotide, in der augenscheinlich ein dem Mela eigentümlicher Sprachgebrauch vorliegt (vgl. II 37; III, 74).

2. F. Gisinger, Geographie (Mela) in P.-W. Realencyclopädie Supplementband IV S. 673. Bei den Römern kann von einer Entwicklung der geographischen Wissenschaft nicht gesprochen werden; für die literarische Behandlung der Geographie waren äußere Zwecke bestimmend, und daher steht die Länderbeschreibung im Vordergrund. Das „Lehrbuch der Geographie" des Pomponius Mela ist in erster Linie als Leistung eines Rhetors zu werten. Beachtenswert ist, daß M. (I 4) die Grundlagen der Geographie, die Kugelgestalt der Erde wie die Zonenlehre, wenigstens noch berührt. Die wohl nur indirekte Abhängigkeit von griechischen Quellen ist allenthalben erkennbar. Manches erinnert an die Ionier: die Form (ἐν δέ = interius), die Dreiteilung der Erde, die Begrenzung durch Nil und Tanais, die Benennung der Cassiterides, die Rhipäen und Hyperboreer. Auf (wohl nur mittelbare) Abhängigkeit von Eratosthenes weist die Auffassung der Oikumene als einer meerumflossenen Insel und das System der vier in die Oikumene eindringenden Golfe; von einzelnem auf Pytheas-Eratosthenes die Gliederung der westeuropäischen Küste (III 16) und die Vorstellung von Britannien (III 49 ff.). Auch in den Benennungen schimmert oft noch die griechische Vorlage durch. Melas Erdbild wird gut veranschaulicht durch Sieglins Karte im Atl. antiquus tab. I, IV; doch hat sich M. die Cassiterides (III 47 f.) wohl vor der Nordwestecke der Bretagne gedacht. Wegen der Benutzung veralteter Vorlagen bietet M. vielfach einen Kenntnisstand, der zu seiner Zeit längst überholt war.

3. Summers, in dem zu Anfang (Velleius 1) erwähnten Buch, gibt auf S. 289 zunächst Angaben über den Inhalt der Schrift, um sodann den rhetorischen Charakter des Werkes zu kennzeichnen. Zahlreiche Anklänge an Sallust zeigen, daß M. diesen als literarisches Vorbild betrachtete. Sein Stil läßt vom Gesichtspunkt seines Jahrhunderts nichts zu wünschen übrig, aber seine geographischen Kenntnisse sind zum Teil recht schwach. Mittelbar oder unmittelbar scheint Varro beträchtlichen Einfluß auf sein Werk gehabt zu haben.

4. A. Gudeman (s. S. 83). Pomp. M. sucht durch einen pointenreichen und gezierten Stil wie durch kulturgeschichtliche Zusätze den trockenen Gegenstand genießbarer zu machen. Gute, alte Quellen, wenn auch aus zweiter Hand geschöpft.

5. A. Klotz (s. S. 83). Flüchtiger Abriß ohne wissenschaftlichen Geist. Der Verfasser entnahm seinen Stoff einer jüngeren Erdbeschreibung, die dieselben Quellen verarbeitet, die auch Plinius für seine Geographie benutzt.

6. W. Kroll, Studien zum Verständnis der römischen Literatur, Stuttgart 1924, S. 301. Melas Werk diente den Zwecken der allgemeinen Bildung. Schon wegen der Kürze und der Benutzung eines veralteten Periplus liegt eine ernsthafte Erdbeschreibung nicht vor. Die Aufzählung der Namen (über 1500) soll besonders denen helfen, die sie in der Literatur lasen, und für die Bedürfnisse der allgemeinen Bildung sind namentlich die vielen mythischen und paradoxographischen Notizen bestimmt. Mit Vorliebe werden Legenden gestreift, die mit einem Orte verknüpft sind; die ethnographischen Schilderungen gehen vom Standpunkt des Kuriositätensammlers aus; manchmal wird auch die Literaturgeschichte gestreift — „für die eigentliche Erdbeschreibung bleibt daneben herzlich wenig Raum übrig".

7. U. Hoefer, Zu alten Geographen. 1. Pomponius Melas Einleitung. (Rhein. Mus. 73, 1920/24, 343.) H. bekämpft die Ansicht, daß in Melas Einleitung (1, 2) mit den Worten 'dicam autem alias plura et exactius, nunc ut quaeque sunt (überl. erunt) clarissima et strictim' die Absicht kundgegeben sei, den Gegenstand (die Chorographie) noch einmal eingehender zu behandeln. Auch Weicherts und Philipps Meinung, daß die Worte dicam — exactius auf die vorliegende Schrift von § 25 an zu beziehen seien, wird abgelehnt. Der ganze Satz gibt eine Ankündigung der Darstellungsweise; alias — nunc sind Synonyma und bedeuten: bald — bald. (Ein Grund, das überlieferte erunt in sunt zu ändern, liegt m. E. nicht vor.)

8. H. Folmer, Stilistiska studier öfver Pomponius Mela. Uppsala 1920. Die fleißige und gründliche Dissertation behandelt in § 1 die Anaphora. 2. Parallelismus. 3. Chiasmus. 4. Homoioteleuton. 5. Parallelismus + Chiasmus. 6. Anaphora + Parallelismus. 7. Anaphora + + Chiasmus. 8. Anaphora + Parallelismus + Chiasmus. 9. Anaphora + Homoioteleuton. 10. Anaphora + Parallelismus + Homoioteleuton. 11. Anaphora + Parallelismus + Chiasmus + Homoioteleuton. 12. Homoioteleuton + Chiasmus. 13. Allitteration. 14. Reimartige Verbindungen. 15. Paronomasie. 16. Traductio. 17. Hyperbaton. 18. Anastrophe von Adverbien. Für jedes dieser Kapitel werden die Beispiele aus Mela erschöpfend herangezogen.

9. Th. Grienberger, Codanovia. (Philol. Woch. 1921, 1198.) Gr. liest 3, 54 in illo sinu quem Codanum diximus exit Scadinavia (üb. ex iis Codanovia) . . . et ut fecunditate alias ita magnitudine anstestat (in jenem Busen, den wir Codanus genannt haben [3, 31] läuft Scadinavia aus . . . und übertrifft die andern [Inseln] wie an Fruchtbarkeit so auch an Ausdehnung). Die Feststellung des geographischen Lokales ergibt sich aus dem Vergleich mit Plin. IV 27, Ptolemaeus II 11, 33—35 und Jordanes Get. III 16. Letzterer benutzte

ein Melaexemplar, in dem die Entstellung Codanovia noch nicht vorhanden war, sein Scandza entspricht vielmehr dem plinianischen Scadinavia. Die Form Codanovia (die übrigens keinen wirklich gebrauchten Ausdruck darstellt, sondern sich nur in Melahss. findet) ist wohl entstanden unter dem Einfluß des Namens der Bucht Codanus und unter dem Einfluß antiker geographischer Namen auf -ovius, -ovia.

10. F. Walter, Zu Mela (Philol. Woch. 1923, 164). I 19, 98 in id (mare) Granicus effunditur, ⟨ubi⟩ pugna etc. — II 1, 11 stata sede (statt des überl. Acc.) agunt (zu agere = versari cf. III 10, 107). — II 3, 24 (teilweise mit Klotz, Wien. Stud. XXXV 225) tum Macedonum populi quot urbes (Acc.) habitant! quarum Pelle — ⟨e⟩s⟨t⟩ et (auch) maxima — ⟨maxime⟩ illustris.

Columella.

1. Summers (vgl. S. 82) schildert uns (S. 283 ff.) Col. als Fachmann auf dem Gebiet der Landwirtschaft, der stolz ist auf seinen Beruf und mit Genugtuung von seinen eigenen Erfolgen spricht; auch scheinbaren Kleinigkeiten wendet er seine Aufmerksamkeit zu und sieht nicht mit Verachtung auf das Alte. Besser als durch Varro bekommen wir durch Col. einen Begriff von dem Handbuch des Karthagers Mago. Aber er ist zugänglich den abergläubischen Rezepten seiner Zeit, und schlimm bestellt ist es um den Kalender in Buch XI, wie denn überhaupt die Landwirte von den Verbesserungen Caesars wenig Notiz genommen zu haben scheinen. Sein Stil ist the refined and graceful stile of Silver Latinity, aber ohne dessen Affektiertheit. Weniger günstig lautet natürlich das Urteil über das in Hexametern geschriebene Buch X: monotone Aufzählung von Pflanzen. Nachleben in der englischen Literatur bei Elyot, Milton und Cowley.

2. A. Gudeman (s. S. 83). Der Stil ist musterhaft klar unf fast frei von der rhetorischen Schreibweise seiner Zeit. Fesselnde Lektüre. Überlegenheit gegen Cato und Varro.

3. A. Klotz (s. S. 83). Wie Cicero den vollkommenen Redner, will Col. den vollkommenen Landwirt darstellen. Er kennt seine Vorgänger und ist gebildet. Daher versteht er den Stoff vortrefflich darzustellen.

4. C. Cichorius, Römische Studien (Leipz. Berl. 1922) S. 417ff. Zur Biographie Columellas. Aus Columellas Worten II 10, 18 'sed hoc quidem semen Ciliciae Syriaeque regionibus ipse vidi mense Junio Julioque conseri et per autumnum, cum permaturuerit, tolli' ist zu schließen, daß er während seiner Dienstzeit in Syrien einen ganzen Sommer in Cilicia Trachea zugebracht hat. Aus Tac. ann. VI 41 wissen wir von einem Feldzug römischer in Syrien stationierter Truppen nach dem westlichen Cilicien i. J. 36. Der Aufenthalt Columellas in Cilicien

ist also wohl mit jenem Feldzug identisch. Für diese Vermutung spricht auch die Angabe des Tacitus, daß der Führer des syrischen Detachements M. Trebellius geheißen habe, und einen Mann dieses Namens kennen wir aus Col. V 1, 2 als dessen guten Freund. Mit dem Sommer 36 wäre also der erste chronologisch feste Punkt für Columellas Leben gewonnen. Eine zweite Stelle, die für die Biographie Col.'s verwendet werden kann, findet sich III 8, 2: et nuper ipsi videre potuimus in apparatu pompae circensium ludorum Judaeae gentis hominem proceriorem celsissimo Germano. Diese Stelle bringt Cich. mit Plin. n. h. VII 74 und Josephus XVIII 103 zusammen und zeigt, daß jener Riese bei den Zirkusspielen, die Claudius i. J. 41 zu Ehren seines Vaters Drusus und seiner Mutter Antonia veranstaltete, vorgeführt worden sei. Col. muß also i. J. 41 in Rom gewesen sein.

5. H. B. Ash, Some Notes on the De Cultu Hortorum of Lucius Junius Moderatus Columella (Class. Journal XVIII, 1922/23, 328—334). Das zehnte Buch in dem Werk Columellas ist in mancher Hinsicht das interessanteste; hier gibt der Autor die Prosa auf, um in den Fußstapfen Vergils zu wandeln Er tut es auf Wunsch seines Freundes Silvinus (X praef. 3): frequens postulatio tua, quae praecepit, ut poeticis numeris explerem georgici carminis omissas partis, quas tamen et ipse Vergilius significaverat posteris se memorandas relinquere (Verg. Georg. 147/48). Daß C. vor allen andern Vergil als Vorbild im Auge hatte, ist klar, doch finden sich auch Berührungen mit anderen Dichtern. So die Anrufung der Pierischen Musen (v. 40) wie bei Hesiod im Anfang der „Werke und Tage“; auf Hesiod, vermittelt durch Vergil, geht auch die Festsetzung der Zeiten für landwirtschaftliche Arbeiten nach Aufgang und Untergang der Gestirne usw. zurück. Es finden sich ferner Reminiszenzen aus Ovids Metamorphosen, so Col. X 59 f. ~ Ov. met. I 69—88 (Prometheus); v. 172 ~ met. X 298ff. (Myrrha); v. 175 ~ met. XIII 394/95 (Ajax); v. 268ff. ~ met. V 385ff. (Proserpina); v. 344/45 ~ met. XV 552ff. (Tages). An Catull 61, 6—7 erinnert v. 257, und wohl sicher beeinflußt von Catull 46, 1 ist die Schilderung der Ankunft des Lenzes v. 60ff. Die monotone Wiederholung des Wortes nunc hat lukrezische Färbung; an denselben Dichter werden wir erinnert durch einleitende Worte wie principio (Col. X 6), quod si (v. 50), quin et (250 u. 419), quin etiam (v. 409), und ergo age (v. 35), quare age (230 u. 294) sind ein Gegenstück zu dem bei Lukrez häufig begegnenden nunc age. Col.'s Vorbild waren, wie gesagt, vor allem Vergils Georgica, aber es finden sich auch Spuren der Bucolica und der Aeneis. Die Anordnung der ersten 100 Verse ungefähr zeigt interessante Parallelen zu der gleichen Anzahl Verse in dem Georgica: gibt Vergil in den ersten fünf Versen eine kurze Übersicht über das, was er

zu schildern gedenkt, mit der Anrede Maecenas, so tut Col., an Silvinus sich wendend, dasselbe in ebenfalls fünf Zeilen, und 40—93 bei Col. (Vorschriften über die Vorbereitung des Bodens) entsprechen Georg. I 43—90. Von da an geht Col. in der Anordnung des Stoffes eigene Wege. Sowohl in der Aufzählung der Pflanzen als auch bei der Erwähnung landwirtschaftlicher Gegenstände finden wir viele Wörter, die bei Vergil nicht begegnen.

6. Wolfg. Koller, Beitrag zur Geschichte der Tierheilkunde unter besonderer Berücksichtigung der Chirurgie und der Augenheilkunde nach dem Werke des römischen Schriftstellers Lucius Iunius Moderatus Columella. Diss. München 1926. Maschinenschrift. K. behandelt eine Reihe von Tierkrankheiten und deren Heilung, wie sie Col. uns schildert, in zwei Hauptteilen, unter I Chirurgie: Hilfsmittel (Notstand), Operationen, Lahmheiten; unter II Augenheilkunde. Er kommt zu dem Schluß, daß man eigentlich staunen muß über die Kenntnisse und über die Zweckmäßigkeit der Behandlung der einzelnen Krankheiten; die empirische Tierheilkunde muß damals schon eine ziemliche Höhe erreicht haben.

Zur Textkritik:

7. H. Armini (Eranos XXI [1923] 44) verteidigt bei Col. XI 1, 3 die handschriftliche Lesart ab annis quinque et triginta gegen Lundströms Änderung ab anno quinto et tricesimo.

8. Vilh. Lundström (Eranos XXII [1924] 50 ff.) teilt einen Brief von Prof. F. Gustafsson mit, in dem dieser sich für Lesarten der Hss. (A) S entscheidet oder selbst Änderungen bringt. L. nimmt zu den einzelnen Punkten Stellung. Es handelt sich um folgende Stellen (Seite und Zeile nach Lundströms Col. lib. I. II): 6, 10 fercula — 7, 13 catamito (*glossema videtur* ianitore) — 10, 12 parcius — 16, 9 ceterum — 17, 2 ex eaque — 20, 2 perueniat (*cfr. 23, 15*) — 21, 10 in inspiciendo — 23, 21 uelis (*cfr. 33, 19*) — 26, 2 permiserimus — 31, 21 ut quisque *coniungenda, non commate distinguenda* — 42, 8 recognoscant (circumspecti = prudentes) — 42, 10 num quando — 58, 3 quasi aliquo — 66, 18 semen iaciamus — 73, 22 solum — 87, 1 pessima agricola — 93, 7 paene — 94, 6 pluuiis salientibus — 94, 19 illi — 96, 8 suppetet multum — 96, 17 aliquamlibet — 97, 15 sumptus erogans — 100, 2 adsecemus . . faenisecas — 103, 19 uerutulatis — 106, 4 uaso.

9.* A. Maleïn, Notes sur le texte de Columelle (Comptes rendus de l'Acad. des Sciences de Russie 1924) bringt nach Marouzeau (Dix années de Bibliographie classique): Commentaire de divers passages du livre VIII basé sur l'étude de la langue et des manuscrits S(angermanensis) et A(mbrosianus).

10. E. J. Robson, Vervactum, Veteretum (Class. Review 39 [1925] 69). Scaliger wollte bei Col. überall veteretum für vervactum lesen. Aber vervactum geht zurück auf vervec-, wie die Variante veteretum auf vitulus ϝέτος.

11. J. Svennung, Om en nyupptäckt bok av Palladius. (Eranos XXIII [1925] S. 1ff.) S. zieht das von ihm neuentdeckte XIV. Buch des Palladius am Schlusse des Aufsatzes zur Verbesserung einiger Col.stellen heran. So ist die Lücke 6, 4, 1 auszufüllen nach Pall. 14, 4, 1 quod componitur p. p. triti capparis folia ac mirti silvestris cipressique (cf. Veget. 4, 2, 6); ferner 6, 5, 1 = Pall. 14, 5, 1 ea res alvum movet aut febrem (cf. Veget. 4, 2, 12). 6, 6, 3 wird Lundströms Konjektur fieri conuenit bekräftigt. 6, 7, 2 zu interpungieren cacumina. Viridis etc. 6, 35, 2 herzustellen nach Pall. 14, 27, 3 comas eius inaequaliter recide et ad aquam perducito.

Frontinus.

1. Eine gute und ausführliche Übersicht über die Persönlichkeit und die Schriften Frontins gibt A. Kappelmacher im X. Band von P.-W. Realencyclopädie S. 591ff. Wenn Fr. 70 Praetor war (Tac. hist. IV 39), so wird er als Nichtadeliger etwa um 30 geboren sein. Verlegt man den ersten Consulat in das Jahr 73, so heben sich die Schwierigkeiten, die die Ansetzung ins Jahr 74 (Borghesi) bereiten. Dann begann seine Statthalterschaft in Britannien i. J. 74 und währte bis zur Ankunft des Agricola (bei Tac. Agr. 17 ist in dem überlieferten sustinuitque das que wohl zu streichen). Auf diese britannische Legation bezieht sich wohl auch strat. I 5, 26, wo K. mit Dederich Ligures in Silures ändert. Prokonsul von Asia etwa 90; zweiter und dritter Consulat sind sicher datiert. Unter c) werden Privatverhältnisse behandelt d) gibt eine Charakteristik, e) Schriften. Was die Echtheitsfrage des IV. Buches der Strategemata betrifft, so findet K. keinen der Gründe, die gegen die Echtheit vorgebracht worden sind, zwingend. Bei dem Commentarius de aquis weist K. als erster darauf hin, daß die Teilung in 2 Bücher, wie wir sie in den Hss. finden, nicht haltbar ist. „Charakteristisch für das Buch ist es, daß nicht griechische Fachliteratur benutzt ist, es ist ein durch und durch römisches Produkt.“

2. Summers, The Silver Age etc. (vgl. S. 82) behandelt unsern Autor S. 311ff. Frontin sagt selbst (aq. praef.), daß er es sich zur Gewohnheit gemacht habe, seine eigenen Erfahrungen bei der Verwaltung eines Amtes zum Nutzen für seine Nachfolger schriftlich niederzulegen, und sein in Resten auf uns gekommenes Werk über Gromatik und ein anderes über Kriegskunst, von dem nur die Appendix Strategemata erhalten ist, waren wahrscheinlich Handbücher dieser

Art. From any other point of view than that of subject matter, our author is certainly the most insignificant of all the prosaists with whom this book is concerned. Das IV. Buch der Strategemata hält S. für unecht. Die Schrift über Wasserleitungen ist zwar unsere Hauptquelle über diesen Gegenstand, aber da es interessante Anekdoten und Kernsprüche nicht aufweist, wird es in der modernen Literatur wenig genannt; Burton erwähnt es in der Anatomy.

3. A. Gudeman (s. S. 83). Gegenüber der englischen Einschätzung nennt G. den Fr. eine sehr erfreuliche Erscheinung. Buch IV der Strategemata stammt von einem späteren Verfasser. Der Stil ist gefällig und durchsichtig und frei von rhetorischem Tand.

4. A. Klotz (s. S. 83) sagt neben Erwähnung der Schrift de aquae ductu urbis Romae über die Strategemata: die zwar nicht aus den Urquellen geschöpften Strat. sollen für die Praxis Beispiele aus der Geschichte geben (Buch I vor, II während, III nach der Schlacht). Ein angehängtes fremdes IV. Buch schöpft teilweise aus Fr., will aber nicht der Praxis dienen, sondern moralisch wirken.

5. E. Hedicke, Zur Blattversetzung in Frontins Strategemata. Ein Nachtrag (Hermes 55, 1920, 330). Bei der von H. schon früher vorgenommenen und allerseits gebilligten Umstellung handelt es sich nicht um eine Blattversetzung, sondern um die Versetzung eines Quaternio. Der losgelöste Quaternio umfaßt etwa 110 Teubnerzeilen, das entspricht etwa einem Majuskelquaternio von Cic. de rep. Die Worte von II 9, 7 tinuerunt se in castra bis II 12, 2 secundum consuetudinem waren in das IV. Buch geraten zwischen die Worte IV 7, 42 cum in agmine milites con und nere vellent. Mit leichter Änderung ist zu schreiben II 12, 2 adventaret für adventarent und IV 7, 42 cum in agmine milites con⟨ti⟩nere vellet. Für die Herstellung des Textes kommt vor allem in Frage der Harleianus 2666 (9. Jh.); gleich gut ist auch der Gothanus I. 101, enthält aber nur einzelne Stücke der Strategemata. Die jüngeren bekannten Hss. sind durchweg mehr oder weniger verfälscht. Die Gleichheit der Umstellung beweist, daß alle Hss. auf ein Archetypon zurückgehen.

Ausgaben:

6. Iulii Frontini de aquaeductu urbis Romae commentarius ed. F. Krohn. Bibl. Teubn. Leipzig 1922. Besprochen Phil. Woch. 1923, 749 von C. Hosius. Bollettino di Filol. class. XXX 1923/24, 170 von A. G. Amatucci. Histor. Jahrb. 44 (1924) 141 von C. W(eyman). Die Ausgabe gründet sich auf den Cassinensis 361, von dem wir eine vorzügliche Reproduktion in Herschels Werk: Frontinus and the Water Supply of the City of Rome

(London 1913) besitzen. Der handschriftliche Titel der Schrift De aquaeductu urbis Romae ist beibehalten; auch im Codex Theodosianus (XV 2) und im Codex Justinianus (XI 43) lautet die Überschrift zu den Kapiteln über Wasserleitungen De aquaeductu. Dagegen ist die Teilung in zwei Bücher, wie sie die Hss. bieten, aufgegeben; schon Kappelmacher (vgl. oben) hatte beobachtet, daß der Trennungsstrich mitten durch eine zusammengehörige Partie geht und daß Frontin selbst von diesem Commentarius immer im Singular spricht. Wie ist diese Zweiteilung entstanden? Schon in verhältnismäßig früher Zeit muß die Schrift in zwei Teile zerrissen worden sein, denn in dem Bericht des Antonius Panormita über die Auffindung der Hersfelder Handschrift (cf. Sabbadini, Studi Ital. VII 122 und R. P. Robinson, De fragmenti Suetoniani de grammaticis et rhetoribus codicum nexu et fide. Illinois 1922. S. 9) heißt es: Quinetiam Sex. Iulii Frontonis de aquaeductibus qui in urbem Romam inducuntur; et est litteris aureis transcriptus. Item eiusdem Frontonis liber alter, qui in hunc modum inicitur: 'Cum omnis res ab imperatore delegata mentionem exigat' et caetera. Ebenso lesen wir in dem Commentarium Nicolai Nicoli in peregrinatione Germaniae (vgl. Robinson S. 13): In Monasterio hispildensi (für Hersfeldensi) haud procul ab alpibus continentur haec opuscula. videlicet: Iulii Frontini De aquae ductis quae in urbem inducunt liber j. Incipit sic: Persecutus ea quae de modulis dici fuit necessarium usw. . . . Continet hic liber XIIj.

Item eiusdem frontini liber incipit sic: Cum omnis res ab imperatore delegata usw. . . . Continet. XI. folia.

Beide Male sind die getrennten Teile als besondere Bücher behandelt, und zwar wird der letzte Teil an erster Stelle genannt. Ein Gelehrter vor der Zeit des Cassinensis wird den richtigen Zusammenhang erkannt und die Ordnung wiederhergestellt haben, ohne jedoch die Teilung in zwei Bücher aufzugeben.

7. Frontinus, The Stratagems and the Aqueducts of Rome with an English translation by Charles E. Bennett. Edited and prepared for the press by Mary B. McElwain. London-New York 1925 (Loeb Class. Libr.). Besprochen Journal of Rom. Stud. XV 1925, 127f. von A. W. Van Buren; Revue crit. LIX 1925, 350f. von S. de Ricci; Philol. Woch. 1926, 118f. von C. Hosius. In der bekannten Anlage werden vorausgeschickt Notizen über Life and Works of Frontinus, The Manuscripts, Bibliography, Sigla. Für den Text der Strategemata ist Gundermanns Ausgabe zugrunde gelegt, für De aquis Bücheler (1858). Die Übersetzung der letzteren Schrift wird auf dem Titelblatt bezeichnet als being a revision of that of Clemens Herschel, bei der Bennett schon damals tatkräftige Hilfe geleistet hatte.

Zu einzelnen Stellen:

8. Ch. Hülsen, Fastenfragment aus Ostia (Berl. philol. Woch. 1920, 306). Auf Grund der inschriftlichen Urkunde kann die verderbte Stelle aq. 102 (p. 42, 5 K.) mit Sicherheit geheilt werden; das Consulat, in welchem Didius Gallus sein Amt als curator aquarum antrat, lautete: Ser. Asinio Celere, ⟨Sex.⟩ Nonio Quintiliano. Ob aber für das unverständliche post quē zu schreiben ist post mensem (Nipperdey) oder post quattuor menses, läßt sich einstweilen nicht entscheiden.

9. Fr. Münzer, Römische Adelsparteien und Adelsfamilien (Stuttgart 1920) verteidigt S. 239 die handschriftliche Lesart aq. 7: M. Lepido pro collega verba faciente gegen die fast allgemein angenommene Änderung pro collegio (Pighius). Es „fügt sich alles der Annahme, daß M. Lepidus Porcina im Jahre 143 die Stadtpraetur verwaltete, die Verhandlungen des Senats über die Wasserleitung zu leiten hatte und sie zugunsten des Marcius beeinflussen konnte“.

10. A. G. Amatucci, Frontiniana (Bollettino di Filol. Class. XXX. 1924, 187). A. schlägt vor, die schwierige Stelle aq. 101 (p. 41, 9 K.) so zu lesen: itemque, cum viarum ⟨curatores⟩ curatoresque frumenti quota parte anni publico fung[eb]antur ministerio iudiciis ⟨vacent privatis publicisque⟩, ut curatores ⟨a⟩quarum iudiciis vac⟨ar⟩ent privatis publicisque. — Kap. 119 wird das überlieferte sit (p. 48, 25 K.) gegen meine Bedenken (praef. V) verteidigt, desgleichen p. 50, 8 die handschriftliche Lesart sol acrior quam gelatio.

11. H. Willenbücher, Textkritisches zu Frontins Schrift de aquis urbis Romae commentarius (Philol. Woch. 1925, 1245). Kap. 8 liest W. statt des überlieferten ex agro Lucullano quem quidam Tusculanum credunt umgekehrt ex agro Tusculano, quem quidam Lucullanum credunt. Die Änderungen zu Kap. 21, 27 und 79 erscheinen mir mehr als zweifelhaft. Die Zeitangaben ab urbe condita will W. bis auf die in Kap. 4 streichen, ebenso Kap. 129 die Worte ⟨e⟩aque omnia ita ut (p. 53, 18 K.). Zum Schluß wird auf einige Stellen hingewiesen, von denen zwar nicht behauptet wird, daß sie unecht seien, die aber doch nach W.s Ansicht unecht sein könnten.

12. A. Oxé, Die römische Vermessung steuerpflichtigen Bodens. (Bonner Jahrbücher Heft 128 [1923] 20—27.) Front. de agr. qual. (Thul. 1, 14) sagt: ager per strigas et per scamna divisus et adsignatus est more antiquo in hanc similitudinem. Die begleitende Textfigur (3) ist von den Abschreibern zur Unkenntlichkeit entstellt, aber das sog. Commentum bewahrt eine Figur, die nur geringe Verzeichnungen erlitten hat (Thul. Fig. 47). Diese von O. durch eine kleine Änderung richtig gestellte Figur gibt uns das älteste Bild eines ager per strigas et per scamna divisus und zugleich den Schlüssel für den schwierigen Schluß der Constitutio Hygins.

Verzeichnis der in Band 217 besprochenen Schriften.

JAHRESBERICHT

über die

Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet von

Conrad Bursian

herausgegeben von

Karl Münscher.

Zweihundertachtzehnter Band.

Vierundfünfzigster Jahrgang 1928.

Dritte Abteilung.

ALTERTUMSWISSENSCHAFT.



LEIPZIG.
O. R. REISLAND.
1928.



Altenburg (Thür.)
Piererache Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhaltsverzeichnis
des zweihundertachtzehnten Bandes.

Bericht über griechische Geschichte (1915—1925).

Von
Thomas Lenschau in Berlin.

Teil I.

Der nachfolgende Bericht ist unter bedeutend ungünstigeren Bedingungen entstanden als seine Vorgänger. Mit dem Ausbruch des Weltkrieges hörten die Zusendungen aus dem Ausland sofort auf und sie sind auch nach dem Frieden bisher erst spärlich wieder aufgenommen. Nur Amerika hat damit in größerem Umfang wieder begonnen; England und Italien fielen ganz aus, Frankreich sandte nur eine ἕνα ἀλλὰ λέοντα, das schöne Buch Rome, la Grèce et les monarchies hellénistiques von Prof. Maurice Holleaux, dem auch an dieser Stelle dafür gedankt sei. Infolgedessen findet sich in den Schriftenverzeichnissen das Sternchen, welches anzeigt, daß ich die Schrift nicht selbst eingesehen habe, verhältnismäßig häufiger als früher. Immerhin habe ich durch die Preußische Staatsbibliothek doch noch manches nachträglich erhalten, wenngleich auch hier die vorhandenen Mittel noch lange nicht ausreichen, die im Kriege entstandenen Lücken wieder zu füllen.

Vier neue Gesamtdarstellungen der griechischen Geschichte sind in der Berichtszeit erschienen, zuerst die Neubearbeitung des ersten Bandes der Weberschen Weltgeschichte, die von E. Schwabe besorgt ist. Der Verf. zeigt sich mit den einschlägigen Fragen wohlvertraut und hat sich den Ergebnissen der neueren Forschung nicht verschlossen, am meisten noch in der älteren Geschichte von Sparta und Athen, die zweifellos einer Neubearbeitung zu unterziehen sind: bei dieser wäre auch die Geschichte des Hellenismus stärker zu berücksichtigen, deren Bedeutung für den Gesamtverlauf der abendländischen Geschichte immer stärker hervortritt. Sodann hat Cavaignac seine Behandlung der Zeit von 480—107, die bereits 1913/14 erschienen war und deshalb im vorigen Bericht noch nicht benutzt werden konnte, durch einen ersten Band vervollständigt, der freilich in sehr summarischer Darstellung die älteste Zeit behandelt und zum Teil sogar noch in die Perserkriege übergreift. Die griechische Geschichte von Ciccotti habe ich nicht gelesen, was nach den über sie erschienenen Besprechungen keinen großen Verlust bedeutet. Weitaus das Bedeutendste ist der knappe Abriß, den Ulrich Wil-

c k e n geliefert hat, ausgezeichnet durch tiefgründige und gleichmäßige Behandlung der einschlagenden Fragen: ich werde im Verlauf des Berichts noch mehrfach darauf zurückkommen. Das gleiche gilt von Julius Belochs drittem Bande, der die Lücke von 404—330 ausgefüllt hat, die in seinem großen Werke noch klaffte.

Erstes Kapitel.

Die Anfänge der griechischen Kultur.

K. J. Beloch, Griech. Geschichte. 2. Aufl. 3 Bd. bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens. Abt. 1. Berlin 1922. Abt. II. Berlin 1923.

Eug. Cavaignac, Histoire de l'antiquité. vol. I. Javan jusqu'en 480. Paris 1917—1919.

Ett. Ciccotti, Griech. Geschichte. Gotha 1920.

G. Webers Weltgeschichte. Bd. 1. Herausg. v. E. Schwabe. Leipzig 1921.

U. Wilcken, Griech. Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte. München und Berlin 1924. [2] 1926.

F. Bilabel, Die jonische Kolonisation. Philol. Suppl. XIV. 1920.

C. W. Blegen und W. Leaf, Corinth in prehistoric times. Amer. Arch. Journ. 24, 1—13 (1920). 27, 151—163 (1923).

C. W. Blegen and A. J. B. Wace, The premycene pottery of the Mainland. Annual of the Brit. School. at Athens 22 (1916/18), 176—192.

St. Casson, Excavations in Macedonia. Annual of Brit. School 24, 1—33 (1922). The Dorian invasion. Antiq. Journ. 1921, 199—221.

A. Debrunner, Die Besiedelung des alten Griechenland im Lichte der Sprachwissenschaft. Neue Jahrb. 1918. 41, 433—448.

M. Ebert, Südrußland im Altertum. Bonn u. Leipzig 1921.

A. Evans, Excavations at Knossos in 1921. Antiq. Journal. 1922. II 319—329.

The Palace of Minos. I. the neolithic and early and middle Minoan ages. London 1921 (126 M.).

A. Forrer, Keilschriftliches aus Boghazköi. Wiss. Veröffentl. der Deutsch-oriental. Gesellschaft. Heft 1—3. 1916/19.

V. Gordon Childe, East European relations in the Dimini culture. Journ. Hell. Stud. 42, 254—275 (1922).

E. H. Hall (Miss), Excavations in eastern Crete (Vrokastro). Philad. Univers. Museum 1914.

James P. Harland, Prehistoric Aigina. Paris 1925.

U. Kahrstedt, Die Nationalität der Erbauer von Tiryns und Mykene. Neue Jahrb. 1919. 43, 71—75.

E. Kalinka, Die Herkunft der griech. Götter. Neue Jahrb. 1920. 45, 401—413.

Lenschau, Pauly Wissowa Art. Jones.

J. Myres und R. T. Frost, The historical background of the Trojan war. Klio 14, 447—467 (1915).

M. Neubert, Die dorische Wanderung in ihren europ. Zusammenhängen. Stuttgart 1920.

E. Pernier, A plan of the palace at Phaestos. Amer. Journ of Archaeol. vol. 19 (1919).

Paribeni, Gräberfunde in Phaistos. Ausonia 1915.

L. Rey, Sites préhistoriques de la Macédoine. Bull. Corr. Hell. 40, 257—292 (1916).

Observations sur les premiers habitats de la Macédoine. 41, 1—304 (1917).

Fritz Schachermeyr, Korakou. Klio 18, 363—366 (1923.)

C. Schuchhardt, Alteuropa. Straßburg u. Berlin 1919.

B. Schweitzer, Geom. Stile in Griechenland. Ath. Mitteil. 43, 1—152. 177—188 (1918).

Stähelin, Die Philister. Basel ²1918.

J. Sundwall, Zur Deutung kretischer Tontäfelchen. Act. acad. Aboensis, humaniora II, IV. Abo 1920. 1923.

Ders., über kretische Maßzeichen. Ebenda 1924.

A. J. B. Wace, Excavations at Mykene. Annual Brit. School. 24, 185 bis 188 (1922).

*Xanthoudides, Gräber in Pyrgos. 'Αρχαιολ. Δελτίον. IV 163—170 (1918).

Wenn die Literatur über die älteste Zeit diesmal nicht so ergiebig ist, so liegt das in erster Linie daran, daß die Ausgrabungen durch den Weltkrieg überall ins Stocken gerieten. Indessen wurden sie noch während des Krieges wieder aufgenommen, besonders in dem von der Saloniki-Armee besetzten Gebiet Makedoniens und führten hier zu wichtigen Ergebnissen. Zunächst wurden sehr enge Beziehungen zu der von Wace und Thompson entdeckten thessalischen Kultur festgestellt (s. vor. Ber. S. 140 f.), nicht nur in den beiden steinzeitlichen Schichten, die durch die Rot-auf-Weiß- und Braun-auf-Gelb-Malerei getrennt sind, sondern auch in der Bronzezeit, so daß Childe Gordon mit ziemlicher Sicherheit die Herkunft dieser maked.-thessalischen Kultur aus dem östlichen Balkan feststellen konnte. Wenn statt dessen Rey und Casson auf einen nördlichen Ursprung glaubten hinweisen zu müssen, so treten hier Eberts südrussische Forschungen ergänzend ein. Er hat gezeigt, daß die russische Steinzeit, die sogenannte Tripoljekultur, die etwa bis 2200 v. Chr. blühte und in der sich der Übergang

von der Beerdigung zur Verbrennung vollzog, durchaus von Nordwesten her beeinflußt ist: er nennt sie geradezu eine Kolonialkultur, die von Mitteleuropa ausgeht, und ist geneigt, als ihre Träger zwar nicht das indogermanische Gesamtvolk, aber doch indogermanische Einzelstämme zu betrachten. Diese Tripoljekultur nun wird gegen das Ende der genannten Zeit, also etwa um 2400, durch einen von Osten kommenden Nomadenstamm vernichtet, der durch die Ockergräber gekennzeichnet wird, und es scheint, als ob sich die in Südrußland wohnenden Stämme damals unter dem Druck der Nomaden westwärts durch die Balkanhalbinsel bis nach Makedonien ans Ägäische Meer vorschoben. Wenn das der wirkliche Vorgang war, so erklären sich die nach N. deutenden Spuren in der von den Franzosen und Engländern aufgedeckten makedonischen Fundstätte einfach als Erbe, das die südrussischen Indogermanen schon aus ihrer in Mitteleuropa gelegenen Heimat mitbrachten. Nebenbei bestätigen diese Entdeckungen die Theorie Ed. Meyers vom südrussischen Ursprung des Hellenenvolks auch in zeitlicher Hinsicht.

Die Kriegspause ist mehrfach dazu benutzt worden, die früher gewonnenen Ergebnisse zu verarbeiten: so hat Sir Arthur Evans den ersten Band seines großangelegten Werkes über Knossos erscheinen lassen, der die Anfänge bis zur mittelminoischen Zeit einschließlich umfaßt, aber wegen seines Preises für deutsche Benutzer fast unerschwinglich sein wird. Nicht so weit sind die italienischen Arbeiten für Phaistos vorgeschritten, doch hat Pernier wenigstens einen schon im vorigen Bericht als notwendig bezeichneten neuen Plan der Ausgrabungen vorgelegt. Nach dem Krieg begann dann sofort wieder die Tätigkeit des Spatens. Auf Kreta sind von Frl. Hall, Xanthoudides und Paribeni mehrfach neue Siedelungen aufgedeckt, Wace hat in Mykene, Keramopoullos in Theben gegraben, endlich haben die Italiener ihre Forschungen in der Cyrenaika fortgesetzt. Immerhin liegen über alle diese Arbeiten erst kurze vorläufige Berichte vor, so daß die Tragweite der Entdeckungen noch nicht völlig zu erkennen ist.

Geschichtlich weitaus am bedeutendsten sind die Entdeckungen, die die Amerikaner im Gebiet des alten Korinth gemacht haben und die von C. W. Blegen geleitet wurden. Dieser entdeckte bei dem Dorfe Korakou an der Küste des korinthischen Golfes, etwa 3½ km westlich von Neukorinth und 4 km nordöstlich von der Stätte Altkorinths, in einem ovalen Erdhügel die Reste einer Ansiedelung, die von der jüngeren Steinzeit her bis in die letzten Zeiten des Bronzealters geblüht haben muß. Der große Vorzug der Trümmerstätte bestand darin, daß sie eine vollkommen ungestörte Schichtenfolge aufwies, was offenbar damit zusammenhängt, daß es sich um eine wenig begüterte Bevölkerung

handelte; größere Gebäude, die eine stärkere Fundamentierung nötig gemacht und dadurch die Schichtenfolge gestört hätten, waren überhaupt nicht vorhanden. Die Untersuchung der Töpferware, die von Wace und Blegen vorgenommen ward, ergab zuunterst eine ziemlich starke Schicht handgemachter Urfirnisware, deren jüngste Erzeugnisse, hell auf dunkel gemalt, sich etwa mit der zweiten Schicht von Orchomenos deckten. Darüber befand sich eine Aschenlage, ein Beweis, daß diese älteste Ansiedlung durch Feuer zerstört war. Alsdann folgte eine zweite Schicht, in der die graue sogenannte minysche Töpferware überwog, wie sie sich in Thermon, in der Argolis und in Thessalien gefunden hat: neben dieser mit der Töpferscheibe hergestellten Ware, die zuweilen auch aus gelbbraunem Ton, wie in Zerelia und Orchomenos, bestand, kam eine einheimische handgemachte Nachahmung vor, die sich auch in Phokis, Thessalien, Böotien und Phylakopi gefunden hat. Etwas jünger ist die gelbe minysche Ware, die auf der Töpferscheibe hergestellt und poliert ist und in Orchomenos, Tiryns und Mykene ihre Analogien hat. Endlich folgt die sogenannte ephyräische Töpferei, die der gelben minyschen ähnlich, aber bereits mit Blumen und Meertieren verziert ist; sie bildet den Übergang zur mykenischen Gattung der dritten Schicht und findet sich ebenso in Mykene, Tiryns, Phylakopi und im Heraion von Argos. Der wesentliche Gewinn der Grabung besteht darin, daß sich eine einheitliche Entwickelung herausgestellt hat, die sich über die mittelgriechischen Landschaften, Korinth und die Argolis erstreckt; wenn Wace noch Aigina vermißte, so ist mittlerweile von James P. Harland dort dieselbe Abfolge festgestellt worden. Die Entdecker haben danach drei sogenannte helladische Perioden abgegrenzt, die erste ist durch die Urfirnisware, die zweite durch die minyschen Gefäße, die dritte durch die ausgebildete mykenische Töpferei gekennzeichnet und sie stehen den gleichzeitigen Schichten der Inselkultur und der minoischen Kultur gleich, nur daß die erste helladische Periode noch über die frühminoische in die mittelminoische herabreicht. Die Entsprechung ist so überraschend, daß Wace annimmt, die frühhelladische, frühminoische und frühe Inselkultur seien drei Zweige eines und desselben Stammes, die sich parallel nebeneinander entwickelten, bis die minoische Kultur, durch die ägyptische befruchtet, den Vorsprung gewann. Nach Blegen dagegen entstand die mykenische (3. hellad. Kultur) direkt aus der minyschen Ware der zweiten Schicht unter minoischem Einfluß, von dem sie sich aber mehr und mehr entfernte, um schließlich selbst der minoischen Kunst ihren Stempel aufzudrücken. Wie dem nun auch sei: es bleibt bemerkenswert, daß auf korinthischem Boden, trotzdem an elf Stellen gegraben ist, nirgendwo Geometrisches zutage trat. Auch im Apollotempel, wo Miß Walker 1920 gegraben hat,

sind nur steinzeitliche Reste, die der 1. bis 3. thessalischen Periode und der ersten helladischen Zeit entsprechen, dagegen weder minysche, noch mykenische, noch geometrische gefunden worden (Roussel in Bull. Corr. Hell. 1920. 44, 382). Andererseits sollen die schwedischen Ausgrabungen nach demselben Berichterstatter (BCH. 1924. 48, 466) Beziehungen zwischen der Argolis und Kreta schon in der dritten frühminoischen Periode aufgedeckt haben.

Ihre eigentliche Bedeutung aber gewinnen diese Entdeckungen erst, wenn man sie zu den Ergebnissen der Dialektforschung in Beziehung setzt. Bekanntlich hat zuerst Kretschmer das Vorhandensein einer nicht griechischen Urbevölkerung, die sich über Griechenland, Inseln und Kleinasien erstreckte, aus den vielfach vorkommenden Suffixen auf νθ und σσο nachgewiesen; das etymologische Wörterbuch Boisacqs zeigt jetzt deutlich, wie groß die Zahl der griechischen Wörter ist, die sich nicht aus der griechischen Sprache selber erklären lassen. Über diese Urbevölkerung lagerte sich zunächst eine arkadisch-ionische Schicht, die später dann wieder von äolisch-achäischen Dialekten überdeckt ward; erst die dorische Wanderung brachte die dorisch redenden Stämme hinzu. Diese Ansicht hat zwar manchen Widerspruch erfahren, allein die letzte Nachprüfung durch Debrunner hat sie im wesentlichen bestätigt und auch Wilcken (S. 31) hat sich ihr angeschlossen. Nimmt man nun den archäologischen Befund Korakou hinzu, so ist es klar, daß die unterste Schicht, deren Beschaffenheit auf gewaltsame Zerstörung schließen läßt, der Urbevölkerung zuzuweisen ist, die zweite minysche Schicht würde der ionisch-arkadischen Besiedelung entsprechen, die dritte mykenische der achäisch-äolischen Einwanderung. Dabei ist das Interessante das, daß die ionisch-minysche Schicht sich keineswegs auf Attika und die Küstenlandschaften des saronischen Golfes beschränkte, wie ich selbst früher annahm, (Lenschau S. 1873), sondern daß ihr Gebiet noch große Teile Mittelgriechenlands Böotien, Phokis, Lokris umfaßte, aus denen sie später nach Ausweis der Dialektforschung durch die äolisch-achäische Wanderung verdrängt wurden. Der Zeitpunkt dieser Wanderung, deren archäologische Folge die Entstehung der mykenischen Kultur war, läßt sich allerdings nicht genau festlegen; während man früher etwa das 16. Jahrhundert annahm, ist Wace nach seinen Forschungen in Mykene neuerdings geneigt, ins 15. herabzugehen. Jedenfalls aber bildete sie den Anstoß zur ionischen Auswanderung nach den Inseln und nach Kleinasien und so bestätigt sich von dieser Seite her die Ansicht Eduard Meyers, daß die Besiedelung der kleinasiatisch-ionischen Küste schon in mykenischer Zeit vor sich gegangen ist. Diese Ansicht aber hat neuerdings nun auch von anderer Seite her eine unerwartete Stütze gefunden. Aus den hethi-

tischen Keilschrifttexten aus Boghazköi hat Emil Forrer nachgewiesen, daß die hethitischen Herrscher im 14. und 13. Jahrhundert schon in Pamphylien mit der Ahhijava, d. h. den Achäern zu tun hatten. Wenn also damals schon die Achäer, nachdem sie offenbar das minoische Reich in Kreta vernichtet hatten, erobernd bis nach Pamphylien vorgedrungen waren, so steht nichts im Wege, die durch ihren Einbruch in Griechenland verursachte jonische Auswanderung schon ins 15. Jahrhundert zu verlegen. Damals sind die vertriebenen Jonier, und zwar nicht bloß aus Attika, sondern vorwiegend aus Phokis und Böotien aufgebrochen. So erhalten wir zum erstenmal die Erklärung dafür, warum gerade der Poseidon vom Helikon und der Apollon von Delphi die Hauptgottheiten der ionischen Kolonien geworden sind, wie dies jetzt Bilabels Zusammenstellungen am deutlichsten zeigen. Harlands Nachweis, daß Poseidon eine Hauptgottheit der ionisch-arkadischen Geschichte gewesen ist (S. 51. 104), während die Achäer den Zeus Hellanios verehrten, der auf Ägina und auch in Sparta seinen Kult hatte (S. 81), paßt dazu ausgezeichnet, und jetzt erst begreift man die außerordentlich zahlreichen Spuren in der Besiedelungsgeschichte, die nach Böotien und Phokis weisen und schon seinerzeit von Immisch, Klaros (bei Lenschau S. 1873) zusammengestellt worden sind. Demnach kann jetzt Meyers Ansicht von der Besiedelung Ioniens im 15. oder 14. Jahrhundert wohl als erwiesen gelten, auch Wilcken hat seinen Widerspruch auf Forrers Entdeckung hin, die er allerdings in der 2. Auflage vorsichtiger beurteilt, jetzt aufgegeben (S. 233 Anm. 40). Ob auch Thessalier an der Kolonisation teilnahmen, steht einstweilen dahin: manches von dem was Harland an Beziehungen zwischen Thessalien und Ägina aufgedeckt hat (S. 59 ff.), ließe sich verwerten. Aber die archäologischen Zusammenhänge fehlen: es ist bisher noch nicht gelungen, die Perioden der helladischen Kultur zur thessalischen in einwandfreie Beziehungen zu bringen. Wichtig dagegen erscheint ein anderer Nachweis Harlands (S. 101 ff.), der in Anlehnung an Frickenhaus und Müller (Athen. Mitt. 1911, 21—38) gezeigt hat, daß die Amphiktyonie von Kalauria bis in die mykenische Zeit zurückgeht, ja, es erscheint nicht ausgeschlossen, daß ihre Gründung schon in die ionisch-minysche Zeit zurückreicht, wofür die Wahl des Bundesgotts Poseidon und die Teilnahme des im Inland belegenen minyschen Orchomenos neben lauter ionischen Seestädten sprechen. Sollte sich das bewahrheiten, so würde es natürlich ein ganz anderes Licht auf die Entstehung der ionischen Amphiktionie um Poseidon Helikonios und der delischen Amphiktionie um Apollon werfen.

Über die Herkunft der griechischen Götter überhaupt hat sich Kalinka ausgesprochen: wirklich indogermanisch ist nach ihm

nur Zeus. Apollon und Artemis gelten ihm, schon weil sie Bogen tragen, als Götter der vorhellenischen also der Urbevölkerung, das gleiche behauptet er auch von Demeter, Athene und Poseidon. Nicht ganz dazu stimmen Harlands Ergebnisse, der wenigstens Poseidon als den Nationalgott der ionisch-minyschen Bevölkerung annimmt, während Zeus Hellanios, dem auf Äginas höchstem Berge das Heiligtum geweiht war, der achäischen Bevölkerung angehört. Daß Poseidon eine ältere Gottheit war, ist wohl zweifellos, darauf deuten die vielen Sagen, in denen er als vor andern Gottheiten zurückweichend gedacht wird: in Ägina vor Zeus, in Argos vor Hera, in Attika vor Athena, in Korinth vor Helios, in Delphi vor Apollon. Es waren wohl die ionisch-minyschen Götter, die so allmählich vor der achäischen Einwanderung zurückwichen. Indessen wird man über diese Dinge erst näheren Aufschluß erlangen, wenn die kretische Buchstabenschrift entziffert ist: Sundwall hat nach dieser seine beachtenswerten Versuche fortgesetzt, doch sind weder seine noch die von Sir Arthur Evans bisher von vollem Erfolg gekrönt worden.

Der achäischen Herrschaft in Mittelgriechenland und im Peloponnes machte die dorische Wanderung ein Ende, über die Neubert in einer besonderen Schrift gehandelt hat, in der er von der zweifellos richtigen Tatsache ausgeht, daß zwischen der mykenischen und der Dipylonzeit eine Lücke in der Kulturentwicklung klafft, die sich nur bei völliger Vernichtung der alten Lebensverhältnisse durch den Einbruch von Neustämmen erklärt. Diese waren es auch zweifellos, die das Eisen mitbrachten und damit bringt er nun die Hallstattkultur zusammen, in der Eisen- und Bronzekultur friedlich nebeneinander hergehen, obwohl ihre Träger nach Ausweis der Bestattungsgebräuche ganz verschiedenen Völkerschaften angehörten. Dasselbe Verhältnis findet er in Italien, wo die Bronzekultur der Terramaren, die er von den Schweizer Pfahlbauten ableitet, langsam von der Villanova-Eisenkultur abgelöst wird, so jedoch, daß beide eine Zeitlang friedlich nebeneinander existieren. Also, schließt er, müssen etwa gleichzeitig in Griechenland, Italien und im Hallstattgebiet um 1100 neue Völker eingedrungen sein und dies können nur Hellenen, Italiker und Kelten gewesen sein, die sich durch Gräberbestattung als Indogermanen zu erkennen geben. Wo aber kamen sie her? Der Verf. nimmt an, daß die indogermanischen Kentumvölker einst in einer Reihe von Holstein bis zum Kaukasus saßen, nebeneinander Germanen, Kelten, Italiker, Hellenen. Den Gebrauch des Eisens erhielten sie aus dem Kaukasus, wo auch den späteren Griechen die Chalyber als Erfinder des Eisens galten. Nordöstlich hinter ihnen vom Finnischen Meerbusen bis zum Nordrand des Kaspisees saßen die Satemvölker, Lituslawen, Illyrier, Thraker und hinter diesen wieder

nach dem Aralsee zu Eranier und Inder. Den Anstoß gab, genau wie 1500 Jahre später der Hunneneinbruch, um 1200 v. Chr. der Vorstoß eines tschudischen Steppenvolkes, dessen Reste der Verf. in den Kimmeriern und Skythen erkennt, die später auf den Spuren der vertriebenen Völker weiterzogen. Damals traf der Stoß zunächst die Illyrier und Thraker, die gänzlich zertrümmert wurden, pflanzte sich aber auf die Kentumvölker fort, von denen die Kelten donauaufwärts nach Hallstatt, die Griechen und Italiker aber in die nach ihnen benannten Halbinseln hineingepreßt wurden; später drängten Illyrier und Thraker nach. Zur Vervollständigung bemerkt der Verf., daß dreihundert Jahre früher Eranier und Inder auf das iranische Hochland hinauf gedrängt worden waren, von wo die Inder den Weg durch das Kabultal ins Fünfstromland fanden.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Ganze ein wohlgerundetes Bild der Wanderungen gibt, die sich im 12. Jahrhundert in Europa vollzogen haben, aber vom Standpunkt der griechischen Geschichte aus müssen doch erhebliche Einwendungen gegen Neuberts Darstellungen gemacht werden. Zunächst diese, daß N. die dorische Wanderung für die erste und einzige überhaupt erklärt, die Griechenland betroffen hat; wäre das der Fall, so wären die jonischen und achäischen Völkerschaften, deren früheres Vorhandensein doch die vorherige Darstellung erwiesen hat, überhaupt nicht als Hellenen und Indogermanen anzusehen. Nun ist zwar so viel sicher, daß die dorische Einwanderung auch rein zahlenmäßig die stärkste war und daß in den Doriern das hellenische und indogermanische Blut stärker war als in den Ioniern, woraus sich die eigentümliche Erscheinung erklärt, auf die gelegentlich schon E. v. Stern hingewiesen hat, daß die dorischen Kolonien am Schwarzen Meer dem Aufgehen in die umwohnende barbarische Bevölkerung einen viel nachhaltigeren Widerstand entgegengesetzt haben, als die jonischen. Aber deshalb den Ioniern und Achäern überhaupt den hellenischen Chrakter absprechen zu wollen, wie der Verf. muß, geht doch nicht an: wir müßten ja dann unsere ganze Auffassung der griechischen Geschichte ändern. Indessen wer sagt uns denn, daß er Recht hat? Um es zu behalten, muß er die tiefgehenden Unterschiede zwischen kretischer und festländisch-mykenischer Kultur einfach wegleugnen, die doch in Bauart und Bekleidung so deutlich hervortreten, daß bei der mykenischen Kultur unweigerlich an eine fremdstämmige, d. h. hellenische Einwanderung gedacht werden muß. Und weiter, wie denkt sich der Verf. das homerische Problem? Mit dem Hinweis auf das Nibelungenlied ist es doch nicht einfach getan. Gewiß, auch da werden Sagen, die Jahrhunderte zurückliegen, wieder aufgenommen, aber es sind doch stammverwandte Germanen, die das tun, und das Fortleben der Sage

in den dazwischen liegenden Jahrhunderten läßt sich deutlich verfolgen. Bei der Auffassung N.s aber müßten wir an die Ungeheuerlichkeit glauben, daß ein indogermanisches Volk die Heldensage der unterworfenen Bevölkerung aufgenommen und zur seinigen gemacht habe, wofür sich meines Wissens kein Beispiel findet. Ich glaube deshalb, daß N.s Ergebnisse für Griechenland im Wesentlichen abzulehnen sind, dagegen mögen sie für Italien und das Hallstattgebiet ihre Bedeutung behalten. Einstweilen also wird die dorische Wanderung ihre Stellung als die letzte der großen Einwanderungswellen behalten, die über Griechenland dahingegangen sind.

Aber ist sie denn überhaupt eine geschichtliche Tatsache? Beloch hat das bekanntlich geleugnet (s. d. vor. Bericht S. 161) und hat damit vereinzelt, wie bei K a h r s t e d t und P a r e t i Anerkennung gefunden. Seine Ansicht läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß die achäische Einwanderung, die er wahrscheinlich zu hoch, ins 18. Jahrhundert versetzt, eben auch die letzte gewesen ist, daß also Dorier und Achäer identisch sind und der neue Name, der in Kleinasien aufkam, erst später von den Kolonien aufs Mutterland übergriff. P a r e t i hat sich im wesentlichen die Gedankengänge seines Lehrers zu eigen gemacht, K a h r s t e d t dagegen sucht dem Hauptargument, das Beloch für sich anführen kann, nämlich daß die Einwohner der Landschaft Achaja nach Ausweis ihrer unteritalischen Kolonien sich eines ausgesprochen dorischen Dialekts bedienten, noch neue Seiten abzugewinnen, indem er folgendermaßen schließt: der Name Achaja hafte nur an zwei Stellen Griechenlands, in Südthessalien und an der Südküste des korinthischen Golfs, in dem ersten herrsche ein nordwestgriechisch oder dorisch-thessalischer, in der zweiten ein dorisch-arkadischer Dialekt. Entscheidend für die Namengebung könne aber nur das beiden gemeinsame Element, d. h. das dorische gewesen sein, also sei dorisch-achäisch. Aber trotz seiner scheinbaren mathematischen Genauigkeit steht der Beweis auf recht schwachen Füßen, da sich im zweiten Kapitel herausstellen wird, daß Achaja wahrscheinlich im 8. oder 9. Jahrhundert von der benachbarten Argolis her dorisiert worden ist. Indessen der Hauptbeweis gegen Belochs Theorie liegt, wie schon im vor. Bericht S. 182 ausgeführt ward, in dem völligen Zusammenbruch zwischen mykenischer und geometrischer Kultur, der nur durch eine gewaltsame Änderung aller Verhältnisse erklärt werden kann. Folgerichtig bemüht sich K a h r s t e d t natürlich, diesen Bruch abzuschwächen oder als nicht vorhanden darzustellen, aber wenn er von allmählichem Übergang des mykenischen in den geometrischen Stil redet (S. 73), so genügt es, demgegenüber auf die sachkundigen Ausführungen Bernhard S c h w e i z e r s zu verweisen, der vom archäologischen Standpunkt

aus diesen Bruch mit aller denkbaren Schärfe betont hat: nur in Ostgriechenland, d. h. an der kleinasiatischen Küste findet sich der allmähliche Übergang vom Mykenischen zu den späteren Perioden, der sich aus der Zeit der Kolonisation erklärt (s. o.), im festländischen Griechenland ist eine völlige Vernichtung der mykenischen Kultur eingetreten.

Zuletzt ist noch über einen interessanten Versuch zu berichten, den die englischen Forscher Myres und Frost gemacht haben, die Ereignisse der mykenischen Zeit genauer chronologisch festzulegen. Sie gehen von der ägyptischen Chronologie aus, die den ersten Libyersieg Ramses III. in das Jahr 1197, die große Schlacht gegen die Nordvölker ins Jahr 1194 verlegt. Nach der Inschrift von Medinet Habu kämpften in dieser Schlacht die Pulasch, die Zakkara, die Danauna oder Denyen, und die Uasha, die von den Verf. mit den Philistern, Teukrern, Danaern und den Leuten von Oaxos auf Kreta oder von Jasos in Karien gleichgesetzt werden: es handelt sich also um eine große Expedition westkleinasiatischer und Inselvölker. Nun verlegt die griechische, davon unabhängige, weil auf der Generationenrechnung beruhende Chronologie den trojanischen Krieg ans Ende des 12. Jahrhunderts, und zwar Eusebios in die Jahre 1190—1181, Eratosthenes etwas früher 1192—1183, während Kallimachos' Ansatz 1136—1127 als auf abweichender Olympiadenberechnung beruhend außer Betracht bleiben kann. Das Zusammentreffen beider voneinander unabhängigen Chronologien — nur Plin. NH. 36, 5, 64 sagt, Ilion sei unter Ramses gefallen — ist allerdings merkwürdig und gibt den Verfassern Anlaß, den Lauf der Ereignisse folgendermaßen zu rekonstruieren. Kurz nach 1200 raubte Paris die Helena während einer Abwesenheit des Menelaos, der damals 1197 vielleicht im Bunde mit den Libyern gegen König Ramses von Ägypten im Kampfe stand, und erst bei der Heimkehr den Raub erfuhr. Inzwischen hatten sich die Troer, die in der ägyptischen Inschrift als Takkara = Teukrer erscheinen, an dem großen Kriegszug nach Ägypten beteiligt, dem Ramses 1194 die Niederlage bereitete. Dieser Verlust des Priamos, der ihn besonders seine Flotte kostete, gab nun den festländischen Achäern die Möglichkeit, ungehindert durch eine feindliche Flottenmacht, vor Troja zu landen und in zehnjährigem Kampfe die Stadt zu bezwingen. Das alles ist nicht ganz unwahrscheinlich; die Verf. gehen aber noch weiter und versuchen an der Hand der Generationenrechnung nun noch weiter die Chronologie der griech. Heldensage wiederherzustellen. Nimmt man also etwa 1200 als Blütezeit der homerischen Helden an, so würden 1235 Priamos Nestor Peleus Atreus Jason Deukalion Theseus Eteokles anzusetzen sein. Um 1270 würden Minos II. Laomedon, der Gründer

von Troja VI., Pelops Ödipus fallen, um 1300 Laios und Tantalos. Höher hinauf ginge dann nur noch der Stammbaum des thebanischen Königsgeschlechts mit Hippodamos—Labdakos—Kadmos, der etwa um 1400 anzusetzen wäre. Auch hier fehlt es nicht an eigentümlichen Zeitgleichungen, so wenn die Verf. die Argonautengeneration von 1230 mit Merneptahs Sieg über die Seevölker zusammenbringen (1221) oder den Vertrag zwischen Ramses und Kattusil von 1272 darauf zurückführen, daß gerade damals dem Hetiterreich neue Feinde im Nordwesten entstanden, indem Laomedon Troja begründete. Immerhin sind alle diese Dinge zunächst nur Vermutungen, deren Bestätigung oder Nichtbestätigung wir am ersten noch von weiteren Aufschlüssen des keilschriftlichen Archivs von Boghazköi erwarten dürfen. Sollten sie sich aber bestätigen, so wäre damit wieder einmal erwiesen, daß die auf der Generationsberechnung beruhende griechische Chronologie immerhin ganz beachtenswerte Ergebnisse zu erzielen vermochte.

Zweites Kapitel.

Die ältere Zeit bis zu den Perserkriegen.

J. J. E. Hondius und A. M. Wordsworth, Laconia. I. Inscriptions. Annual Brit. School. vol. 24, 88—150. 1922.

*The Antiquities of Jonia ed. by the Society of Dilettanti. Part V. London 1913.

J. Beloch, Hipparch u. Themistokles. Herm. 55, 311—318. 1920.

F. Bilabel, Die ionische Kolonisation. Philol. Suppl. XIV. 1920.

L. Bizard, Fouilles du Ptoïon. II. Inscriptions Bull. Corr. Hell. 44, 227—262. 1920.

A. Brinkmann, Die olympische Chronik. Rhein. Mus. 70, 622—637. 1915.

E. Buschor, Griech. Vasenmalerei. München 1914.

M. O. B. Caspari, The Jonian confederacy. Journ. Hell. Stud. 35, 173—188. 1911.

Eug. Cavaignac, A propos d'un document nouveau sur les Orthagorides. Rev. Et. Gr. 32, 62—66. 1919.

Histoire de l'Antiquité. S. Kap. 1.

Vinc. Costanzi, La tirannide degli Ortagoridi alla luce d'un nuovo documento (Oxyrh. Pap. XI 104 u. 135). Rivista di filol. 44, 369—378. 1916.

Herm. Donner, Beiträge zu einer Geschichte der Politik d. delphischen Apollon. Klio 18, 27—40. 1922.

*Dunham, The history of Miletus. 1915.

V. Ehrenberg, Spartiaten und Lakedaimonier. Herm. 59, 23—72. 1924.

V. Ehrenberg, Neugründer des Staates. München 1925.
Ders., Kleisthenes und das Archontat. Klio 19, 106—110. 1925.
Ders., Der Gesetzgeber Lykurg in Επιτύμβιον H. Swoboda dargebracht, Reichenberg 1927. S. 19 ff.
Percy Gardner, A numismatic note on the Lelantian war. Class. Review 34, 90—1. 1920.
V. Gardthausen, Das Alter der italischen Schrift und die Gründung von Kyme. Neue Jahrb. 39, 369—378. 1916.
*Groh, Der panionische Bund. Listy filol. 44, 201—218. 1917.
A. Gwynne, The character of Greek colonization. Journ. Hell. Stud. 38, 88—123. 1918.
*Halliday, The growth of the city-state. Liverpool 1923.
James P. Harland, Prehistoric Aigina s. Kap. 1.
E. L. Highbarger, The history and civilisation of ancient Megara. Baltimore 1921.
J. J. E. Hondius u. F. Hiller v. Gaertringen, Hippias oder Hipparchos? Herm. 57, 475—478. 1922.
U. Kahrstedt, Die spartanische Agrarwirtschaft. Herm. 54, 279—294. 1919.
W. Leaf, The commerce of Sinope. Journ. Hell. Stud. 36, 1—15. 1916.
Th. Lenschau, Pauly-Wissowa. Art. Korinthos.
*Linforth, Solon the Athenian. Univ. of California Publications in Class. Philol. vol. VI. 1919.
*P. Orsi, Caulonia. Monum. Ant. 1916. vol. 23.
L. Pareti, Storia di Sparta arcaica. vol. I. Firenze 1920.
*Pernier, Gortina. Atene e Roma. 1915. 49—68.
*Peroutka, Die älteste gr. Geschichte. Listy filol. 41. 1914.
*A. Pease, Notes on the Delphic oracle and Greek colonization. Class. Philology 12, 1—20. 1917.
A. Rosenberg, Die Parteistellung des Themistokles. Herm. 53, 308—316. 1918.
B. Schweitzer, Geometrische Stile in Griechenland. Athen. Mitt. 43, 1—152. 175—188. 1918.
E. v. Stern, Hippias und Hipparchos. Herm. 52, 354—370. 1917.
*G. Strohm, Demos und Monarch. Stuttgart 1922.
Valeton, De Harmodio et Aristogitone. Mnemos. 45, 21 ff. 1917.
Ziegler, Pauly-Wissowa. Art. Segesta, Selinus, Σιχελία.
Alfr. Zimmern, The Greek commonwealth. 4 ed. revised. Oxford 1924.

In den sechs Jahrhunderten bis zum Beginn der Perserkriege vollzieht sich der allmähliche Übergang aus den chaotischen Zuständen, die die dorische Wanderung geschaffen hatte, zur Entwicklung des

Stadtstaats und zum Siege der Demokratie in Athen. Von der dorischen Wanderung kennen wir eigentlich nur den Ausgangspunkt, der im Nordwesten Griechenlands gelegen haben muß, und das endliche Ergebnis, das nicht nur in der Dorisierung der östlichen und südöstlichen Peloponnes, sondern auch in einer starken dorischen Einwirkung auf Mittel- und Nordgriechenland besteht; selbst Böotien und Attika sind, wie die Dialektforschung beweist, nicht unberührt von ihr geblieben. Aber über den Verlauf wissen wir nichts Bestimmtes. An sich sind drei Wege möglich, der eine zur See, entweder vom malischen Golf an der Ostküste entlang oder etwa vom ambrakischen Meerbusen an der Westküste hinunter, der aber jetzt wohl von den meisten Forschern aufgegeben ist. Zu Lande standen zwei Wege offen, der eine über den Isthmos, wobei es dann freilich bemerkenswert bleibt, daß gerade die Isthmoslandschaften, Korinth und Megara, nicht dorisiert wurden, was aber in ihrer verhältnismäßigen Unfruchtbarkeit seinen Grund haben kann, der zweite über das Rhion und die große Straße an der Südküste des korinthischen Golfes entlang. Für diesen letzten erklärt sich Pareti, aber sein Hauptgrund, die Annahme dorischer Bevölkerung in Achaja, ist unzutreffend und erklärt sich auf andere Weise. Somit bleibt der Zug über den Isthmos noch immer das Wahrscheinlichste, auch Wilcken (S. 39) neigt zu dieser Annahme.

Nun aber kann es als sicher gelten, daß die jonisch-achäische Urbevölkerung auch nach der Wanderung zunächst noch im Besitz der Isthmosstellung blieb, wie das die gemeinsamen Lokalsagen von Achaja, Korinth und Athen wahrscheinlich machen (Art. Korinthos 1009); für Megara hat Highbarger S. 54 ähnliche Beziehungen nachgewiesen. In demselben Artikel habe ich nachzuweisen gesucht, daß die Gründung Korinths erst im Laufe des 9. Jahrhunderts, und zwar von Argos her ins Werk gesetzt ward (ebd. 1010 ff.). Allerdings haben im Gebiet von Korinth an mehreren Stellen kleinere mykenische Siedelungen bestanden, wie das Blegens Ausgrabungen erwiesen haben, nicht aber in Korinth selbst. Andererseits finden sich nirgendwo Reste der geometrischen Kultur und die ältesten sogenannten griechisch-korinthischen Vasen zeigen nicht die geringste Verwandtschaft mit dem mykenischen, noch auch mit dem geometrischen Stil (Buschor S. 39). Um so wahrscheinlicher ist die Gründung in verhältnismäßig später Zeit, von Argos her, das damals auch seine Herrschaft über Achaja ausdehnte, wie denn im Schiffskatalog diese Landschaft auch zu Agamemnons Reich gerechnet wird. Jedenfalls spricht es für den inneren Zusammenhang mit Argos, daß auch später Korinth, jedesmal wenn sich das Verhältnis zum lakedaimonischen Bunde lockerte, gleichsam einem natürlichen Schwergewicht folgend, sofort in engste Verbindung

mit Argos trat, so 418 im Sonderbundskrieg und 395 im korinthischen Kriege (a. a. O. 1011). Auch das ist bezeichnend, daß die Isthmoslandschaften das östliche (blaue) Alphabet angenommen haben, das in Argos herrschte: der Zweck von Argos war jedenfalls der, die Isthmosstellung in seine Gewalt zu bekommen, und diese ward noch durch die sicher später erfolgte Eroberung von Megara vollendet. Im übrigen entwickelte sich Korinth infolge seiner günstigen Handelslage außerordentlich rasch, so daß es schon im 8. Jahrhundert über eine beträchtliche Flotte verfügte. Vor allem diente es der sekyonischen Erzgießerei und Tonindustrie als Ausfuhrhafen, später scheint es auch in der Industrie selber an seine Stelle getreten zu sein (Buschor S. 59).

Immerhin ist eine so schnelle Entwicklung wie die von Korinth im Mutterlande eine Ausnahme, wo nur Chalkis und Eretria, in gleicher Weise durch ihre Handelslage begünstigt, rasch emporstiegen: viel stärker war der Aufschwung im ionischen Kolonialgebiet und hier sind denn auch die Anfänge der Polis, des griechischen Stadtstaats, zu suchen (Keil, Gr. Staatsaltertümer S. 304 in Gercke-Nordens Handbuch Bd. III). Über die Zeit ihrer Gründung ist schon oben gehandelt, man wird sie wohl schon ins 14. oder 13. Jahrhundert setzen können; das Genauere wird sich vielleicht aus der Entzifferung der Keilschriften von Boghazköi ergeben. Auch über ihre Herkunft ist schon oben das Nötige gesagt: sie sind sicher nicht von Athen allein, sondern von der gesamten ionischen Bevölkerung ausgegangen, und die jonischen Monatsnamen und Phylen, deren weitverbreitetes Vorkommen Bilabels sorgfältige Zusammenstellungen erwiesen haben, sind jedenfalls als gemeinionische Einrichtungen anzusprechen; das Gleiche gilt von den beiden Hauptgottheiten Poseidon Helikonios und Apollon Delphinios. Nun ist freilich auch der Kult der Athene ziemlich weit verbreitet, wie sich aus Bilabels Sammlungen ergibt, ja, gerade in Milet gehört der Athenetempel zu den ältesten Kultstätten der Stadt, wie die unter ihm gefundenen spätmykenischen Reste beweisen. Selbstverständlich ist also auch die Bevölkerung von Attika beteiligt gewesen, aber daß Attika ausschließlicher Ausgangspunkt der Kolonisation gewesen sei, ist erst spätere Konstruktion, die auf der beherrschenden Stellung Athens im 5. Jahrhundert beruht. Übrigens haben auch nichtionische Elemente teilgenommen, wenigstens die beherrschende Stellung des Kults der sonst dem Ionierstamm fremden Hera auf Samos läßt sich nur durch Einwirkung von Argos her erklären. Es scheint also, als ob die Achäer von Argos, nachdem sie die minoische Herrschaft zerstört und vielleicht auch Rhodos noch besiedelt hatten, nun auch in das ionische Kolonialgebiet übergriffen und Samos besetzten. Wenigstens würde sich so die Feindschaft erklären, die sich bald zwischen Samos und

den südlichen ionischen Städten Milet und Priene erhob und schließlich in dem Verrat der Samier bei Lade 494 gipfelte. Um 850 muß dann noch der pylische Zuzug gekommen sein, der wahrscheinlich durch den Druck der ätolischen Eleer aus seinen Sitzen verdrängt, sich auf den größten Teil der Ionierstädte verteilte (s. vor Ber. S. 179). Dagegen ist es zweifelhaft, ob der Bund am Panionion, wie dies von Wilamowitz, C a s p a r i und ich selber früher geglaubt haben, eine später zu bestimmtem Zweck vorgenommene Neugründung war. Wenn H a r l a n d mit seinen Ausführungen über die Amphiktionie von Kalaureia (s. o.) Recht hat, so ist es sehr wohl möglich, daß die Ionier gleich bei der Besiedelung in Anlehnung an die in der Heimat zurückgelassenen Verhältnisse sowohl den Bund der Festlandstädte um das Heiligtum des Poseidon Helikonios, als auch den der Inseln um den Tempel des delischen Apollon begründeten. Die Neigung dazu ist wohl uralt und geht auf die indogermanische Zeit zurück, wenigstens findet sie sich bei den Germanen in den Kultgemeinschaften der Ingaevonen, Istväonen und Herminonen ganz ebenso.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls kamen die ersten Ansiedler aus Gegenden, in denen sich in dem ursprünglichen Stammstaat bereits städtische Siedelungen, wie Athen, Theben, Orchomenos u. a. gebildet hatten. Möglicherweise trafen sie auch an der Westküste Kleinasiens schon auf kretische Kolonien, die sie in Besitz nahmen; die Ansiedelungssage der meisten Städte ist voll von kretischen Spuren, und wenn sich bisher noch keine archäologischen Belege dafür gefunden haben, so kann das darin seinen Grund haben, daß mit Ausnahme von Milet die Ausgrabungen noch nirgends bis auf die eigentliche Sohle vorgedrungen sind. Bei der geringen Ausdehnung der meisten Stadtgebiete also, die an den mächtigen Inlandstämmen der Urbevölkerung bald ihre Grenze fanden und nur einen schmalen Küstensaum umfaßten, war schon aus Verteidigungsgründen die städtische Siedelung als fester Mittelpunkt des umgebenden Landgebiets die gegebene Form, und so entstand hier auf kolonialem Neuland die typische Form des S t a d t - s t a a t e s, der sich sehr bald zur Stadtrepublik entwickelte (vgl. Bruno Keil a. a. O.).

Viel langsamer änderten sich die Verhältnisse im Mutterlande und hier hat besonders die Entwicklung S p a r t a s die Aufmerksamkeit auf sich gezogen: während P a r e t i die äußere Geschichte des Staates bis zum 1. messenischen Kriege behandelt, ohne auf Verfassungsfragen einzugehen, haben gerade diese durch K a h r s t e d t und E h r e n - b e r g eine besonders eingehende Besprechung erfahren. Der italienische Gelehrte, der übrigens Belochs Ansicht über die dorische Wanderung teilt und deshalb das Eindringen der Eroberer um 1400—1350 ansetzt,

geht davon aus, daß auf dem Hügel von Therapnai eine mykenische Stadt lag, in der nur wenig späteres Material zutage getreten ist, andererseits haben die englischen Ausgrabungen (s. vor. Ber. S. 181) ergeben, daß auf dem Boden des historischen Spartas sich nichts Mykenisches gefunden hat. Also ist jedenfalls nicht daran zu zweifeln, daß Sparta eine dorische Neugründung ist, der Verf. setzt sie um 850 an. Weitere Daten gewinnt er nach wohlbegründeter Ablehnung der antiken Nachrichten aus Homer. Aus dem Schiffskatalog (um 650) ergibt sich, daß Südostmessenien auf der Tainaronhalbinsel schon zu Menelaos Reich gehört, nicht dagegen das eigentliche Messenien, daß, auch von Pylos unabhängig, das Reich des Diokles bildet. Andererseits gebietet in Il. IX. Agamemnon über die Städte Südmesseniens, diese müssen also nach P., der Agamemnon als spartanischen König faßt, damals schon zu Sparta gehört haben, d. h. Il. IX. so gut, wie Od. XX 14 fallen nach der ersten messenischen Eroberung. So kommt er zu folgenden Ansätzen (S. 230).

vor 900 Eroberung des oberen Eurotastals,
vor 850 Sparta begründet,
vor 800 Südlakonien erobert,
um 800 Eroberung Südostmesseniens,
von 800—750 Südmessenien erobert,
um 750 Einrichtung des Ephorats,
um 750 Gründung Tarents,
um 700 Nord- und Westmessenien erobert im ersten Krieg.

Die Zahlen erscheinen durchweg etwas zu hoch, vor allem die Gründung Tarents, die von der gewöhnlichen Datierung (720—710) erheblich abweicht. Zwar darin hat P. zweifellos recht, daß die Aussendung der Kolonie, wenn sie Sinn haben soll, vor den ersten Krieg fallen muß, nicht nachher, wie die antike Überlieferung will (S. 224); aber die Gründe, mit denen Pareti nun die Heraufsetzung bis 750 rechtfertigt (S. 57. 86. 100. 225), sind wenig einleuchtend. Dagegen steht nichts im Wege, den 1. Krieg um die Wende des 8. und 7. Jahrhunderts anzusetzen.

Wie steht es nun mit der Landaufteilung? Hier hat Kahrstedt, ausgehend von den Angaben bei Plut. Lyc. 8, den Umfang des spartanischen Landguts neu berechnet; er kommt dabei auf annähernd 30 ha, d. h. das Doppelte von dem, was Beloch angenommen hat und das Vierfache der deutschen Bauernhufe, die allerdings im Kolonialland größer war. Zur Bewirtschaftung brauchte der Spartiat, der Grundherr, nicht Gutsherr war, jedenfalls eine ganze Anzahl Knechte; die Teilung setzt also die ausgebildete Helotie voraus. Nun beträgt der gesamte Flächeninhalt von Lakonien und Messenien rund 500 000 ha, wovon etwa die Hälfte als Fruchtland anzusehen ist. Davon gehen für Oliven- und

Feigenbau, für Gebäude, Wege usw. noch rund 50 000 ha ab, so daß 200 000 ha übrig bleiben, die bei der herrschenden Zweifelderwirtschaft 100 000 ha bestelltes Kornland ergeben. Der würde also etwa 7000 Lose ausmachen, was insofern nicht ganz stimmt, da Kahrstedt wie übrigens auch Ehrenberg die überlieferte Zahl 9000, natürlich für Lakonien und Messenien zusammen, festhalten. Bei E., der im übrigen sich mit der Berechnung der Hufe einverstanden erklärt, erscheint das Ergebnis noch ungünstiger, sofern er für Lakonien allein (Spart. S. 44 ff.) nur 1400 Lose rechnet, was aber doch wohl zu niedrig ist. Was den Zeitpunkt der Teilung betrifft, so scheint E. die Zeit unmittelbar nach der Eroberung anzunehmen, während K. nach der obenerwähnten Äußerung, daß die Landaufteilung die ausgebildete Helotie voraussetzt, einen wesentlich späteren Zeitpunkt ins Auge gefaßt haben muß.

Dies hängt natürlich mit der Frage nach der Volkszugehörigkeit der Heloten und Periöken zu sammen. In bezug auf die Periöken sind sich beide Forscher mit Pareti einig: sie gelten ihnen für Dorier; nur Ehrenberg scheint eine ziemlich starke Beimischung der Urbevölkerung anzunehmen. Ihren Namen hatten sie davon, daß sie rings um das eigentliche Kernland angesiedelt waren, wie das P. besonders ausführlich auseinandergesetzt hat (S. 200 ff.). Anders die Heloten. Zwar darüber sind sich ebenfalls alle drei Forscher einig, daß der Name nichts mit Helos zu tun hat, sondern von ἁλίσκομαι abzuleiten ist und Kriegsgefangene bedeutet. Aber nach K. waren die ersten Heloten die kriegsgefangenen Messenier: erst von ihnen ward der Name auf die lakonische Frohnbevölkerung übertragen, die nicht durch Eroberung, sondern durch Bauernlegen entstanden sei: ursprünglich freie Dorier, sanken diese durch wirtschaftliche Not zu Leibeigenen ihrer Herren herab, wobei ihnen dieselben Bedingungen und auch der Name der messenischen Heloten beigelegt ward. Gegen diese Auffassung haben sowohl Pareti (S. 196) als auch besonders Ehrenberg (Spart. S. 40 ff.) mit Recht eingewandt, daß bei dieser Entstehung die Leibeigenen eben Eigentum ihrer Herren gewesen sein müßten. Tatsächlich aber waren sie das nicht, sondern Staatssklaven, die als Feinde betrachtet werden und daher durch einen Akt der Eroberung in ihre jetzige Lage herabgedrückt sein müssen. Dann aber bleibt nichts übrig, als in ihnen wie in den thessalischen Penesten die vordorische Bevölkerung zu sehen, die von den siegreichen Herren geknechtet wurde. Wie erbärmlich ihre Lage, vor allem auch in bezug auf die Ernährung war, hat K. ausgeführt; die wöchentliche, von ihm errechnete Brotration beträgt 4,2 kg, d. h. $^2/_5$ dessen, was ein deutscher Landarbeiter an Brot erhält, die sonstigen Lebensmittel ungerechnet — allerdings ein Umstand, der die fortwährend drohende Aufstandsgefahr hinlänglich erklärt.

Die Verfassungsgeschichte hat Ehrenberg im ersten Teil seines größeren Werkes behandelt. Er geht von der durch die englischen Ausgrabungen festgestellten Tatsache aus, daß das alte Sparta des 7. Jahrhunderts viel freiere Lebensformen gehabt hat als der später in der Geschichte bekannte Militärstaat, und schließt daraus mit Recht, daß im 6. Jahrhundert, genauer um 550, eine tiefgreifende Veränderung der Verfassung stattgefunden hat, die sich auch in den äußeren Beziehungen Spartas durch den Übergang von der Eroberung zur Bündnispolitik kundgibt. Damals sind nach ihm die sogenannten Rhetren entstanden, sowohl die große wie die drei kleineren, und zwar sind sie wahrscheinlich auf den Ephoren Cheilon zurückzuführen, der aber, hinter seinem Werke zurücktretend, sie als die Gesetzgebung des alten, damals schon als Heros verehrten Gesetzgebers Lykurg ausgab; ein Vorgang, der also mit der Auffindung des Deuteronomions durch König Josias eine gewisse Ähnlichkeit hat. Diese scharfsinnige Vermutung setzt sich nun aber mit den bekannten Versen des Tyrtaios in Widerspruch, die ganz deutlich auf den Inhalt der großen Rhetra, einschließlich des Zusatzes, anspielen, und da Tyrtaios sicher Zeitgenosse des zweiten messenischen Krieges um 625 war, bereits um diese Zeit entstanden sein müssen. Um an seiner Auffassung von der Zeit der sogenannten lykurgischen, richtiger cheilonischen Verfassung um 550 festhalten zu können, muß E. die Tyrtaiosverse für später eingeschoben erklären, was bei ihrem sonst unverdächtigen Charakter an sich mißlich ist. Ein anderer Einwand ergibt sich aus der großen Rhetra selbst. Es heißt dort in § 2 φυλὰς φυλάξαντα καὶ ὠβὰς ὠβάξαντα, was allgemein übersetzt wird: er soll Phylen und Oben einrichten. Aber diese Erklärung ist unrichtig, sie nimmt, verführt durch das ὠβὰς ὠβάξαντα, das Wort φυλὰς als sogenanntes inneres Objekt bei stammverwandten Verben zu φυλάττειν. Nun haben aber φυλή vom Stamm φυ- und φυλάττειν nicht das Geringste miteinander zu tun, also bedeutet φυλάσσειν, was es auch sonst bedeutet, „bewachen“, „bewahren“ und es ist zu übersetzen: „er soll die (alten drei) Phylen beibehalten und Oben einrichten.“ Daß der erste Teil dieser Vorschrift ausgeführt ist, ergibt sich aus dem neuen Tyrtaiosfragment (Diehl 1, 12), in dem Hylleer, Dymanen und Pamphyler als Heeresabteilungen erscheinen: die Rhetra ist also doch wohl älter als Tyrtaios. Übrigens hat das E. jetzt auch, allerdings aus mehr allgemeinen Gründen selbst anerkannt (Ἐπιτύμβιον S. 19 ff.). Was aber bedeutet, daß der Gesetzgeber auch Oben einrichten, d. h. doch eine offenbar verwaltungstechnische Maßregel treffen soll? Dies läßt sich m. E. am besten erklären, wenn man sich die Rhetra in Zusammenhang mit der Begründung der Stadt Sparta denkt. Nur Sparta besaß Oben — Pitane im NW., Limnai im NO., Mesoa im SW. und

Kynoura im SO., wie Pareti S. 173 ff. erwiesen hat — dazu kamen noch Amyklai und die Obe der Neapoliten, die ihre spätere Entstehung an der Stirn trägt. Die Rhetra bestimmt also zugleich die Neugründung von Sparta, in der ich den eigentlichen Keim des spartanischen Staates erblicke, d. h. die Konzentrierung sämtlicher Dorier des Eurotastales in einer Siedelung. Nicht alle folgten der Aufforderung und diese blieben als Periöken außerhalb des neuen Staatswesens als Lakedaimonier minderen Rechts, doch zum Kriegsdienst verpflichtet: die Teilnehmer der Neusiedlung Sparta, was E. wohl mit Recht als Saatland erklärt, nannten sich nunmehr zur Unterscheidung Spartiaten.

Warum und wann hat die Zusammenfassung stattgefunden? Beide Fragen stehen in innerem Zusammenhang: die Ursache lag wohl in der Erkenntnis der Unmöglichkeit, bei der Zerstreuung der Herrenschicht, die durch die Landverteilung sich ergeben hatte, die unterworfene Helotenbevölkerung im Zaume zu halten. Das kann sich bald herausgestellt haben; sicher mußte es sich nach der Eroberung Messeniens ergeben: an sich kann die Zusammensiedelung sich um 830, um 750 und um 630 vollzogen haben. An die erste Zahl glaubte man zur Zeit des Thukydides; wenn ich mich eher für die zweite entscheiden möchte, so liegt das einmal an dem Beginn der Ephorenliste, die doch wohl ins 8. Jahrhundert zurückgeht: sicher hat die Zahl der Ephoren mit der Einteilung in fünf Oben zu tun. Sodann aber erscheint auch der erste messenische Krieg als die erste Kraftäußerung des neugeeinten Staates und endlich hängt auch vielleicht die Gründung Tarents damit zusammen, indem diejenigen Bürger auswanderten, die mit der Neuordnung des Staates nicht einverstanden waren. Freilich, entscheidend sind diese Gründe nicht, doch scheint soviel sicher, daß der archäologische Befund der Ausgrabungen höchstens bis im 8. Jahrhundert zurückführt. Offen bleibt schließlich die Frage nach dem Urheber des ganzen Vorgangs. Aber warum sollte es nicht Lykurg gewesen sein? Alle die Sagen, die sich um seine Person gebildet haben, sind längst als solche erkannt. Aber die Tatsache bleibt doch bestehen, vielleicht war er eben nur das, was unsere älteste Quelle (Her. I 65) von ihm sagt, τῶν Σπαρτιητέων ἀνὴρ δόκιμος. Daß man ihm auch die viel frühere Landaufteilung zuschrieb, ist eine ganz natürliche Sache und ein Vorgang, der sich auch später wiederholt hat.

Denn das wird man E. ohne weiteres zugeben, was auch schon Wilcken S. 76 betont hat, daß in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts eine tiefgreifende Veränderung stattgefunden hat. Noch im 2. messenischen Kriege kämpft das Heer nach den alten Stammesphylen geordnet; nachher ist es entsprechend der Zahl der Oben in fünf Lochen eingeteilt. Hier also ist geändert worden und damit in Zusammenhang steht dann

wohl die Änderung der Agoge, die, in ihren Ursprüngen uralt, damals durch die seit dem 2. messenischen Krieg ins Riesige gewachsene Helotengefahr eine ungeheure Verschärfung erfuhr: sie hat den Spartiaten völlig für den Staatsdienst in Anspruch genommen und damit auch das äußere Gesicht des Staates völlig verändert, wodurch sich der durch die Ausgrabungen aufgedeckte Bruch in den kulturellen Verhältnissen hinlänglich erklärt. Es war also eine Militärreform, aber sie hat Sparta das Aussehen gegeben, das es später zeigt, und dazu passen gut die drei kleinen Rhetren, die E. zweifellos zutreffend in diese Zeit setzt. Und auch darin mag er Recht haben, daß Cheilon oder wer es sonst war — Dickens dachte an Asteropos s. vor. Ber. S. 181 — um seinem Werk das nötige Ansehen zu verleihen, es dem älteren Gesetzgeber unterschob. Insofern würde also das Beispiel des Deuteronomions durchaus stimmen.

Um dieselbe Zeit, in der sich der spartanische Staat bildete, begann in Griechenland die große Kolonisationstätigkeit vom 8. bis 6. Jahrhundert, über die Aubry Gwynne in einem umfänglichen Auffsatz gehandelt hat. Die Hauptursache erkennt er mit Thuk. I 15 in der aus Übervölkerung entstandenen Landnot: gerade die bei der Aussendung der Kolonien führenden Städte Eretria, Chalkis, Korinth, Phokaia, Milet verfügten nur über ganz unbedeutende Landgebiete. Handelsinteressen spielten kaum eine Rolle, da die Griechen erst gegen 650 ein Handelsvolk wurden (?): mit Recht weist der Verf. darauf hin, daß nach Strabo p. 380 die meisten Siedler von Syrakus aus dem ländlichen Distrikt von Tenea kamen und ebenso gibt es zu denken, daß Kyrene nicht an der See, sondern auf dem hohen Klippenrande angelegt ward, so ungünstig wie möglich für den Handel, aber an einem Punkt, der die Beherrschung der fruchtbaren Ebenen des Hinterlandes ermöglichte. Auch Kyzikos, Sinope, Trapezunt können ursprünglich keine Handelsstädte gewesen sein, da der Getreidehandel aus dem Pontos erst ein Jahrhundert später beginne. Für Sinope hat dies noch besonders Leaf erwiesen, der das Fehlen jeder Verbindung nach dem Inneren betont: die Stadt entwickelt sich erst mit der Handelstätigkeit im Pontos überhaupt, da sie der einzige gute Hafen an der Südküste ist und etwa in der Mitte des Gesamthandels im Pontos liegt (vgl. die Figur 2 seines Aufsatzes). Für Kyzikos und Trapezunt liegt die Sache aber doch wohl anders, da hier tatsächlich Handelsstraßen aus dem Innern münden; Wilcken ist denn auch sehr geneigt, Handelsinteressen bei der Kolonisation mitwirken zu lassen.

Daß Delphi bei der Gründung der Kolonien seine Hand im Spiele hatte, glaubt Gw. nicht: tatsächlich läßt sich erst gegen das Ende der Kolonisation, etwa von 550 ab eine Einwirkung feststellen. Überhaupt neigen einige Forscher dazu, den Einfluß Delphis auf die ältere grie-

chische Geschichte zu übertreiben, wie z. B. Zimmern (S.1 22ff.), demgegenüber hat Donner diese Vorstellungen auf das richtige Maß zurückgeführt, indem er zwar Delphi als sakralen Mittelpunkt anerkennt, aber politisch es eine nur geringe und dazu nicht sehr glückliche Rolle spielen läßt. Im wesentlichen waren die Kolonien Unternehmungen des einzelnen Staates, der einen oder mehrere Führer stellte, die Kolonisten selbst waren völkisch gleichartig zusammengesetzt, nicht zusammengewürfelte Scharen, wie im 5. Jahrhundert bei Thurioi und Heraklea, als eine Übervölkerung nicht mehr vorhanden war. Meist war das Ziel bereits bekannt, wie denn die Griechen einen ausgezeichneten Blick für die zur Kolonisation geeigneten Punkte hatten: Mißgriffe wie bei Chalkedon waren selten. Ganz verschieden war die Behandlung der eingeborenen Bevölkerung, auf die man stieß. Zuweilen ward sie versklavt, wie in Syrakus und Heraklea am Pontos; vielfach aber gestaltete sich das Verhältnis ganz freundlich und bei dem Fehlen von religiösen und Rassenvorurteilen waren Mischheiraten nicht selten; doch hielten die Griechen an ihrer Nationalität im allgemeinen fest, und zwar die Dorier stärker als die Ionier (S. 110 vgl. oben S. 9). Allerdings stimmt das Beispiel von Halikarnassos mit seiner stark karisch versetzten Bevölkerung nicht dazu, aber das dorische Element war wohl von vornherein nur gering, wie auch der Dialektwechsel beweist.

Da der Beginn der Kolonisation noch in die Zeit der Adelsherrschaft fällt, so herrscht in den Kolonien durchweg eine aristokratische Verfassung, selbst Könige kommen noch vereinzelt vor. Jedoch war der Adel in den Kolonien meist kein Geburtsadel, sondern Besitzadel, was den Übergang zur Demokratie erleichterte. Solche Kolonien, die dem übermächtigen Druck nichtgriechischer Nationen gegenüberstanden, kamen oft zur Tyrannis, wie die sizilischen und unteritalischen Städte, andere suchten in Bündnissen ihre Rettung, wie die Städte der Chalkidike. Wirklich nach großen imperialistischen Gesichtspunkten hat eigentlich nur Korinth in der Tyrannenzeit kolonisiert, Periander besetzte in all den Kolonien, die im Interesse des korinthischen Handels angelegt wurden, die obersten Stellen mit seinen Familienmitgliedern: Maße, Gewicht, Münze waren in ihnen korinthisch. Der Abfall Kerkyras nach dem Aufstand hat sofort seinen Übergang zur äginetischen Währung zur Folge. Durchgängig ist übrigens der Gegensatz zwischen Ioniern und Dorern, noch zu Thuk.' Zeit war das Rassegefühl stark, wie seine verwunderte Bemerkung über die Mischung in Himera zeigt. Im allgemeinen waren die Ionier unternehmender, die Dorer aber mindestens ebenso erfolgreich, wie Gw. daraus schließt, daß ihre Münzsysteme oft das Übergewicht gewannen, so das korinthische in Italien

und Sizilien und in der Chalkidike, obwohl hier die meisten Kolonien jonisch waren, ebenso das äginetische in den milesischen Kolonien des Pontos. Indessen liegen hier die Verhältnisse doch anders und waren dadurch bestimmt, daß sich frühere Handelsbeziehungen später änderten. Insbesondere hat der l e l a n t i s c h e K r i e g hier wohl eingewirkt; interessant ist übrigens, daß P. G a r d i n e r aus numismatischen Gründen die Nachricht über die Ausdehnung dieses Krieges für sehr übertrieben hält: nach ihm war es eine lokale Fehde zwischen Chalkis und Eretria, in die höchstens Thessalien eingriff. Gegenüber der bekannten Thukydidesstelle wirken seine Ausführungen nicht sehr überzeugend. Im übrigen ist auch hier wieder auf B i l a b e l s Werk über die ionische Kolonisation hinzuweisen, das das gesamte Material vereinigt und dadurch manche verkehrten Vorstellungen berichtigt.

Eine besondere Frage ist die Gründungszeit der sizilischen Kolonien. Sie beruht bekanntlich auf Thuk. VI 1 ff., der aus Antiochos von Syrakus schöpfte und die Zeitabstände der einzelnen Gründungen in Zahlen gibt, die bis auf einen Fall (Akragas) auf fünf und zehn abgerundet sind: die einzige davon unabhängige Angabe, daß Megara nach 245 jährigem Bestehen von Gelon aufgehoben sei, läßt, da Gelon von 485—478 regierte und wir den Zeitpunkt von Megaras Aufhebung nicht genau kennen, ein Schwanken von etwa 10 Jahren zu, so daß die Gründung von Syrakus etwa in die Zeit von 740—730 zu verlegen wäre. Beloch hat bekanntlich diese Zahlen in Zweifel gezogen und aus allgemein wirtschaftlichen Erwägungen die Gründung von Syrakus und den übrigen Kolonien um rund 40 Jahre herabgesetzt. Es hat sich nun aber durch die Untersuchungen Z i e g l e r s (Art. Σικελία S. 2491 ff.) und S c h w e i t z e r s herausgestellt, daß die überlieferten Zahlen doch auf guten Grundlagen beruhen. Zunächst hat Z i e g l e r gezeigt, daß die bei Eusebios überlieferten Zahlen, die mit ganz geringfügigen Schwankungen zu den thukydideischen stimmen, und die der Pindarscholien nicht von Thuk. abhängen, sondern mit ihm auf dieselbe Quelle, über Antiochos v. Syrakus, zurückgehen, dessen genaue Zahlen Thuk. wohl mit Absicht nicht ganz genau wiedergab, weil er eine genaue Datierung für unmöglich hielt. Zugleich aber stimmt damit die einzige unabhängige ältere Zahl, die wir besitzen, nämlich Pindars Angabe Ol. II 168, wo Akragas als eine ἑκατὸν ἐτέων πόλις bezeichnet wird, was, da die Ode 474 (Beloch 476) geschrieben ist, fast genau zutrifft. Andere vereinzelte Angaben aus der antiken Literatur kommen dagegen nicht in Betracht. Das Wichtigste aber ist nun, daß die archäologische Untersuchung, die S c h w e i t z e r den Gräberfunden von Cumä und den sizilischen Städten gewidmet hat, die Ansätze des Antiochos durchaus bestätigt hat. Die Gründung von Cumä setzt er dabei auf 750 an; es ist bemerkens-

wert, daß Gardthausen aus andern unabhängigen Überlegungen heraus zu ganz demselben Ergebnis gekommen ist. Auch Wilcken hält an diesem Datum fest.

Während sich also in diesem Punkt die antiken Zeitangaben zu bestätigen scheinen, liegt im übrigen die Chronologie des 8. und 7. Jahrhunderts sehr im Argen und das hängt mit der Olympionikenliste des Hippias zusammen, die vielen noch immer als das eigentliche Knochengerüst der Zeitrechnung gilt.

Was sich zu ihren Gunsten sagen läßt, hat der verstorbene August Brinkmann noch einmal zusammengefaßt und zweifellos enthält sein Aufsatz manche gute Bemerkung, aber auf die Gegengründe aus allgemeinen Erwägungen heraus, die eigentlich die wichtigsten sind, ist er nur obenhin eingegangen. Schon Beloch hat darauf gelegentlich hingewiesen, daß unsere Datierungen im 8. und 7. Jahrhundert durchschnittlich zu hoch sind und so ist es zweifellos ein Verdienst Cavaignacs, die Sache einmal gründlich angefaßt zu haben (Hist. de l'Ant. I p. 333 ff.). Er geht davon aus, daß im Jahre 480 nach den Angaben Herodots die Olympien Ende September, also zwei Monate zu spät fielen, während sie im Jahre 428 nach der Angabe des Thukydides wieder richtig im Anfang August gefeiert wurden. Zwischendurch muß also eine Korrektur eingetreten sein und diese führt er auf Oinopides von Chios zurück. Indem dieser erkannte, daß nach der älteren oktaeterischen Rechnung in 160 Jahren ein Monat zuviel eingeschaltet werde, schloß er, daß sich die Abirrung des Festes eben dadurch erkläre, daß seit seiner Begründung $2 \times 160 = 320$ Jahre verflossen seien, und indem er das Jahr 456, die Vollendung des Zeustempels in Olympia, zum Ausgang nahm, kam er auf 776 als Epochenjahr. Auf diesem Ergebnis fußte Hippias, als er an die Aufstellung seiner Liste ging. Etwa seit 580 fand er vollständige Siegerverzeichnisse vor, davor etwa 40—50 Namen, und indem er nun annahm, daß das Fest von Anfang an penteterisch war, baute er danach seine Liste auf, wobei er vielleicht, um bis 776 zu kommen, im Anfang einige mythische Namen hinzufügen mußte. Allein hier begann sein Irrtum, es ist keineswegs erwiesen, daß das Fest von Beginn an penteterisch war. Wahrscheinlich fand es alljährlich statt, wie auch später noch neben den großen Olympien ein Jahresfest gefeiert ward, und dann begann die Siegerliste eben nicht 776, sondern man kommt auf die Jahre 630—625 als ihren Anfang.

So weit die scharfsinnigen Ausführungen des französischen Gelehrten, der auf S. 340 in einer neuen Liste seine Ergebnisse zusammenstellt. Leider haben sie einen Haken, sein Ausgangspunkt, die Tatsache, daß im Jahre 480 die Olympien Ende September gefeiert seien, ist sicher verkehrt und nur durch eine ganz seltsame Kombination von ihm er-

rechnet, über die weiter unten in der Geschichte der Perserkriege zu handeln sein wird. Herodots Erzählung (VIII 12 ἦν δὲ τῆς μὲν ὥρης μέσον θέρος in der Thermopylenschlacht vgl. mit VIII 71 und 72 Ὀλύμπια καὶ Κάρνεια παροιχώκεεν ἤδη) zeigt, daß die Olympien im Jahre 480 durchaus zur gewöhnlichen Zeit gefeiert sind, und damit fällt der ganze erste Teil von C.s Ausführungen über den Haufen. Aber so viel ist doch wohl sicher, daß der spätere Festzyklus, wie ihn Beloch I 2, 148 gibt

1. Jahr c. August Olympien,
2. „ c. Juli Nemeen,
c. Mai Isthmien,
3. „ c. August Pythien,
4. „ c. Juli Nemeen,
c. Mai Isthmien,

nicht rein durch Zufall, sondern durch Verabredung entstanden ist und als der wahrscheinlichste Zeitpunkt dieser Verabredung ergibt sich die Erneuerung der pythischen Spiele 590/89. Freilich galt sie dann zuerst nur für Olympien, Isthmien, Pythien; denn die Nemeen sind unserer Überlieferung nach erst später, wohl auf Betreiben der Argiver, die als peloponnesische Hauptmacht auch ein panhellenisches Fest haben wollten, 574/73 hinzugekommen und als trieterisch in die Jahre der ebenfalls trieterischen Isthmien verlegt. Gleichzeitig werden auch wohl offizielle Siegerlisten angelegt sein und so kommt man auf das Jahr 590/89 als das, von dem Hippias ausging, eine Zahl, die jedenfalls mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, als Cavaignacs ziemlich willkürlich angenommene Zahl 612. Danach fiele der wirkliche Anfang der Siegerliste etwa um 640 und es ist nun ganz interessant zu sehen, daß sich dadurch einige chronologische Schwierigkeiten ohne weiteres lösen. Bekanntlich macht die Orthagoridenliste, über die Costanzi und Cavaignac gehandelt haben, eine solche Schwierigkeit: da wir nämlich aus Aristoteles wissen, daß die Orthagoriden nur 100 Jahre regierten und da nach Herodot Kleisthenes' Einrichtungen seinen Tod um 570 noch 60 Jahre überdauerten, so kann ihre Regierung nicht gut vor 610 begonnen haben. Dem aber widersprach bisher die Angabe, daß der Orthagoride Myron in der 33. Olympiade gesiegt habe, d. h. 648; nach der reduzierten Liste würde man auf etwa 607 kommen, was durchaus möglich ist. Wenn ferner Pheidon in der 8. Olympiade die Spiele geleitet haben soll, so wäre das nach der reduzierten Liste etwa das Jahr 630; es ergäbe sich damit durchaus die Möglichkeit, daß sein Sohn Lakedes als etwa 30- bis 35jähriger Mann unter den Freiern der Agariste gewesen ist (Her. VI 127), bekanntlich die einzige unverdächtige Angabe, die wir über die Zeit des Königs haben. Der 2. messenische Krieg

würde nach der neuen Liste etwa in die Jahre 628—612 fallen, eine nach den übrigen Forschungen durchaus annehmbare Zeit, und Kylons Sieg in Ol. 35 fiele etwa um 605, was zu der Zeit seines Schwiegervaters Theagenes und in die athenische Verfassungsgeschichte jedenfalls besser paßt, als die alte Zahl 640, die noch von Highbarger S. 120 festgehalten wird. Das alles scheint doch darauf hinzudeuten, daß an C.s Annahmen etwas Richtiges ist. Wenig dagegen an greifbaren Ergebnissen hat seine erneute Besprechung der spartanischen Königsliste gegen Beloch gezeitigt (I 319 ff.); immerhin ist die Feststellung bemerkenswert, daß die spartanischen Könige meist erst zwischen 40 und 50 Jahren zur Regierung kamen und dann bedeutend jüngere Frauen heirateten.

Über die Tyrannis hat Percy N. Ure ein Werk geschrieben, das seit dem verdienstlichen, aber jetzt veralteten Buch von Plaß die erste zusammenhängende Darstellung dieser Erscheinung bietet, aber mancherlei Widerspruch erfahren hat. Nun ist es ja vollkommen richtig, daß der Verf. nicht immer auf gutem Material fußt, aber das liegt in der Natur der Sache, wie denn auch Wilcken den anekdotenhaften Charakter unserer Nachrichten mit Recht hervorhebt (S. 70). Auch das mag sein, daß der Verfasser in seiner Freude über die Entdeckung des Ursprungs der Tyrannis, manchmal zu weit geht und nun alle Tyrannen zu Großindustriellen oder Großhändlern stempeln will, deren Macht eben darauf beruhte, daß sie infolge ihres Reichtums den unteren Schichten der freien Bevölkerung lohnende Beschäftigung vermittelten. Aber manche seiner Beobachtungen geben doch zu denken, wie die, daß Peisistratos' endgültige Rückkehr hauptsächlich durch die reichen Geldmittel ermöglicht ward, die er aus seinen thrakischen Besitzungen zog, und daß Hippias' Sturz nicht lange nachher erfolgte, als der Perserkönig seine Hand auf die Gegenden am Strymon legte. Dabei braucht man seine Theorie, daß unter den Diakriern nicht die ländliche Bevölkerung im NO. Attikas, sondern die Bewohner des Minendistrikts am Kap Sunion zu verstehen sei, oder seine mindestens scharfsinnige Erklärung der Geschichte mit Phye noch gar nicht einmal anzunehmen (vgl. S. 37 ff., 307 ff., über Phye S. 51 ff.). Allein es ist doch sicher kein Zufall, daß der Beginn der Tyrannis mit dem Beginn der Münzprägung zusammenfällt und daß sie gerade zu einer Zeit hochkam, in der Handel und Industrie einen ganz ungewöhnlichen Aufschwung nahmen. Das wäre noch mehr hervorgetreten, wenn sich Ure nicht so eng an die überlieferte Chronologie gehalten hätte, die meist zu hohe Zahlen gibt. Und auch das bleibt bemerkenswert, daß die Dichter dieser Zeit, in der das χρήματα χρήματ' ἀνήρ aufkam, daß Theognis und Solon gerade gegen den Reichtum ihre schärfsten Pfeile richteten. Im übrigen gibt Ure auch ohne weiteres zu, daß zuweilen andere Gründe für das Auf-

kommen der Tyrannis eine Hauptrolle spielen (S. 304 f.). So hat sicher in Sizilien die drohende Karthagergefahr die Herrschaft der Deinomeniden begünstigt, und ebenso kann es auch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Bewegung, die in den Isthmosstaaten einschließlich Athens um 610 auftrat und in Korinth, Sekyon, Megara zur Tyrannis, in Athen vielleicht nach Kylons Putsch zur solonischen Reform führte, in einer Erhebung der ionischen Vorbevölkerung gegen den herrschenden dorischen Adel ihren Grund hatte, wie ich in dem Art. Κόρινθος weiter ausgeführt habe (S. 1917, anders Highbarger S. 125 ff.). Ganz verkehrt ist es jedenfalls mit Zimmern (S. 124) die Tyrannis zu unterschätzen und in Mißverständnis der Worte des Thukydides I 16 zu behaupten, sie hätten nichts Nennenswertes hervorgebracht: der Ausdruck οὐδὲν ἀξιόλογον kann sich an dieser Stelle nach dem ganzen Zusammenhang nur auf kriegerische Unternehmungen beziehen. Da stimmt es, aber das tut der allgemeinen Bedeutung der Tyrannen keinen Abbruch.

Im Anschluß daran noch ein Wort über Pheidon von Argos, der zwar unter die Tyrannen gezählt wird, auch von Ure, aber sicher dem altargivischen Königsgeschlecht entstammte. Seine Zeit habe ich oben auf 630 zu bestimmen versucht, er wäre demnach ein Zeitgenosse des 2. messenischen Krieges gewesen, was ganz gut stimmt. Es wird von ihm erzählt, daß er das ganze Los des Temenos wieder vereinigt habe, d. h. also wohl nicht bloß die Argolis, sondern auch die früheren Bestandteile der großargivischen Reiches, d. h. die Isthmoslandschaften: auf diese Stellung im nordöstlichen Peloponnes gestützt, war er zu seiner Zeit der mächtigste Mann in Griechenland. Nach seinem Tode ging diese Stellung verloren, offenbar durch die antidorische Erhebung in den Isthmosstaaten: wenn die Nachricht bei Nikol. v. Damaskos richtig ist, so hätte er bei einem Aufstand in Korinth sein Ende gefunden. An seinen Namen knüpft Herodot das peloponnesische Maß- und Gewichtssystem an, die Späteren wie Ephoros behaupten, daß er auch die ersten Münzen, und zwar in Ägina geprägt habe. Diese letzte Nachricht hat Beloch angezweifelt, während Ure sie als zu seiner These ausgezeichnet passend verteidigt. Aber es fragt sich doch, ob Herodots Behauptung stimmt; es ist nicht unmöglich, daß hier eine Verwechslung mit dem korinthischen Gesetzgeber Pheidon vorliegt, den Aristoteles Pol. 1265 b, 12 erwähnt. Ich habe über diese Frage in dem Art. Korinthos S. 1015 gehandelt. Ure möchte beide identifizieren (S. 182 f.) und gibt sich im übrigen große Mühe, seine Zeit auf die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts zu verlegen. Mit der Episode aus den langwierigen Kriegen zwischen Athen und Ägina, die Her. V 82—89 erzählt, ist ihm das meiner Ansicht nach auch gelungen (S. 165 ff. vgl. 331 ff.). Aber leider enthält die Geschichte keinerlei Beziehung zu Pheidon.

Über die innere Geschichte Athens im 7. und 6. Jahrhundert hat Ehrenberg im zweiten Teil seines Werkes, der von Kleisthenes handelt, sich ausführlich ausgesprochen und in anziehender Weise dargestellt, wie die politische Entwicklung der gesellschaftlichen voraus-eilt, bis dann durch Kleisthenes die Möglichkeit des Ausgleichs beider geschaffen und dadurch die wirkliche Grundlage der Demokratie gelegt wird. Sehr gut zeigt er, wie die Archontenaufteilung von 580 noch einmal eine Reaktion des alten ständischen Bewußtseins erkennen läßt, aber es ist auch die letzte. Dreißig Jahre später zeigt die Neubildung der drei Parteien Pediaeer, Paralier und Diakrier, daß die Auflösung des Adelsstandes bereits begonnen hat. Weiter ist sie dann durch die Peisistratidenherrschaft gefördert, indem das Gefühl, dem Tyrannen als eine Untertanenmasse gegenüberzustehen, die gesellschaftlichen Unterschiede allmählich verwischte. In die Tyrannenzeit führen auch die interessanten Funde im Heiligtum des Apollon Ptoios, die Bizard besprochen hat: es handelt sich hauptsächlich um eine Basis mit der Aufschrift Ἀλκμεωνίδης ὁ Ἀλκμέωνος ἀνέθηκε und eine zweite, die den Namen des Hipparchos trägt. B. verlegt beide Dedikationen in die Zeit von 554—539, als der verbannte Peisistratos auch in Theben für seine Rückkehr warb; um ihm das Wasser abzugraben, stiften die Alkmeoniden eine Apollonstatue für das Ptoion, was dann Hipparchos durch sein Gegengeschenk wieder auszugleichen sucht. Natürlich kann der Verlauf auch umgekehrt gewesen sein; interessant ist dabei aber, daß Hipparchos als Vertreter der Peisistratidenfamilie erscheint und das führt auf die Hauptfrage, wer von beiden Brüdern der ältere und eigentliche Tyrann gewesen ist, Hippias oder Hipparchos. Bekanntlich hat Beloch sich für Hipparchos entschieden und Wilcken ist ihm darin gefolgt, während E. v. Stern Belochs Gründe zu entkräften sucht, allerdings ohne Erfolg, wie dessen Antwort zeigt. Sicher ist zunächst das eine, daß die allgemeine Ansicht im 4. Jahrhundert dahin ging, Hipparch sei der ältere gewesen und daß in dem bekannten Skolion Hipparch ausdrücklich als Tyrann bezeichnet wird. Diese beiden Gründe erscheinen Beloch als durchschlagend, aber mit Recht fragt v. Stern, wie denn das Skolion den Ermordeten sonst hätte bezeichnen sollen, und ebenso sicher ist es doch auch, daß jene allgemeine Überzeugung, daß Hipparch der eigentliche Tyrann gewesen sei, eben von dem allbekannten Skolion ihren Ausgang genommen hat. Nun hat aber bekanntlich Thukydides sich mit allem Nachdruck für die entgegengesetzte Auffassung eingesetzt, wobei er teilweise sich auf mündliche Überlieferung, teils auf die auf der Burg aufgestellte στήλη περὶ τῆς τῶν τυράννων ἀδικίας gründet. Allerdings ist der erste Schluß, den er aus der Inschrift zieht, sehr mäßig: da nur Hippias Kinder erwähnt seien, so sei er als der ältere zu betrach-

ten, εἰκὸς γὰρ ἦν τὸν πρεσβύτατον πρῶτον γῆμαι. Möglicherweise konnte doch auch Hipparch vermählt, aber kinderlos geblieben sein (V 55, 1). Besser ist schon die zweite Folgerung daraus, daß der Name des Hippias gleich hinter dem des Vaters folge. Auch diesen Schluß will Beloch nicht gelten lassen, aber man muß sich die Sache nur genau vorstellen. Einerlei, ob die Stele nun 509 oder 489 oder 479 aufgestellt ist, sie enthielt doch jedenfalls einen Volksbeschluß über die ἀειφυγία der Tyrannen und hier wurden natürlich nur die lebenden Mitglieder der Familie aufgeführt. Aber dem Beschluß gingen doch die Gründe vorher ἐπειδὴ Πεισίστρατος κτἑ, in denen die ἀδικία der Tyrannen belegt ward, natürlich nur derer, die wirklich regiert hatten, und wenn hier Hippias an erster Stelle nach dem Vater stand, so war er doch wahrscheinlich der älteste und der eigentliche Tyrann. Schließlich aber bleibt der Ausweg, den Hondius und Hiller empfehlen: es handelte sich bei den Peisistratiden, wie auch wohl bei den Deinomeniden um die Gesamtherrschaft, so daß jedes Mitglied des regierenden Hauses als τύραννος bezeichnet werden konnte.

Dagegen hat eine andere Annahme Belochs, die, daß die neue Phyleneinteilung auf Peisistratos zurückgehe (s. vor. Ber. S. 196), fast allgemeine Ablehnung erfahren, unter andern auch bei Wilcken (Anm. 82) und Ehrenberg (Klio 19). Wünschenswert wäre es allerdings alsdann gewesen, eine neue Erklärung für die von Beloch festgestellte Tatsache zu geben, denn ein Zufall kann das Ganze doch nicht sein. Zugestimmt hat nur Kahrstedt (Art. Kleisthenes) und er hat sogar noch ein neues Argument hinzugefügt, er meint „daß die Auflösung der alten Geschlechterphylen die Alkmeoniden wie den ganzen Adel schwächen, nicht stärken mußte und analoge Vorgänge außerhalb Athens stets das Werk der lokalen Tyrannen sind“. Aber Kleisthenes wäre ja wohl nicht der erste Reformer, der, um Bleibendes zu schaffen, seinem eigenen Stande Opfer zugemutet hätte, und das ist denn auch zugleich die beste Erklärung für die eigentliche Sonderstellung, die die Alkmeoniden stets im athenischen Adel eingenommen haben. Schließlich bleibt als Hauptbedenken gegen Belochs Annahme nur das bestehen, daß bei ihr für Kleisthenes dann gar nichts übrigbleibt, denn den Ostrakismos spricht ihm zwar nicht Wilcken (a. a. O.), wohl aber Ehrenberg ab. Worin die Bedeutung der kleisthenischen Reform für Athen bestand, das hat meines Erachtens Ehrenberg sehr gut auseinandergesetzt, aber worauf sie eigentlich beruhte, ist immer noch nicht ganz aufgeklärt. War es die Einrichtung der Demen als unterster Verwaltungsbezirke, auf die auch Ehrenberg großes Gewicht legt (S. 91), oder überhaupt jene eigentümliche Vereinigung von Rationalismus und irrationalen Grundlagen, die derselbe Forscher so richtig hervorhebt, was seinem Werk Bestand verschaffte?

Eine letzte Frage betrifft die Parteiverhältnisse in Athen nach der Reform des Kleisthenes. Hier hatte Beloch neben den Anhängern des Kleisthenes und der Tyrannenpartei noch eine dritte angenommen, an deren Spitze der junge Themistokles hochkam. Demgegenüber ist Rosenberg der Ansicht, es habe nur zwei Parteien gegeben, Tyrannenfreunde und Republikaner, an deren Spitze die Alkmeoniden standen. Allein nach ihrem Sturz 496/95 habe sich die Partei unter neuen Führern, Themistokles, Miltiades, Aristeides neu organisiert, und erst später habe sie sich nach dem Ausscheiden des Miltiades in die beiden andern gespalten. In seiner Antwort nimmt Beloch die Scheidung von Tyrannenfreunden und Republikanern an, meint aber, diese wären in einen rechten Flügel unter Themistokles und einen linken unter den Alkmeoniden gespalten gewesen. Für den eigentlichen Gang der inneren Geschichte Athens von 508—480 scheint mir bei diesen Erörterungen nicht viel herauszukommen.

Drittes Kapitel.

Die Perserkriege und der Aufstieg Athens.

Boucher, La bataille de Platées d'aprés Hérodote. Revue archeol. Sez. V. vol. II 257—320. 1915.

Brückner, Mitteilungen aus dem Kerameikos. Athen. Mitt. 36, 1 ff. 1911.

Cary, When was Themistocles last at Athens? Class. Review 36, 161—162. 1922.

Calhoun, An apology for Athens. Univ. of California Chronicle 1922, 25—36.

Casson, The vita Miltiadis of Cornelius Nepos. Klio. 14, 69—90. 1915.

Clark, The campaign of Plataiai. Class. Philology 12, 30—48. 1917.

Delbrück, Marathon und die persische Taktik. Klio 17, 221—229. 1921.

Ferrabino, L'impero Ateniese. Torino 1927.

Gomme, Two notes on Herodotus. Class. Quarterly 20, 97—98. 1926.

Guratzsche, Eurybiades und Themistokles bei Artemision. Klio 19, 62—72. 128—139. 1925.

Hohl, Perikles in Marcks-Müller, Meister der Politik. Bd. 1. 1922.

How, Arms, Tactic and Strategy in the Persian war. Journ. Hell. Stud. 43, 117—132. 1923.

Howald, Ionische Geschichtschreibung. Hermes 58, 113—146. 1923.

Judeich, Griechische und persische Politik im 5. Jahrh. Herm. 58, 1—19. 1923.

Ders., Zum Pheidiaspapyrus. Herm. 60, 50—58. 1925.

Kahrstedt, Zur Geschichte Großgriechenlands. Herm. 53, 180—187. 1918.

Kahrstedt, Sparta und Persien in der Pentekontaetie. Herm. 56, 320—325. 1921.

Keulen, De Pericle pacificatore. Mnemos. 48, 239—247. 1920.

Kjellberg, Zur Themistoklesfrage. Strena philol. Upsaliens. S. 229—239. 1922.

Körte, Alfr., Zum attischen Scherbengericht. Athen. Mitt. 47, 1—7. 1922.

Kromayer, Drei Schlachten aus dem griech.-röm. Altertum. Sitz.-Ber. sächs. Ges. Philos.-hist. Kl. 34 no. V. S. 3—28. 1921.

Kunst, Die Richtlinien der attischen Politik im 5. Jahrh. Ztschr. f. d. österr. Gymn. 69, 232—235. 1919.

Laird, The Persian army and the tribute list of Herodotus. Class. Philology 16, 305—326. 1921.

La Rue van Hook, Was Athens in the age of Pericles aristocratic? Class. Journ. XIV, 472—479. 1919.

Lehmann-Haupt, Der Sturz des Pausanias, des Themistokles und des Leotychidas. Klio 17, 66—73. 1921.

Ders., Herodots Arbeitsweise und die Schlacht von Marathon. Klio 18, 65—78. 1922.

Mallet, D., Les rapports des Grecs avec l'Égypte. Mémoire de l'Institut français d'archéol. orientale du Caire, vol. 48. 1922.

Meritt, B. D., Studies in the Athenian tribute lists. Am. Journ. Archaeol. Ser. II, vol. 29. p. 27—28. 247—298. 445—447. 1925; auch separat Princeton N. J. 1926.

Meritt and West, The reconstruction of IG. I^2 193. 194. 201. Transactions of the Amer. Philol. Association 56, 252—267. 1925.

Dies., The reconstruction of IG. I^2 191 Am. Journ. Philol. 57, 171—172. 1926.

Dies., A revision of Athenian tribute lists. Harvard Studies Class. Phil. 37, 55—98. 1926.

Perdrizet, Le témoignage d'Eschyle sur le sac d'Athènes. Rev. Et. Grecs 34, 57—79. 1921.

Prentice, Thermopylae and Artemision, Transactions of the Americ. philolog. Association 51, 5—17. 1920.

Rosenberg, Perikles und die Parteien in Athen. Neue Jahrb. 35, 205—223. 1915.

Seymour, The servile interregnum at Argos. Journ. Hell. Stud. 42, 24—30. 1922.

Ure, When was Themistocles last at Athens? Journ. Hell. Stud. 41, 165—178. 1921.

Ders., Themistokles, Aeschylus and Diodorus. Class. Review 37, 64 ff. 1923.

*Vernstraete, Les Grecs à Marathon. Nova et vetera V 35 ff., 175 ff. 1923.

Die Quellenuntersuchung für Herodot ist durch Jacobys große Arbeit in PW. zu einem vorläufigen Abschluß gekommen; wir wissen jetzt, daß er neben den mündlichen Quellen auch die ihm zu Gebote stehenden Schriftquellen benutzte, deren Zahl man sich übrigens nicht allzugroß vorstellen darf. Im einzelnen ist natürlich noch mancherlei zu erledigen, wie die Satrapenliste des 3. Buches zeigt, die Laird im Zusammenhang mit der Heeresliste des 7. Buchs behandelt. Daß es sich nicht um eine offizielle persische Liste handelt, zeigt der Beginn mit Ionien als erstem Nomos, wahrscheinlich hat Herodot die Liste schon in der griechischen Bearbeitung vorgefunden, wie zwei eigentümliche Versehen im 13. und 12. Nomos zeigen. In jenem werden die Paktyer, ein an der indischen Grenze wohnendes Volk mit den Armeniern zusammengestellt, in dieser die Baktrer mit den rätselhaften Αἰγλοί. Hier hat nun Laird die zweite Handschriftklasse herbeigezogen, die ΛΙΓΔΟΝ hat, und einen Schreibfehler für ΛΙΓΥΟΝ angenommen: es würde sich also um die Ligyer handeln, die nördlich vom Kaukasus wohnen. Offenbar liegt also eine Verwechslung vor, die Ligyer gehören mit den Armeniern, die Paktyer mit den Baktrern zusammen und es ist nur fraglich, ob dies Versehen Herodot passierte oder ob es sich schon in seiner Quelle vorfand. Die Anordnung dieser Quelle hält L. für geographisch, was allerdings einigermaßen problematisch erscheint. Zwar der Hauptverstoß, die Einordnung des 7. Nomos, der Völker des südöstlichen Irans enthält, zwischen Ägypten und Susa, läßt sich dadurch erklären, daß man annimmt, in der Urquelle seien die Satrapien in drei Kolumnen zu je sechs geordnet gewesen, der überschießende 19. Nomos, eben die Völker Südostirans, sei dann unter die erste Kolumne zu stehen gekommen, und so entweder von Herodot oder seiner Quelle falsch hinter dem 6. Nomos eingeordnet. Aber auch dann ist eigentlich nur der erste Teil bis zum 12. Nomos einigermaßen richtig geographisch aufgestellt, der Rest enthält geographisch genommen ein vollständiges Durcheinander. Man gelangt also nicht zu vollständiger Klarheit, doch ist soviel wohl zweifellos, daß ein gutes Material zugrunde liegt. Und auch das wird man Laird zugeben können, daß sich etwa drei Reichsteile abheben, Kleinasien, Vorderasien mit Ägypten und der eigentliche Iran mit annähernd gleichen Tributsummen (2520 + 2520 + 2560 Talenten), wobei freilich dann der 7. Nomos seiner jetzigen Stellung nach zu Vorderasien gerechnet werden muß, während er der ursprünglichen Stellung nach dem Iran zugezählt werden müßte. Immerhin bewegt man sich hier noch auf einigermaßen sicherem Boden, viel schwieriger wird die Quellenscheidung, wenn man sie auf einen be-

stimmten kürzeren Bericht über ein bestimmtes Ereignis anwendet. Bei der Schlacht von Plataiai ist das Wright noch einigermaßen gelungen (s. vor. Ber. S. 138); aber der Versuch Lehmann-Haupts, auch Herodots Erzählung über Marathon in seine Bestandteile zu zerlegen, ist m. E. völlig im Subjektiven steckengeblieben. Er ist deshalb auch den neueren Rekonstruktionen der Schlacht nirgendwo zugrunde gelegt. Endlich möchte ich hier noch auf die schöne Arbeit Howalds hinweisen, der genauer auf den Charakter Herodots als Schriftsteller eingeht; die Besprechung freilich muß dem Herodot-Bericht vorbehalten bleiben.

Die Schlacht von Marathon ist ein altes Problem, dessen drei Hauptpunkte der neueste Bearbeiter Kromayer im Eingang seiner Abhandlung noch einmal kurz und scharf zusammengefaßt hat. Warum griffen die Athener an, während doch ein kurzes Zuwarten das spartanische Hilfsheer heranbringen mußte? Wo bleibt in der Schlacht die persische Reiterei, für deren Mitwirkung das Gelände doch eigens ausgesucht war? Wie kam es, daß die Perser trotz der Schwierigkeit der Einschiffung mit so geringem Verlust an Schiffen davon kamen? Jede Wiederherstellung des Schlachtverlaufs wird diese drei Fragen beantworten müssen und schon deshalb kann Cassons Arbeit nicht befriedigen, die nur das Fehlen der Reiterei erklären will, indem er nach Cornelius Nepos (Ephoros) annimmt, Miltiades habe seine Flanken durch Verhaue gegen die Reiter gedeckt. Umfassender geht natürlich Kromayer zu Werke. Zunächst verlegt er die griechische Stellung aus dem Avlonatal, wo Delbrück sie angenommen hatte, auf den Abhang des Argieliki, unmittelbar über der großen Straße nach Athen, die südwärts aus der Ebene von Marathon herausführt. Das hatte schon Ed. Meyer getan und sich dadurch den, wie Kr. zeigt, ganz unbegründeten Tadel Delbrücks zugezogen. Die Frage wird durch die Lage des Soros entschieden, der so unmittelbar vor die griechische Front am Ort des ersten Zusammenstoßes zu liegen kommt, während Delbrück annehmen muß, der Soros sei an der Stelle errichtet, bis zu dem die Schlacht in der Verfolgung durchgekämpft sei und die Athener hätten alle Leichen bis zu diesem Punkte hingeschieppt — eine ganz unwahrscheinliche Sache. Den Angriff des Miltiades erklärt nun Kr. so, daß die Perser Tag für Tag die Schlacht angeboten hätten; um der einreißenden Demoralisation im eigenen Lager zu steuern, habe sich Miltiades genötigt gesehen, endlich anzugreifen. Die im ersten Zusammenstoß geschlagenen Perser vermochten sich aber am Eingang des Schiffslagers noch einmal festzusetzen, und ihrer hartnäckigen Verteidigung gelang es, die Griechen so lange hinzuhalten, bis das Heer bis auf ganz geringe Reste eingeschifft war; daher die geringen Verluste. Sehr eigentümlich aber ist nun die

Rolle, die Kr. der persischen Reiterei in der Schlacht zuweist. Er nimmt entgegen der bisherigen Auffassung an, die persische Reiterei sei keineswegs immer auf den beiden Flügeln massiert gewesen, um hier zur Umgehung des Feindes benutzt zu werden, vielmehr habe sie Seite an Seite und untermischt mit Fußvolkabteilungen in der Front gekämpft, und gibt dafür aus der späteren Kriegsgeschichte bis zu den Alexanderschlachten herab eine ganze Reihe von Beispielen. Daran ist so viel richtig, daß eine unfähige Führung auf Seiten der Perser, wie bei Kunaxa und Gaugamela, sich der Reiterei nicht recht zu bedienen wußte; ob das aber auch auf die Zeit der Perserkriege zutrifft, ist doch einigermaßen fraglich. Vor allem spricht dagegen die außerordentlich geschickte Verwendung der Reiterei durch Mardonios in der Schlacht von Plataiai und die andauernde Furcht der Griechen vor Überflügelung durch die persischen Reiter: ganz richtig sagt How, die Griechen hätten nur da Chancen gehabt, wo ein Hügelgelände an die von den Persern für ihre Reiterei gewählte Schlachtebene anstieß: in beiden Fällen, wo das zutraf, bei Marathon und Plataiai, seien sie auch siegreich gewesen. Ich glaube kaum, daß Kromayers Auffassung der Rolle, die die persische Reiterei gespielt hat, sehr viel Anhänger finden wird.

Somit bleibt als die einzige Auffassung, die den drei oben formulierten Fragen gerecht wird, die alte Ansicht von Ernst Curtius, die neuerdings von Munro und mit geringen Änderungen von Caspari vertreten wird: die Perser schifften sich wieder ein, um einen Handstreich auf das unbeschützte und vom Verrat durchwühlte Athen zu versuchen. Gegen den sofort zu erwartenden Angriff des Miltiades hatten sie als Rückzugsdeckung eine starke Abteilung in der Ebene aufgestellt. Wenn Kr. einwendet, daß dann für die deckende Abteilung der Eingang des Schiffslagers die richtige Stelle gewesen wäre, was der Lage des Soros widerspreche, so wird er eben durch den Verlauf der Schlacht widerlegt: gerade dadurch, daß sie das Deckungskorps weit nach Süden vorschoben, gewannen die Perser die Möglichkeit, für den Fall der Niederlage noch die zweite zur Verteidigung schon vorbereitete Stellung am Eingang des Schiffslagers zu halten, und der durch den doppelten Kampf entstandene Zeitverlust reicht gerade hin, die Einschiffung zu vollenden. Nicht der Ausgang der Schlacht hat Athen gerettet, sondern der Rückmarsch des Miltiades unmittelbar nachher.

Über die wirtschaftlichen Grundlagen des Perserreichs hat besonders Cavaignac an zwei Stellen seiner Geschichte des Altertums (II 6 ff. und I 2, 302 ff.) gehandelt, ohne allerdings m. E. zu einigermaßen sicheren Ergebnissen zu gelangen. Aus den Summen der Tributliste Herodots sucht er zunächst die Bevölkerungsziffer zu gewinnen, indem er rein willkürlich eine Belastung von durchschnittlich 1½ dr. auf den

Kopf annimmt, das würde bei einer Gesamtsumme von 10 000 Tal. = 60 Mill. Drachmen rund 40 Millionen ergeben. Aber an der zweiten Stelle ist er geneigt, eine durchschnittliche Belastung von annähernd 2 dr. anzunehmen, wobei sich die Gesamtbevölkerung auf etwa 30 Mill. stellen würde. Dies Schwanken zeigt schon die Unsicherheit der Grundlagen; richtig ist wohl nur soviel, daß die Bevölkerung im Altertum geringer war als jetzt (50 Mill.) und an sich wird man der geringeren Zahl den Vorzug geben. Da es nun aber zweifellos ist, daß die persische Besteuerung auf dem Grund und Boden beruhte, so versucht C. unter Benutzung der Zahlen für den Flächeninhalt der einzelnen Steuerbezirke auch der Belastung des Bodens beizukommen: sie schwankt nach ihm zwischen 270 dr. auf den Quadratkilometer für Ägypten und 2 dr. für Sogdiana. Allein auch hier sind die Grundlagen schwankend und es ist nicht recht ersichtlich, was bei derartigen Berechnungen herauskommen soll. Übrigens benutzt C. auch seine Zahlen, um die militärische Leistungsfähigkeit des Reiches danach zu berechnen und kommt je nach der angenommenen Grundziffer auf 7½ bis 9 Mill. erwachsener männlicher Bevölkerung, wovon Xerxes etwa den dritten oder vierten Mann für seinen Heereszug ausgehoben habe. Diese Ziffer, die etwa den militärischen Leistungen Frankreichs und Deutschlands entsprechen würde, als es im Weltkrieg ums Dasein ging, zeigt schon ihre innere Unwahrscheinlichkeit: trotzdem bringt man, wie es den Anschein hat, in Frankreich — vgl. auch Boucher für die Schlacht von Plataiai — den Zahlen Herodots immer noch ein gewisses Vertrauen entgegen. Bei uns verfallen unter Delbrücks Einfluß die meisten ins gegenteilige Extrem: immerhin muß man, um die Angst der Griechen zu erklären, eine gewaltige Überlegenheit annehmen. 100 000 Mann, wie Wilcken will, also mit Einschluß der Flottenbesatzung etwa 150 000 Mann werden das Mindeste sein, was Xerxes gegen Griechenland in Bewegung gesetzt hat.

Auch die neue Zeitfolge, die C. für die Ereignisse des Jahres 480 aufgestellt hat (I 2, 383) scheint mir einer näheren Prüfung nicht standzuhalten. Als festen Punkt wählt er die Sonnenfinsternis, die nach Her. VII 37 beim Auszug der Xerxes aus Sardis stattgefunden haben soll, also im Frühjahr 480. Nun aber hat es im Jahre 480 nur eine Sonnenfinsternis gegeben, die in Frage kommen kann, nämlich die vom 2. Oktober 480 (Her. IX 10) und C. nimmt nun an, daß hier eine Verwechselung Herodots vorliege und daß die Sonnenfinsternis nicht beim Auszug aus Sardis, sondern beim Abmarsch v. Thermai stattgefunden habe, als Xerxes sich zum Entscheidungskampf gegen die Griechen in Bewegung setzte. Mit Hilfe des Marschjournals, das Herodot VII 183 ff. benutzte, bestimmt er sodann die Thermopylenschlacht auf den 16. bis 18. Oktober, die Seeschlacht bei Salamis auf den 26. desselben Monats.

Im November war Xerxes auf dem Rückmarsch in Böotien, in den Juli des Folgejahres fällt die zweite Einnahme Athens durch Mardonios, Ende August die Entscheidungen von Plataiai und Mykale. Das aber steht mit allem, was wir sonst aus Herodot wissen, im schroffsten Widerspruch; zur Zeit der Thermopylenschlacht war μέσον θέρος (Her. VIII 12) und in Salamis ward um die Zeit der Mysterien gekämpft, die in der zweiten Septemberhälfte stattfanden. Kurz nach der Schlacht trat Xerxes den Rückzug an. Als Kleombrotos daraufhin seinen Vorstoß machen wollte, erfolgte die Sonnenfinsternis vom 2. Oktober. Hier ist also alles in Ordnung. Auch ist es vollkommen unwahrscheinlich, daß Xerxes in 6—7 Tagen von den Thermopylen nach Attika gelangt sein soll, das er schon leer fand; wie hätte sich der Auszug von mindestens 120 000 Athenern in so kurzer Zeit bewerkstelligen lassen?

Dagegen betont C. die Gleichzeitigkeit des Thermopylenkampfes mit der Schlacht am Artemision und darin wird er Recht haben. Allerdings hat Beloch II 2, 49 das Gegenteil behauptet: er läßt den Flottenkampf zu Ende sein, als der Angriff auf die Thermopylen beginnt. Allein seine Aufstellung enthält einen Irrtum; wenn Xerxes bereits drei Tage vor den Thermopylen stand, als die Flotte ankam, so muß der erste Angriff auf den Paß am 7. Tag der Belochschen Tabelle erfolgt sein, nachdem er vier Tage (3.—6.) vor dem Paß untätig gelegen hatte. Andrerseits kann die Flotte, die vom Sturm gewaltig mitgenommen war, unmöglich am folgenden Tag nach ihrer Ankunft zum Kampf vorgegangen sein, die Musterung der Flotte und die notwendigen Ausbesserungen (Her. 8, 7) haben mindestens einen Tag erfordert und so ist die erste große Seeschlacht ebenfalls am 7. Belochschen Tage erfolgt. Am 8. wurde dann an beiden Stellen abermals gekämpft, am Abend ließ Xerxes den Umgehungsmarsch ausführen, während noch am Artemision gekämpft ward. In der Nacht beschließt die Flotte den Rückzug, in die Vorbereitungen hinein kommt am Mittag des 9. Tages der Bote, der Leonidas' Tod meldet. Der Fehler Herodots besteht also nur darin, daß er den einen Ruhetag, den die Flotte brauchte (Belochs 6. Tag) ignorierte: so kamen die drei überlieferten Tage heraus. Er begeht dasselbe Versehen wie wir, wenn wir von der dreitägigen Völkerschlacht von Leipzig sprechen, ohne zu bedenken, daß der 17. Okt. 1813 ein Sonntag war, an dem nicht gekämpft ward. Belochs Ansatz, dem auch Wilcken S. 102 sich anschließt, scheitert daran, daß sich aus Her. VIII 18—26 deutlich ergibt, daß die Griechen unmittelbar nach der Schlacht über den Abzug berieten und daß der Bote von den Thermopylen mitten in ihren Vorbereitungen dazu eintraf (VIII 21 οἱ μὲν δὴ ἔπρησσαν ταῦτα, παρῆν δ'ὁ ἐκ Τρηχῖνος κατάσκοπος). Leonidas hielt aus, weil er die Nachricht vom Abzug der Flotte am Morgen des letzten

Schlachttages (Belochs 9. Tag) noch nicht bekommen hatte, seiner Instruktion gemäß, denn das bedeuten die Worte τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι. Ähnlich ordnet Prentice die Ereignisse, der aber das erste kurze Seetreffen nicht am Ankunftstage der Flotte, sondern erst am Tage darauf vor sich gehen läßt, was mit Her. in Widerspruch steht.

Über die Vorgänge auf der Flotte handelt Guratzsch in einem Aufsatz, der nicht mehr und nicht weniger als eine Ehrenrettung des Eurybiades bezweckt. Nun ist so viel sicher richtig, daß Herodots Darstellung der Schlachten von Artemision und Salamis stark zugunsten der Athener gefärbt ist, nicht aber zugunsten des Themistokles, den er mit auffallender Kühle behandelt. Man hat daraus mit Recht geschlossen, daß der Geschichtsschreiber gerade hier auf athenischen Quellen fußt, gerade die Feinde des peloponnesischen Krieges, Spartaner und Korinther, sind mit besonderer Abgunst gezeichnet. Aber deswegen geht es doch nicht an, Eurybiades nun auf Kosten des Themistokles in den Vordergrund zu schieben. Daß Eurybiades ein einfacher Lakedaimonier war, ist richtig; daß ihn aber die Bundesgenossen seiner persönlichen Verdienste halber gewählt hätten, stimmt schon nicht: sie wählten ihn, weil er Lakedaimonier war und sie den Athenern den Vorrang nicht gönnten (Her. VIII 42). Und daß die entscheidenden Entschlüsse und Befehle von ihm ausgingen, ist natürlich, da er eben schließlich der Höchstkommandierende war: Themistokles Anteil an ihnen bleibt dadurch ganz unberührt und es geht sicher zu weit, wenn G. selbst die Botschaft an Xerxes auf Eurybiades zurückführen will. Was den Verlauf der Schlacht selber betrifft, so erklärt sich G. gegen die Gleichung Belochs Psyttaleia = Hagios Georgios und gegen die Schlacht im Sunde überhaupt: die bestbezeugte Linie sei Kynosura—Munichia und der Angabe des Herodot, wonach die Perser auf der Linie Eleusis-Peiraieus standen, legt er kein Gewicht bei. Wenn aber die Schlacht am Ausgang des Sundes vor sich ging, wie konnte dann Xerxes, der doch nicht im Besitz eines Zeißglases war, von seinem Thron am Aigaleos über die Griechenflotte weg seine eigenen Schiffe so genau beobachten, daß ihm selbst Einzelheiten des Kampfes nicht entgingen? Schon dieser Umstand beweist m. E., daß die Perserflotte unmittelbar den Aigaleos im Rücken hatte, d. h. quer über den Sund vom Peiraieus her in der Richtung nach Eleusis zu aufgestellt war und mit der Front nach SSW kämpfte, während die Griechen die Kynosura und das heutige Lipsokutali im Rücken hatten. Es gelang den Athenern, Hagios Georgios zu erstürmen und dadurch den Phöniziern den Ausweg nach Norden abzuschneiden: jetzt drängten die Perser dem südlichen Ausgang zu und fielen hier den Aigineten in die Hände, deren Angriff um Lipsokutali herum erfolgte.

Den Feldzug des folgenden Jahres eröffnete Mardonios mit einer zweiten gründlichen Verwüstung Attikas, über die Perdrizet nach Aesch. Pers. 810 ff. gehandelt hat. Neben der Verbrennung der Tempel erwähnt Aischylos zunächst das συλᾶν βρέτη, die Wegführung der Götterstatuen, ein Verfahren, das die Perser besiegten Völkerschaften gegenüber gern anwandten: das bekannteste unter den von P. angeführten Beispielen ist die Entfernung der Mardukstatue nach dem Aufstand der Babylonier. Daß dabei auch noch andere Statuen mitgingen, beweist der Raub der Gruppe der Tyrannenmörder von Antenor, die erst Seleukos 294 den Athenern zurückgab. Neu ist die Erklärung der βωμοί τ'ἄιστοί, δαιμόνων ἱδρύματα: indem er δαίμονες hier als einen Ausdruck für den Toten faßt und mit andern Tragikerstellen belegt, erkennt er darin die Vernichtung der alten Friedhöfe Athens, deren Trümmer die Athener nachher beim Mauerbau verwendeten. Während dieses Zerstörungswerks empfing Mardonios von den Argivern die Nachricht, daß der spartanische Heerbann ausgezogen sei: wenn Argos seinem ursprünglichen Versprechen zufolge diesen Auszug nicht hinderte, so erklärt Seymour dies mit der Herrschaft der Gymneten, die nach der Niederlage von Sepeia 494 aufgekommen war, erst zwei Jahre später ward ihre Herrschaft gestürzt oder vielmehr durch gütlichen Vergleich beendet. Auf die Botschaft, daß die Griechen bereits bis Megara vorgegangen seien, brach Mardonios aus Attika auf; den etwas merkwürdigen Vorstoß gegen Megara (Her. IX 14) sucht Clarke ganz ansprechend dadurch zu erklären, daß Mardonios ein weiteres Vorrücken nach Plataiai verhindern wollte. Er kam aber zu spät, und da somit der Paß Megara—Plataiai ihm gesperrt war, mußte er den beschwerlichen Umweg über die östlichen Pässe wählen, den Her. IX 15 beschreibt.

Die Schlacht von Plataiai hat eine neue Darstellung durch den Obersten Boucher gefunden, die auf einem vorzüglichen Kartenmaterial beruht und die Kenntnis der Einzelvorgänge in wesentlichen Punkten gefördert hat. Was die Heeresstärke betrifft, so hält er sich an die Zahlen Herodots, macht aber bedeutende Abstriche. Die Griechen schätzt er auf 40 000 Mann, läßt also die Heloten und Leichtbewaffneten Herodots fort, die ja auch am Gefecht nicht teilnahmen. Vom Perserheer (300 000 Mann) rechnet er zunächst 150 000 Nichtkombattanten ab, weitere 50 000 dienen zur Sicherung der Etappe: es bleiben also nur 100 000 Mann übrig, zu denen allerdings noch 50 000 Griechen hinzukommen, von denen freilich auch nur die Hälfte als Kombattanten zu rechnen sind. Demnach bestand das Perserheer aus etwa 125 000 Mann, darunter 5000 Reiter, und Mardonios verfügte über die dreifache Übermacht. Trotzdem hielt er sich in der Verteidigung: seine Stellung war unmittelbar hinter dem Asopos mit dem Fluß als Deckung davor, hier

hatte er auch sein befestigtes Lager aufgeschlagen, während seine Vorposten weit südlich in die Ebene vorgeschoben waren. Ihm gegenüber, unmittelbar vor dem Steilabhang des Kithairon standen die Griechen, von Hysiai (Athener) über Erythrai (Megarer) bis über die Straße Theben—Dekeleia nach Osten hinaus (Lakedaimonier). Ihre Posten waren ebenfalls in die Ebene vorgeschoben und berührten sich mit den persischen: die Verproviantierung, von B. auf 250 Gespanne täglich berechnet, erfolgte über den Eichenhäupterpaß. Die Stellung war insofern ausgezeichnet, als das unmittelbar dahinter ansteigende Gebirge eine Umgehung nicht zuließ, andererseits bot es keine Rückzugslinie, was im Fall einer Niederlage verhängnisvoll werden konnte. Im Hinblick darauf, vielleicht durch das schwere Gefecht mit Masistios belehrt, beschloß Pausanias seine Stellung nach vorn in die Ebene zu verlegen. Er wählte als Stützpunkt das nordwärts im Bogen des Asopos gelegene, 100—150 m hohe Hügelgelände, das die Gargaphiaquelle umschloß. Hier stellte er seine Lakedaimonier auf, westwärts reichte seine Linie 6 km weit bis zum Asopos etwa. Die hier postierten Athener standen auf dem langgestreckten Pyrgoshügel, da wo jetzt der trigonometrische Punkt 322, 5 ist, ebenfalls gegen den Reiterangriff gedeckt: nur das Zentrum war in der Ebene deren Belästigungen ausgesetzt. Die weitere Entwicklung ging von der persischen Reiterei aus, die zunächst den Eichenhäupterpaß besetzte, wobei sie einen Tagesconvoi erbeutete; und sodann die Gargaphiaquelle verschüttete. So durch Wasser- und Proviantmangel bedroht, beschloß Pausanias, die 2. Stellung aufzugeben und eine dritte näher nach Plataiai zu einzunehmen, wo die Zufahrt von Megara her erfolgen konnte und genügend Wasser vorhanden war. Allein in der Nacht geriet sein Heer auseinander, das Zentrum ging in kopfloser Angst bis Plataiai zurück, er selber marschierte genau südlich auf den Kithairon zu, sah sich aber im Morgengrauen von Mardonios angegriffen. Der Versuch, das Zentrum an sich heranzuziehen, brachte diesem schwere Verluste, doch gelang es Pausanias, sich in hügeliges Gelände beim Demetertempel südlich von der Gargaphia zu retten, wo die Reiterei ihm nichts anhaben konnte. Hier kam es zur Entscheidung, wobei es für die Griechen ein Glückszufall war, daß Mardonios gleich im Anfang fiel. Von der Feldherrntüchtigkeit des Pausanias hat B. nur eine sehr geringe Meinung. Nur eins bleibt unklar, warum sich Mardonios plötzlich entschloß, die bisher so vorteilhafte Verteidigung aufzugeben und zum Angriff überzugehen. Daß er den Beschluß schon am Vorabend faßte, zeigt die Botschaft König Alexanders: B. meint, er sei durch die Gefährdung der Flotte, die seine Verproviantierung deckte, dazu gezwungen worden. Wahrscheinlich ist das nicht: eher war es wohl so, daß er die Unhaltbarkeit der 2. Stellung einsah und während des Stel-

lungswechsels eine günstige Gelegenheit erhoffte. Der Erfolg gab ihm recht, aber sein unerwarteter Tod vernichtete alles. — Jedenfalls haben die sachkundigen Ausführungen B.s das Bild der Schlacht einigermaßen geklärt, während Clarkes Bemerkungen über den Verlauf des Kampfes, soweit ich sie überhaupt verstanden habe, mir alles zu verwirren scheinen.

Bald nach der Schlacht von Mykale bildete sich der delisch-attische Seebund, dem alsbald auch die ionischen Küstenstädte beitraten. Über ihre rechtliche Stellung herrscht eine gewisse Unklarheit infolge der Bemerkung Herodots VI 42, daß die Städte zu seiner Zeit noch denselben Tribut an den König bezahlt hätten, wie ihn Artaphernes 493 geordnet habe; er fährt fort ἐτάχθησαν δὲ σχεδὸν κατὰ ταὐτὰ τὰ καὶ πρότερον εἶχον. Der Sinn des Zusatzes kann, so wie er da steht, nur der sein, daß Artaphernes die Ansätze etwa so belassen habe, wie sie unter Kyros und Kambyses gewesen wären; wenn das aber der Fall war, wozu die umständliche Landvermessung? Andrerseits ist es ja ganz ausgeschlossen, daß die Ionier, die doch ihre Beiträge zum Seebund zahlten, auch noch den Tribut an den König abgeführt haben sollten. Daß der König ihn vom Satrapen einforderte (Thuk. VIII 5, 5, vgl. mit 18, 1), hat damit nichts zu tun; der Satrap mußte die fehlende Summe eben durch stärkere Belastung seiner übrigen Provinz aufbringen. Aber der Widerspruch mit Herodot bleibt und Gomme sucht ihn dadurch aus der Welt zu schaffen, daß er in den oben angeführten Satz hinter ἐτάχθησαν δὲ σχεδὸν <καὶ ὑπ' Ἀθηναίων> κατὰ ταὐτά einschiebt. Es ist nicht zu leugnen, daß dadurch der Zusatz einen viel besseren Sinn erhält und die erwähnte Schwierigkeit behoben wird. Außerdem wissen wir, daß die persische Besteuerung vom Grund und Boden erhoben ward und daß auch Aristides bei seiner Festsetzung der Tribute sich im wesentlichen von demselben Grundsatz leiten ließ, haben Belochs Ausführungen (I 2, 356 ff.) erwiesen. Sie sind jedenfalls eindringender und genauer als die Cavaignacs (II 15), der auch hier besonders bei seiner Berechnung der Bevölkerungsziffer auf denselben unsicheren Grundlagen fußt wie beim Perserreich. Immerhin ist es interessant, Cavaignacs Ausführungen, besonders auch die über die Einwohnerzahlen des Peloponnes (a. a. O.), sowie die über die attische Gesellschaft (I 2, 365 ff.) und das spartanische Heer zur Zeit der Perserkriege (I 2, 347 ff.) mit Belochs Angaben zu vergleichen: im allgemeinen ist C. geneigt, den Angaben Herodots mehr Gewicht beizumessen, als B. tut. Das ist für die Angabe der Stärke bei Plataiai (5000 Spartiaten) meiner Ansicht nach durchaus richtig; auf Belochs Bedenken hat C. kurz, aber genügend S. 350 geantwortet.

Die Chronologie der ersten Hälfte der Pentekontaetie ist bekanntlich sehr umstritten, vor allem hat Aristoteles' Bemerkung

im Staat der Athener 25, 3, daß Themistokles 461 zusammen mit Ephialtes gegen den Areopag aufgetreten sei, große Verwirrung gestiftet. Man hatte sich allmählich gewöhnt, sie ganz beiseite zu schieben, neuerdings aber hat U r e sie wieder hervorgeholt und sie in Zusammenhang mit der Stelle Cic. ad fam. V 12, 5 Cuius studium in legendo non erectum Themistocli fuga redituque retinetur? dahin gedeutet, daß Themistokles etwa 474 verbannt, später nach Ablauf des zehnjährigen Exils nach Athen zurückgekehrt sei und dann die von Aristoteles geschilderte Rolle gespielt habe. Dagegen hat nun C a r y eingewandt, daß wir abgesehen von den beiden Stellen Cic. de amic. und Nep. Ar. c. 3, die aus verschiedenen Gründen für eine genauere Zeitbestimmung nicht verwertbar sind, eigentlich nur auf Aischylos' Persern fußen können, die im März 472 aufgeführt sind. Die offenbare Parteinahme des Dichters für Themistokles erklärt sich nach Cary am besten daraus, daß damals die Verbannung bereits drohte. Ferner erzählt Diodor Themistokles Schicksal unter Praxiergos 471/70 (Diod. XI 54), wozu er einen bestimmten Anlaß, entweder die Verbannung oder die Verurteilung, gehabt haben muß. Nun aber war naturgemäß nur das Verbannungsjahr in den athenischen Archiven festgelegt, da von da ab die Dauer der Verbannung gerechnet ward, also ist Th. 471/70 verbannt, und da der Ostrakismos stets in der 8. Prytanie stattfand, im Frühjahr 470. Also kann er 461 nicht in Athen gewesen sein, wie Aristoteles angibt. Dagegen macht U r e darauf aufmerksam, daß wir, wenn wirklich die Verbannungsjahre in den attischen Archiven festgelegt waren, gerade in ihnen die genauesten Daten besitzen müßten: bekanntlich ist aber das Jahr der meisten Ostrakismen durchaus unsicher. Also stehe nichts im Wege, Themistokles' Ostrakismos schon früher anzusetzen, etwa 474 oder 473: Aischylos sei dann eben in den Persern nachträglich für den Verbannten eingetreten, wie dies auch die herrschende Ansicht ist. Dagegen macht nun K j e l l b e r g geltend, daß mit der Notiz des Aristoteles nichts anzufangen sei, vielmehr sei sie mit Th. Reinach als Interpolation zu streichen, und mit der oben angeführten Stelle aus Cic. ad. fam stehe es auch nicht besser. Sie sei zweifellos verderbt, Ferrari habe statt redituque vielmehr interituque, Kayser exituque gelesen, er selbst schlägt redituque in gratiam regis vor. Das Hauptbedenken gegen Ures Ansicht scheint mir dies zu sein: wenn Themistokles tatsächlich 462/61 in Athen war, wann und aus welchem Grunde ist dann seine Verurteilung wegen μηδισμός erfolgt? Die einfachste Annahme ist doch die, daß er 471 in Pausanias' Sturz mitverwickelt ward, und diese ist daher auch mit Recht fast allgemein angenommen. Es wird also wohl bis auf weiteres bei der bisher üblichen Anordnung der Chronologie verbleiben müssen, wie sie L e h m a n n - H a u p t zuletzt in überzeugender Weise auseinandergesetzt hat.

Im Zusammenhang mit den Ereignissen dieser Zeit hat Kahrstedt die Frage aufgeworfen, wann der Friede zwischen Sparta und Persien abgeschlossen worden sei. Man wird zunächst an die Zeit nach 461 denken, als Athen aus dem peloponnesischen Bunde ausgetreten war, allein Kahrstedt hat klar nachgewiesen (Gr. Staatsrecht I 87 ff.), daß ein Krieg eines Bundesmitglieds mit einer auswärtigen Macht, die mit dem Bunde selbst in Frieden lebte, staatsrechtlich durchaus möglich war. Also kann der Friede auch zwischen 478—461 abgeschlossen sein und da erscheint K. als wahrscheinlichster Zeitpunkt das Jahr 472: unmittelbar nachher gaben die Spartaner Pausanias preis, der denn auch sofort von den Athenern aus Byzanz vertrieben wird. Als Hauptbedingung des Friedens bezeichnet er die Freiheit der kleinasiatischen Griechen und damit erklärt er zugleich das offizielle Verschweigen des Kalliasfriedens: die Athener hätten sich geschämt, nach 25 jährigem Kampfe auch nicht mehr erreicht zu haben, als Sparta 472. Allein mit Recht hat Judeich dagegen geltend gemacht, daß zu einem formellen Friedensschluß gar kein Grund vorlag. Sparta hatte fast gar keine Berührungspunkte mit Persien, und Korinths Osthandel, der vielleicht eine Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zu Persien wünschenswert gemacht hätte, war damals bereits größtenteils in Athens Händen. Es handelte sich also nicht um einen formellen Friedensschluß, sondern einfach um ein Aufhören des Kriegszustandes. Mit Athen lag die Sache 448 anders; diesem mußte im Interesse seines Handels und des Handels der kleinasiatischen Griechenstädte durchaus an der Wiederherstellung friedlicher Beziehungen gelegen sein. Übrigens ist es auch sehr fraglich, ob Sparta sich so für die jonischen Griechenstädte interessiert hat, wie Kahrstedt meint. Dem Spartaner als solchem war das Schicksal der Ionier sehr gleichgültig, dazu war der Stammesgegensatz zu stark. Nur notgedrungen hat es sich von 412 ab ihrer angenommen, um sie sobald als möglich im Antalkidasfrieden seelenruhig dem Erbfeind zu überlassen.

Der Kalliasfrieden hatte übrigens noch nach einer anderen Seite hin Bedeutung; er überließ Ägypten, für das sich Athen in den fünfziger Jahren so stark eingesetzt hatte, seinem Schicksal, wie das nach der schweren Niederlage von Prosopitis und dem Fall des Inaros nicht anders möglich war. Es ist deshalb sehr zweifelhaft, daß die Kornsendung des ägyptischen Teilfürsten Psammetichos im Jahre 444 einen politischen Hintergrund hatte, wie Mallet will; vermutlich wollte der Ägypter sich nur den athenischen Markt für sein Getreide eröffnen, was ihm offenbar gelungen ist: noch 411 kamen von dort Lastschiffe nach Athen, die Getreide brachten. Im übrigen litt unter den Unruhen der griechische Handel, wie Mallet zeigt: zwar ist Naukratis, das

wahrscheinlich im Aufstand des Inaros zerstört war oder doch schwer gelitten hatte, um die Mitte des 5. Jahrhunderts, offenbar nach dem Kalliasfrieden, wieder aufgebaut worden, aber die Blüte des Platzes war dahin, zumal alle die ursprünglich an der Gründung beteiligten Staaten schwer zu kämpfen hatten: Ägina und Samos waren von Athen vernichtet worden und auch die andern Gründerstaaten, Milet, Klazomenai und Teos hatten im Perserkrieg schwer gelitten und waren nur der Schatten ihrer einstigen Größe: nur Chios hatte sich behauptet. Immerhin ist Naukratis auch noch im 4. Jahrhundert, wie die Stele von Naukratis zeigt, der Haupthafen für die griechische Einfuhr geblieben.

Für die Entwicklung des attischen Reiches bilden bekanntlich die Tributlisten die Hauptgrundlage und von diesen haben die auf der sogenannten „ersten Stele" verzeichneten ganz kürzlich durch Meritt und West eine Neubearbeitung erfahren, durch die die früheren Herstellungen, auch die in IG I², überholt sind. Durch eine zusammenfassende Behandlung aller vier Seiten der Stele ist es den Verfassern gelungen, neben vielerlei Verbesserungen im einzelnen vor allem den Umfang der einzelnen Jahresrechnungen genau zu bestimmen, so daß sich die Zahl der auf dem betreffenden Stein verzeichneten Staaten nunmehr genau berechnen läßt; Irrtümer, wie der von Cavaignac, der für die Rechnung von 454/3 = IG I² 191 noch 250 Namen annahm, während nur 140 auf dem Stein Platz haben, sind fortan nicht mehr möglich. Das Ergebnis der Arbeit, soweit sie vorliegt, ist dies, daß von 454/53 bis 450/49 die Zahl der Tributstaaten von 140 bis etwa 200 gewachsen ist; alsdann aber folgt ein plötzlicher Abfall bis zum Jahr des Kalliasfriedens. Nach dessen Abschluß schnellt plötzlich die Zahl wieder auf 216 hinauf, offenbar vermochte Athen, das jetzt durch den Kalliasfrieden gegen Persien den Rücken frei hatte, ganz anders bei den Eintreibungen vorzugehen: übrigens mögen in dieser Urkunde 447/46 = IG I² 198 manche Doppeleintragungen infolge von Eintreibung der Rückstände verzeichnet gewesen sein. Mit dem Eintritt des Gesamtfriedens von 446 beginnt dann wieder ein langsames, normales Ansteigen von 158 Mitgliedern im Jahre 446/45 = IG I² 199 bis 188 im Jahre 440/39 = IG I² 205. Hier brechen die Forschungen der Amerikaner zunächst ab, da die sogenannte erste Stele mit dieser Inschrift endet; es würde sehr interessant sein, auch die weitere Entwicklung nach dem samischen Aufstand und der Pontosfahrt des Perikles zu beobachten und es ist deshalb zu wünschen, daß die Verfasser baldmöglichst auch die übrigen Tributlisten einer Neubearbeitung unterziehen. Daß neben diesen allgemeinen Ergebnissen auch im einzelnen in den Namen und Quoten mancherlei Verbesserungen erzielt sind, versteht sich von selbst und es

ist nur zu bedauern, daß die Veröffentlichung in einer verhältnismäßig schwierig zugänglichen Publikation erfolgt ist: es wäre wünschenswert, daß in einem Nachtrag zu den IG und zu Dittenbergers Sylloge die Forschungen der beiden Forscher verwertet würden. Die historischen Folgerungen, die sich aus der Neubearbeitung ziehen lassen, können hier nur angedeutet werden; daß der Kalliasfriede und die Beweggründe dazu hiernach in einem ganz andern Licht erscheinen, ergibt sich schon aus dem oben Gesagten. In einer besonderen Arbeit hat sich dann Meritt noch mit der Frage der Neuveranlagung beschäftigt. Danach sind im Jahre 450, 446, 443 solche Neuveranlagungen veranstaltet, dann aber erst wieder 438, so daß mit einer kleinen Verschiebung in der dritten Periode vierjährige Zwischenräume herauskommen (4 + 4 + 3 + 5), was mit der Notiz [Xen.] de rep. Ath. 3, 5 übereinstimmt. Was der Grund für die Verschiebung war, bliebe noch aufzuklären. Wichtig ist jedenfalls, daß mit der dritten Neuveranlagung auch die Teilung in 5 Provinzen erfolgte, die dann 438 wieder aufgegeben ward. Das Mittel, diese Neuveranlagungen zu bestimmen, sind natürlich die Veränderungen in den Tributsummen der einzelnen Mitglieder: da dies aber infolge der Lückenhaftigkeit der Inschriften oft versagt, so ist es von großer Wichtigkeit, daß M. noch ein zweites Hilfsmittel entdeckt hat, nämlich die verschiedene Bezeichnung bzw. Schreibung der Ortsnamen in den verschiedenen Veranlagungsperioden. Beide sind in den Tabellen 253 ff. und 261 ff. übersichtlich zusammengestellt; aus ihnen ergibt sich mit hinlänglicher Deutlichkeit, daß jene Veranlagungsperioden, die M. aufgestellt hat, tatsächlich richtig sind. Auch diese Arbeit enthält im einzelnen noch manche Textverbesserungen zu den Inschriften.

Über die Verhältnisse Großgriechenlands in dieser Zeit wissen wir sehr wenig, um so dankenswerter ist es, daß Kahrstedt durch die Behandlung der Münzen einiges Neue erschlossen hat. Aus dem Vorkommen der zahlreichen Doppelmünzen folgert er das Vorhandensein eines größeren Reiches von Kroton, das sich nach dem Fall von Sybaris 510 bildete. Seine größte Ausdehnung erreichte es um 460 mit dem Beitritt von Zankle; damals umfaßte es alle Städte südlich von Metapont und Velia mit Ausnahme von Rhegion, Lokris, Laos und Skidros, ein Gebiet von 9000 qkm, also von der vierfachen Größe Attikas, das nicht etwa als eine συμμαχία, sondern als eine Ausdehnung der herrschenden Polis anzusehen ist. Bald nachher beginnt der Verfall, und zwar 453 mit dem Abfall von Sybaris, das kurz nach seiner Vernichtung in viel geringerem Umfang wieder aufgebaut war, um 450 münzt auch Pandosia wieder selbständig und bald erscheinen Doppelmünzen von Sybaris und Pandosia, ein Beweis, daß die Abtrünnigen Fühlung untereinander suchten. Die Ursache des Zerfalls findet K. in

dem Zusammenbruch der Herrschaft der Pythagoreer, der von 459—455 nach dem Sieg der Tyrannis in Rhegion und gleichzeitig mit dem Niedergang der Deinomeniden in Syrakus erfolgte. So war der Boden für Perikles' Eingriff mit der Aussendung der Kolonie Thurioi vorbereitet. Im Zusammenhang damit stehen seine vergeblichen Bemühungen um den panhellenischen Friedenskongreß, den Keulen in überzeugender Darlegung auf 446 festgelegt hat.

Die inneren Verhältnisse Athens in der damaligen Zeit werden durch den Gegensatz zwischen Thukydides, des Melesias Sohn, und Perikles beherrscht, der dann durch das Scherbengericht von 443 zuungunsten des älteren Staatsmannes beendet ward. Nun hat Brückner 1910 in der Gräberstraße in Athen 60 m von der Stadtmauer entfernt einen Scherbenfund gemacht, der sich offenbar auf ein und dasselbe Gericht bezieht und 43 Stück umfaßte: 11 davon tragen den Namen von Thukydides, Melesias Sohn, 24 den des Kleippides, der uns als Feldherr vor Lesbos 428 bekannt ist, zwei weitere nennen die Großväter des Andokides, Andokides und Teisandros, und machen es dadurch wahrscheinlich, daß der betreffende Ostrakismos nicht ins Jahr 428, wie Beloch (Gr. Gesch. II ² 1, 313 N meinte), sondern noch in die vierziger Jahre fällt. Aus diesem Befund hat nun Rosenberg geschlossen, daß eben in dieser Zeit mehrere Scherbengerichte stattgefunden hätten, und zwar sei Thukydides ganz systematisch vorgegangen: zuerst habe er sich gegen Damon, dann gegen den damaligen Führer der Demokratie Kleippides gerichtet. Nach deren Verbannung sollte Perikles selber dran kommen, allein durch ein mittleres Programm, vor allem durch die von ihm beschlossene Bautätigkeit habe Perikles seinem Gegner den Wind aus den Segeln genommen und sei 443 ihm gegenüber Sieger geblieben. Allein Körte hat gezeigt, daß diese Folgerungen nicht gerade zwingend sind: die gefundenen Scherben konnten z. B. einem ergebnislosen Scherbengericht angehört haben, bei dem die erforderlichen 6000 Stimmen nicht abgeben worden seien. Auch weist er mit Recht darauf hin, daß Kleippides als älterer Führer der Demokratie mindestens zweifelhaft ist, da er in der Aufzählung bei Arist. pol. Ath. 28, 2 nicht genannt wird. Schließlich sei es durchaus möglich, daß der Brücknersche Scherbenfund aus dem Ostrakismos von 443 herrühre, da es sich keineswegs immer nur um zwei Gegner gehandelt habe. Danach scheint es einstweilen noch nicht notwendig, neben dem Ostrakismos von 443 (Thukydides—Perikles) noch weitere uns unbekannte Entscheidungen derselben Art in den vierziger Jahren anzunehmen. Interessant ist übrigens die von K. gemachte Beobachtung, daß auf den Scherben die vornehmen Leute stets mit Vaternamen genannt werden, die andern erhalten das Demotikon, das doch seit Kleisthenes die offi-

zielle Bezeichnung für alle sein sollte. Offenbar hat die attische Gesellschaft der bürgerlichen Gleichstellung des Kleisthenes noch lange Widerstand entgegengesetzt: wie denn auch in der Demokratie der alte Adel noch lange in den wichtigsten Ämtern seinen Platz zu wahren wußte.

Über die in seinen letzten Jahren gegen Perikles gerichteten Prozesse liegen uns, wie Rosenberg ausgeführt hat, nur ziemlich unsichere Nachrichten vor. Am besten paßt noch der Prozeß gegen Anaxagoras in die Zeit von 430: mit seiner Verbannung suchte man in Athen den Zorn der Götter zu besänftigen, die das Verderben der Pest über die Stadt gebracht hatten. Sehr viel unsicherer ist der Prozeß gegen Aspasia: Rosenberg ist geneigt, die ganze Sache für eine Konstruktion der Grammatiker aus einer Stelle des Komödiendichters Hermippos zu halten. Am interessantesten ist der Prozeß gegen Pheidias: der von Nicole seinerzeit entdeckte sog. Pheidiaspapyros schien vollkommen erledigt, nachdem ihn Robert als einen Rednerkommentar erkannt und jede Beziehung auf Pheidias geleugnet hatte, vielmehr handle es sich um einen Bürger von Nikopolis: so ergänzte R. nämlich das öfter vorkommende ... πόλει in dem Papyrus. Neuerdings hat aber nun Judeich die Sache wieder aufgenommen und das Fragliche ... πόλει in ἀκροπόλει ergänzt, so daß die Beziehung auf Pheidias nun doch gesichert erscheint. In der Datierung des Prozesses schließt sich Judeich an Frickenhaus an, der 438/37 die Vollendung des Parthenon ansetzt, in den folgenden Jahren sei das überschüssige Gold und Elfenbein veräußert und erst dann 433/32 sei die Anklage gegen den Bildhauer erhoben, die mit seiner Verbannung endet, frühestens seit 432 habe er dann in Olympia gearbeitet. Dagegen hat sich Rosenberg für 438/37 erklärt, aus einer Vergleichung der beiden Stellen Schol. Aristoph. Pac. 604 und 990 glaubt er nachweisen zu können, daß in dem Exemplar des Philochoros, das der Scholiast oder seine Quelle benutzte, der Name des Archonten 438/37 Theodoros in Pythodoros verschrieben und der für 432/31 dafür als Skythodoros gegeben sei. Der Prozeß sei also ἐπὶ Θεοδώρου, d. h. 438/37 anzusetzen; gerade kurz vor dem peloponnesischen Krieg sei Perikles' Stellung so fest wie nie gewesen. Diese letzte Behauptung ist mindestens anfechtbar, auch mir scheint sie nicht geeignet, die sachlichen Gründe, die Frickenhaus für 433/32 anführt, zu entkräften. Beloch (II 1, 296 A) hat m. E. bereits das Richtige in dieser Sache gesehen. Im übrigen wird die Bedeutung der Prozesse meist überschätzt, sie gehören zu den Mitteln, mit denen auch jetzt in demokratisch regierten Staaten die Parteien einander Abbruch zu tun pflegen. Die Stellung des leitenden Staatsmanns haben sie nicht im geringsten erschüttert. Darin hat Ferrabino zweifellos recht, der ebenfalls die sämtlichen Prozesse in die Jahre unmittelbar vor dem

Krieg verlegt. Der beste Beweis für diese Ansicht liegt m. E. in der ersten Forderung der Spartaner, die Athener sollten das ἄγος τοῦ θεοῦ ἐλαύνειν Thuc. I 126, 2, die an sich einfach unverständlich ist und nur dann ihren Sinn gewinnt, wenn die Spartaner glaubten, Perikles' Ansehen sei durch die rasch aufeinanderfolgenden Prozesse so erschüttert, daß es nur noch eines letzten Anstoßes bedürfe, ihn zu stürzen. Daß diese Berechnung falsch war und warum, das hat Ferrabino a. a. O. gut auseinandergesetzt.

Die Gesamtpolitik des Perikles hat Hohl einer Untersuchung unterzogen, mit der man sich in der Hauptsache einverstanden erklären kann, insbesondere ist die innere Entwicklung des Staatsmanns, der zunächst die 460 begonnene Kriegspolitik zu liquidieren hatte, gut herausgekommen. Weniger richtig scheint es mir zu sein, daß H. die Friedensaktion gleich nach dem Kalliasfrieden ansetzt und sie als eine große Geste auffaßt, die das Zurückweichen Athens gegenüber dem Landesfeind einigermaßen verdecken sollte (S. 51 f, ebenso Wilcken[2] S. 115). Allein dann war der Augenblick, in dem man noch im lakedaimonischen Bunde in Kriegszustand war, doch offenbar sehr schlecht gewählt, und der Mißerfolg wäre leicht vorauszusehen gewesen. Besser paßte unzweifelhaft, wie Keulen gesehen hat, dazu die Zeit nach 446, als wirklich allgemeiner Friede herrschte, und der Friedenskongreß steht auch sicher mit der Koloniegründung von Thurioi im Zusammenhang, die sozusagen die praktische Probe auf das Exempel war. Auch darin hat H. unzweifelhaft recht, daß er als den schwachen Punkt in Perikles' Amtsführung seine engherzige Bürgerrechtspolitik hervorhebt (S. 56 f.), um so mehr, als Perikles hier bewußt von der überlieferten freieren Auffassung abwich, wie sie seine bedeutendsten Vorgänger, Kleisthenes und der große Themistokles, vertreten hatten. Er hätte aber noch den schwächsten Punkt hervorheben sollen: die Finanzpolitik des großen Staatsmanns. Perikles hatte doch mit einer langen Kriegsdauer gerechnet, dafür aber haben trotz aller Anhäufung von Geldern die vorhandenen Bestände nicht im geringsten ausgereicht, wie sich u. A. auch aus der großen Logisteninschrift ergibt, die Kirchner in dem neuen Corpusband (IG. ed. minor. I no. 324) vortrefflich behandelt hat. Insgesamt betrugen die Anleihen bis zum Jahre 426/25 etwas über 4000 Tal., für die weiteren 4 Jahre nur 747 Tal. Mit andern Worten, der Kriegsschatz, den Perikles angesammelt hatte, war Ende 426 so gut wie erschöpft, und es wird ein unzweifelhaftes Verdienst Kleons bleiben, daß erst er allerdings durch sehr drastische Mittel wie Eisphora und Erhöhung der Tribute den Krieg auf eine gesunde finanzielle Basis gestellt hat, indem er die Kosten im wesentlichen nicht aus Anleihen, sondern aus den laufenden Einnahmen bestritt. Unwillkürlich kommt

einem das Beispiel Deutschlands und Englands aus dem Weltkrieg in den Sinn. Wesentlich anders ist die Auffassung Ferrabinos, die er an drei Stellen seines großen Werkes S. 10, S. 54 ff. und S. 212 ff. niedergelegt hat. Ihm ist Perikles seit 447 der Erhalter des Friedens und des Bestehenden, der deshalb auch in den Wirren von Kerkyra und Poteidaia durchaus bemüht ist, bis zuletzt den Krieg zu vermeiden. Das ist in mancher Beziehung durchaus richtig, nur vergißt F., daß die Erhaltung des Friedens nicht Selbstzweck bei Perikles war, sondern nur ein Mittel, den Krieg, den er kommen sah, für Athen vorzubereiten: in dieser Hinsicht hat er die Bedeutung des megarischen Dekrets durchaus verkannt. Um so schwerer ist es für ihn natürlich, den plötzlichen Entschluß zum Kriege zu erklären, und er kann das nur, indem er rein selbstische Motive annimmt: Perikles wollte den Krieg, um seine schon erschütterte Stellung im Staate zu retten. Das geht so weit, daß er annimmt, P. habe bei der Zurückweisung der zweiten lakedaimonischen Gesandtschaft auf eigene Faust gehandelt, ohne die Athener zu befragen (S. 54, Anm. 1). Aber der Wortlaut des Thukydides I, 139, 2 läßt das nicht zu; wenn er an dieser Stelle eine Volksversammlung nicht ausdrücklich erwähnt, so beweist das nicht, daß keine stattgefunden hat: Thuk. begnügt sich, nur die letzte, entscheidende Versammlung genau wiederzugeben und sein Ausdruck ἐδόκει ἅπαξ περὶ ἁπάντων βουλευσαμένους ἀποκρίνεσθαι läßt eher darauf schließen, daß bereits andere Volksversammlungen sich mehrfach mit der Sache beschäftigt hatten. P. ist also auch hier durchaus verfassungsgemäß vorgegangen, wie er das immer tat, und von einer plötzlichen Änderung seines Entschlusses, die auf persönliche Beweggründe zurückzuführen wäre, ist keine Rede: er sah endlich den Zeitpunkt gekommen, auf den er in all den langen Friedensjahren hingearbeitet hatte, und mit Recht sagt Thuk. von ihm I, 126, 3 ἐς τὸν πόλεμον ὥρμα τοὺς Ἀθηναίους.

Über die politischen und sozialen Zustände Athens zur Zeit des Perikles, herrscht besonders in den angelsächsischen Ländern die Ansicht vor, als habe es sich eigentlich nur um eine Scheindemokratie gehandelt, in Wirklichkeit sei Athen durchaus aristokratisch regiert worden. Gesellschaftlich hätten nur die höheren Stände Ansehen gehabt, Handwerk und überhaupt jede erwerbende Tätigkeit, höchstens mit Ausnahme der Landwirtschaft, hätten kaum irgendwelche gesellschaftliche Geltung besessen. Daran ist nur so viel richtig, daß allerdings in den wichtigen, durch Abstimmung besetzten Ämtern bis in Demosthenes' Zeit hinein die Angehörigen der großen Adelsfamilien das Übergewicht hatten; daß sie sich auch sonst noch als Stand fühlten, ist oben an einem Beispiel gezeigt worden. Daß dagegen jene Nichtachtung der erwerbenden Stände im 5. Jahrhundert noch keineswegs bestand,

sondern lediglich aus den Schriften des Platon und Aristoteles geschlossen ist, das hat La Rue van Hook in seinem Aufsatz gezeigt, indem er vorwiegend Perikles' Leichenrede zum Beweis heranzieht, und daß von einer Scheindemokratie nicht die Rede sein kann, das beweist die Schrift des Aristokraten vom Staat der Athener, die uns unter Xenophons Namen überliefert ist. Auch die Ansicht, daß die Kulturhöhe der perikleischen Zeit lediglich auf einer dünnen Oberschicht beruht habe, ist nicht richtig. Calhoun hat eine ganze Reihe von Tatsachen zusammengestellt, die beweisen, daß die Athener des 5. Jahrhunderts zwar an unserer heutigen Zivilisation gemessen, auf einem sehr niedrigen Standpunkt standen, daß aber ihre geistige Kultur die der heutigen Massen bei weitem überragt.

Viertes Kapitel.

Der Kampf um die Vorherrschaft (431—338).

K. J. Beloch, Griechische Geschichte III² 1 u. 2. Bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens. Berlin 1922/23.

Ders., Artabazos. Janus I 8—12. 1921.

Bonner, The four Senates of the Boeotians. Class. philol. X 381—385. 1915.

Ders., The Megarian decrees. Class. Phil. XV 1, 238—245. 1921.

Busolt, Griechische Staatskunde ³. München 1920/26.

Cary, Notes on the ἀριστεῖαι of Thebes. Journ. Hell. Studies. 42, 184 bis 191. 1922.

Ders., Notes on the history of the IV. century. Class. Quarterly 20, 186—191. 1926.

*P. Cloché, La restauration démocratique à Athènes. Paris 1915.

Ders., Le décret de 401/00 en honneurs des métèques. Rev. Et. Grecq. 30, 384—408. 1917.

Ders., La politique thébaine de 404 à 396 avant J. Chr. Ebenda 31, 315—343. 1918.

Ders., Les conflicts politiques et sociaux à Athènes pendant la Guerre corinthienne. Rev. ét. anciennes 21, 157—192. 1919.

Ders., La politique de l'Athénien Kallistratos. Rev. ét. anc. 25, 1—3 1923.

Ders., La Grèce et l'Égypte de 405—342/41 av. J. Chr. Rev. égyptienne. Nouv. Sér. I 211—258. 1919.

Ders., La politique de Démosthène de 354 à 346. Bull. corr. Hell. 47, 78—123. 1923.

Ders., La Grèce de 346 à 339 av. J. Chr. Bull. corr. Hell. 44, 108 bis 159. 1920.

E. Drerup, Aus einer alten Advokatenrepublik. Stud. z. Geschichte u. Kultur des Altertums. Bd. VIII, Heft 3/4. Paderborn 1916.
V. Ehrenberg, Die Urkunden von 411. Herm. 57, 613—620. 1922.
A. Elter, Thukydides und der Name des peloponnesischen Krieges. Neue Jahrb. 1915. 35, 77—82.
W. S. Ferguson, The Introduction of the Secretary Circle. Klio 14, 393 ff. 1915.
Ders., The Constitution of Theramenes. Class. Philology 21, 72—75. 1926.
Ferrabino, L'impero Ateniese. Torino 1927.
*P. Foucart, Un décret athénien rélatif aux combattants de Phyle. Mém. de l'Acad. des Inscr. et belles lettres. 1920.
*Glover, From Pericles to Philip. London 1916.
J. W. Hewitt, The second phase in the battle of Cunaxa. Class. Journal. 15, 83—93. 1919/20.
F. Hiller v. Gaertringen, Zu attischen Inschriften. Sitz.-Ber. Berl. Ak. 1921. S. 436 ff.
Inscriptiones Graecae. I² ed. minor. ed. Frid. Hiller de Gaertringen. Berol. 1924. II² 1 und 2. ed. Johannes Kirchner. Berol. 1923. 1926.
U. Kahrstedt, Griechisches Staatsrecht I. 1922.
Br. Keil, Πελοποννησιακὸς πόλεμος. Herm. 51, 441—458. 1916.
W. Kolbe, Das Ehrendekret f. d. Retter der Demokratie. Klio 17, 242—248. 1921.
Mallet, Les rapports des Grecs avec l'Égypte s. S. 31.
Munro, Thucydides on the 3. of August 431. Class. Quarterly XIII 127—128. 1919.
Plassart, Inscriptions d'Orchomène en Arcadie. Bull. corr. Hell. 39, 53—122. 1915.
F. E. Robbins, The cost to Athens of her second empire. Class. Philol. 13, 361—388. 1918.
*Robinson, The days of Alkibiades. London 1917.
A. G. Roos, Chronologie zur Geschichte der Dreißig. Klio 17, 1—15. 1921.
Rosenberg, Amyntas, der Vater Philipps II. Herm. 51, 499—509. 1916.
R. Schäme, Der Amtantritt der spartanischen Nauarchen und der Anfang des korinthischen Krieges. Diss. Leipzig 1915.
Ed. Schwartz, Das Geschichtswerk des Thukydides. Bonn 1919.
Seymour, Note on the Boeotian league. Class. Review. 36, 70. 1922.
Fr. Smith, Athenian political commissions. Chicago 1920.
*Svoronos, L'hellénisme primitif de la Macédoine prouvée par la numismatique de l'or du Pangée. Paris 1919.
H. Swoboda, σκυταλισμός. Herm. 53, 95—101. 1918.

Sylloge inscriptionum Graecarum post Dittenbergerum tertium edidit F. Hiller de Gaertringen. 1925—1926.
*Tanner, Kallias ὁ λακκόπλουτος. Class. Philol. 18, 144—151. 1923.
Fritz Taeger, Alkibiades. Stuttgart u. Gotha 1925.
Allan B. West, The chronology of 432/31. Class. Philol. 10, 34—53. 1925.
Ders., The early diplomacy of Philip II. of Macedonia illustrated by his coins. Numism. Chron. V 3. 1923.
*Valeton, De praetoribus qui reportaverunt victoriam apud Arginusas insulas. Mnemos. 48, 34—79. 1920.
U. v. Wilamowitz, Das Bündnis zwischen Sparta u. Athen. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 1921, 305—318.
A. Wilhelm, Zu griech. Inschr. Jahreshefte des Östr. Arch. Inst. 1921/22. S. 138, 156.
Woodhouse, The campaign of Mantinea b. Ch. 418. Annual of the Brit. school at Athens. 22, 51—83. 1916/17.

Über die Quellen zur Geschichte des 4. Jahrhunderts orientiert am besten die Einleitung, die Beloch der zweiten Abteilung seines dritten Bandes vorausgeschickt hat: er ist bei dieser Gelegenheit noch einmal energisch für Kratippos als Verfasser der Oxyrhynchosfragmente eingetreten. Von Einzelschriften ist eigentlich nur eine zu nennen, die umfassende Arbeit von Eduard Schwartz über das Geschichtswerk des Thukydides, in dem er die gesamte Thukydidesfrage aufgerollt hat. Soweit seine Ausführungen sich auf die Entstehung und Komposition des Werkes beziehen, gehören sie in den Bericht über Thukydides, hier konnten nur diejenigen Teile des Werkes Berücksichtigung finden, in denen der Verf. zu den geschichtlichen Ereignissen selbst Stellung nimmt. Sehr wichtig ist dagegen der Zuwachs an inschriftlichen Quellen, der nunmehr durch die Neuherausgabe der ersten Korpusbände und durch die dritte Auflage von Dittenbergers Sylloge allgemein zugänglich geworden ist, hauptsächlich durch das Verdienst Hillers v. Gaertringen und Johannes Kirchners. Eine Gesamtdarstellung des großen Krieges gibt Aldo Ferrabino, die ein Gesamtbild der sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Strömungen während des Krieges zu zeichnen sucht: von besonderem Interesse sind seine Analysen der Medea, des Hippolytos, der Helena und der Bakchen, in denen er die inneren Beziehungen zu der jeweils wechselnden politischen Lage aufdeckt. Es ist ein Buch, das stets anregend und nie ermüdend wirkt, wenn man auch im einzelnen den Auffassungen des Verfassers oft widersprechen muß.

Über die Bezeichnung des peloponnesischen Krieges hat sich eine Erörterung zwischen Anton Elter und Bruno Keil erhoben, die beide inzwischen leider der Wissenschaft entrissen

sind. Elter geht von der Bezeichnung bei Thukydides selber aus, der in 1, 1 den Krieg als den πόλεμος τῶν Πελοποννησίων καὶ Ἀθηναίων bezeichnet, während er 2, 1 Ἀθηναίων καὶ Πελοποννησίων und V 31, 3—6 sogar Ἀττικὸς πόλεμος genannt wird. Zur Erklärung der Verschiedenheit zieht er moderne Bezeichnungen heran: den Krieg von 1870/71 bezeichnen die Deutschen als Deutsch-französischen Krieg, die Franzosen als la guerre franco-allemande, woraus sich das natürliche Gesetz ergibt, daß jeder der beteiligten Gegner den Krieg seinem Standpunkt entsprechend benennt. Dies Gesetz aber hat nun auch insofern weitere Geltung, als bei Verträgen die einzelnen Kontrahenten bei den zu Hause aufgestellten Vertragsurkunden das eigene Volk an erster Stelle nennen: man kann also bei Thuk. aus der Stellung der vertragschließenden Staaten schließen, woher Thuk. das betreffende Dokument entnommen hat. So ist demnach die Urkunde des Nikiasfriedens V 12 dem athenischen Archiv entnommen, die des darauffolgenden Bündnisvertrages dem lakedaimonischen V 23. Daß sich zuerst bei Cicero die Bezeichnung „Peloponnesischer Krieg" findet, zeigt, daß allmählich die athenische Auffassung des ganzen Krieges sich durchgesetzt hat. Gegen dies Gesetz der Alternierung hat Keil Einspruch erhoben und in der Tat, schon das Musterbeispiel Elters zeigt, daß man mindestens nicht konsequent verfuhr; wäre das der Fall gewesen, so hätten V 21 bei der Aufzählung der schwörenden Behörden doch auch die Athener vorangehen müssen. Weiter scheidet die Bezeichnung als Ἀττικὸς πόλεμος aus: wie der Zusammenhang der Stelle ergibt, ist sie aus dem Vertrage zwischen Elis und Lakedaimon, wo sie natürlich durchaus zutreffend ist, dem Geschichtsschreiber in die Feder geflossen. Aber es bleibt die Verschiedenheit der Bezeichnung zwischen Thuk. 1, 1 und 2, 1, und es fragt sich, wie man sie erklären soll. Elter meint, daß 2, 1 der ersten Fassung angehöre, während 1, 1 gleichsam als Titel von Thuk. erst am Schlusse zugesetzt sei, was wohl richtig, aber kein zureichender Grund ist: vielleicht wollte Thuk. aus seiner später gewonnenen Auffassung des Krieges heraus dadurch die Peloponnesier als den angreifenden Teil bezeichnen. Übrigens hat Keil die Bezeichnung Πελοποννησιακὸς πόλεμος zuerst in einer etwa um 100 anzusetzenden Urkunde nachgewiesen, und die Bezeichnungen bei Aristot. rep. Ath. 27, 2 ὁ πρὸς Πελ. πόλεμος und Polit. V 1303 a 10. Λακωνικὸς πολ. würden zeigen, daß in der Auffassung der Standpunkt Athens schon damals durchgedrungen war.

Die Chronologie der Vorgänge bei Poteidaia ist bekanntlich sehr umstritten: eine neue Anordnung hat Allan L. West aufgestellt, die zwischen Busolt und Ed. Meyer, dem noch Ferrabino in seiner neuesten Darstellung der Ereignisse gefolgt ist, vermittelt und die Ereignisse folgendermaßen ordnet. Ende März 432 Abfall Poteidaias,

dann Absendung des Archestratos und bald darauf des Kallias, Schlacht vor Poteidaia im Thargelion 432 (Mai/Juni), dann Ende des Archontenjahres 433/32, also Juli, kommt Phormion mit Verstärkungen, im September Eukrates, der uns nur aus dem Dekret CJA IV 1, 159 bekannt ist. Der Angriff auf Plataiai erfolgte am 5. März 431, der Einfall der Peloponnesier etwa Ende Mai, er dauerte bis zum 1. Juli; wenige Tage vorher, also Ende Juni, segelte die Flotte ab, die um den Peloponnes nach Kerkyra gehen sollte. Diese Anordnung, die für das Jahr 432 mit Busolt, für 431 mit Ed. Meyer geht, erfordert allerdings, daß in Thuk. II 2, 1 Πυθοδώρου ἔτι δύο μῆνας ἄρχοντος das δύο in τέσσαρας oder πέντε und das μετὰ τὴν ἐν Ποτειδαίᾳ μάχην μηνὶ ἕκτῳ in μηνὶ δεκάτῳ geändert wird. Die erste Verderbnis ist allgemein zugestanden, die zweite nicht: wer sie nicht annimmt, muß dann allerdings wie Beloch III 2, 220 tut, die Sendung des Phormio und des Eukrates ins Jahr 431 setzen und annehmen, daß Thuk. im ersten Buch schon Dinge erzählt habe, die nach Kriegsausbruch fallen, was doch bedenklich erscheint. Jedenfalls folgten die beiden Flottensendungen des Archestratos und Kallias kurz nacheinander, beide gehören also demselben Kollegium an, denn die Athener werden doch nicht gewartet haben, bis das korinthische Hilfskorps in Poteidaia ankam und von da die Nachricht nach Athen gelangte (Beloch a. a. O. 219). Der Marsch einer Truppenabteilung von 1600 Mann durch Mittelgriechenland, Thessalien und Makedonien konnte ihnen nicht lange verborgen bleiben: sie müssen sofort, als sie davon Wind erhielten, Kallias nachgesandt haben, vielleicht unter gleichzeitiger Rückberufung des Archestratos. Nötig ist das nur dann, wenn man mit Stahl das bei Thuk. I 57, 6 sicher falsch überlierte δέκα in τεσσάρων ändert, denn auch Phormion I 64, 2 würde noch demselben Kollegium angehören. Liest man aber mit Krüger und Classen δύο statt δέκα, so fällt die Notwendigkeit der Rückberufung des Archestratos fort, warum sollen nicht 8 Strategen gleichzeitig vor Poteidaia gelegen haben, wenn 440 alle zehn vor Samos beteiligt waren (I 116, 1)? Unzutreffend sind m. E. die Ausführungen von Ed. S c h w a r t z S. 92 ff. Er will zeigen, daß der Übergang mit εὐθὺς bei Thuk. I 56, 1 verkehrt und Zusatz des Herausgebers sei, in Wahrheit klaffe, da die Schlacht von Sybota in den Herbst 433, der Abfall Poteidaias aber erst 432 falle, eine Lücke von einem Jahr. Es ist aber klar, daß die in c. 57. 58 erzählten Vorgänge in den Winter 433/32 fallen, und daß etwa im März 432, wie auch West tut, der Abfall von Poteidaia anzusetzen ist. Schwartz erklärt das für unmöglich, da Thuk. den wichtigsten Jahreseinschnitt, den Eintritt des Winters, ausdrücklich erwähnt haben würde. Aber das ist ein Irrtum: was für die Geschichte des eigentlichen Krieges eine unverzeihliche Unterlassung sein würde, ist in der Vorgeschichte, die

Thuk. nicht annalistisch, sondern in größeren zusammenhängenden Partien gibt, ohne jeden Anstoß. Also hat es mit dem zweimal I 56 und I 57 gesetzten εὐθὺς durchaus seine Richtigkeit, und wenigstens von dieser Seite her wäre gegen Wests Aufstellungen nichts einzuwenden.

Über das megarische Psephisma hat Bonner in einem Aufsatz gehandelt, der schließlich zu dem allgemein anerkannten Ergebnis kommt, daß es im Anfang des Pythodorosjahres 432 gefaßt ward, jedenfalls so früh, daß die Megarer auf der Tagsatzung zu Sparta im Herbst desselben Jahres ihre Klage vorbringen konnten. Allein aus Aristoph. Ach. 515 ergibt sich, daß schon vorher allerlei Beschränkungen im Handel mit Megara vorhanden waren; es geht nicht an, mit Beloch, der doch sonst die Zeugnisse des Aristophanes historisch auswertet, hier nun plötzlich sagen zu wollen, Aristophanes sei kein Historiker, dessen Worte man auf die Goldwage legen dürfe (III 1, 293 A). Wenn allerdings Bonner die Äußerung der Korinther Thuc. 1, 42, 4 als Beweis für das frühere Vorhandensein von Handelsbeschränkungen anführt, so stimmt das nicht, da hier vielmehr von den Vorgängen von 446 die Rede ist. Eher kann man dafür Aristoph. Pax 990—1000 anführen, wonach der Handelskriegszustand mit Megara 421 schon dreizehn Jahre dauerte; das würde auf 434/33 führen. Tatsächlich mögen damals die ersten Handelsbeschränkungen gegen die Stadt verfügt sein, das eigentliche Gesetz, das die gewaltige Verschärfung brachte und unter den unmittelbaren Anlässen des Krieges eine Rolle spielt, ist auf Perikles' Antrag im Sommer 432 erlassen. Die Untersuchung von Highbarger S. 160 ff. bringt nicht viel Neues; doch wird er darin recht haben, daß der Zweck der Maßregel vom athen. Standpunkt aus defensiv war: Megara sollte in den Bund hineingezwungen werden, wodurch Korinth völlig lahmgelegt wäre. Das übersieht Ferrabino in seiner Beurteilung des Perikles (s. o. S. 48). Ganz interessant ist übrigens eine Bemerkung von Munro über die Sonnenfinsternis vom 3. August 431, die Thuk. II 28 anführt mit dem Bemerken, daß dabei auch einige Sterne zu sehen gewesen wären. Da nun dies in Athen unmöglich, wohl aber weiter nach Norden zu möglich war, so schließt M., Thuk. habe sich damals in Thrakien befunden und sei dort an den Verhandlungen mit Sitalkes und Tereus beteiligt gewesen, die dann für Athen einen vorteilhaften Abschluß fanden.

Die Vorgänge in Pylos hat Thukydides so ausführlich und genau geschildert, daß man noch heute deutlich die Orte der einzelnen Kämpfe, ja sogar den Küstenpfad erkennen kann, auf dem die Messenier in den Rücken der spartanischen Stellung gelangten, wie dies Awdry gezeigt hat (vor. Ber. Bd. 120, S. 171). Um so auffallender sind einige fehlerhafte Angaben, wie die über die Breite der Einfahrt und die Größe

der Insel. Diese erklärt v. Wilamowitz damit, daß Thuk. seine Darstellung unmittelbar nach den Ereignissen in Athen niederschrieb, wobei er sich hauptsächlich auf Erkundigungen von Leuten stützte, die dabei gewesen waren; diesen würden die verkehrten Schätzungen zur Last fallen, was bei Personen, die im Schätzen von Entfernungen nicht geübt sind, leicht vorkommen kann. Ebenso hat er in c. 3—5 den Bericht der Feldherren wiedergegeben, die sich gegen einen etwaigen Mißerfolg des Demosthenes decken wollten; über seine Pläne scheint ihn Demosthenes selbst unterrichtet zu haben, und in der Volksversammlung ist er wohl selber anwesend gewesen. Bald nachher ist es mit seiner Kenntnis athenischer Vorgänge zu Ende; die Ereignisse in Sizilien kennt er 425 noch ganz genau, nachher weiß er nichts mehr davon. Auch die Expedition nach Euboia (Schol. Ar. vesp. 718) ist ihm nicht mehr bekannt, für Delion kennt er nur den boiotischen Bericht, was eben mit seiner Verbannung zusammenhängt. Ist das richtig, so besitzen wir in der Schilderung der Vorgänge von Pylos ein Stück der ältesten attischen Prosa, das etwa der Schrift des Oligarchen gleichzeitig ist, die unter dem Namen Xenophons geht. — Kurz nach Pylos fällt die Eroberung von Oiniadai, auf die sich eine von Hiller neubearbeitete Inschrift (IG. I 24, 116 e) bezieht: es scheint danach, als ob Verrat einzelner Bürger dabei im Spiele war. Ebenso ist es Hiller gelungen, in IG I S. 194 Nr. 116 z den Namen des Grabos, eines illyrischen Fürsten, einzusetzen; die Inschrift kann in dieselbe Zeit oder auch zehn Jahre früher in 433 gesetzt werden.

Über die beiden bei Thuk. V 18 und V 23 eingelegten Urkunden hat sich zwischen Ed. Schwartz (S. 32 ff.) und v. Wilamowitz (S. B. 1919) eine Erörterung erhoben, die, soweit die Komposition des Geschichtswerks dabei in Frage kommt, uns hier weniger angeht. Die Echtheit der Urkunde über den Nikiasfrieden hat Schwartz nicht bestritten, wohl dagegen die über den Bündnisvertrag zwischen Athen und Sparta: sie ist nach ihm ein Entwurf, der niemals zum Abschluß eines Bündnisses geführt hat (S. 46 ff.). Die Stellen, in denen Thuk. nachher auf diesen Bündnisvertrag Bezug nimmt, scheidet er sämtlich als spätere Interpolationen oder Zusätze des Herausgebers aus. Dabei hat er aber eine Stelle übersehen, die schlechterdings jedem Ausscheidungsversuch widerstrebt, V 46, 4, wo erzählt wird, daß Nikias in Sparta zwar nicht die Verwerfung des Bündnisses zwischen Sparta und Boiotien, wohl aber die Erneuerung des spartanisch-athenischen Vertrages gelang, die in diesem V 23, 4 vorgesehen war. Wenn er also erneuert ward, so war er doch jedenfalls abgeschlossen. Dann aber bleibt ein Bedenken, auf das Wilamowitz aufmerksam gemacht hat. An zwei Stellen V 39, 3 εἰρημένον ἄνευ ἀλλήλων μήτε σπένδεσθαί τῳ

μήτε πολεμεῖν und V 45,2 καθάπερ εἴρητο ἄνευ ἀλλήλων μηδενὶ ξυμβαίνειν wird eine Bestimmung angeführt, die so in der Vertragsurkunde V 23 nicht vorhanden ist. Wilamowitz will das so erklären, daß diese Bestimmung zwar ursprünglich nicht gefehlt habe, daß sie dagegen von den beiden Kontrahenten sehr bald stillschweigend fallen gelassen und deswegen in der Abschrift, die sich Thuk. besorgt habe, fortgelassen sei. Der letzte Teil dieser Annahme scheint mir bedenklich: ich möchte eher glauben, daß die beiden Stellen V 39, 3 und 46, 2 die Auslegung enthalten, die Thuk. dem letzten Absatz des Bündnisses V 23, 6 ἢν δέ τι δοκῇ . . . προσθεῖναι καὶ ἀφελεῖν περὶ τῆς ξυμμαχίας, ὅτι ἂν δοκῇ, εὔορκον ἀμφοτέροις εἶναι gab und die m. E. ganz richtig ist. Daß es sich sowohl bei Athen wie Boiotien um ein Bündnis mit Sparta ἰδίᾳ, nicht um ein Bündnis mit dem Peloponnesischen Bunde handelt, hat Kahrstedt, Gr. Staats. I 289 f. durchaus zutreffend betont; nur begreife ich gegenüber I 39, 3 nicht ganz, wie er S. 290 Anm. 3 behaupten kann, aus dem bötisch-spartanischen Bündnis sei nichts geworden. Daß der Bündnisvertrag zwischen Athen und Sparta an mehreren Stellen der Erzählung nicht erwähnt wird, wo er erwähnt hätte werden müssen, eine Beobachtung, auf die Schwartz großen Wert legt, erklärt sich ganz einfach daraus, daß der Vertrag zunächst geheim blieb: beide Staaten hatten kein Interesse daran, ihn zu veröffentlichen. Theben scheint zuerst davon Wind bekommen zu haben (Thuk. V 39, 2).

In den Streitigkeiten, die auf den Nikiasfrieden folgten und letzthin zum Sonderbundkrieg führten, spielt der boiotische Bund eine große Rolle, über dessen Verfassung zuletzt Bonner gehandelt hat. Die Darstellung bei dem Historiker von Oxyrhynchos erwähnt nur bei den Lokalsenaten die Viertelung, nicht beim Bundessenat; wollte man danach genau vorgehen, so müßten Thuk. V 38, 2 mit den τέσσαρες βουλαί die Lokalsenate gemeint sein, die also über Bundessachen und auswärtige Angelegenheiten entschieden hätten. Da das unmöglich ist, so nimmt Bonner an, daß die Viertelung des Bundessenats nur versehentlich bei dem Historiker von Oxyrhynchos nicht erwähnt ist, eine Vermutung, die schon vorher von Beloch, Gr. Gesch. II 1, 181 A 1 ausgesprochen ist. Über die Streitkräfte des Bundes sind wir ebenfalls durch den Historiker von Oxyrhynchos genau unterrichtet, im Zusammenhang damit berechnet Seymour das Bundesheer, das 424 bei Delion im Felde erschien. Wenn auch eine genaue Übereinstimmung der Zahlen nicht zu erzielen ist, so wird doch das Hauptergebnis, daß es sich um ein Zweidrittelaufgebot gehandelt hat, richtig sein.

In dieselbe Zeit fällt auch das erste politische Auftreten des Alkibiades, über den eine Monographie von Taeger vorliegt; die dasselbe Thema behandelnde Arbeit von Robinson ist mir leider

nicht zu Gesicht gekommen. Das Buch verzichtet darauf, neue geschichtliche Ergebnisse zu geben und entbehrt daher folgerichtig auch einen gelehrten Apparat; es kam dem Verfasser hauptsächlich darauf an, auch im Hinblick auf die deutsche Gegenwart ein Bild des genialen Mannes zu geben und die Ursachen darzulegen, woran er schließlich zugrunde ging. Das ist dem Verf. im wesentlichen gelungen: er sieht in Alkibiades den Vertreter und Fortsetzer der themistokleischen Politik, die notwendigerweise über den Bereich der Polis hinausstrebte und eben daran scheiterte, daß sein Volk, in den Anschauungen des Polisstaates befangen, sich ihm in den entscheidenden Augenblicken versagte. Sein erstes Ziel war die Zertrümmerung des lakedaimonischen Bundes durch den Sonderbundskrieg; sie ward durch die unentschlossene Politik Athens, das Alkibiades nicht vollständig in der Hand hatte, und durch den spartanischen Sieg bei Mantineia vereitelt. Über die Vorgänge der Schlacht, die bei Thukydides als ein ziemlich planloses Hin und Her erscheinen, hat Woodhouse gehandelt, danach liegt den Bewegungen der Spartaner ein wohldurchdachtes Manöver des Königs Agis zugrunde; auch Ferrabinos Darstellung S. 246 ff. sucht den spartanischen Führer gegenüber der Darstellung des Thuk. zu entlasten. Den zweiten Ansatz von Alkibiades' Politik stellt nach Taeger die sizilische Expedition dar, über deren Anfänge jetzt die von Kirchner neu behandelte Inschrift IG I² n. 98/99 zu vergleichen ist: sein Ziel war die Begründung eines westgriechischen Reiches, etwa wie es später Dionys zusammenbrachte, das dann dazu bestimmt war, im Bunde mit Athen Spartas Macht vollkommen lahmzulegen. Auch diesmal scheiterte er an der Unzuverlässigkeit des athenischen Volkes, das sich von seinen Feinden betören ließ, und nun blieb ihm nichts weiter übrig, als mit Hilfe Spartas Athen so weit zu demütigen, daß es ihn als einzigen Retter in der Not begrüßte, um alsdann, auf das Volk gestützt, seine Pläne dennoch zu verwirklichen. Daß er auch hierin schließlich einen Mißerfolg erlitt, hat Ferrabino wohl mit Recht seiner eigenen Unzuverlässigkeit zugeschrieben (S. 436 ff.), die ihn allen Parteien verdächtig machte und ihn ganz allein auf sich selbst stellte.

In diesem Zusammenhang erscheint auch der Staatsstreich von 411 als sein Werk und ebensogut dessen Scheitern: seine oligarchischen Feinde waren mit dem Sturz der Vierhundert erledigt und mit dem Demos hoffte er fertig zu werden. Seine Rolle dabei hat Taeger richtig herausgearbeitet, allein sonst ist noch manches in den Vorgängen ungeklärt. Sehr förderlich sind die Bemerkungen von Smith über die συγγραφεῖς (S. 42 ff.) und die καταλογεῖς (S. 57 ff.), die vor allem zeigen, wie sorgfältig die Oligarchen zuerst den Schein der Ungesetzlichkeit vermieden. Hauptsächlich dreht sich der Streit noch immer um die von

Aristoteles in c. 30 und 31 seiner Verfassung gegebenen Urkunden. Immerhin herrscht doch jetzt bei den vier letzten Bearbeitern der Frage Beloch, Ehrenberg, Smith und Ferguson insofern Übereinstimmung, als sie das von Aristoteles in c. 30 gegebene Dokument für die wirkliche Verfassung des Theramenes erklären, die nach dem Sturz der Vierhundert im Herbst 411 ins Leben trat. Daß einzelne Bestimmungen aus ihr tatsächlich später in Geltung waren, wußte man schon: so die Neuordnung der Finanzverwaltung (Ed. Meyer, GdA. IV S. 590 A), wobei die Zahl der Hellenotamiai von 10 auf 20 erhöht ward (IG I² n. 304 a aus dem Jahre 410/09 nennt mindestens elf Namen). Doch hielt man dies für Einzelheiten, die dem Verfassungsentwurf, wie man die Urkunde nannte, später entnommen seien (Busolt, Gr. Staatskunde 73 ff. 630 d. e). Die Ansicht aber, daß die Verfassung des c. 30 wirklich in Kraft gewesen ist, wird jetzt durch die von Wilhelm (Jahresber. 1923 S. 147 = IG I² S. 297) behandelte Urkunde bestätigt, die sich als Ratsbeschluß erweist, in dem die 5 in c. 30 eingesetzten πρόεδροι mitwirken. Nicht so sicher ist es, ob man mit Ferguson auch den Ratsbeschluß über Antiphon und Archeptolemos hierher ziehen darf. Allerdings fehlt die Bezeichnung der vorsitzenden Phyle, dagegen ist der Tag der Prytanie hinzugefügt, und das läßt die Vermutung offen, daß in der Plutarchhss. (Plut. vit. x orr. = IG I² p. 298) der Name ausgefallen sein kann. Dann aber kann auch vor dem Namen der Phyle noch καὶ τῷ δήμῳ ausgefallen sein, und wir hätten es mit einem regelrechten Volksbeschluß zu tun aus der Zeit nach Wiederherstellung der Demokratie (Mitte 410), wobei sich die interessante Tatsache ergeben würde, daß Antiphon nicht von den 5000, sondern erst von der wiederhergestellten Demokratie der Prozeß gemacht worden wäre. Immerhin versucht Ferguson eine Datierung nach dem Prytanietage auch für die Zeit der Herrschaft der 5000 wahrscheinlich zu machen, und dann würde auch dies Dekret herangezogen werden können. Schwieriger liegt die Sache bei dem von Aristoteles in c. 31 überlieferten sogenannten Provisorium. Wegen seines Inhalts, der alle Gewalt dem Rat überläßt, möchte Ehrenberg diese Urkunde in den Thargelion 411 verlegen und sie als die eigentliche Verfassung der oligarchischen Vierhundert betrachten. Dafür spricht nur der Ausdruck τὸν ἐσιόντα ἐνιαυτόν, der im Thargelion kurz vor dem Beginn des Neujahrs viel natürlicher erscheint, als im September oder Oktober. Aber gegen Ehrenberg spricht, daß das sog. Provisorium mit den Worten κατὰ τὰ γεγραμμένα in § 4 und den Bestimmungen des § 5 offenbar auf den vorangehenden Verfassungsentwurf Bezug nimmt (Beloch, Gr. G. II² 2, 316). Weiter aber steht die Bestimmung über die Wahl der Vierhundert in § 1 in vollständigem Gegensatz zu Thuk. VIII 67, 3. An sich wäre

das ja kein Gegenbeweis, aber wenn die Wahl wirklich durch die Phyleten erfolgte, wie Arist. angibt, wie war es dann möglich, daß die Oligarchen tatsächlich alle ihre Anhänger in den Rat brachten? Bei Thuk. ist das ohne weiteres klar. Wenn also das Provisorium nicht in den Thargelion fällt, so bleibt nichts übrig, als es mit Beloch ebenfalls in den September zu setzen und es als eine Ausführungsbestimmung zu betrachten, nach der der neue Rat der gemäßigten Vierhundert die Verfassung der Theramenes ins Werk setzen sollte. Aus dieser Zeit seiner Wirksamkeit müßten die oben angeführten Dekrete stammen. Etwas später, aber noch vor die Erneuerung der demokratischen Verfassung fällt nach Wilhelm (1923 p. 147) auch das Dekret für Pythophanes v. Karystos. Für die Erneuerung des Jahres 410 ist die Urkunde IG I ^{2} n. 114 zu vergleichen; hier bringt die Ed. minor wie in den meisten voreuklidischen Inschriften wesentliche Neuergänzungen.

Die Vorgänge bei der Einsetzung der Dreißig hat Roos eingehend behandelt, wobei er hauptsächlich auf Xenophon fußt, Ephoros-Diodor hat seine Nachrichten aus Lysias 12, 71—74 herausgesponnen und ist deshalb wenig zuverlässig. Fest steht der Tag der Kapitulation, 24. April 404, und der Einzug der Demokraten in die Stadt, 4. Okt. 403: in diesen nicht ganz 18 Monaten sind die 8 Monate unterzubringen, die die Herrschaft nach Xen. II 4, 21 gedauert hat. Nach Xen. II 3, 2 erfolgte die Einsetzung, bevor Lysander nach Samos ging, nach Aristoteles 35, 1 unter Pythodoros, also kann die Einsetzung nicht vor Amtsantritt des neuen Archon stattgefunden haben, wie Meyer, Boerner und Beloch wollen. Andrerseits muß sie gleich nachher vorgenommen sein, damit Lysander Zeit behält, Samos zu bezwingen, was er nach Xen. II 3. 9 bis τελευτῶντος τοῦ θέρους bewerkstelligte. Lysias' Angabe, wonach Lysander von Samos geholt ward, um die Einsetzung durchzudrücken, ist gegenüber Xenophons Zeugnis zu verwerfen. Wurden also die Dreißig Mitte 404 eingesetzt, etwa Juli/August, so erfolgte ihr Sturz unmittelbar nach der Schlacht im Peiraieus, genau acht Monate später, März/April 403. Die Besetzung Phyles fand nach Aristoteles ἐνεστῶτος τοῦ χειμῶνος statt, jedenfalls nicht vor Oktober, da sonst die von Xen. erwähnten starken Schneefälle nicht zu erklären sind. Soweit Roos; die Sache hat nur einen Haken, und das ist die Bemerkung Xenophons II 4, 25, wonach die Demokraten nach der Schlacht im Peiraieus allerhand Streifzüge ins Land unternahmen προνομὰς δὲ ποιούμενοι καὶ λαμβάνοντες ξύλα καὶ ὀπώραν. Das ist natürlich im April unmöglich, und so erklärt Roos den Zusatz καὶ ὀπώραν für ein Versehen Xenophons. Aber geht das an, da Xenophons Wert als Quelle doch gerade darauf beruht, daß er Augenzeuge, ja sogar Mitbeteiligter an allen diesen Vorgängen war? Ist also καὶ ὀπώραν richtig, so kann, wenn man etwa die zweite Junihälfte als Erntezeit

annimmt, die Schlacht im Peiraieus nicht vor Ende Juni geschlagen sein. Rechnet man dann 8 Monate zurück, so würde die Einsetzung Ende Oktober fallen, was denn freilich zu spät ist. Aber die 8 Monate bezeichnen ja auch nur die Dauer der eigentlichen Schreckensherrschaft, im Anfang regierten die Dreißig, wie mehrfach in den Quellen betont wird, zu allgemeiner Zufriedenheit. Sie können also ganz gut schon im August oder September, gleichzeitig mit der Sonnenfinsternis vom 3. 9. 404, wie Xen. II 3, 4 anmerkt, eingesetzt sein, und zwar auf Lysanders Druck hin, der von Samos herüberkam, wie Lysias ausdrücklich bezeugt, der doch so allgemein bekannte Tatsachen nicht fälschen durfte. Auf diese Weise würden wenigstens die beiden Hauptzeugen, Lysias und Xenophon, in Einklang gebracht, denn Xen. II 3, 2 sagt nur, daß Lysander nach der Einsetzung nach Samos gefahren sei, was richtig ist; daß er auch von daher gekommen war, brauchte er bei seiner summarischen Art der Darstellung nicht zu erwähnen. Die Besetzung von Phyle fällt dann tiefer in den Winter, was auch zu den starken Schneefällen besser paßt, die Xen. erwähnt. Auch Beloch (III 2, 204 ff.) verwirft Roos' Ansätze, läßt aber die Dreißig, entgegen dem ausdrücklichen Zeugnis des Aristoteles ἐπὶ Πυθοδώρου ἄρχοντος noch im Jahre des Alexias antreten, weil nach der Interpolation bei Xen. 2, 3, 2 Pythodoros schon von den Dreißig gewählt sei. Ich glaube nicht, daß man dem Interpolator mehr trauen kann, als Aristoteles: jedenfalls aber ist es nicht konsequent, ihm an dieser Stelle zu trauen und seine Angabe II 3, 9 τελευτῶντος τοῦ θέρους zu verwerfen, wie B. tut. Auch die oben angeführte Stelle II 4, 25 mit der ὀπώρα behandelt Beloch m. E. nicht richtig; er meint die ὀπώρα habe aus Oliven bestanden, die im Dezember noch an den Bäumen gesessen hätten. Und was bedeutet προνομὰς ποιούμενοι? Wo soll noch Futter im Dezember herkommen? Ganz abgesehen davon, daß die Zeit bis zum Einzug der Demokraten im Okt. 403 ungebührlich lang wird, wenn die Schlacht im Peiraieus schon im Dez. 404 stattfand. — Für die staatsrechtlichen Vorgänge bei der Einsetzung der 30 sind wieder die Bemerkungen von Smith sehr interessant (S. 79 ff.): die Mache war ganz dieselbe wie 411, nur gingen Kritias und seine Leute viel schroffer vor als die Oligarchen v. 411, denen durchweg daran lag, den Schein der Gesetzlichkeit zu wahren.

Die Zeit von der Restauration in Athen bis zum Korinthischen Kriege hat C l o c h é in einigen Aufsätzen behandelt, die weniger Neues bringen, aber eine gute Übersicht der Zeitverhältnisse geben. Er bespricht zunächst das Dekret für die Mitkämpfer bei Phyle, das wahrscheinlich dem Jahre 401 entstammt (jetzt IG II ² 1, 10) und stellt fest, daß es meist Leute geringerer Herkunft, vorwiegend Landleute und Arbeiter sind, die von der Dreißig ausgewiesen waren: Seeleute und

Handeltreibende fehlen, da sie offenbar von den Machthabern besser behandelt wurden. Die Aufnahme in die Bürgerschaft geht wohl auf Thrasybulos zurück, der eben mit seinen weitergehenden Plänen nach dieser Richtung gegen Archinos unterlegen war; offenbar wollte er damit ein Gegengewicht gegen die 3000 schaffen, die damals aus Eleusis wiederkamen und der gegenwärtigen Staatsform natürlich wenig freundlich gegenüberstanden. Der zweite Aufsatz bespricht die Parteiverhältnisse in Theben, das eben noch unter Führung des Leontiades sich am Krieg gegen Athen beteiligt hatte und wenige Jahre später unter Leitung des Ismenias und seiner Partei mit Athen das Bündnis gegen Sparta schloß. Cl. zeigt, daß dieser Umschlag nicht mit einem Male nach dem Frieden von 404, sondern ganz allmählich erfolgte: bei allen gegen Sparta gerichteten Maßregeln handelte es sich mehr um negative Akte, wie Zuzugverweigerung und derartige Dinge. Leontiades war noch am Ruder, mußte aber mit dem stets wachsenden Einfluß der Gegenpartei rechnen; der erste wirklich feindliche Akt ist das Vorgehen gegen Agesilaos in Aulis. Damals war die Gegenpartei unter Ismenias ans Ruder gekommen, also hat der Oxyrhynchoshistoriker recht, der sagt, es sei μικρῷ πρότερον vor dem Ausbruch des Krieges gewesen.

Mit persischem Gelde hatte Sparta den großen Krieg gewonnen, und von jetzt an bis zum Königsfrieden gewann der persische Einfluß Jahr für Jahr mehr Boden in Griechenland. Zunächst allerdings trat durch die Rebellion der Kyros, die von Sparta zwar nicht offiziell, aber stillschweigend unterstützt war, eine Trübung des Verhältnisses zwischen Persien und Sparta ein. Den Umschwung brachte die Schlacht von Kunaxa, über deren Verlauf Hewitt gehandelt hat: er sucht nachzuweisen, daß der Stoß des griechischen Söldner nicht nur den linken Flügel der persischen Infanterie, sondern das ganze Heer in die Flucht geschlagen habe: nur die Reiterei habe standgehalten und den zweiten Angriff auf die Söldner gemacht, der dann ebenfalls scheiterte. Die notwendige Folge der verunglückten Rebellion war der Krieg gegen Sparta, der sich nun aber nicht nur in Kleinasien, sondern infolge der Aufstände der Euagoras und des Amyrtaios auch in Cypern und Ägypten abspielte. Besonders Ägypten wird jetzt einer der Hauptschauplätze, auf dem sich die griechischen Hauptmächte Sparta und Athen beschäftigen. Über die Beziehungen beider Länder haben eingehend Mallet und Cloché gehandelt, wobei Clochés Arbeit den Vorzug verdient, weil er zuerst die von Mallet ganz vernachlässigte und doch sehr umstrittene Chronologie der ägyptischen Könige behandelt hat. Seine und Belochs Ausführungen (III 2, 121 ff. und 284 ff.) bilden die Grundlagen, auf die noch mehrfach zurückzukommen sein wird.

Die Mißerfolge der Satrapen in Kleinasien und das Bündnis Spartas

mit König Nepherites in Ägypten gaben der persischen Politik den Gedanken ein, Sparta in Griechenland Verlegenheiten zu schaffen, und so sandte nach Xen. III 5, 1 Tithraustes den Rhodier Timokrates mit 50 tal. nach Griechenland, um Theben, Korinth, Argos und Athen zum Kriege zu veranlassen. Nun hat Schäme gezeigt, daß die Sendung des Timokrates allerfrühestens im August 395 erfolgt sein kann, da aber waren die Feindseligkeiten in Griechenland schon ausgebrochen. Den Schluß aber, daß dann Timokrates eben nicht von Tithraustes, sondern schon ein Jahr früher von Pharnabazos abgesandt sein muß, hat erst Beloch III² 216 gezogen, wobei er sich allerdings mit der Überlieferung in Widerspruch setzt: nur Polyaen und der Historiker v. Oxyrh. nennen Pharnabazos. In der Tat bleibt nichts anderes übrig; entweder hat sich Xen. in der Person des persischen Satrapen geirrt, oder die Sendung erfolgte erst nach Ausbruch des Krieges, als Tithraustes die Nachricht davon erhalten hatte, und dann war das Geld bestimmt, die leitenden Staatsmänner der Koalition stärker an das persische Interesse zu fesseln. Daß man sich übrigens in Athen nur zögernd und mit mäßiger Begeisterung dem Bündnis anschloß, hat Cloché ausgeführt, auch kam mit Böotien zunächst nur ein Defensivbündnis zustande. Erst nach dem Siege Konons bei Knidos erhielt die Kriegspartei die Oberhand, und man versuchte sogar eine Anknüpfung mit Dionys, der damals den Karthagerkrieg siegreich beendet hatte (Ditt. Syll. 54). Die Kriegspartei brachte denn auch den Frieden 392/91 zum Scheitern und begann nunmehr in die Bahnen des Imperialismus einzulenken, bis sie der Königsfriede ihnen verschloß und Athen wieder in die Stellung zurückwarf, die es 395 inne gehabt hatte. In diese Jahre fällt das erste Auftreten des Kallistratos v. Aphidnai, dem Cloché einen besonderen Aufsatz gewidmet hat. Während die einen ihn für einen Parteigänger Spartas, die andern für einen Freund Thebens erklären, weist Cloché nach, daß er im wesentlichen stets nur athenische Politik getrieben und sich im übrigen nach den Umständen gerichtet hat. Er begann als Feind Spartas, indem er Andokides 391 wegen seiner Friedensaktion angriff und hat diese Stellung bis 371 beibehalten. Nur eine Stelle scheint dem zu widersprechen, Plut. de gen. Socr. 32 p. 597, wo erzählt wird, daß sich die Befreier Thebens bei Leontiades mit einem Briefe des Kallistratos einführten; aber ob das Schreiben echt und welches Inhalts es war, ist natürlich ganz unsicher. Daß Leontiades, der Leiter der theban. Politik, mit dem ersten Staatsmann Athens in brieflichem Verkehr stand, läßt natürlich keinen Schluß auf dessen Parteistellung zu. Der Umschwung seiner Politik fällt in die Jahre 374—371: es war die wachsende Macht Thebens, gegen die er jetzt bei dem früher befehdeten Sparta Anschluß suchen mußte, die seine Rolle auf dem

Friedenskongreß 371 eingab und die ihn dann auch bis zum Ende seiner Politik in Spartas Fahrwasser festhielt.

Kallistratos' größtes Werk ist die Begründung des zweiten oder genauer dritten attischen Seebundes, über dessen Entstehung und Ausdehnung Beloch III 2, 156 ff. gehandelt hat. Er bezweifelt die Zugehörigkeit Jasons nach Xen. hell. VI 1, 10 ff.; tatsächlich ist auf dem Stein nur eine senkrechte Linie erhalten, die ebenso gut ein I wie der hintere Teil eines N sein kann: auch sollen nach Beloch nicht fünf, sondern sechs Buchstaben fehlen; die gewöhnliche Ergänzung Ἰάσων stammt von Fabricius. Demgegenüber weist Wilcken darauf hin, daß in der Xenophonstelle Jason durchweg von der Zukunft redet: wenn er erst Tagos von Thessalien wäre, dann würden ihm die Böoter gern folgen und dann brauche er die Bundesgenossenschaft der Athener nicht, woraus sich ergibt, daß er in dem Augenblick des Gesprächs mit Polydamas, etwa 371, ganz wohl noch Mitglied des Bundes gewesen sein kann. Die Xenophonstelle läßt sich also nicht gegen Jasons Bundesmitgliedschaft ins Feld führen. Über die finanziellen Anforderungen und Leistungen des Bundes hat Robbins gehandelt, seine Aufstellungen sind ganz interessant als ein Versuch, sich eine Vorstellung von den Dingen zu machen. Doch sind die Ansätze, auf denen er fußt, im einzelnen zu unsicher, als daß mehr wie Annäherungswerte herauskommen könnten. Gut sind die Zusammenstellungen über die Stärke der athenischen Flottenmacht von 378/77—326/25, aus denen hervorgeht, daß von 387—377 so gut wie nichts gebaut worden ist. Nichts kennzeichnet besser die schwere Erschöpfung, die der korinthische Krieg über Athen gebracht hatte; dem entsprach ein Anwachsen der Seeräuberplage im Ostbecken des Mittelmeers in diesem Jahrzehnt, das Ormerod S. 114 nachgewiesen hat. Nachher hat sich Athen wieder der Seepolizei im östlichen Mittelmeer angenommen bis zum Ende des Jahrhunderts, wenn auch, wie Ormerod zeigt (114 ff.), mit wechselndem Erfolg.

Auf die Schlacht von Leuktra, deren Vorgeschichte Beloch III 2, 236 und Cary genauer behandelt haben, folgten sofort die Wirren im Peloponnes, die zu dem furchtbaren Skytalismos in Argos und zur Gründung des arkadischen Bundes führten. Was wir über den erstgenannten Vorgang wissen, hat Swoboda zusammengestellt, er kommt zu dem Ergebnis, daß es sich nicht um einen wüsten Pöbelaufstand, sondern um eine rechtskräftige Verurteilung der Oligarchen gehandelt habe; das Grauenhafte habe nur darin bestanden, daß der Pöbel sofort die Ausführung des Richterspruchs in die Hand nahm. Über die Geschichte des arkadischen Bundes handeln ausführlich Beloch III 2, 169 ff. und Busolt, Gr. Staatskunde S. 1393 ff.

Der Hauptstreitpunkt ist dabei die große Phylarchosinschrift IG V 1, 2 = Syll.³ 183. Wegen des Fehlens der nordarkadischen Gemeinden, die erst 366 beitraten, will Cary sie in die Zeit von 369/66 setzen. Hiller v. Gaertringen hatte früher 361 als Zeitpunkt zu erweisen gesucht, wobei er allerdings zu der Annahme gezwungen war, daß die 362 bei Mantineia noch in verschiedenen Lagern kämpfenden Arkader sich unmittelbar nach dem Siege geeinigt hätten, eine Einigung, die im Frühjahr 360 bereits wieder in die Brüche ging. Diese Ansicht, der sich Busolt S. 1404 anschloß, erklärt Beloch für durchaus unwahrscheinlich, nach ihm fällt die Inschrift in die makedonische Zeit, nach der Schlacht von Chaironeia, als Philipp die Wiedervereinigung Arkadiens betrieb, also in das Jahr etwa 338/37. Die einzige auch sonst bekannte geschichtliche Persönlichkeit, der Damiorg Atrestidas, würde auch zu diesem Ansatz passen. Eine andere arkadische Inschrift, die einen Grenzstreit zwischen Orchomenos und Methydrion behandelt, hat Plassart wohl richtig 369 angesetzt.

Mit dem Ende von Xenophons Hellenika beginnen die chronologischen Fragen einen großen Raum einzunehmen, die sämtlich von Beloch einer erneuten Nachprüfung unterzogen sind. Um mit der ägyptischen Königsliste zu beginnen, so ist hier von der kurzen Regierung des Tachos auszugehen, und zwar von dem attischen Dekret IG II 1, 119, in dem eine Gesandtschaft des Tachos erwähnt wird. Der Name des Schreibers Phanokles schließt die attischen Jahre 363/62—361/60 aus, die Gesandtschaft muß also vor Mitte 363 oder nach Mitte 360 in Athen gewesen sein. Das erste nimmt Beloch an, setzt sich dabei aber mit der von ihm selbst berichtigten Liste Manethos in Widerspruch (III 2, 122), nach der auf Tachos die Jahre 362—361 entfallen. Allerdings möchte er dem König eine längere Regierung zubilligen (S. 125), aber die Stelle Plut. Ages. 37, in der er sich als πάλαι σύμμαχος γεγονὼς καὶ φίλος der Spartaner bezeichnet, beweist wenig, da der König hier als Rechtsnachfolger seiner Vorgänger spricht. Der Feldzug nach Syrien würde also hiernach in Übereinstimmung mit Diodor ins Jahr 361 fallen. Die zweite Möglichkeit erörtert Cloché (S. 213—218), der mit Kirchner annimmt, daß die Gesandtschaft in das Jahr 360/359 fällt, dann hat Tachos Feldzug 359 stattgefunden, und er ward Ende Sommer 359 gestürzt noch vor dem Tode Artaxerxes II., der zwischen August 359 und Mai 358 gestorben ist (Beloch S. 130). Im Spätherbst und Winter erfolgten dann die Kämpfe in Ägypten, in denen Agesilaos für Tachos' Nachfolger Nektanebos gegen einen Kronprätendenten focht: Ende des Jahres oder Anfang 358 erfolgte Agesilaos Rückkehr und Tod nach 41 jähriger Regierung: er ist nach Beloch im Spätsommer 400 zur Herrschaft gekommen.

Die Entscheidung zwischen beiden Ansichten ist schwierig, zumal damit auch die Eroberung Ägyptens durch Ochos festgelegt wird; da der letzte König Nektanebos II. nach dem Kanon 18 Jahre regierte, ist sie nach Beloch 344/43 (III 2, 285), nach Cloché 342/41, wahrscheinlich im Winter 342 erfolgt. Im ganzen halte ich Clochés Ansätze für wahrscheinlicher.

Ähnlich verwickelt liegen die chronologischen Verhältnisse beim Heiligen Kriege. Bekanntlich erzählt Diodor den Anfang zweimal XVI 23, 2 — 25, 2 unter Kallistratos und 28, 1—30, 3 unter Diotimos, die Ursache dieser Dublette ist sein dazwischen 26. 27 eingeschobener Exkurs über den delphischen Dreifuß, wie Kahrstedt gesehen hat. Man nimmt nun gewöhnlich an, daß in beiden Fällen verschiedene Schriftsteller zugrunde liegen. Beloch behauptet das Gegenteil und sucht dies durch die Gegenüberstellung gleichlautender Ausdrücke in beiden Exzerpten zu begründen (III 2, 28). Aber die gleichen Ausdrücke gehören eben zu dem geringen Phrasenschatz Diodors und können für die Identität des zugrunde liegenden Schriftstellers nichts beweisen, außerdem übersieht Beloch, daß in dem zweiten Auszug Philomelos viel unfreundlicher behandelt wird als im ersten, was sich im einzelnen wohl erweisen ließe. Doch legt auch er den zweiten Bericht zugrunde, und da ist nun nicht zu übersehen, daß nur hier in c. 28, 4 die Kriegserklärung der Amphiktyonen steht, sie erfolgte also nach Diodor in der Herbstpylaia unter Diotimos 354. Was im ersten Exzerpt steht, ist die Vorgeschichte, die Verurteilung der Phokier zur Geldstrafe, die auf der Herbstpylaia 355 beschlossen ward, nachdem vielleicht auf der Frühjahrspylaia die Anklage erhoben war, zu deren Beantwortung die Phokier Zeit haben mußten. Dagegen spricht auch nicht die Inschrift Ditt. Syll.[3] 211, die Beloch anführt S. 263, und die beweist, daß 355 und 354 die Naopoioi nicht zusammengetreten sind. Daß der ausgebrochene Krieg nicht der Grund gewesen sein kann, ist daraus klar, daß während des Krieges regelmäßig Zusammenkünfte der Naopoioi gehalten worden sind: wenn es in diesen Jahren nicht geschah, so lag das eben daran, daß das Verfahren gegen die Phokier von 355 bis Herbst 354 in der Schwebe war und die damit verbundenen Unruhen eine Zusammenkunft der Naopoioi hinderten. Ich glaube demnach, daß die von Beloch S. 275 f. gegebene Übersicht des heiligen Krieges wesentlich zu modifizieren ist, wie ich im vorigen Bericht (Bd. 180, S. 184 ff.) angegeben habe; daß die dort vorgenommene Verlegung der Einnahme Methones in den Frühling 353 ebenfalls möglich ist und gewisse Vorteile bietet, hat Beloch selbst (S. 276) zugegeben.

Auch die Chronologie der Jahre 346—336 hat Beloch einer Nachprüfung unterzogen, in der er im großen und ganzen zu den-

selben Ergebnissen kommt, die im vorigen Bericht a. a. O. auf Grund von Foucarts und Ed. Meyers Forschungen dargestellt sind. In einem Punkt aber ist ihm jedenfalls eine Berichtigung gelungen, in der Ansetzung der Einnahme von Elateia, die Kromayer bisher unter allgemeiner Zustimmung schon auf Anfang Sept. 339 verlegt hat. Er ging dabei von den Worten des Aeschines g. Ktes. 130 aus, wonach Demosthenes Ende Sept. eine Befragung des delphischen Orakels verhindert habe ἀπολαύων καὶ ἐμπιμπλάμενος τῆς διδομένης ὑφ' ὑμῶν ἐξουσίας, und bezog die ἐξουσία auf die besondere Machtfülle, die Demosthenes nach der Einnahme von Elateia vom Volke verliehen worden sei (Dem. de cor. 178). Demgegenüber sagt Beloch, mit ἐξουσία sei nur der leitende Einfluß gemeint, den Demosthenes damals in der Volksversammlung besaß und der fast einer Diktatur gleichkam. Das scheint mir richtig, hauptsächlich wegen des Part. Praes. διδομένης; handelte es sich um eine dem Demosthenes bei bestimmter Gelegenheit übertragene Amtsgewalt, so würde man nach dem Sprachgebrauch doch wohl ein Part. Perfekti erwarten müssen. Ich halte daher Belochs Ansatz der Einnahme auf Nov./Dez. 339 für richtig.

Über die Anfänge Philipps hat an der Hand seiner Münzpolitik Allan B. West gehandelt. Danach beginnt Philipp die Goldprägung erst im Jahre 344, bis dahin hat er, sich auf rein national-makedonische Interessen beschränkend, Silber nach phönikischem Fuß geprägt. Nach der Einnahme Olynths beginnt eine Änderung, Philipp nimmt die Münze der unterworfenen Chalkidier an und prägt nunmehr Silber nach attischem Fuß. Dementsprechend hat er auch bei der Goldprägung sich an den attischen Münzfuß gehalten und sich nicht dem Dareikos angeschlossen, was eigentlich näherliegend gewesen wäre: übrigens ist der Unterschied nach W. nur gering. Als Zeitpunkt nimmt W. 344 an, was richtig sein wird, da Philipp damals nach der Einverleibung Thessaliens zum ersten Male auf eine geschlossene Reihe von Erfolgen zurückblicken konnte. Daß übrigens schon sein Vater Amyntas eine Zeitlang, etwa um 375, Nordthessalien beherrscht hat, schließt Rosenberg aus einer lateinischen Inschrift aus Perrhaebien, die Wace und Thompson im Ann. of the Brit. School XVII S. 193 veröffentlicht haben.

Mit der Symmorienrede im Jahre 354 beginnt die öffentliche Wirksamkeit des Demosthenes, die sich Jahr für Jahr einflußreicher gestaltet und ihn endlich in den Jahren des Krieges, den er gegen Philipp entfachte, zum unumschränkten Herrn Athens emporhebt. Während ihn die früheren Generationen als letzten Vorkämpfer hellenischer Freiheit in verklärendem Lichte betrachteten, hat sich jetzt das Blatt gewendet: er erscheint uns gegenüber Philipp, dem Vertreter der panhellenischen Idee, als der letzte Repräsentant des absterbenden Polis-

staats, dessen Werk von vornherein zum Untergang bestimmt war, und unwillkürlich verschiebt sich so das Bild zu seinen Ungunsten, indem der Unterliegende nicht bloß als politisch, sondern auch als moralisch minderwertig erscheint. Für die Beurteilung seiner Persönlichkeit kommen außer den Gesamtdarstellungen Belochs und Wilckens (Gr. Gesch.[3] 160 ff.) noch zwei Aufsätze Clochés und Drerups Buch Aus einer alten Advokatenrepublik in Frage. Obwohl Beloch es selber gewesen ist, der in seiner Attischen Politik am meisten zu einer veränderten Auffassung des Demosthenes beigetragen hat, läßt er ebenso wie Wilcken in seiner Gesamtauffassung ihm durchaus Gerechtigkeit widerfahren. Daß er Philipp gegenüber, der ehrlich den Frieden und ein Bündnis mit Athen schon allein deswegen suchte, weil er die Flotte Athens für seinen Kampf mit Persien brauchte, eine durchaus zweideutige Politik einschlug und schließlich absichtlich den Krieg vom Zaun brach, durfte freilich dabei ebensowenig verschwiegen werden, wie das andere, daß Demosthenes vielfach mit schmutzigen Mitteln, mit Lügen und gemeinen Verleumdungen gearbeitet hat. Aber er mußte das, wenn er sich in der Gunst des verkommenen athenischen Pöbels seiner Zeit halten wollte, wie er als Realpolitiker wohl einsah, und dies dient gewissermaßen zu seiner Entschuldigung. Es ist der Hauptfehler Drerups, daß er das übersieht, und so ist sein Buch, das freilich in den Tagen des Weltkriegs entstanden ist und überall Parallelen aus ihm heranzieht, zu einer fortlaufenden Schmähschrift gegen Demosthenes geworden, die schließlich durch ihre Übertreibungen ihren Zweck verfehlt, wobei nicht geleugnet werden soll, daß sie geschichtlich manche beachtenswerten Ausführungen enthält. Gegen den Vorwurf Kahrstedts, daß Demosthenes nur ein besoldeter persischer Agent gewesen sei, hat ihn meiner Ansicht nach Cloché glücklich verteidigt, indem er in seinem ersten Aufsatz nachweist, daß von der Symmorienrede bis zur Aristokratea Demosthenes' Haltung sich aus dem durchaus wohlverstandenen athenischen Interesse erklären läßt. Erst seit 342/41 ist Demosthenes — das gibt auch Drerup zu — wirklich mit Persien in Verbindung getreten, und so sehr das vom hellenischen Standpunkt aus zu verurteilen ist, so blieb ihm als Realpolitiker im Krieg mit Philipp, den er freilich selbst heraufbeschworen hatte, jetzt keine Wahl mehr, als die Anlehnung an den Erbfeind der Hellenen. Aber ihm von Anfang an diese Politik zuzuschreiben, wie Kahrstedt tut, geht schon deswegen nicht an, weil bis zur Niederwerfung Ägyptens (342) der Perserkönig gar nicht bündnisfähig war, sondern im eigenen Lande genug zu tun hatte. — Von Einzelheiten sei hier nur noch erwähnt, daß Cary die Verurteilung der Lokrer von Amphissa, für die allgemein die Herbstversammlung der Amphiktyonen im Jahre 340 angenommen wird, auf

die Frühjahrspylaia 339 verlegen will. Das bleibt zweifelhaft, richtig dagegen erscheint seine Bemerkung, daß bei dem Widerspruch zwischen Aesch. Ctes. 140, wonach Philipp Nikaia den Thessaliern übergab, und Didym. col. 10, 37 ff., wonach es die Lokrer erhielten, das Zeugnis des Aischines den Vorzug verdient. Ob die heilige Schar der Karthager, die am Krimisos unterlag, eine Nachbildung der thebanischen heiligen Schar war, muß ebenfalls dahingestellt bleiben; die Ehrung eines Karthagers durch den böotischen Bund (Ditt. syll.[3] 199) scheint mir dazu doch eine zu schwache Unterlage.

Endlich aber möchte ich hier noch zum Schluß auf die Abschnitte VIII—XII des Belochschen dritten Bandes hinweisen, die eine vorzügliche kurze Darstellung der Gesamtkultur Griechenlands im 4. Jahrhundert und ihrer wirtschaftlichen Grundlagen darstellen. Sie reihen sich den entsprechenden Abschnitten im ersten (6. Jahrh.), zweiten (5. Jahrh.) und früher dritten, jetzt vierten Bande (3. Jahrh.) in durchaus würdiger Weise an und sind neben Wilamowitz' Staat und Gesellschaft und den entsprechenden Kapiteln bei Ed. Meyer das Beste, was wir in dieser Hinsicht besitzen.

Bericht über die Literatur zu den römischen Kriegsaltertümern in den Jahren 1921—1925.

Von
Carl Blümlein in Bad Homburg v. d. H.
(Voriger Bericht Bd. 201, 1924, 1—63.)

Der Spaten, der in der Kriegszeit eine so bedeutende Rolle spielte, ist nach dem Friedensschluß wieder friedlichen Zwecken dienstbar gemacht worden. Die Ausgrabungen, die im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zu so glänzenden Entdeckungen geführt und neues Licht über viele Gebiete verbreitet haben, sind, wenn auch mit bescheideneren Mitteln, fortgeführt worden und haben mancherlei wichtige Ergebnisse gezeitigt, welche die früheren Arbeiten aufs erfreulichste ergänzen und erweitern konnten. Bei der Prüfung dieser neueren Arbeiten merkt man, wie die Forschungsmethoden und die Technik subtiler geworden sind, so daß man durch Beobachtung auch der kleinsten Begleitumstände zu gefestigteren Erkenntnissen vordringen kann.

Besonders auf deutschem Boden und in regem Wetteifer in England, Holland und der Schweiz, ist eine ergebnisreiche Tätigkeit in dieser Hinsicht festzustellen. Dies gilt sowohl für die Prähistorie wie für die römische Zeit.

In Deutschland ist immer noch der Limes das Rückgrat dieser Forschungsarbeit.

1. Vom Limes.

Die Erörterungen über die Bedeutung von Limes nimmt F. Koepp, Germ. Rom. I, 28 wieder auf; er entscheidet sich dafür, daß L. ursprünglich nicht eine Grenze, erst recht nicht eine mit Wall und Graben befestigte Grenze, sondern ein Weg, eine Heerstraße ist. Das gilt aber nicht mehr für den oberrheinischen Limes mit seinen Ausbuchtungen. Das Grenzgräbchen verwirft er, es ist ihm Fundamentgraben einer Palisade, die durch die rätische Mauer und nordwärts durch Wall und Graben ersetzt wurde. Ich möchte mich nun nicht gerade für das gleichzeitige Vorhandensein von Palisade und Wall mit Graben aussprechen, aber doch auf Stellen wie Amm. Marc. 31, 12, 4 vallo sudibus fossaque firmato, 24, 5, 12 vallum ... sudibus densis et fossarum altitudine cautius deinde struebatur, 25, 3 nec vallum erigeret nec sudibus se communiret hinweisen, wo die Pfähle doch integrierender Bestandteil

sind, vielleicht als Brustwehr auf dem Wall, was freilich von anderer Seite wieder bestritten wird. Vallus Pfahl hängt jedenfalls etymologisch mit vallum zusammen, letzteres ist die Gesamtheit der Pfähle. So erklärt sich auch die deutsche Bezeichnung Pfahl für Limes; hier ist Pfahl gleichfalls das Kollektivwort für Pfähle, wie Holz = Hölzer, auf welch letzteres schon E. Fabricius ORL 40, 25, der palus mit vallum zusammenbringt, aufmerksam gemacht hat. Freilich hängt das deutsche Pfahl etymologisch eher mit palus als mit vallus zusammen. Das umstrittene postliminium erklärt sich nach K. Prinz Wört. u. Sach. 7, 172 leicht, wenn man für limen Grenze, nicht Schwelle annimmt. Die ganze Frage nach der Bedeutung beider Ausdrücke rollt Fabricius RE[3] 13, 573 wieder auf in seiner zusammenfassenden Darstellung über den Limes (ab 571). Dazu berufen wie kein anderer, entledigt sich F. seiner Aufgabe in einer Weise, der man nur hohe Anerkennung zollen kann. Natürlich können wir hier weder auf Einzelheiten eingehen noch den Gesamtinhalt erschöpfend angeben, nur einige Stichworte mögen ihn andeuten: Name, Beschaffenheit, Bauten, Geschichte, gesonderte Betrachtung der Limites in Germanien, Rätien und den anderen Provinzen. Wer sich künftig mit der Frage beschäftigen will, muß diese Arbeit als wichtigste Handhabe benutzen. F. begnügt sich bei der Besprechung der Limesstrecken meist mit der Feststellung des tatsächlichen Bestandes; man sähe aber oft gern, wenn er z. B. beim germanischen Limes auch Gründe anführte, warum dieser gerade so und nicht anders geführt wurde, warum z. B. die Wetterau, das Neuwieder Becken usw. von ihm umschlossen wurden. Das können allerdings nur Hypothesen sein, aber sie geben immerhin eine Basis für andere Vermutungen. Vgl. z. B., was sonst bez. der Wetterau (Kornkammer) gesagt wurde, und das, was Koepp vermutet. Funck, Hum. Gymn. 35, 123 faßt die Resultate der Limesforschung in einem populären Vortrag unter besonderer Berücksichtigung der Saalburg zusammen.

G. Wolff erörtert KGV 68, 177; 69, 157 die Wandlungen in der Auffassung der römisch-germanischen Altertumsforschung, ihrer Quellen und Ergebnisse, indem er zuerst die Chronologie der Limesanlagen, sodann die Kastelle, Lager und Militärstraßen unter jenem Gesichtspunkt würdigt. Eine zusammenhängende, klare, aber naturgemäß Neues nicht gewährende Übersicht über den Limes und die Kämpfe des 1. Jhdts. erhalten die Leser von Ludw. Schmidts Gesch. der germanischen Frühzeit, Bonn 1925 S. 72. Jaeger schildert im Dtsch. Offiziersbl. 28, 146 unter „modern strategischen Gesichtspunkten" die Defensivmaßregeln, die zum Schutz der römischen Reichsgrenze gegen Germanien getroffen wurden. Einzelne Strecken des Limes werden behandelt von G. Lachenmaier, Die Okkupation des

Limesgebietes, Württemb. Vierteljschr. f. Landesgeschichte. N. F. 15, 187, ferner von Fr. Wagner, Gesch. d. Limes in der Provinz Rätien (und Oberbayern). Bayr. Vorgeschfr. 1921/22, 60. P. Reinecke KGV 37, 84.

Auf ein umstrittenes Limesgebiet fällt jetzt Licht durch die Wertung der Ausgrabungen der letzten Jahre, nämlich das Okkupationsgebiet nördlich der Donau und östlich des Schwarzwaldes bis zum Neckar. G. Bersu, Württemberg. Studien 1926, 177 glaubt hier jetzt drei Linien annehmen zu dürfen: als älteste die obere Neckarlinie mit Rottweil, Waldmössingen, Sulz, Geislingen nach 74, die Ablinie (85 n. Chr.), die mittlere Neckarlinie um 90 n. Chr.

Über den römischen Grenzwall von der Donau bis zur württembergischen Grenze berichtet H. Zeiß, 1921: Deutsche Gaue 114. Hertlein Bl. d. Schwäb. Albv. 37, 217 sucht für den sog. Alblimes zwischen Gomadingen und Burladingen eine von der bisher angenommenen abweichende Trace; doch bezweifelt Nägele ib. manche Feststellungen.

Weshalb das Gebiet zwischen Schwarzwald und Neckar bzw. Rhein-Untersee und Donau als Dekumatland bezeichnet werden konnte, sucht Fr. Hertlein Klio 21, 20 zu begründen; ihm sind agri decumates das unvermessene Grenzgebiet unsicheren Besitzes, das also noch nicht den richtigen, normalen Teil der Provinz bildet, „ein draußen liegendes, unvermessenes Land, Land das in der Richtung der in alle Ferne gehenden Dekumanuslinie liegt."

Die Rechtslage im Dekumatland vor seiner Einverleibung ins Römische Reich und die populäre Vorstellung vom „Zehntland" macht E. Hesselmeyer, Klio 19 (N. F. 1) 253 zum Gegenstand einer beachtenswerten Erörterung.

2. Militärische Anlagen.

a) Deutschland.

Auch über eine Reihe von Kastellen liegen auf Grund neuer Ausgrabungen gewonnene Forschungsergebnisse vor.

Beim Römerlager Vetera auf dem Fürstenberg bei Xanten wurden 1925 nach elfjähriger Pause die Grabungen wieder aufgenommen. Die vielfach zerstreuten Notizen und Abhandlungen über deren Ergebnisse hat jetzt in dankenswerter Weise H. Lehner zusammengestellt: Das Römerlager Vetera bei Xanten, Bonn 1926. Von Augustus angelegt, oft zerstört, mit mannigfachen Truppenteilen belegt, bietet es der augenblicklichen Betrachtung wie der künftigen Forschung — denn große Teile sind noch nicht ausgegraben — eine Fülle interessanter Ergebnisse und Probleme. Überaus wertvoll ist bis jetzt die Bloßlegung des Prätoriums und des ausgedehnten, ganz aus dem Schema

der Lagerbauten herausfallenden Gebäudekomplexes, den man jetzt als den Legatenpalast bezeichnet und der durch seine Peristylhöfe und den hippodromartigen Garten mehr in den Süden als in unseren rauhen Norden paßt. Bei der Erklärung des Namens Vetera lehnt L. unseres Erachtens mit Recht die Ableitung von Castra Vetera = altes Lager ab und vermutet darin einen gallischen oder germanischen Wortstamm. Die Annahme, daß der ältere Plinius Präfekt des Lagers war, ist zwar recht luftig, aber ansprechend. Eine kürzere Zusammenfassung Arch. Anz. 1926, 1. 2. Bonn. Jahrb. 131, 356.

Einen guten Schritt weiter in der Erkenntnis der Anlage des ausgedehnten Castra Vetera tun wir durch die Arbeit von R. Schultze, B. J. 126, 1, der die Anlage des Prätoriums mit seinem großen, auf vier Seiten von Hallen umgebenen Hof, den Kammerflügeln an drei Seiten und dem von starken Pfeilern flankierten Tor durchprüft und auf Grund der Reste, wie sie andere Bauten der römischen Architektur im Rheinlande bieten, eine Rekonstruktion versucht. Besonders bemerkenswert ist, daß er an Stelle des sog. Peristyls eine rechteckige, hochgeführte Basilika annimmt. H. Mylius ib. 22 gibt in ähnlicher Weise eine wohldurchdachte Wiederherstellung des sog. Legatenpalastes.

Erst zehn Jahre nach den Ausgrabungen in Haltern war es F. Köpp möglich, in den Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen V 7, 1 Münster i. W. 1922 Rechenschaft von den 1912 und 1913 erzielten Ergebnissen abzulegen. Nachdem früher im Lagerinnern das Prätorium und das Haus des Kommandanten des Lagers freigelegt worden war, galt es jetzt, Pläne der umliegenden Kasernen zu gewinnen. Man fand ein armamentarium von 15 : 30 m Größe, durch zwei Pfostennischen in ein breiteres Mittelschiff und zwei schmälere Seitenräume geteilt. Zwischen den Pfosten waren Pfahlreihen eingerammt, die einst den Boden trugen. Zwei schmale, langgestreckte, mit den Rückwänden gegeneinander gerichtete Gebäude an der Ostseite der via decumana scheinen Kasernen gewesen zu sein. Die Auffindung eines Blockes von Manipelkasernen 81 : 65, die 8 Zenturien beherbergen konnten, beschreibt A. v. Salis, Gnomon 2, 59.

Über den Namen der Saalburg ist immer noch keine Klarheit geschaffen; es wird auch wohl nicht eher möglich sein, als bis etwa die Bauinschrift mit der römischen Benennung gefunden sein wird. G. Adam KGV 73 (1925), 170 wendet sich gegen W. Schoofs unwahrscheinliche Ableitung Saalb. Jahrb. 4, 126 von allmend und bringt ihn mit Salix, ahd. sala, mhd. sale, sal in Verbindung und denkt an eine Form Salicidunum. Dagegen erklärt sich A. Bach, Die Siedlungsnamen des Taunusgebiets. Bonn 1927, 192.

Das Prätorium der Kapersburg, etwa 1½ Stunden östlich der Saalburg gelegen, wird nach den Ausgrabungen Helmkes Germ. 8, 39 klargestellt. Wir haben hier eine von Holzpfosten getragene Halle von 20, 70 bzw. 22,40 m Länge und 9,10 bzw. 8,80 m Breite. Die nach einer früheren Grabung behauptete Doppelreihe von Pfosten existiert nicht. Ein Steinbau, der in die eine Ecke der Halle hineinragt, zeigt, daß diese später niedergelegt worden ist. Im Süden der Halle stehen von Steinbauten das Sacellum, östlich davon ein aus zwei Gemächern bestehender rechteckiger Steinbau mit Kanalfeuerung, westlich vom Sacellum, an es unmittelbar anschließend, ein rechteckiger, mit Hypokaust versehener Steinbau. Vor der kleineren Kammer des Ostbaues nach der Halle hin ist ein kleiner Steinbau, wohl aus der letzten Zeit des Kastells, festgestellt. Vor den beiden Seitenflügeln des Sacellums liegen zwei Steinsockel, die wohl Statuen trugen. Ein Umgang des Binnenhofes konnte nicht erwiesen werden. Er zeigt eine Menge von Pfostenlöchern und Gräben, anscheinend von der ältesten Holzanlage herrührend. S. auch KGV 70, 5.

Als das 3. Saalburg-Jahrbuch erschienen war, kam der Krieg, der eine Fortsetzung des geschätzten wissenschaftlichen Unternehmens auf sieben Jahre unterbrach. H. Jacobi gelang es dann, 1921 den 4.Bd. herauszubringen, der vor allem einen Bericht über die Ausgrabungen enthält. In diesen verflochten sind Erörterungen über die Mauern des Kastells und die gallischen Mauern, ferner über die beiden Erdschanzen im Osten der Anlage. Überaus ergebnisreich waren auch die Grabungen im Gebiet des Kastells Zugmantel, von denen wir im 5. Bd. ein sorgfältiges Bild bekommen. Allein 71 Keller und 5 Brunnen wurden aufgedeckt nebst einer großen Anzahl von Gräbern. Der Kellertypus zeigt Stein- oder Fachwerkbau mit rechteckigem oder quadratischem Grundriß und langer Treppe oder Rampe. Der Oberbau bestand aus Lehmfachwerk. Sehr beachtenswert ist, was J. über die Gesamtanlage des Lagerdorfes sagt. Auch das durch Auson erwähnte Bingium (Vincum) erfährt eine eingehende Behandlung in J. Como's Alt-Bingen, Mainz 1924. S. 30. Hier ist alles zusammengetragen, was wir über die alte Feste wissen, und erläutert durch Abbildungen und Pläne. Die Lage des Drususkastells konnte freilich auch hier noch nicht festgestellt werden, auch vom Steinkastell sind Spuren noch nicht gefunden. Besser steht es mit der Stadtmauer. Entgegen der Hypothese Keuschers verlegt C. die Mauer im Osten in eine Linie, die von der Burg Klopp nach der Schloßstraße zum Spital führt. Da sonst Literatur angegeben ist, hätte doch auch auf den Behrensschen Katalog, auf dem doch die meisten Angaben beruhen, hingewiesen werden können.

Asciburgium, in der Nähe von Mörs, einst auf der rechten Rheinseite gelegen, germanischen Ursprungs, später Römerkastell, scheint Umschlagplatz für den vom Norden kommenden Bernstein gewesen zu sein, den hier die vom Süden her kommenden Händler einhandelten. R. Hennig, Petermanns Mitt. 70, 164 (1924).

Mit dem römischen Köln beschäftigt sich R. Schultze, der sich durch seine Arbeiten über die römischen Stadttore vorteilhaft bekannt gemacht hat; er setzt B. J. 130, 254 auseinander, daß die alte Stadtbefestigung der Colonia Agrippinensis nunmehr in allen wesentlichen Teilen festgelegt ist, zugleich sucht er die Lage des Zweilegionenlagers des Germanicus (1. u. 20. Leg.) zu fixieren. Vgl. dazu auch Rademacher Vor- und Frühgeschichte Kölns, Köln 1926.

Über das Kastell Obernburg a. M. ist im ORL 35 berichtet worden, es bedarf aber neuer Grabungen, um ein einigermaßen befriedigendes Bild der Anlage zu gewinnen. Daß auch Wichtiges zutage kommen kann, zeigt die Auffindung der Bauinschrift von 162 n. Chr., dem Jahr, in welchem die Chatten nach langer Friedenszeit in Obergermanien einfielen und vielleicht bei dieser Gelegenheit auch das Obernburger Kastell zerstörten, das dann noch im selben Jahr wieder aufgebaut wurde. So vermutet G. Hock Germ. 6, 24.

E. Anthes, der das Verdienst hat, die spätrömischen Befestigungsanlagen zuerst zusammenfassend behandelt zu haben, regte wiederholt an, das am Rhein gegenüber der Neckarmündung gelegene valentinianische Kastell der Milites Martenses genauer festzulegen. Harster hatte schon früher die auf dem sehr veränderten Gelände nachweisbaren Mauerzüge festgelegt. Germ. 10, 77 werden diese nun dahin erklärt, daß wir ein Kastell als gleichseitiges Trapez von 130 : 70 m Größe, das um 370 n. Chr. angelegt war, vor uns haben. Bei seinem Aufbau wurden Werkstücke und Baumaterial des aufgegebenen Lopodunum (Ladenburg) verwendet.

Das Kastell Heidelberg, spätestens unter Vespasian angelegt, ist ein Quadrat von 185 m Seitenlänge mit abgerundeten Ecken und vier Toren. Als Besatzung wird auf Stempeln und Inschriften die Coh. XXIIII vol. civ. Rom. und die Coh. II Cyrenaica equitata erwähnt. Auch Ziegel der 8. Legion finden sich. Das Wesentliche der Ausgrabungsergebnisse gibt E. Wahle, Die Vor- und Frühgeschichte des unteren Neckarlandes, Heidelberg 1925.

Einer der wichtigsten Knotenpunkte der Straßen des alten Rätiens ist Augsburg, das schon dadurch als die bedeutendste Stadt der Provinz charakterisiert wird. Das Grenzkastell, das die Aufgabe hatte, die Hauptstadt Rätiens zu decken, lag auf der Hochfläche westlich der Burghöfe zwischen Mertingen und Druisheim. Gegründet wurde

es unter Claudius um 40 n. Chr. Seit 260 kam das Kastell wieder zu größerer Bedeutung. Vgl. dazu auch L i n d e r D. Gaue 1924, 31. Auch R e g e n s b u r g ist als Römerstätte von Wichtigkeit. Hierüber gibt G. S t e i n m e t z, Aus Regensburgs Vergangenheit, jetzt in zwei wohlgelungenen Kapiteln Aufschluß, nämlich über Regensburgs römische Vergangenheit und über die Topographie des römischen Platzes. Taf. 1 gibt einen Plan des Kastells.

Wichtige Ergebnisse brachten auch die Ausgrabungen, die 4 km südlich der Donauquelle auf dem Galgenberge vorgenommen wurden. Das hier aufgedeckte Kastell H ü f i n g e n ist der am weitesten nach Westen zu vorgeschobene Punkt der römischen Donaulinie. Nach P. R e v e l l i o , Germ. 10, 16 haben wir hier eine Anlage aus klaudischer Zeit, dann folgt das große Lager mit 3,4 ha Flächeninhalt, das später auf 2,4 ha verkleinert wurde. Von hier wurde die Garnison spätestens in vespasianischer Zeit verlegt, und das Lager zerfiel. Von Steinbauten im Lagerinnern wurde bisher nur das Horreum festgelegt. Auf dem Galgenberg befand sich vor all diesen Anlagen eine keltische Siedlung.

Arch. Anz. 1926, 280 stellt B e r s u fest, daß das sog. B ü r g l e bei Gundremmingen erst in später Zeit zur Deckung der Donaugrenze erbaut wurde, eine ganz merkwürdige Anlage, für die bisher auf deutschem Boden keine Parallele vorhanden ist. Sie ist ein Mittelding zwischen einem Burgus und einer befestigten Manipelstation, erbaut um 305, zerstört um 400 n. Chr.

Bei L a u t l i n g e n O. A. Balingen i. W. stellte G. B e r s u das noch fehlende Kastell als ein unregelmäßiges Quadrat (248 bis 273 m Seitenlänge) fest. Der Flächeninhalt beträgt 6,71 ha. Spitzgraben, abgerundete Ecken, die üblichen vier Tore, keine Mauerreste im Innern wurden bei diesem westlichsten Kastellbau der rätischen Alblinie festgestellt. Germ. 9, 167. Württemb. Festschrift f. E. Nägele, Stuttg. 1926, 177.

Von dem bei C a n n s t a t t nachgewiesenen Kastell ist bereits im Limeswerk 59 eine Darstellung von W. Barthel nach den Kapffschen Untersuchungen erschienen. Die neuen Grabungen, über die P. G o e s s l e r Cannstatt zur Römerzeit, Stuttgart 1921 berichtet, ergeben das Vorhandensein eines Erdlagers, das, kaum acht Jahre bestehend, um 100 n. Chr. durch das 37 750 qm umfassende Steinkastell ersetzt wurde, das auch nicht lange, bis in die ersten Regierungsjahre des Antoninus Pius, bestand. Vom gewöhnlichen Schema abweichend sind bei ihm die Mauersporen in Abständen von 20 röm. Fuß an der Innenseite der Umfassungsmauer, die einen hölzernen Wehrgang trugen. Einige Ergänzungen (Funde des 3. Jhdts.) gibt W. V e e c k , Schwäb. Merkur 40, 19 sowie P a r e t , Fundb. Schwab. 3, 76, wo auf Taf. 33

die neugefundenen Mauerzüge eingetragen sind. Was über Konstanz aus Römerzeiten bekannt ist, verarbeitet Leiner, Bad. Heimatbl. 16, 67. Den Namen Constantia oder ähnlich erwähnt kein römischer Autor. L. nimmt für K. den Namen Vitodurum in Anspruch, das man bisher für Winterthur hielt. Hier sei um 200 ein Kastell erbaut worden, das zerstört und 292 wieder aufgebaut und Constantia genannt wurde.

Über die in der Umgegend von Eichstätt ausgegrabenen Kastelle erhalten wir von dem um die Erforschung jener Gegend hochverdienten Fr. Winkelmann ein übersichtliches Bild in Eichstätt, Kataloge der West- und Süddeutschen Altertumssammlungen VII., Frankfurt a. M. 1926. Es sind dies die Lager von Pfünz, Kösching und Böhming. Das erste bildet ein verschobenes Rechteck von 145 : 189 m Seitenlänge und einem Flächeninhalt von 2,5 ha. Doppelgraben auf drei Seiten, vier Tore mit doppelten Durchgängen, im Innern das gleichfalls schief orientierte Prätorium, zwei Magazine, Pferdestall, zwei außerhalb gelegene Signaltürme, Mausoleum. Besatzung: die cohors 1. Breucorum. Im Süden des Kastells das ausgedehnte Lagerdorf mit Tempel des Jupiter Dolichenus und geräumigem Bad. Kösching, zuerst Erdkastell, demnach der ältesten Linie Eining-Kösching-Gaimersheim angehörend, dann seit 141 Steinkastell, dessen Besatzung die Ala I Flavia c. r. Böhming, Größe 76 : 95 m mit 0,73 ha Innenraum, unter Hadrian erbaut; im SW ein kleines Bad mit 5 Räumen. Die zur Verbindung der Lager und Siedlungen — die bedeutendste Nassenfels — dienenden Römerstraßen werden S. 52 besprochen. Eine vorzügliche Karte gibt diese wie die archäologischen Funde anschaulich wieder.

P. Goesslers Übersichten über „die vor- und frühchristliche Besiedlung des Oberamtes Riedlingen", Stuttg. 1923 zeigt, daß bis jetzt militärische Anlagen der Römer in diesem Bezirk nicht nachgewiesen werden konnten. Nur Straßen und zerstreute villae rusticae erzählen von der Anwesenheit der Eroberer.

Zur Bewachung des Limes dienen einerseits die unmittelbar bei ihm erbauten Türme, andererseits die weiter abseits von den Kastellen gelegenen Warten, wie sie z. B. auf dem Johannisberg bei Nauheim und bei Pfünz und Weißenburg festgestellt worden sind. Wir finden sie in allen Provinzen.

Zu diesen spätrömischen Befestigungen gehört eine Warte bei Mayen in der Eifel. Die Fundamentanlage zeigt ein viereckiges Blockhaus von 12 m Länge und Breite. Nach der Bergseite ist ein Doppelgraben, auf der anderen eine Mauer mit massiven Rundtürmen. Die Mauer, wohl aus Stein mit Holzeinlage, ging einst um den ganzen Berg. Germ. 5, 25. Einen ähnlichen spätrömischen Burgus schildert

R. Bodewig, Nass. Heimatbl. 18, 121. Er hat ein Ausmaß von 20 : 13 m. Die Mauern an 3 Seiten sind Gußmauerwerk von 2½ m Stärke, außen und innen mit Tuffsteinquadern bekleidet. An der einen Langseite ein Eingang, der Innenraum durch eine Quermauer in zwei Teile geteilt.

Zu den Kastellen der spätrömischen Zeit ist nun ein neues bei Saarbrücken gekommen, das von Klein, Germ. 9, 58 beschrieben wird als eine Anlage, die einem Rechteck mit im Norden darangesetzten Trapez gleicht. Es lag an der Straße Worms-Metz und umschließt eine Fläche von 66 Ar.

Seine schon weit zurückgehenden Forschungen über Straßburg faßt R. Forrer in Les enceintes romaines .. de Strasbourg, Paris 1923 zusammen; er unterscheidet das castrum des Drusus, das der 2. Legion (Holz- und Erdmauer), der 21. (Steinmauer) und der 8., gegen 89 n. Chr. errichtet. Der Plan 1 zeigt die mit im Halbmond vorspringenden Türmen bewehrte Mauer des 4. Jhdts. Derselbe R. Forrer behandelt auch Das römische Zabern, Tres Tabernae, Straßburg i. E. 1918 = Mitt. d. Ges. Denkm. d. Els. n. F. 25,9. Ursprünglich keltische Siedlung, wird es 310 n. Chr. mit einer Mauer umgeben; es stellt den Typus von Deutz, Neumagen, Bitburg u. a. dar. Der Flächeninhalt beträgt 7,4 ha.

L.-G. Werner bespricht Rev. d'Alsace 1924, 193: Les stations romaines en Haute-Alsace.

b) Donauländer.

Auch für das römische Wien selbst besitzen wir jetzt eine gründliche Monographie von E. Nowotny in den Mitt. d. V. f. Gesch. d. Stadt Wien, 4, 1923. Er ist zu seiner Arbeit veranlaßt worden durch Dopsch, der I, 181 Wien auf Grund z. T. unsicheren Materials behandelt. N. kann gründlicher vorgehen und weist einmal ein Erdholzlager nach, dessen Umbau in Stein unter den Flaviern erfolgte, in der Art, daß vor dem Erdholzwall auf die Berme und einen Teil des alten Grabens die neue Mauer gesetzt wurde, und zwar von der 13. Legion, die hier mit den Auxilia garnisonierte. Das Lager gehörte, wie ein guter Plan zeigt, zu denen, die 90—100 iugera, also rund 23 ha umfaßten.

Im Mittelpunkt Oberkärntens, das zum alten Noricum gehörte, liegt der Markt Spittal, der heute dieselbe Bedeutung in der Landschaft hat wie früher die 4 km westlich gelegene Stadt Teurnia. Einen guten Überblick über die Geschichte dieses Gebietes gibt jetzt Rudolf Egger in „Teurnia", Wien u. Leipzig 1924 und bietet damit eine Ergänzung zu dem obengenannten Buche. Zugleich beschreibt er die Stadt und ihre Überreste, die auf einem guten Plan übersichtlich eingetragen sind: wir sehen den Holzerberg, umgeben von einer Mauer, die durch Türme

und eine Bastion am Knick verstärkt ist. Sie stammt nicht aus der frühen Kaiserzeit, denn es sind in ihr ältere Grabsteine, Postamente, Altäre u. ä. verbaut; doch stand sie schon 473, als die Goten Tiburnia belagerten. Der Schluß Eggers, da römische Altäre bei ihr verwandt worden seien, dürfe die Erbauung erst nach dem vollen Sieg des Christentums erfolgt sein, scheint uns jedoch nicht richtig. Anderwärts finden wir Altäre u. ä. in unzweifelhaft römischen Bauten aus heidnischer Zeit verwendet. Zwei Tore führen aus dem Tale in die Stadt. Von ihren Bauten ist bisher — weitere Grabungen scheinen recht aussichtsreich — das Thermengebäude und das gepflasterte Forum, von Hallen umgeben, freigelegt worden. Die altchristliche Basilika am Fuße des Berges ist von großer Bedeutung.

Die Grabungen im Kastell Lauriacum 1911—13 erweitern unsere Kenntnisse insofern, als nach der früher erfolgten Aufdeckung des Praetoriums die südlich von diesem gelegenen Gebäudekomplexe klargestellt wurden; es sind 4 Kasernen, die zusammen 6 Zenturien = 1 Cohorte Unterkunft boten. Das Referat darüber gibt M. v. Groller RLIÖ 13, 1, der auch die Kasernen in der Ostecke und das sog. Badegebäude sowie das scamnum tribunorum beschreibt. Sehr interessant sind die Ausführungen Fr. v. Kenners 33 u. 263, der aus den Münzfunden wichtige Schlüsse auf die Geschichte der Bauten zieht. Weitere Ergänzungen werden im 14. Heft gegeben; sie umfassen die Grabungen 1914—16. Durch sie entwickelt sich allmählich ein klares Bild der gesamten Anlage. Wir sehen, daß das sechs Kohorten umfassende Steinlager um die Wende des 2. und 3. Jhdts. wahrscheinlich an Stelle eines älteren Lagers entstanden ist. Nach einer Zerstörung durch die Germanen 270 n. Chr. erstand es wieder aus seiner Asche, um durch Radagais endgültig zerstört zu werden. Wir fügen hier an H. Zeiß, Über die röm. Grenzmark von der Donau bis zur .... Grenze, Deutsche Gaue 1922, 114. Heft. Von Poetovio erfahren wir durch die Untersuchungen von M. Abramić, Poetovio, Wien 1925, daß das Lager unter Tiberius angelegt worden ist, die Besatzung war die leg. VIII Augusta, die 46. n. Chr. nach Moesien verlegt wurde; sie wurde ersetzt durch die leg. XIII Gemina, die 71/72 nach Vindobona kam. Der Platz des Erdlagers muß noch gesucht werden.

Eine willkommene Bereicherung unserer Kenntnisse von dem spätrömischen Befestigungswesen erhalten wir durch C. Praschniker und A. Schober, Archäologische Forschungen in Albanien und Montenegro, Wien 1919. Für uns kommen hier aus dem vielerlei Neues bietenden Buche vor allem die Kastelle in Betracht, die wie Vigu, Elbassan, Nikšić, Puka, Ibalja, Baštowa einen ziemlich einheitlichen Grundriß haben, vorwiegend viereckig mit Türmen an den Ecken

und Zwischentürmen. Sie erinnern an das Kastell von Mogorjelo und Alzei und die ähnlichen Bauten, die wir Jahresb. f. Alt. 201, 43 besprochen haben. Letzteres ist um 330 n. Chr. erbaut, Tasgaetium (Stein) unter Diokletian, und so mag auch für die anderen vom selben Typus die Wende des 3. und 4. Jhdts. als terminus post quem der Erbauungszeit gelten. Im allgemeinen nehmen die Verfasser die Periode von 300 bis 530 für die Bauten der Alzeier Form an. Weiter weisen wir auf die Festlegung einer Reihe von Straßenstrecken römischer Provenienz (S. 61, 84, 90, 94 f., 97 f., 100 f.) hin, die manche Korrektur von Millers Itinerarium bedingen. Schade, daß diese Strecken nicht auf der Karte eingetragen sind.

Die verworrenen Verhältnisse am Donaulimes erfahren eine, wenn auch nicht vollständige Klärung in Andreas Alföldis, „Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien", Berlin 1924 (Ungarische Bibliothek I 10). In sorgfältiger methodischer Untersuchung geht er den einzelnen Nachrichten der Autoren nach und verbindet sie mit den Resultaten, die er bei seinen Studien inNumismatik, Epigraphik, Skulptur und den Ziegelstempeln erhalten. Wohl fehlt hier die Berücksichtigung der Keramik, die er gar nicht erwähnt, aber man wird das verzeihen, da auf diesem Gebiet alle Vorstudien fehlen. Jedenfalls steht fest, daß noch zu Lebzeiten des Theodosius die Zweiteilung der Donauprovinzen erfolgte und daß hier noch unter seiner Regierung „eine verstümmelte militärische und administrative Organisation lebte". Der Limes, der nach Seecks Ansicht unter Theodosius nicht mehr existiert, vegetiert doch noch weiter. Nach dem Vorgang Diokletians hat Valentinian auf dem Gebiet des barbaricum eine ganze Reihe Kastelle erbaut, die die Notitia nicht erwähnt. Seine ganze Befestigungskette „erwartete den großen Völkeransturm im besten Zustande." Interessenten müssen wir bei der Fülle von Einzelergebnissen (für die Heeresgeschichte, die Notitia, Münz- und Ortsgeschichte) auf das Buch selbst verweisen, das zu den Arbeiten Nowotnys und Kenners, sowie der Gábor Finálys Arch. Ert. N. F. 27, 57 und I. Kurucz' (Rómac nyomok a pannoniai Duna-limes balpartján 1914, Römerreste am Donaulimes behandelnd) eine wichtige Ergänzung bildet.

Alle als römisch angesprochenen Grenzbefestigungen in den Donauprovinzen untersucht kritisch Fabricius RE[3] 13, 634. Wir sehen hieraus, welche wichtigen Aufgaben dort noch der Bodenforschung harren.

c) Schweiz.

Die Ausgrabungen in Vindonissa ergaben 1920 bemerkenswerte Resultate; die Beschaffenheit der Kastellmauer wurde festgestellt, ferner die Fundamente zweier, wohl zur Aufstellung von Geschützen

bestimmter Türme, sowie ein viereckiger, spätrömischer Turm. Nach dem Zurückweichen aus dem rechtsrheinischen Gebiet wurde das Kastell am Aareknie erbaut. S. S. Heuberger, Anz. f. Schweiz. A. 24, 203.

Die Grabungen in den Jahren 1921 und 1922 brachten Gewißheit über den Südwall und einen Wehrturm mit wohlerhaltenem Wasserdurchlaß, ferner über das Südtor, das von der 21. Legion im Jahre 47 errichtet wurde, als Teil des gemauerten Walles, der an Stelle des unter Tiberius im Jahr 21 von der 13. Legion erbauten Erdholzwalles trat. Die Löcher in den Mauern des Tores geben zu mancherlei Hypothesen Anlaß, die S. Heuberger und C. Fels ASA. N. F. 25, 98 vorbringen. Dieselben berichten auch über den Ostwall des Lagers (doppelte Mauer mit Erdfüllung und zwei davor liegenden Spitzgräben). Das Osttor bleibt noch zu finden, ebenso die Straße vom Prätorium dorthin.

Allmählich mit den fortschreitenden Ausgrabungen kommt weitere Klarheit über das Lager. Im Jahre 1924 war die Südostecke des Prätoriums gefunden worden, im folgenden Jahre kam auch ein Teil des südlichen Flügels zutage. Im ganzen geht das Resultat der Grabungen bis jetzt dahin, daß wir im Lager ein Rechteck vor uns haben, dessen Nord-Südstraße 415 m, Ost-Weststraße 533 m lang ist. Die vier Tore sind gefunden, das Westtor ist 53 m nach Süden von der Mittelachse verschoben, es bildet einen imposanten Bau, von dessen Gestalt der Jahresbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa 1925/26 nach der Rekonstruktion von K. Frölich ein gutes Bild gibt. Ebenda findet sich auch ein Bericht über die Ausgrabungen und Funde.

Überzeugend weist F. Drexel Anz. f. Schweiz, A. N. F. 23, 31 nach, daß die sog. Gladiatorenkaserne, an die man schon aus sachlichen Erwägungen nicht glauben konnte, nichts anderes als ein Forum ist, bei dem sich ähnlich wie in Carnuntum um einen Hof von 115 : 105 m ein Umgang von 7 m Breite legt, hinter dem zahlreiche Kammern von etwa 5 m Tiefe liegen.

Die Reihe der spätrömischen Kastelle, wie sie Anthes im 10. Bericht der röm.-germ. Komm. 127 zusammenstellt, wird ergänzt durch das Kastell im Dorfe Altenburg, nicht weit von Vindonissa; es weist all die charakteristischen Eigenschaften jener Befestigungen auf. S. Heuberger G. S. U 1922, 66 ASA, N. F. 24, 203 fügt dem Ausgrabungsbericht die Vermutung bei, daß es castrum Vindonissense geheißen habe. Die Erbauung verlegt er um 300 n. Chr.

Als die Römer die augusteische Grenze wieder aufnahmen und Vindonissa, das lange aufgegeben war, wieder besetzt worden war, wurde unmittelbar über der Aare das Kastell Altenburg angelegt, wobei Bausteine aus dem alten Windischer Kastell verwendet wurden.

Vgl. O. Schultheß, Die röm. Forschung in der Schweiz 1919/20, 10; 1922, 66.

Unsere Kenntnis von der römischen Grenzwehr am Oberrhein wird erweitert durch die Auffindung einiger Warten, bei Mannhausen (Kt. Zürich), Oberfeld-Zurzach (Kt. Aargau), und an der Tössegg (Kt. Zürich). Die letztere zeigt eine interessante Verwendung von Holz s. GSU 1923, 109. 1922, 86. 1921, 90; weiteres 1924, 100.

H. Schneider, Wiener Blätter f. Fr. d. Ant. 3, 7 schildert die militärischen Anlagen an der röm. Grenze vom Bodensee bis Basel, also Raurica (Augst), Vindonissa und kleinere Kastelle, des ferneren die Befestigungen im Landesinnern.

Von einzelnen Römerstätten erwähnen wir Arbor Felix, wo das Südtor, die porta praetoria, ausgegraben wurde, Anz. f. Sch. A. 26, 70,

In Olten aufgefundene Mauerreste deuten auf ein Kastell des 4. Jhdts. F. Staehlin, Rev. des étud. anc. 25, 57 möchte es mit dem in der Notitia dignitatum unter dem Namen Olino, Olitio oder Olicio Platz, Sitz einer Garnison und eines Dux provinciae Sequanici, identifizieren. Den Namen leitet er ab von Ollodunum = Allburg oder Hauptburg. Aber wie soll das bis jetzt uns als sehr klein erwiesene alte Olten zu solch einem pompösen Namen kommen?

In Chur zeugt die Aufdeckung eines Raumes von 2,90 : 2,60 m mit wohlerhaltener Hypokaustanlage (70 cm hohe Tuffpfeiler), sowie sonstige Kleinfunde von römischer Besiedlung. F. Jecklin und C. Conz ASA 25, 78 nehmen ein Kastell in der Nähe an.

V. H. Bourgeois, Le Castrum romain d'Yverdon, Anz. f. Schw. Ak. 26, 212. Vicus Eburonum ging 265 n. Chr. infolge eines Einfalls der Alemannen zugrunde. An seine Stelle trat Castrum Eburodunense, 19 500 qm umfassend, das wiederum im 5. Jhd. zerstört wurde. Die Reste werden sorgfältig beschrieben.

Anderes findet man in gedrängter Übersicht bei O. Schulthess, Sch. G. f. U. 1923, 81, 1924, 76.

d) Niederlande.

In der Zeit, in der bei uns der Spaten des Ausgräbers ruhen mußte, der mit so glänzenden Ergebnissen gewirkt — es sei nur an die Limesforschung und die Aufdeckung von Haltern, Oberaden erinnert —, begannen die niederländischen Forscher, unterstützt von einsichtigen Behörden, ihren heimischen Boden zu durchsuchen. Hier hatte schon vor 100 Jahren Reuvens auf dem Landgut Arentsburg am Vlietkanal gegraben und die ans Tageslicht geförderten Mauerreste als das von römischen Autoren genannte Forum Hadriani gedeutet.

Nach langer Pause hat dann J. H. Holwerda, unermüdlich um seines Landes älteste Geschichte bemüht, weitere, von schönem Erfolg begleitete Ausgrabungen veranstaltet, über die er in „Arentsburg, een romeinsch Militair vlootstation by Voorburg“, Leiden 1923 Rechenschaft ablegt. Die Ergebnisse sind folgende: Der Kanal de Vliet ist die Fossa Corbulonis, die den bequemsten Weg vom Rhein nach Britannien bot. Arentsburg an diesem Kanal ist eine lagerartig befestigte Flottenstation, und zwar der Classis Germaniae pia fidelis. Gegründet ist sie nicht lange vor 89 n. Chr. und bestand bis weit ins dritte Jahrhundert hinein. Arentsburg ist aber nicht das Forum Hadriani. Was die Befestigungsanlage selbst betrifft, so hat sie nach dem landläufigen Lagerschema eine rechteckige Form. Die Umfassungsmauer ist aus schweren Steinblöcken mit kleinen Steinen in Kalkmörtelbettung zum Teil auf Pfahlrosten aufgeführt. Die Porta decumana liegt an der Nordseite, ein kleineres Tor an der NW-Seite, ein größeres auf der Westseite, das wohl die fehlende Praetoria ersetzt. Interessant ist der Nachweis, daß von ihr aus eine Palisadenwand mit Graben und Durchgang in der Mitte quer durch das Lager zur Ostseite geht; dadurch wird der größere südliche Teil der Lagers abgeschnitten. Die Seitenmauern des Kastells aber laufen weiter bis zum Kanal hin und flankieren so jenen größeren Lagerteil. Am Wasser selbst ist der Anlegeplatz für die Schiffe vorauszusetzen, die hier, von allen Seiten geschützt, be- und entladen werden konnten. Im Lagerinnern sind zahlreiche Spuren von Gebäuden aus verschiedenen Zeitperioden, sowie das Praetorium, ferner Kasernen aus Holz und Lehmbewurf für Fußvolk und Reiterei aufgedeckt worden. Um die ganze Anlage lief ein Doppelgraben, der lebhaft an die Örtlichkeit bei Arrian, peripl. 9, 4 erinnert. Aus einigen Gebäudespuren, Münzen und Gefäßfragmenten glaubt H. den Schluß ziehen zu können, daß hier schon in den ersten Jahren unserer Zeitrechnung eine römische Niederlassung bestanden hätte, doch scheinen uns die geringen Fundstücke noch nicht beweiskräftig genug.

Von noch schönerem Erfolg waren die Ausgrabungen begleitet, die H. bei Nymegen unternommen hat. Im Osten dieser Stadt auf dem sog. Kop liegt eine nichtrömische ringwallähnliche Befestigung mit zwei durch eine Straße verbundenen Toren, längs der auf beiden Seiten ovale und viereckige Wohngebäude nebst einem größeren, den Übergang vom Oval zum Viereck zeigenden Bau nachgewiesen wurden. Dieser gewaltige Ringwall ist aus Balken und Erde hergestellt und hatte die stattliche Breite von 15—16 m. Davor liegen einige, in ihrer Konstruktion noch nicht völlig aufgeklärte Vorwerke. Diese merkwürdige Befestigung, durch Civilis in Brand gesteckt, wurde 70 n. Chr. aufgegeben. Ganz nahe dabei auf dem Hunerberg errichtete der siegreiche

Cerealis ein Lager der 10. Legion, das bei einer Größe von 690 : 460 m ungefähr 28 ha umfaßte, also nur um weniges kleiner als die Lager von Bonn und Neuss war. Auch hier konnte im Inneren das Praetorium aufgedeckt werden, das große Ähnlichkeit mit denen von Vetera und dem afrikanischen Lambaesis hat (s. auch Intern. Arch. f. Ethn. 25, 1).

Ein zweites Römerkastell mit Steinmauern wurde auf dem Valkhofhügel festgestellt, das vielleicht schon der Zeit von Drusus seine Entstehung verdankt. Auf seinen Trümmern erhob sich die Karolingische Kaiserpfalz. Die zu jenen Römerfesten gehörigen Gräberfelder sind zum Teil aufgedeckt worden und lieferten reiche Funde, besonders der Keramik, die hier an Ort und Stelle verfertigt wurde, wird doch auf einer Inschrift ein magister figulorum erwähnt, den Ritterling allerdings für einen militärischen Beamten, bei der Militärziegelei beschäftigt, hält. Die bürgerliche Ansiedlung, vielleicht von Trajan gegründet und nach ihm Colonia Ulpia Noviomagus genannt, ist die Fortsetzung einer Niederlassung der einheimischen Bevölkerung, die vielleicht Batavodurum hieß. Jedenfalls war die Stätte schon früh von Bedeutung für den Handel, exportierte doch das Land vortreffliche Tuche, und die in Gressenich bei Köln gefertigten Messingwaren gingen über das Emporium an der Waal in die nordischen Länder.

Ein Gegenstück zu dieser Feste bildet das Lager, das 4 km östlich von Emeloo von Holwerda entdeckt wurde. Es ist deswegen von ganz besonderem Interesse, weil wir in ihm ein Marschlager vor uns haben, das von den Truppen nur zu kurzem Aufenthalt angelegt worden war. Es liegt weltverlassen in der Heide, hat rhombische Form, ist gedeckt durch Wall und Spitzgraben und zeigt vier Tore, vor denen ein gleichfalls aus Wall und Graben gebildeter Titulus liegt, der den Zugang sicherte. Durch einen Graben, der in der Mitte einen Durchgang ebenfalls mit Titulus besitzt, ist der südliche Teil des Lagers unmittelbar hinter den Toren vom größeren nördlichen getrennt. Es scheint demnach bei einer zweiten, vorübergehenden Benutzung das für die nun kleinere Truppe zu große Lager durch Abschneiden eines Stückes verkleinert worden zu sein. Analogieen dazu haben wir ja auch anderwärts. Bei der nur passageren Benutzung kann natürlich von besonderen Funden keine Rede sein. Doch wurden in jener kleineren Hälfte zahlreiche Herdspuren entdeckt. Einige Scherben weisen auf das 3. oder 4. Jhdt. hin. Die Größe scheint nach dem Plane 370 : 320 m zu sein. Oudh. Med. 4, 40.

Auf eine andere Befestigungsanlage, wohl auch ein Kastell, weisen die Umfassungsmauern und Rundtürme hin, die am linken Ufer der Maas bei Maastricht entdeckt worden sind. Ein Blick auf die Anlage zeigt, daß wir es hier nicht mit einer Befestigung vom Typus

6*

der Limeskastelle zu tun haben, sondern einem späteren Typus, wie ihn Anthes für Alzei nachgewiesen hat. In der Tat weisen auch die Kleinfunde sämtlich auf das 3. und 4. Jhdt. hin. Gleichwohl scheint die als Flußübergang wichtige Stelle, wie W. Grossens Int. Arch. f. Ethn. 26, 139 vermutet, schon im 1. Jhdt. von Römern besiedelt gewesen zu sein. Im 3. führte wohl eine Brücke über den Fluß. Schon in augustäischer Zeit spielte Vechten (Flevum?) eine Rolle, indem es als Stützpunkt bei den Flottenoperationen des Drusus und Germanicus diente. Holwerda ist es geglückt, hier ein Erdkastell aus dem 1. Jhdt. nachzuweisen; auf dessen Bedeutung als Flottenstation weist die Inschrift eines Schiffskapitäns, trierarchus, hin und Widmungen an Oceanus, Rhenus u. ä. s. auch Germ. 5, 22. Wird so mit jeder neuen Nachgrabung für viele Orte der römische Ursprung nachgewiesen, so muß nach den Ausgrabungen in Leiden diese Stadt, die im Mittelalter eine so bedeutende Rolle spielte, auf den Ruhm, von Römern gegründet zu sein, verzichten, und Scriverius hat sein Lied auf das römische Leiden umsonst gesungen: Leiden ist nicht das oft zitierte Lugdunum Batavorum. Der Hügel inmitten der Stadt ist zwar von Menschenhand aufgeworfen, aber der ihn krönende Turm ist kein römischer Wachtturm, sondern mittelalterlichen Ursprungs; auch in der ganzen Umgebung fand sich keine Spur römischer Provenienz. Das alte Lugdunum, das am Meer lag, ist wohl von den Wellen der Nordsee verschlungen worden oder liegt tief begraben unter den Dünen. Oudh. Med. 5, 1. 51. Eine gute Übersicht über die römischen, vorwiegend militärischen Anlagen gibt der „Führer durch das Rijksmuseum van Oudheden", 'sGravenhage 1924, der auch die hauptsächlichsten auf diese Orte bezüglichen Inschriften berücksichtigt.

e) Gallien.

Das Castrum Divionense (Dijon) ist jetzt von E. Fyot Bull. Arch. 20, 299 als unregelmäßiges Trapez mit abgerundeten Ecken, die Mauer reich mit Türmen bewehrt, festgestellt worden; es ähnelt den spätrömischen Anlagen von Poitiers, Bordeaux, Soissons.

Die gallorömische Befestigung von Metz bespricht M. Lalance, B. Ach. 1920, 183. Ibd. 155 erörtert M. G. Jeanton die römische Stadt Tournus und ihr castrum, ein unregelmäßiges Viereck, der Plan S. 165.

A. Collet, Bull. Soc. Ac. de Boulogne sur mer 10, 367 berichtet über Ausgrabungen, die an gallorömischen Befestigungen an der Linie Bientques-Esquerdes vorgenommen wurden. I. Formigé c. r. Ac. Insc. et Belles Lettres 1921, 286 über restes romains de cintrages en bois, découvertes à Vienne.

Was Blanchet in seiner grundlegenden Arbeit über les enceintes romaines de la Gaule über diese wichtige Frage festgestellt hat, das sucht L. Blondel Bull. d. Mus. de Genève 2, 109 speziell für Genf festzulegen; es ist ihm überzeugend gelungen, trotz der schwierigen territorialen Verhältnisse die Umfassungsmauer der Stadt nachzuweisen und zugleich auf Grund mannigfacher Indizien glaubhaft zu machen, daß diese Mauer im 3. Jhdt., zum Teil aus dem Material der zerstörten Stadt, errichtet worden ist, ja er fixiert den Zeitpunkt der hastigen Erbauung noch genauer, indem er ihn auf die Zeit des Probus nach einem neuen Alemanneneinfall festlegt.

In Cäsars Zeit führen zwei Arbeiten: F. Ebert, Bayr. Bl. Gymn. 54, 30 über das durch Schützengräben erschlossene Lager Cäsars bei Berry au Bac und von M. G. Colomb l'Enigme d'Alesia, Paris 1922 (Alaise ist nicht identisch mit Alesia).

Die vielerörterte Frage über Cäsars Rheinbrücke nimmt W. Sackur, Vitruv und die Poliorketiker, Berlin 1925 wieder auf. Auf Apollodors Konstruktionsanweisungen fußend, deutet er die fibulae, wie einst Palladio, als Holzklammern. Da Referent nicht Techniker ist, enthält er sich eines Urteils über die Hypothese, die S. 42 mit Zeichnungen erörtert wird.

f) England.

Als vor 17 Jahren A. Michaelis einen Überblick über die neuere archäologische Forschung gab, schrieb er von England: „Britannien ist von der römischen Kultur nur flüchtig berührt worden. Außer den nördlichen Schutzwällen kommen nur gelegentliche Funde von Badeanlagen, von Mosaiken u. dgl. in Betracht. Unter diesen Umständen haben die archäologischen oder antiquarischen Gesellschaften des Inselreiches wenig Gelegenheit zu reger Tätigkeit auf dem Gebiete römisch-britannischer Kunst." Das hat sich gründlich geändert. Systematische Ausgrabungen haben eine Fülle von Ergebnissen geliefert, die unsere Kenntnisse vom römischen Britannien bereichern und gestatten, uns ein lebensvolles Bild davon zu machen. Da ist es vor allem F. Haverfield, der auf diesem Gebiete Großes geleistet. Davon zeugt seine nach seinem Tode von G. Macdonald, gleichfalls einem verdienten Pioniere römisch-britannischer Archäologie, herausgegebene Sammlung von Vorlesungen, die 1924 unter dem Titel The Roman occupation of Britain, Oxford erschienen ist. Volle Beherrschung des Stoffs wie der Literatur, vornehmlich der deutschen, scharfe Erfassung des Wesentlichen und ein lichtvoller Stil machen die Lektüre des Buches lehrreich und erquicklich. In 6 Kapiteln erhalten wir einen Überblick über die Geschichte der Erforschung des römischen Bri-

tanniens, die geographischen und topographischen Verhältnisse und die Eroberung durch die Römer, die dauernde Besitznahme, den Einfluß der römischen Kultur auf das okkupierte Gebiet und schließlich die späteren Schicksale des Landes in der Völkerwanderungszeit und den zwei folgenden Jahrhunderten. Im Anhang werden die Namen der 28 Städte, wie sie aus alter Zeit überliefert sind, und ihre Lage erörtert. Eingeleitet ist das Buch durch eine Lebensschilderung Haverfields (1860—1919) und ein Verzeichnis seiner Arbeiten, die durch ihre Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit berechtigen, ihn den englischen Mommsen zu nennen, zu dem er immer in Bewunderung und Verehrung aufschaute.

Einen Taschenhaverfield könnte man R. G. Collingwoods Roman Britain, London 1923 nennen; gibt doch das handliche Büchlein — ebenfalls aus Vorlesungen hervorgegangen — das in zusammengedrängter Form, was die Kapitel 2—5 von Haverfields The roman occupation enthalten: eine Geschichte der Eroberung, Stadt- und Landleben, Kunst und Sprache, Religion. C., dessen Buch vor dem Haverfieldschen erschien, geht seine eigenen Wege; er zeigt sich überall als selbständiger Beobachter, der die Forschungen seiner Vorgänger mit Sorgfalt benutzt. In der Einleitung setzt er vortrefflich auseinander, in welchem Verhältnis der Eroberer zu den unterworfenen Kelten stand und wie seine Kultur auf diese einwirkte. Wenn C. einmal Dopschs bahnbrechende Untersuchungen kennen wird, wird er vielleicht hier noch mehr Anhaltspunkte zu weiteren Schlüssen finden. Das Kapitel über die Religion ist zusammen mit Haverfields Ausführungen ein wertvolles Seitenstück zu Drexels schöner Arbeit über die germanisch-römische Religion. Bezüglich der Ausführungen über die Keramik vermisse ich die Berücksichtigung der germanischen Töpfereien; über den keltischen Einfluß auf die sog. Castorware dürfte C. wohl anders urteilen, wenn er die ähnlichen Gefäße aus Rheinzabern in den Kreis seiner Betrachtung zieht. Die beiden englischen Werke sind mit Karten und Bildern gut ausgestattet.

Von B. C. A. Windles Werk The Roman in Britain, London 1923 sind innerhalb Jahresfrist zwei Auflagen erschienen, ein Beweis, welch regem Interesse die Studien der Römerzeit in Britannien begegnen. Das Buch verdient in der Tat studiert zu werden, gibt es doch unter Benutzung der vielen Vorarbeiten auf diesem Gebiet eine gute Übersicht über die Vorgeschichte, Wege, Städte, Häuser, Verwaltung, Religion usw.

Ergänzend tritt hier hinzu A Guide to the Antiquities of Roman Britain, London 1922, der die Sammlungen des British Museums registriert und teilweise im Bild vorführt. Als Einteilung dient auch hier eine kurze Geschichte der Eroberung, Besatzung, Verwaltung usw.

Es folgen dann Gräber, Grabsteine, Meilensteine, Metallgegenstände, Keramik in üblicher Weise, sorgfältig bearbeitet von O. M. D. Alton und R. A. Smith.

Im übrigen müssen wir bezüglich der kleineren Arbeiten auf die erschöpfenden Berichte verweisen, wie sie im Journ. of Rom. Stud. 11, 200 und folgende Jahre für 1921 und weiter gegeben werden.

Edw. Food, The last age of Roman Britain, London 1925. R. E. M. Wheeler, Prehistorie and Roman Wales, Oxf. 1925 seien noch ergänzend hier angeführt.

Es mag bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, daß zur Popularisierung dieser Studien The Daily Mail in der jüngsten Zeit viel beigetragen hat, indem sie in einer langen Reihe von Nummern „Wanderungen im römischen Britannien" von Arthur Weigall veröffentlichte. Sie fanden solchen Anklang, daß eine Veröffentlichung als Buch in Aussicht gestellt ist.

Mit der „Map of Roman Britain", published by the Ordnance Survey, Southampton 1924 ist gerade jetzt, wo das Interesse an den römischen Altertümern des Landes sehr rege geworden ist, einem allgemeinen Bedürfnis abgeholfen worden, und man ist dem Leiter des Unternehmens E. M. Jack sicherlich zu Dank verpflichtet. Vor allem ist dankenswert die übersichtliche Wiedergabe des Terrains, weil durch dieses der Lauf vieler Straßen und Siedlungen bedingt ist. Diese sind leicht aufzufinden an der Hand des Namensverzeichnisses, das nach Stichproben der Genauigkeit nicht ermangelt. Wohl absichtlich fehlen einige Namen der 28 Städte der Historia Brittonum. Willkommen wäre die Eintragung der Einzelsiedlungen (villae u. ä.), doch soll diese in einer neuen Auflage durchgeführt werden. Zeitlich werden die sorgfältig eingezeichneten Befestigungslinien folgendermaßen festgelegt:

78—79 baut Agricola Corbridge und Carlisle, Fortsetzung in den zwei folgenden Jahren.

122 Hadrian beginnt die Befestigung des Isthmus Clyde-Solway (vollendet 126).

143 baut Lollius Urbicus unter Antoninus Pius den Wall in Schottland. 155 wird er von den Feinden genommen. 158 Wiederaufbau, ebenso der Nordforts durch Lucius Verus. 180—84 Zerstörung einiger Forts und Aufgabe der Befestigung. 195 die Yorkshireforts wieder aufgebaut.

Die Kapitalfrage der gegenwärtigen Forschung ist augenblicklich die nach der Entstehung der verschiedenen Befestigungslinien im Norden der Insel. J. C. Bruces The handbook to the Roman wall, Newcastle 1921 neu herausg. von E. R. Blair ist in 8. Auflage erschienen. R. G. Collingwood spricht Journ. Rom. Stud. 1921, 37 von

Hadrians Wall: a history of the problem. F. G. Simpson, Cumb. and West Arch. Soc.-Proc. N. F. 22, 1922. The Purpose and Date of the Vallum and its Crossings. In einem Anhang zieht Shaw einen Vergleich mit den Limites in andern Provinzen. Sorgfältig sucht Simpson die verschiedenen Anlagen zeitlich festzulegen; besonders bemerkenswert sind seine Beobachtungen der Wallöffnungen, die wesentliche Anhaltspunkte zu ihrer Erklärung geben.

R. G. Collingwood, The British frontier in the age of Severus in The Journ. of Rom. St. 13, 69 erörtert die Vorgänge des Jahres 181, die er in seinem Roman Britain 34 gestreift. Der zerstörte Wall und die Bauten wurden nicht unter Sept. Severus, sondern erst seit 185 unter Ulpius Marcellus wiederhergestellt, dann verbessert und 225 aufgegeben. Derselbe Autor bespricht ib. 12, 34 The Roman evacuation of Britain, die allgemein für 407—10 angenommen wurde. Besonders wichtig sind seine Feststellungen über die Besatzungsdauer der einzelnen Kastelle. Erfreulicherweise macht die Erforschung auch der andern, an den großen Verteidigungslinien gelegenen Kastelle gute Fortschritte, und die im Laufe der Zeit verfeinerte Ausgrabungspraxis zeitigt schöne Ergebnisse. Das sieht man z. B. an Th. Mays Arbeit: The Roman Forts of Templebrough near Rotherham, Rotherham 1922. Sorgfältig ist in diesem Kastell Prätorium, Kommandantenhaus, der Doppelbau des Horreums, das Bad außerhalb des Lagers aufgedeckt worden. Ein Blick auf die 56 Tafeln zeigt das und läßt auf weitere Resultate hoffen.

Über die Ausgrabungen an andern Kastellen Großbritanniens berichtet F. A. Bruton in The year's work in Classical studies, Bristol 1922, 70; 1924, 77. Manches interessante Inschriftliche ergab sich hierbei, so ein Altar, der wie zwei andere den deae Alaisiagae gewidmet ist von einer Baudihillic und Friagabi.

Caer Slugwy Excavations of the Roman fort between Capel Curig and Bettws-y-Coed by I. P. Hall, Manchester 1923 enthält eine Reihe von Berichten verschiedener Autoren über die Ausgrabungen und Funde in dem fast quadratischen Lager, das durch einen Annex mit verschiedenen Gebäuderesten bemerkenswert ist.

Von Spezialarbeiten seien noch angefügt: R. Newstead, Bericht über die Ausgrabungen des Römerlagers im Deanery Field, Chester in Ann.Arch. and Anthrop. 11, 59. S. E. Winholt, Roman Site: East Cliff, Folkestone, Folkestone 1924 und Record of Excavation of Roman Villas at East Wear Bay, London 1925. A. M. Woodward, The Roman fort at Ilkley, in der Mitte der Straße York-Ribchester gelegen, London 1925.

Die schon gestreifte Streitfrage über die römischen Limites in Großbritannien greift wieder auf Macdonald J. o. Rom. Stud. 9, 111;

11, 1. Besonderes Interesse erregt die Befestigung zwischen Tyne und Solway. Hier haben wir Mauer mit davorliegendem Graben und dahinterliegenden Türmen in Abständen von einer röm. Meile, die Durchgänge haben Deckung durch Kastelle, daneben 17 Auxiliarkastelle. Hinter jener Befestigungslinie läuft ein Erdwerk (Zwei Erdwälle, getrennt durch einen 10 m breiten Graben, auf dessen beiden Seiten noch ein 7—8 m breiter Erdstreifen herläuft), das sog. vallum. Über die Zeitfolge beider Anlagen spricht sich M. ausführlich aus, ebenso E. Fabricius, Germ. 7, 79 und RE[3] 13. Dies doppelseitige Erdwerk ohne jede Durchgänge war eine Grenzsperre. Sie wurde aufgegeben und von zahlreichen Durchgängen durchbrochen, die, als der vor ihr gelagerte Limes erbaut wurde, zur Herbeischaffung des Baumaterials dienten. Am schottischen Limes zwischen Clyde und Forth, der unter Antoninus Pius von Lollius Urlicus 143 n. Chr. erbaut wurde, liegt vom Westen aus als 5. Kastell die Feste Balmuildy; sie ist 1,75 ha groß, ungefähr ein Quadrat, im Innern die bekannten Gebäude und Baracken. Eine zweimalige Zerstörung ist nachgewiesen. Eine gewissenhafte Darstellung der Anlage und ihrer Geschichte gibt S. N. Miller, The Roman fort at Balmuildy, Glasgow 1922. Plan und Tafeln, bes. die Wiedergabe der ausgegrabenen Mauern, sind recht instruktiv.

Daß dieses Erdwerk einer Reihe von Kastellen ausweicht, läßt doch nur den Schluß zu, daß diese vor ihm und vor Existenz des Limes vorhanden waren. Weiter gibt G. Macdonald, Proceedings of the Soc. of Antiq. Scotl. 1924—25, 270 discoveries on the Line of the Antonine Wall, mit Karte Inveravon-Kirnell-Bridgeness, also den östlichen Teil, ferner Croyhill fort und Kirkentilloch fort, das noch zweifelhaft als Kastell ist, aber römische Reste aufweist.

D. Atkinson, The Class. Rev. 38, 146 spricht, an die Ausgrabungen von Viroconium (Worcester) anknüpfend, über die Civitas und Hauptstadt der Kornovier. G. H. Jack hat eine Abhandlung Excavations on the site of Ariconium 1923 herausgegeben. A. liegt nördlich von Venta Silurum — bei dem heutigen Weston-under-Penyard. Über Ausgrabungen im Lager von Chester (Funde aus der Flavierzeit bis ins 4. Jhdt.) gibt R. Newstead, Ann. of Arch. Liverp. 11, 59 Bericht. Reich an Ergebnissen ist auch Wheelers Ausgrabung in Brecon, wo Wall, Kommandantenhaus, Sacellum, ein wohlerhaltenes Steintor, Ziegel der 2. Legion usw. gefunden wurden. Wir ersehen das aus einem vorläufigen Bericht von F. A. Bruton, Manchest. Guard. 1924, 12. Sept.

Unter den in England aufgedeckten Römerstädten ist die bei Silchester unstreitig die interessanteste. Angelegt wie das alte Turin, wie Thamugadi in Numidien, Flavia Solva in Steiermark u. a. zeigt

sie planmäßige Straßen- und Quartiereinteilung, manches so deutlich konserviert, daß man von einem britischen Pompeji sprach. Mit großer Spannung öffnet man daher die zwei stattlichen Bände The book of Silchester, London 1924, die James Thomson zum Verfasser haben. Wir erhalten da zuerst, wie in all den andern englischen Werken ähnlichen Inhalts, eine Geschichte des Landes, wobei Silchester nur eine kleine Rolle spielt. Es folgt dann eine Beschreibung des Geländes, der Wälle, Gräben, Tore, Gebäude, christlichen Kirchen, Bäder u. ä. Einen großen Teil des Buches nimmt der Appendix ein, der eine lange Reihe von Exkursen über alles Mögliche und Unmögliche enthält, z. B. über Gog und Magog, über den Trojanischen Krieg usw., was alles mit dem Thema nur im losesten Zusammenhang steht. So erhofft man für das letztere mehr von den Bildern. Aber auch hier sehen wir meist schon anderwärts Produziertes. Wie fruchtbar wäre das Werk geworden, wenn es wenigstens recht viele Abbildungen der Einzelfunde brächte. Was hätte in dieser Hinsicht bei dem Kapital, das in dem luxuriös ausgestatteten Buche angelegt ist, geboten werden können!

Einen weit besseren Eindruck macht die Arbeit R. E. Mortimer Wheeler, „Segontium", London 1924. Auch hier werden die mannigfachen Schicksale des Kastells geschildert; ein die verschiedenen Bauperioden wiedergebender Plan gewährt dabei Hilfe. Alle Münz-, Gefäß- und sonstigen Funde sind sorgfältig registriert und viele gut abgebildet. Ein Gegenstück dazu ist G. Home, Roman York, London 1924. Kap. 1 behandelt die Zeit von 51—120, 2 die Tätigkeit der 9. Legion und deren Ersatz durch die 6. (120—155), dann folgt die kulturell einflußreiche Friedenszeit bis 284, in der Eboracum Hauptstadt des Nordens und kaiserliche Residenz war. Die folgenden Kapitel schildern das Lager und seine Bedeutung im Befestigungssystem, während in den Schlußkapiteln das öffentliche und häusliche Leben, die Tracht und Religion erörtert werden.

S. N. Miller, Roman York J. R. Stud. 15, 176 berichtet über die Ergebnisse der Ausgrabungen 1925. Er kommt zu dem Schluß, daß ums Jahr 71 die ersten Befestigungsanlagen begannen und um 104—108 ein Steinwall errichtet wurde, der zerstört und wieder aufgebaut wurde. An seine Stelle trat später eine Mauer.

Brauchbar ist I. A. Richmond, Haddersfield in Roman Times, Haddersfield 1925. Einen guten Überblick gibt R. E. M. Wheeler in Prehistoric and Roman Wales, Oxford 1925.

Es ist zweifellos eine interessante Aufgabe, einmal alles zusammenzustellen, was von dem römischen London übrig geblieben ist. Wie das bei der stets intensiveren Besiedlung des Bodens der Riesenstadt zu erwarten ist, ist das nur recht wenig. Es erhält erst Bedeutung und

Farbe, wenn es, wie einzelne Steinchen eines Mosaiks, in das Gesamtbild eingesetzt und gewürdigt wird. Dieser Arbeit hat sich W. R. Lethaby in Londinium, Architecture and the crafts, London 1923 unterzogen und zwar mit gutem Gelingen. Was Ward im allgemeinen für die Erkenntnis des römischen Britannien zusammengetragen und gewürdigt hat, gibt L. hier in 12 Kapiteln mit besonderen Ausblicken auf London, ohne jedoch eigener Forschung und eigenen Urteils zu entraten. Er beginnt mit dem Baumaterial und seiner Verwendung, schließt daran die Gebäude und Straßen, Mauern, Tore und Brücken, Friedhöfe und Gräber, größere Denkmäler, Skulpturen und Mosaike, Malerei, Buchstaben und Inschriften und bringt dann im 10. Kapitel einen Überblick über die Töpferei, das Glas und die Metallarbeiten. Im 11. Kapitel wird das christliche London besprochen (die Fischfibeln S. 224 durften als Beweis wohl weggelassen werden), und das Schlußkapitel handelt dann vom Ursprung Londons. Leider sind die Zeichnungen ziemlich dilettantisch und zeigen mehr die Eigenart des Zeichners als des Gegenstandes. Der populäre Charakter des Buches ist ja wohl schuld daran, daß nur selten literarische Hilfsmittel und Quellen angegeben sind.

3. Lagerwesen.

Über das gesamte Lagerwesen, in erster Linie die Bauten, haben wir nun eine zusammenfassende Arbeit. Sie ist recht geeignet, auch bei den Archäologie Studierenden oder den Teilnehmern an archäologischen Kursen das Interesse an der vaterländischen Frühgeschichte zu wecken; das ist der von der Röm. german. Kommission herausgegebene Bilderatlas Germania Romana (1924 Bamberg, C. C. Buchner), der sich in dem neuen Format viel vorteilhafter als in dem Folioformat der ersten Auflage präsentiert. Die ersten Hefte „Die Bauten des römischen Heeres", Tafeln und Text bietend, verdanken ihre Erläuterungen dem auf diesem Gebiet wohlbewanderten F. Koepp, der in zusammenhängender Darstellung unter steter Verweisung auf die Bilder, vom Marsch- und Standlager ausgehend, der Reihe nach die Baulichkeiten in und bei diesen behandelt. Dabei legt er überall den Finger auf die offenen Wunden, d. h. er zeigt, wo noch ungelöste Fragen vorhanden sind, deren es mehr gibt, als man in den sonstigen Schilderungen jener Anlagen begegnet, die in einer Weise berichten, als ob nun alles unverbrüchlich feststände. Und doch zeigt K., daß fast jedes Gebäude , jeder Graben zu neuen Fragen Anlaß gibt. Das ist um so anerkennenswerter, als sein Buch eben nicht nur allgemeine Vorstellungen geben will, sondern zu einer kritischen Einführung in die Aufgaben der Kastellforschung dienen soll. Gerade das wird für manchen Benutzer des Buches ein Ansporn zu eigenem Forschen sein, wenn er sieht, wieviel hier noch zu tun ist und wie dankenswerte

Aufgaben ihm noch winken. Das gut ausgewählte Bildermaterial gewährt hierbei eine vortreffliche Unterstützung. Freilich stört, daß manche Bezeichnungen auf den Plänen mit dem Text nicht harmonieren. Das liegt an der Verwendung alter Clichés. Davon hätte unbedingt abgesehen werden müssen, denn Veröffentlichungen des Arch. Instituts müssen Authentisches bringen, auf das sich der Forscher stützen kann, nicht aber der Billigkeit halber nicht vollwertiges Material.

Zu der Frage der Gestaltung der Tore wird ein wertvoller Beitrag geliefert durch die Grabungen in Vindonissa, wo unter S. Heubergers vorsichtiger Leitung das Westtor, das er für die porta principalis dextra ansieht, bloßgelegt wurde; es zeigt eine eigenartige Konstruktion: die Kastellmauer biegt sich einwärts zu einer halbmondförmigen Einbuchtung, an deren Ende je ein runder Turm steht, ähnlich wie im Forum Juli (Fréjus) BJ 1909, 292; eine äußere Ähnlichkeit zeigt es mit dem Nordtor des Amphitheaters von Vindonissa. Dadurch wird ein Vorhof gebildet, in den der Feind nicht eindringen kann, ohne von vorn und der Seite beschossen zu werden. Die Einbuchtung ist durchbrochen von drei Torwegen, zwei an der Seite von 1,5 m Breite und einem in der Mitte von 3,7 m Breite. Die Tiefe des mittleren Torbogens — die Torwege waren überwölbt — beträgt 5,6 m. Merkwürdigerweise laufen diese nun nicht senkrecht, sondern schräg zur Torachse und Umfassungsmauer, eine Erscheinung, die H. mit Recht als taktische Maßregel erklärt. Vor dem Tore wurde auch der Titulusgraben festgestellt, ebenso auch am spätrömischen Lager bei Zurzach. Er wird wohl auch anderwärts noch nachträglich gefunden werden, da man früher nicht darauf geachtet hat. In den Seiten der Torwege sind eine Art Nischen, die wohl zur Aufnahme eines Fallgatters bestimmt waren, wie es z. B. in Aosta festgestellt wurde. Einen ausführlichen Bericht gibt H. selbst ASA N. F. 23, 76.

Für die militärische Okkupation sind die von den Soldaten angelegten Heeresstraßen von größter Bedeutung. Unter strategischen Gesichtspunkten muß ihre Anlage in erster Linie beurteilt werden. Daß sie aber auch von den segensreichsten Folgen für Siedlung, Handel usw. waren, stellt sich immer mehr heraus, je deutlicher sich durch Ausgrabungen das Straßennetz darstellt. M. P. Charlesworth hat in seinem schönen Buche Trade-Routes and commerce of the roman empire (Cambridge 1926), das schon nach zwei Jahren eine neue Auflage erlebte, diesen Gesichtspunkt zu wenig betont; auch muß man bedauern, daß er die deutschen Arbeiten, die ihm wertvolles Material hätten geben können, nicht hinreichend berücksichtigt hat, so die Arbeiten von Schumacher, Rzehak (Straßennetz in Spanien), Ludowici (Sigillata), Hinweise auf Lampen- und Waffenfabrikation in Germanien

u. a. m. Kartenwerke, welche die Straßen ausführlich darstellen, wie Miller und Map of Roman Britain konnten doch auch erwähnt werden. Überhaupt könnten durch Beigabe von Karten, welche die besprochenen Routen enthalten, der Wert und die Brauchbarkeit des schätzbaren Werkes noch erhöht werden; das eine Kärtchen ist nur ein Notbehelf. Zu dem aufschlußreichen Werk von Hagen über die Römerstraßen der Rheinlande ist jetzt ein Nachtrag erschienen, der durch weitere Forschungen in den Jahren 1924—25 ermöglicht wurde. Auf die Arbeit von Ch. Goeßner Mitt. d. Ges. f. Erh. Denkm. in Els. 26, 87 sei hingewiesen, weil er an der Hand der Untersuchungen über die wegebauliche Entwicklung der Römerstraße in Königshofen nachweist, daß die 10 m breite Straße nicht, wie gewöhnlich, Steinstickung, sondern eine mehrfach aufgetragene Schotterdeckung zeigt.

Erfreulich ist es, daß H. Jacobi, Saalburg-Jahrb. 5, 55 einmal die für die Herstellung einer Verschanzung unumgänglichen Bestandteile wie Pfähle, Flechtwerk und Rasenziegel einer Untersuchung unterwirft. Er ergänzt seine Untersuchung noch durch die Erörterung über die cippi, triboli u. ä. Seine Darlegungen beanspruchen um so mehr Beachtung, als sie nicht nur auf der Prüfung der Autorennotizen, sondern auch auf praktischen Versuchen beruhen, die in der Rekonstruktion sämtlicher Bestandteile und der Prüfung auf ihre praktische Verwendbarkeit beruhen.

Die in vielen Kastellen aufgefundenen Zinnendeckel, welche Zinnen und Mauern abdeckten, scheinen auch andere Verwendung gefunden zu haben. So macht R. Forrer Mitt. d. Ges. f. Erh. Denkm. d. Els. N. F. 25, 51 auf solche aufmerksam, die über Eck gestellte Vierecklöcher aufweisen. In diesen scheinen eiserne Gitterstangen verbleit gewesen zu sein, die als Verschluß von Zinnenlöchern oder Fensteröffnungen gedient haben. Mit dem Lagerwesen in Beziehung steht auch The provisioning of Roman forts, über die F. Haverfield Transact. of the Cumb. soc. 20, 127 handelt.

4. Krieg und Heer.

Ed. Meyer, Sitzber. Pr. Akad. 18, 132 bespricht Wesen und Entwicklung des römischen Manipularheeres. „Taktik, Bewaffnung und Gestaltung des Heeres, durch das Rom die Welt erobert hat, beruht auf der Einstellung auf den Schwertkampf. Daraus ergibt sich ebensowohl die lockere Stellung der Frontkämpfer im Gefecht, die Gliederung der Armee in kleine Abteilungen (Manipel), die sich um die Fahne zusammenschließen, die Intervalle zwischen den Manipeln, wie die Notwendigkeit einer Ablösung der Kämpfer und die Treffentaktik. Erst wenn die beiden ersten Treffen den Sieg nicht errungen haben, folgt schließlich in ge-

schlossener Front (als Phalanx) die Attacke der mit Lanzen bewaffneten Reserve (der Triarier)."

A. v. Domaszewski, Sitzb. Heidelb. Akad. Phil.-hist Kl. 1925—26. 1 handelt im zweiten Teil seiner Abhandlung von den Truppen, die Cäsar in Gallien verwendete; es sind dies die Legionen VI—XII. In der Schlacht gegen die Nervier stellte er sie so auf, daß IX und XI, X und VIII, XII und VII paarweise kämpften, also zwei gallische und je eine alte und eine neue, nach dem Vorgang Alexanders in den Kämpfen bei Issus und Gaugamela. Nur dem Titel nach kann ich beifügen: Warefare by Land and Sea 1923 von E. S. Macartney, K. Matschoss, Kriegstechnik vergangener Zeiten, Prometheus 27, 366, Kriegstechnik einst und jetzt, Deutsches Museum 16.

Eine Arbeit wie den Artikel Legio in RE² 12 konnte nur ein Ritterling machen, der über ein Wissen auf diesem Gebiet wie kein anderer verfügt. Schon seine erste wissenschaftliche Arbeit war der 10. Legion gewidmet, und unermüdlich hat er in der Folgezeit gesammelt, gesichtet und kritisch geprüft, was Neues zutage kam. Der Gesamtliteraturangabe folgt eine kurze geschichtliche Übersicht über die Gesamtheit der L. von August bis Diokletian, der sehr instruktive Tabellen über die Verwendung dieser Truppen in den einzelnen Provinzen angeschlossen sind, sowie ein Verzeichnis der Beinamen und der Bilder der Feldzeichen. Hierauf folgt dann die Besprechung der einzelnen Legionen.

Zur Legionsgeschichte gibt A. Blanchet, Le Musée Belge 27, 169 einen Beitrag, indem er die 5. Legio Macedonica unter Gallienus und Victorinus behandelt. Er geht aus von einem Aureus des letzteren, der Adler und Stier zeigt und erklärt dieses Doppelbild damit, daß ein Teil der Legion unter Gallienus in Illyrien war und den Adler als Emblem führte, während der andere Teil die Partei des Victorinus ergriff und den Stier verliehen bekam.

E. Clotz, Diss. Freib. 1922 gibt einen Überblick über die Geschichte der 8. Legion Augusta; s. German. 7. 42.

Die legio IV Flavia behandelt I. Kaspar in seiner Bonner Dissertation, von der der Jahrb. Phil. Fak. 1923, 55 eine Anzeige gibt.

Für die Geschichte der 2. Legio Italica haben sich die Ziegelstempel recht ergiebig erwiesen; welche Anhaltspunkte sie in dieser Hinsicht ergeben, zeigt F. Ruzicka, RLIÖ 13, 84. Ib. 8, 209 hat v. Kenner eine Geschichte dieses Heereskörpers gegeben.

Die Leg. I Germanica, XXI rapax und I Minervia, die eine Zeitlang im Bonner Lager garnisonierten, behandelt E. Sadée, Das römische Bonn, Bonn 1925. Von anderen hierhergehörenden Arbeiten führe ich nur die Titel an. So bespricht A. Solari, Riv. Indo-Gr.-It. 5, 241 die Tätigkeit der Legionen in Spanien während der Kaiserzeit. J.

Lesquier, L'armée romaine d'Egypte, d'Auguste à Dioclétien, Kairo 1918. E. S. Stout, Training soldiers for the roman legions, Class. Jour. 16, 423. O. Jacob, Le service militaire dans les armées grecques et romaines, Le Mus. Belg. 25, 38.

Einen nicht unwichtigen Bestandteil des römischen Heeres bildeten die Thracer. Ihre Existenz wird durch viele Inschriften sichergestellt, die G. G. Mateescu in der Ephem. Dacorom. 1, 57 nach allen Seiten hin ausbeutet (Namen, Kulte [bes. Sabazius und Mithras], Klassifikation der Soldaten). Was wir über die Mattiaker im römischen Heere wissen, faßt H. Vohl Nassovia 16, 168 zusammen.

Über die Grenztruppen, die den obergermanischen Limes schützten, orientieren uns zwei Militärdiplome, eines aus Wiesbaden vom Jahre 166, eines aus Neckarburken von 134; dazu kommen die Ziegelstempel und Inschriften. F. Drexel, Germ. 8, 13 versucht nun, die hier genannten Truppenteile auf die uns bekannten Kastelle zu verteilen, eine nicht leichte Aufgabe, wenn man bedenkt, daß auch noch unbekannte Kastelle unter der Erde liegen und daß wir für die Verteilung und Verwendung der Auxiliartruppen nur geringe Anhaltspunkte haben. Dazu kommt die häufige Verschiebung der Truppenteile und die Auflassung mancher Garnisonen. Mit großer Wahrscheinlichkeit gelingt es ihm, die Verteilung für die in den Diplomen angegebenen Jahre festzulegen. Freilich kann hier jeder Tag Neues bringen.

Unter besonderer Berücksichtigung der Besatzungen des alten Rätiens betrachtet Fr. Wagner in D. Bayr. Vorgeschichtsfr. 1923, 17 das römische Heerwesen zur Kaiserzeit. E. Ritterling, Klio N. F. 3, 82 bespricht die Alpes maritimae als Aushebungsbezirk für Truppenteile und in einem Anhang die cohortes Montanorum.

Für die Geschichte einzelner Truppenteile von Wichtigkeit sind die Militärdiplome. Von ihnen behandelt Fabricius Germ. 7, 18 ein rätisches, das bei Marab im Libanon aufgefunden worden ist, etwa aus dem Jahre 153 n. Chr., R. Cagnat, Journ. d. Sav. 3/4. 62 ein Diplom Vespasians vom Jahre 71 n. Chr., das sich auf die Flottenveteranen bezieht. Im bulgarischen Dorf Dalgodeltzi kam ein Diplom Vespasians für einen Flottenveteranen zutage, das identisch ist mit dem im JÖA I 17, 148 publizierten. J. Welkow gibt es Bull. de l'Inst. Arch. Bulg. 2, 83 wieder. Wichtiger ist das ebendort veröffentlichte Diplom desselben Herrschers vom J. 78 für einen Soldaten der Coh. Cilicum und zwar vor allem deswegen, weil hier die Namen mehrerer neuen Cohorten erwähnt werden, so der 1. Cantabrorum 1. Sugambrorum Tironum, VIII Gallorum und Mattiacorum.

Das sog. Missorium des Valentinian, eine Silberscheibe von 27 cm Durchmesser, mit der Darstellung des Kaisers, Vexillum und Victoria

haltend, inmitten seiner Protectores, zu seinen Füßen Waffen der Besiegten, erfährt eine ausführliche Behandlung durch W. Deonna, ASA N. F. 22, 18; er kommt zu dem Ergebnis, daß das Stück, zu dem sich 11 Analoga finden, ein Geschenk des Kaisers Valentinian II. oder III. an einen hohen Offizier ist. Anderer Ansicht ist M. Bréhier Gazette des Beaux-Artes 1920 1, 173, der es Valentinian I. zuschreibt und für syrische Arbeit aus Antiochia hält.

So trefflich nun auch die Ausbildung der besprochenen Truppenteile im einzelnen war, die große militärische Organisation versagte, als es sich um die Deckung und Verteidigung der ungeheuren Grenzen des Reiches oder um die Unterdrückung von Aufständen im Innern handelte, wie sie seit dem 3. Jhdt. sich in steigendem Maße wiederholten, als die Truppen sich unter Leitung machtbegieriger Führer die Entscheidung anmaßten. Alle Reformversuche scheiterten. Was Diokletian und Constantin in dieser Hinsicht zu leisten versuchten, zeigt Nischer, über dessen Ausführungen Wiener Stud. 42, 188 und The Journ. of Rom. Stud. 13, 1 nachzusehen ist. Gegen ihn wendet sich Ritterling in seiner Legio RE² 12, 1882.

H. M. D. Parker, Journ. of Rom. St. 16, 45 setzt die Beförderung der Centurionen auseinander, von denen die evocati oder ex equite Romano anders vorrückten als die gewöhnlichen Centurionen. Alle Truppenteile hatten ihre eigenen Ärzte, die auch durch ihre Uniform kenntlich waren. Über ihre Tätigkeit verbreitet sich F. Tambroni, I servizi sanitari negli eserciti di Roma antica, Boll. d. Istr. Stor. Ital. dell'arte sanit. 2, 57, und O. Jacob, Le Musée Belge 25, 38.

Militärisch organisiert waren auch die Vigiles, deren Funktionen mannigfaltig waren; über sie haben wir eine ganze Reihe von Arbeiten, von denen die von Kellermann, De Magistris und v. Domaszewski die bedeutendsten sind. Auf ihnen fußend hat P. K. Baillie Reynolds, The Vigiles of Imperial Rome, Oxford 1926, die ganze Frage noch einmal umfassend bearbeitet und durch die Ergebnisse der letzten Ausgrabungen wesentlich bereichert. In einem Einleitungskapitel untersucht er die Stellung der Vigiles unter Augustus, legt dann die Stellung der Präfekten, die stationes und excubitoria, die Dienstverhältnisse usw. fest und gibt dann, neben guten Plänen, eine Liste der oberen Beamten und der Offiziere. Sorgfältige Abwägung führt ihn oft zu einleuchtenden Resultaten, wie überhaupt die Arbeit durch Klarheit der Darstellung und Vorsicht im Urteil erfreut.

Zu den centonarii und fabri, die, wie die Inschriften zeigen, im Vereinsleben als freiwillige -(oder Pflicht-) Feuerwehren oft erwähnt werden, kommen nach Fr. Drexels Vermutung (Glotta 15, 156) nun noch die gleichfalls aus manchen Inschriften bekannten utricularii, „Verbände

der Männer, die in Schläuchen das Wasser zum Löschen herbeischafften". Sie sind bisher nur aus Südgallien und Dazien bekannt.

Auf eine originelle Weise wird das Militärwesen (daneben Rechts-, Staats- und Privataltertümer) behandelt in E. C e r i a und G. M a s e r a, Usi costumi istituzioni dei Romani, Torino 4. ed. Die nach kurzer Frist erschienene 4. Auflage zeigt, welchen Anklang der gut durchgeführte Gedanke gefunden hat. Die Verfasser knüpfen in dem militärischen Teil an gut ausgewählte Cäsarkapitel an und erläutern in den Anmerkungen vorwiegend alles, was auf Taktik, Heer usw. Bezug hat. Die Idee ist gut, aber die Ausführung doch etwas primitiv; wir haben deutsche Cäsarausgaben, die hier weit mehr leisten. Die wenig zahlreichen Abbildungen sind mehr als dürftig. Manche sachliche Erklärung, z. B. bei sarcinae gibt zu Beanstandungen Anlaß.

5. Bewaffnung.

Da wir bisher noch kein Werk haben, welches die Bewaffnung des römischen Heeres und ihre historische Entwickelung behandelt, so wird man die Arbeit von P. C o u i s s i n , Les armes romaines, Paris 1926 willkommen heißen. Allerdings fühlt man sich etwas enttäuscht, wenn man beim Durchblättern sieht, daß so wichtige hierher gehörige Kapitel wie das Geschützwesen, die Feld- und Ordenszeichen, die Musikinstrumente u. ä. von ihm nicht in den Bereich seiner Betrachtung gezogen sind, ebenso, daß die Bewaffnung der Hilfstruppen nur gestreift wird. Gehen wir nun die ausführlich behandelte Bewaffnung der Legionäre durch, so müssen wir feststellen, daß C. wohl die älteren Arbeiten fleißig benutzt hat; diese aber sind in vielen Punkten überholt, da die Ausgrabungen der letzten zwanzig Jahre eine Fülle Materials zutage gefördert haben, das über fast alle besprochenen Gegenstände ein neues Licht wirft. Die Ergebnisse dieser Ausgrabungen sind um so wertvoller, weil es dadurch möglich ist, vieles chronologisch zu fixieren, worauf es ja C. in erster Linie ankommt. So beutet er z. B. die deutschen Limesarbeiten nicht aus, ebensowenig die Realenzyklopädie, beruft sich vielmehr stets auf die in vielem veralteten Artikel von Daremberg-Saglio. Spezialabhandlungen werden oft vermißt, so bei hasta ammentata Jüthner, Über antike Turngeräte, Wien 1896, bei gladius Fiebigers, bei glans Liebenams Arbeiten, bei Armbrust Hoops W. S. 3, 65, bei Bogen Bulanda, Bogen und Pfeil, Wien 1913, Große Röm. Militg. 335, bei Helm fehlen die meisten Untersuchungen, die ich Jahresb. f. Alt. 201 (1924 III), 56 besprochen habe. Die Abbildungen, in groben Umrissen gegeben, genügen keinesfalls und sind doch gerade in einem solchen Spezialwerk in aller Genauigkeit vonnöten. Die Bilder der Keramik sind nicht herangezogen, obgleich diese eine ziemlich sichere Datierung

zulassen, auch die Schriftstellernotizen sind lückenhaft. Wir hoffen, daß der fleißige Autor — in dem Buch steckt eine Fülle von Arbeit — diese Lücken in einer neuen Auflage ausfüllen wird. Aber auch so wird man zu dem Werk oft seine Zuflucht nehmen, da man kein anderes über das Thema zur Verfügung hat.

Weniges über Einzelheiten der Bewaffnung fügen wir noch bei. P. Cornissin Rev. Arch. 17, 303 handelt über die Soldaten und ihre Bewaffnung auf den Basreliefs des Mausoleums der Julier zu Saint-Remy.

G. Mancini behandelt dasselbe Thema, das A. Heckler, IÖAI 19—20, 190 mit guten Abbildungen zu klären versucht hat, im Bull. Com. Arch. 50, 151 Le statue loricate imperiali.

F. Cumont, Bull. de l'Assoc. Guillaume Budé, 1924, 50, berichtet vom Rest eines Schildes einer Kohorte palmyrenischer Bogenschützen, auf welchem die Orte angegeben sind, welche der Besitzer auf seinen Zügen erreicht hat, so Panysos, die Donau, den Chersones, Trapezunt, Artaxata. Cumont vermutet, daß diese Aufzeichnungen aus der 1. Hälfte des 3. Jhdts. auf eine Mauerkarte Cararcallas zurückzuführen sind.

Die merkwürdigen, als pila muralia gedeuteten Holzspeere, die in Oberaden in großer Zahl gefunden sind, tragen an der breitesten Stelle des Schaftes das Zenturienzeichen mit beigefügtem Namen, wie Fusci, Campani, Pomponi, Terenti. Mit diesen Namen beschäftigt sich O. Bohn Germ. 8, 66, ohne damit Wichtigeres zur Bedeutung der Stücke beizutragen.

Bezüglich des Geschützwesens haben wir zu unsern im vorigen Bericht 52 gegebenen Schriften noch beizufügen A. Merlin, La batterie des catapultes de Carthage, Bull. soc. Arch. fr. 1922, 315. E. Fabricius über die antiken Geschütze und Geschützstände, ASA. N. F. 28, 221. Die antiken Abbildungen römischer Geschütze haben eine Bereicherung erfahren durch das von F. Stähelin richtig gedeutete, schon 1895 in Basel aufgefundene Relief, auf dem man zwei Soldaten sieht, vor ihnen den Rand eines Schildes und davor zwei „seltsame spitzzulaufende, anscheinend wie mit einem gedrechselten Deckel versehene Gegenstände", die Burckhardt-Biedermann für die Spitzen zweier Standarten hielt. S. erkennt in ihnen mit Recht den Kopf der Büchsen, welche die Spannervenbündel enthalten. Das älteste Basel, Basel 1922, S. 32, Basler Zeitschrift 23, 155 (Stähelin und Stehlin).

Die Frage der Aufstellung der römischen Geschütze wird aufgerollt von M. v. Groller anläßlich der Auffindung von zwei Bauanlagen, die er als Batterien deutet. Bei der Erörterung der Armierung

scheint es uns, als ob er die Länge eines Geschützes mit 6 m als zu groß annimmt. Schramms Rekonstruktion und die Batterien in Carthago, wo die Geschützstände mit Rillen und Ringen gefunden wurden, hätten ihm sichere Anhaltspunkte geben können. Bei Besprechung des toten Winkels bedenkt er nicht, daß der Oberbau des Geschützes nach allen Seiten gedreht werden konnte.

Gewiß gehören Funde von Hufeisen, Schnallen und Messern immerhin zu den verdächtigen Funden. Über ihre Herkunftsbestimmung kann nur dann entschieden werden, wenn die Fundumstände absolut festgelegt sind. Das Gleiche gilt von den Sporen, von denen ein großer Teil als römisch angesprochen wird, aber mittelalterlichen Ursprungs ist. Da ist denn bez. der Sporen ein Fund vom Kastell Zugmantel von Bedeutung, den H. Jacobi, Germ. 9, 162 veröffentlicht. Es handelt sich hier um einen Sporn, der einen Bügel hat, auf dem die Fußsohle aufsitzt, wodurch er einen besonderen Halt bekam. Antik ist er jedenfalls, ob er aber einem römischen Reiter oder germanischen oder orientalischen Hilfstruppen angehörte, steht nicht fest. Eine umfassende Arbeit über den Sporn verzeichnen wir noch von M. Jahn, Der Reitersporn, Leipzig 1921.

Eine weitere interessante Frage wirft H. Jacobi, Germ. 6, 88 auf, ob die Römer Steigbügel hatten. Die Denkmäler, die Autoren wie die Funde geben keinen Aufschluß. Auf Grund eines im Niederbieberer Kastell gefundenen Stückes glaubt J. auf eine neue Nachprüfung der Funde dringen zu müssen.

Betreffs der Verwendung der oft prächtig gearbeiteten Augenschutzkörbe und des Stirnschutzes entscheidet sich jetzt Fr. Drexel, Strena Bulic. 55 dahin, daß sie Stücke der Paradeausrüstung sind.

Die Fahnenabzeichen der einzelnen Legionen sind, wie v. Domaszewski, Arch. ep. Mitt. 15, 183 zeigte, als Tierbilder vorwiegend dem Zodiakus der Sternbilder entnommen. E. Ritterling, RE[2] 12, 1375 stellt die einzelnen Belege zusammen. Neben diesen Tierbildern finden sich noch Adler, Eber, Elefant, Storch, Trireme, Herkules und Neptun sowie Pegasus verwendet. Mit gewohnter Gründlichkeit erörtert R. Grosse Die Fahnen der röm.-byzantin. Armee des 4. bis 10. Jhdts. Byzantin. Zeitschr. 24, 359. Über den Signifer selbst stellt Kubitschek RE[2] die Ergebnisse der Forschung kritisch zusammen.

Die mit Waffen überladenen Trophäen hat man oft dazu benutzt, um auf die Bewaffnung der Völker, wegen deren Besiegung jene errichtet worden waren, Schlüsse zu ziehen. Mit Recht betont K. Lehmann-Hartleben, M. d. Arch. D. Inst. Röm. A. 38/39, 185, daß die Trophäen, wie schon Woelcke, B. J. 1911, 127 zeigte, oft nur zu dekora-

tiven Zwecken mit Waffen aller Art versehen wurden; einige der geschichtlichen Gegenwart entnommene charakteristische Waffenstücke der besiegten Feinde wurden mit überkommenen Requisiten vereinigt. Für die Trajansäule hat das schon Bartocrini, Boll. d. A. arch. Rom. 4, 140 gezeigt. Auf Grund ähnlicher Erwägungen glaubt L. die Hypothese aufstellen zu können, daß die Trophäen über der Treppe am Kapitolsplatz Überreste eines „riesigen Denkmals Domitians zur Verherrlichung eines Triumphes über die Germanen aus dem Jahre 85" sind.

Die von Furtwängler geäußerte Ansicht, daß das Tropaion von Adamklissi eigentlich aus zwei Bauten bestehe, dem ursprünglichen turmartigen Unterbau mit aufgesetztem Tropäum und dem daran gelegten kreisförmigen Umbau, greift Wilh. Jänecke auf in seiner Abhandlung „Die ursprüngliche Gestalt des Tropaions von Adamklissi" Sitzb. Heid. Akad. phil.-hist. Kl. 1919. 20. Abh., indem er nachweist, daß beide Bauten jetzt zwar räumlich zusammengehören, zeitlich aber weit auseinander liegen, und zwar sei Licinius Crassus der Erbauer des Quaderbaus (28 v. Chr.) und Trajan (108 n. Chr.) der des Rundbaues mit Kegeldach. Die verständige Begründung ließ Tocilescus chauvinistische Hypothese vom Trajansbau in Nichts zerfallen. Nun wird es Pflicht seines Nachfolgers sein, durch gründliche Ausgrabungen an der für Rumänien doch hochinteressanten Trümmerstätte endgültige Aufklärung zu schaffen. Zugleich weisen wir auf die manche neuen Gesichtspunkte entwickelnde Schrift von H. Hofmann, Das Siegesdenkmal von Adamklissi (Rumänien in Wort und Bild, Heft 15. 10 1918) hin.

Bericht über griechische Geschichte (1915—1925).

Von

Thomas Lenschau in Berlin.

Teil II (Fortsetzung und Schluß).

Fünftes Kapitel.

Die Begründung des Weltreichs und sein Zerfall (334—301).

K. J. Beloch, Griech. Geschichte IV. Die griechische Weltherrschaft. 1. Abt. Berlin 1925. 2. Abt. 1927.

Helm. Berve, Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage. München I. II. 1926.

Ders., Die angebliche Begründung des hellenist. Königskults durch Alexander. Klio 20, 179—286. 1926.

Theod. Birt, Alexander d. Gr. und das Weltgriechentum. Leipzig 1925.

P. Capparoni, Alessandro il Grande è morte avvelenato? Boll. della assoc. archeologica Romana XIII, 1, 3—4.

P. Cloché, Les dernières années de l'Athénien Phocion, Revue historique 1923. p. 161—185. 1924. p. 1—41.

V. Costanzi, La pace tra Antigono e i coalezzati contro di lui nel 311. Annali delle universit. toscane Nuova Ser. I, 4. 1 ff.

M. Denicolai, La pace nel 311. Atti della accad. reale di Torino 52, 691—696. 1916/17.

V. Ehrenberg, Alexander und Ägypten. Beihefte z. alten Orient. Heft 7. Leipzig 1926.

H. Endres, Krateros, Perdikkas und die letzten Pläne Alexanders. Rh. Mus. 72, 437—45. 1917/18.

Ders., Geographischer Horizont und Politik bei Alexander d. Gr. in den Jahren 330—323. Würzburg 1924.

W. Enßlin, Die Gewaltenteilung im Reichsregiment nach Alexanders Tod. Rh. Mus 78, 293—307. 1925

*P. Foucart, Inschrift aus Ephesos über den Sturz der Oligarchen. Mém. des Inscr. et Belles Lettres de Paris 1917.

G. F. Hill, Alexander the Great and the lion-gryphon. Journ. Hell. Stud. 43, 156—161. 1923.

F. Hiller v. Gaertringen, Aus der Belagerung v. Rhodos. S.-Ber. Berl. Akad. 1918, 752—762.

*Jacobi, Militärisch-philologische Untersuchungen zum Feldzug Alexanders gegen die Triballer. Diss. Münster 1920.

Kabbadias, Ἡ Ἀχαιχὴ συμπολιτεία κατ' ἐπιγραφὰς ἐκ τῶν ἀνασκαφῶν Ἐπιδαύρου. Ἐφημερὶς ἀρχαιολ. 1918. S. 115 ff.

J. Kaerst, Geschichte des Hellenismus I. Zweite Aufl. Leipzig 1917.

Ders., Alexander d. Gr. in Marcks-v. Müller, Meister der Politik. Stuttgart-Berlin 1923. S. 67—96.

W. Kolbe, Das Weltreich A. d. Gr. Aus stiller Arbeit. Rostock 1916. S. 96—111.

E. Kornemann, Philipp II. und A. d. Gr. Internat. Monatsschr. 14, 111—134. 1920.

Ders., Der Kampf um Arabien und Indien im Altertum. Ebd. 15, 447 ff. 1921.

Ders., Die letzten Ziele der Politik A. d. Gr. Klio 16, 209—233. 1920.

A. Körte, Der harpalische Prozeß. Neue Jahrb. 53, 217—231. 1924.

Kougeas, Τὸ κοινὸν τῶν Ἑλλήνων κατ' ἐπιγραφὴν τῆς Ἐπιδαύρου. Ἐφημερὶς ἀρχαιολ. 1921, 1—51.

R. Laqueur, Zur Geschichte des Krateros. Herm. 54, 295—300. 1919.

W. Otto, A. d. Gr. Marburger Akad. Reden Nr. 34. 1916.

P. Roussel, Le renouvellement de la ligue de Corinthe en 302. Revue archéol. 17, 117—140. 1923.

Ders., Zum Hofzeremoniell des Hellenismus. Ἐπιτύμβιον für H. Swoboda. 194—200. 1927.

M. Rostowzew, A history of the ancient world. Vol. I The Orient and Greece. Oxford 1926.

F. Schachermeyer, Das Ende des maked. Königshauses. Klio 16, 331—337. 1922.

Ders., Z. Geschichte und Staatsrecht d. frühen Diadochenzeit. Klio 19, 435 ff. 1925.

P. Schnabel, Die Begründung des hell. Königskults durch Alexander. Klio 19, 114—125. 1925.

Ders., Zur Frage der Selbstvergötterung A.'s. Klio 20, 398—414. 1926.

G. Scholz, Die milit. und politischen Folgen der Schlacht am Granikos. Klio 15, 199—214. 1918.

R. Schubert, Beiträge zur Kritik der Alexander-Historiker. Leipzig 1922.

H. Swoboda, Die neuen Urkunden aus dem Asklepieion. Herm. 57, 518—534, 627. 1922.

W. W. Tarn, The massacre of the Branchidai. Class. Rev. 36, 63—66.

Ders., Alexander and the Ganges. Journ. Hell. Stud. 43, 92—101. 1923.

Ders., Alexander's ὑπομνήματα and the world kingdom. Journ. of Hell. Stud. 1921, 1—17.

Ders., Heracles, son of Barsine. Ebenda 18—28.

W. W. Tarn, The constitutional act of Demetrius' league of 302. Journ. Hell. Stud. 42, 198—211. 1922.
L. R. Taylor, The proskynesis and the hellenistic ruler cult. Journ. hell. Studies 47, 53—62. 1927.
U. v. Wilamowitz, A. d. Gr. Reden aus der Kriegszeit. Heft V. Berlin 1916.
U. Wilcken, Alexander und der korinthische Bund. S.-Ber. Berl. Akad. 1922. 97—118.
Ders., Über eine Inschrift aus dem Asklepieion in Epidauros. Ebenda 1922. S. 122—147. Zur epidaurischen Bundesstele v. J. 302. Ebd. 1927, 277—361.
Ders., A. d. Gr. und die indischen Gymnosophisten. Ebenda 1923, 150—183.
Ders., A. d. Gr. und die hellenistische Wirtschaft. Schmollers Jahrb. 45, 349—420. 1921.

Vielleicht auf keinen der großen Männer des Altertums läßt sich das Dichterwort, daß sein Charakterbild in der Geschichte schwanke, mit größerem Recht anwenden als auf Alexander den Großen. Schon im Altertum war es so: auf eine Zeit, die in kritikloser Bewunderung den großen Eroberer verherrlichte, folgten andere, die ihn als den von Größenwahn befallenen Tyrannen darstellten oder in ihm nur ein Werkzeug der Tyche sehen wollten. In unserer Alexanderliteratur haben alle drei Richtungen ihren Niederschlag gefunden und sind zuweilen noch deutlich zu trennen. Aber auch heute noch herrscht durchaus keine Einheitlichkeit in der Auffassung der Persönlichkeit des großen Königs: es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß im letzten Jahrzehnt fast alle namhaften Forscher auf dem Gebiet der alten Geschichte Gelegenheit genommen haben, ihre Stellung zum Alexanderproblem darzulegen.

Vielleicht hat Belochs abfällige Beurteilung, der in Alexander weder den großen Feldherrn, noch den großen Staatsmann erkennt, den Anlaß dazu gegeben. In der neuen Auflage seines Buches hat B. seine Ansicht noch einmal ausführlich begründet (IV, 2, 290 ff.), und das wird man ihm ohne weiteres zugeben müssen, daß ein großer Teil der ersten Erfolge des Königs den bewährten Feldherrn seines Vaters, vor allem Parmenion, zuzuschreiben ist. Das beweist schon die Anlage der beiden großen Schlachten von Arbela und Issos, die in ihren wesentlichen Punkten durchaus dem Plan von Chaironeia ähneln: in allen drei Fällen ist es die Durchbruchsschlacht des Epaminondas, nur mit dem Unterschied, daß die Phalanx in ihrem Hauptteil den Defensivflügel bildet, während die Angriffskolonne durch die schwere Reiterei mit einem Teil der Phalanx gebildet wird. Diese Disposition aber bedingte zugleich die Rollenverteilung in der Weise, daß Parmenion den De-

fensivflügel, wie Philipp bei Chaironeia, übernahm, während Al. den Angriff führte, was zugleich seinen ritterlichen Neigungen entsprach. Eben deshalb aber, weil es durch die Schlachtdisposition bedingt war, durfte ihm Beloch dies nicht zum Vorwurf machen, und ihm gerade deshalb die Eigenschaft des Feldherrn absprechen, weil er sich selbst bei dieser Gelegenheit exponiert habe. Die Stellung des leitenden Feldherrn außerhalb der Schlacht ist erst dann möglich und nötig geworden, als man einen Teil des Heeres als Reserve zurückbehielt, um ihn an gefährdeten Punkten einzusetzen, was meines Wissens zuerst bei Zama geschehen ist. Denn daß Parmenion in diesem Sinne zuerst bei Arbela einen Teil der Phalanx verwertet haben soll (II 1, 643; IV 2, 294), ist nicht richtig; die Worte Arrians zeigen deutlich, daß es sich bei dem zweiten Treffen nur um eine Rückendeckung gegen eine befürchtete Umgehung gehandelt hat. Wenn nun aber auch Parmenion ein großer Teil der taktischen Erfolge Al.s zuzuschreiben ist, so darf man doch nicht, wie Beloch möchte, ihn dem Feldherrn gegenüber als ganz unselbständig darstellen. Sicher ist unsere Überlieferung geneigt, Al. in allen Dingen die Initiative zuzuschreiben: aber in einem Punkte tut sie das gewiß mit Recht, in dem Entschluß, die Flotte aufzulösen, der gegen Parmenions Rat gefaßt ward, und der den strategischen Verlauf des Feldzugs nachhaltig beeinflußte, sofern er die Eroberung Phöniziens und Ägyptens zur notwendigen Folge hatte, ein Unternehmen, das, wie York v. Wartenburg sagt, rein militärisch nicht zu rechtfertigen ist. Und hier kommen wir auf einen zweiten Punkt. Wenn auch die taktischen Erfolge zum großen Teil Parmenions Werk sind; strategisch hat Al. doch die Leitung des Ganzen gehabt und die Okkupation des Landes, die er trotz der ungeheuren Räume und Entfernungen mit einer so geringen Anzahl von Soldaten durchführte, ist wesentlich sein Werk. Auch die Unterwerfung der Kernlande des Reichs in Ostiran, die B. etwas geringschätzig als Kolonialkriege abtut, zeigt seine strategischen Fähigkeiten: Al. hat hier auf einem ungleich größeren und schwierigeren Gebiet in zwei Jahren das erreicht, was selbst der fähigste unter Napoleons Generalen, der Marschall Soult, in Spanien in der doppelten Zeit nicht fertig gebracht hat. Daß es dem König aber auch in taktischer Beziehung an eigenen Gedanken nicht fehlte, zeigt seine Anlage der Porosschlacht, wo er dazu noch mit einem ganz unbekannten und neuen Kriegsinstrument, den Elefanten, zu rechnen hatte: auch dieser neuen Lage gegenüber hat er sich vollkommen gewachsen gezeigt. Alles in allem genommen, wird man also Al. den Ruhm eines bedeutenden Feldherrn nicht absprechen können. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, ist der, daß er sich auch bei kleineren Angelegenheiten unnötig der Lebensgefahr aussetzte, und das mag man,

wie Otto S. 34, mit der Sitte der Zeit entschuldigen. Richtiger wird es sein, an das Beispiel seines Vaters zu erinnern, der doch genau wußte, was er tat, und sich ebenso scheinbar unnötig der Gefahr aussetzte. Offenbar verlangte der Makedone ebensogut wie der Germane, daß sein König an der Spitze focht, daher auch die rührende Anhänglichkeit der Soldaten an Alexander, die schließlich über alle Mißverständnisse siegte.

Sind somit alle Forscher gegen Beloch über das Feldherrntalent Al.s einig, so liegt bei dem Staatsmann die Sache anders, und zwar sind es hauptsächlich drei Punkte, an denen die Ansichten auseinandergehen: seine Eroberungspläne, seine Verschmelzungspolitik und die Idee des Gottkönigtums. Al. hat als Bundesfeldherr der Hellenen den Feldzug als Rachekrieg gegen die Barbaren unternommen, und man darf daher annehmen, daß er von dem Programm des Isokrates (Wilcken S. 349): Befreiung der Griechenstädte, Eroberung Kleinasiens als Kolonialgebiet und Vernichtung des Perserreichs wenigstens die beiden ersten Forderungen erfüllen wollte. Darauf deutet die sofortige Einrichtung einer geordneten Verwaltung in Kleinasien hin, die die alte Einteilung des Dareios I. in allem Wesentlichen bestehen ließ, ein Beweis für die Umsicht und Besonnenheit, mit der A. vorging. Aber die Schlacht von Issos bedeutet einen Wendepunkt: von da ab wird die Eroberung des persischen Reiches Al.s Ziel, und es ist abermals ein Zeichen seiner Besonnenheit, daß er nicht sofort auf dies Ziel losgeht, sondern zunächst den König ruhig entkommen läßt, um Phönizien und Ägypten zu unterwerfen und damit das ganze östliche Mittelmeerbecken in seiner Hand zu vereinigen: übrigens die Folge seines vor Milet gefaßten Entschlusses, die Flotte aufzulösen. Wirtschaftlich organisiert er dann das neugewonnene Gebiet durch die Gründung Alexandrias, das Ägypten erschließen sollte (Ehrenberg S. 21) und dessen rasche Entwickelung zum Verkehrsmittelpunkt des östlichen Mittelmeers ein glänzendes Zeugnis für die Begabung Al.s in wirtschaftlichen Fragen ist, eine Begabung, die übrigens von allen Forschern durchaus anerkannt wird. Insofern hat Ehrenberg mit seiner Darstellung vollkommen recht; nur hätte er den Ausdruck „das erste Reich“ für diese Schöpfung Al.s besser vermieden. Denn das sieht fast so aus, als ob es sich hier um eine Zielsetzung des Königs handelte. Das war es nicht; sein Ziel war seit Issos immer das gleiche: die Eroberung des Perserreichs.

Aber auch nicht mehr, und dies ist der Gesichtspunkt, von dem vor allem der indische Feldzug zu betrachten ist. Mit Recht hat Kaerst betont, daß Al. seit Gaugamela sich als Rechtsnachfolger der Großkönige betrachtet, und daß er es folgerichtig für seine Pflicht hielt, das Reich in seinem ganzen Umfang herzustellen, den es unter Dareios I. gehabt hatte. Diesem Streben entsprang der Zug nach Indien (S. 77 ff.,

Birt S. 196), und es ist ganz charakteristisch, daß Al. an den beiden Stellen, an denen ihn sein Zug über die Grenzen des alten Reichs hinausführte, am Jaxartes und am Hyphasis, umgekehrt ist, angeblich weil „die Opfer für den Übergang ungünstig ausfielen“. Die meisten Forscher allerdings sehen gerade in dem indischen Feldzug den Beweis für Al.s ungemessenen Eroberungsdrang, der ihn überall bis an die Grenzen der Oikumene getrieben habe, aber sie stützen sich dabei lediglich auf den dramatischen Bericht Arrians über den Soldatenaufruhr am Hyphasis und die erzwungene Umkehr des Königs. Es ist nun sehr bezeichnend, daß die Parallelüberlieferung der Vulgata bei Diodor 17, 93—94 den Soldatenaufstand als ganz nebensächlich behandelt und kaum erwähnt (94, 5), dagegen sehr genau alle tatsächlichen Umstände aufzählt, die Al. zur Umkehr bewegen mußten, wobei sogar der abgerissene Zustand des Heeres in seiner vorherigen Überlegung eine Rolle spielt (94, 1 ὁρῶ δὲ). Es erscheint also die Umkehr durchaus als ein freiwilliger Entschluß Al.s, und Hieronymos sagt denn auch bei Diod. 18, 6, 1 mit dürren Worten, Al. sei umgekehrt, weil er den Krieg gegen die Gandariden wegen ihrer großen Menge von Kriegselephanten gescheut habe. Andere Erwägungen mögen hinzugekommen sein: mit Recht weist Enders auf die ungeheure Erweiterung von Al.s geographischen Kenntnissen hin, die er hier im Pandschab erfuhr. Er hatte das begrenzende Weltmeer im Osten gesucht und mußte nun erkennen, daß es im Süden lag (S. 14 ff.). Daß er übrigens gar nichts vom Ganges gewußt haben soll, wie Tarn will, halte ich für unbewiesen. Je mehr aber die Umkehr Al.s als freier Entschluß erscheint, der den Umständen angemessen war, um so stärker regt sich der Zweifel gegen Arrians Bericht, und er erscheint als wenig mehr wie eine in maiorem gloriam regis erfundene Fiktion. Für Al. war seine erste Aufgabe vollendet, mit dem indischen Feldzug hatte er die Grenzen des Achämenidenreichs wiederhergestellt.

Erst jetzt nach seiner Rückkehr, nachdem er in festem Zugriff die Ruhe und Ordnung in seinem Reiche wiederhergestellt hatte, hat Al. sich neuen Plänen zugewandt, die uns bei Diod. XVIII 4 überliefert sind und die allerdings zeigen, daß er die Absicht hatte, seine Herrschaft über die gesamte Oikumene auszudehnen. Aber hier beginnt der Streit der Meinungen. Während die meisten Forscher Diodors Notiz auf Hieronymos von Kardia (Endres, Rh. M. 1917, S. 437 ff.) zurückführen, der bekanntlich eine Quelle ersten Ranges ist, halten andre wie Beloch (IV 1, 63 A. 2) und Tarn, denen sich in einer gelegentlichen Bemerkung auch v. Wilamowitz anschließt (S. 18), die ganze Nachricht für apokryph. Insbesondere hat Tarn sich bemüht nachzuweisen, daß die betreffende Partie Diodors XVIII 2—4 keineswegs nur auf Hieronymos beruht, sondern auch andere Quellen heranzieht, so

daß sein Bericht über den Inhalt der ὑπομνήματα des Königs nicht unbedingt aus Hieronymos geschöpft zu sein braucht. Aber damit nicht genug, er sucht auch die innere Unwahrscheinlichkeit des Berichts zu erweisen: die Notiz von den 1000 Schiffen, die Al. bauen lassen wollte, um den Westen zu unterwerfen, ist nach T. daraus zusammengefabelt, daß die Ammonspriester, wie allgemein bekannt, die Weltherrschaft versprochen hatten, daß Gesandtschaften aus dem Westen damals in Babylon anlangten und daß Al. tatsächlich damals in Phönizien Schiffe für die arabische Expedition bauen ließ. Auf diese Weise läßt sich freilich jede historische Nachricht verdächtigen, und so haben denn sowohl Endres (S. 19) und Wilcken (G. G. S. 186 A.) Tarns Ergebnisse abgelehnt. Ob die Nachricht von Hieronymos stammt oder nicht, ist letzthin gleichgültig: es kommt auf ihren inneren Wert an. An sich aber ist die Sache keineswegs unwahrscheinlich. Auch hier wandelt Al., wie schon öfters, auf den Spuren des großen Dareios, der seine Oberherrschaft über Karthago als Kolonie der unterworfenen Phönizier geltend gemacht und seine Emissäre bereits nach Unteritalien geschickt hatte, wie die Demokedes-Geschichte bei Herodot lehrt. Dasselbe legte ihm sein Streben nach der griechisch-makedonischen Weltherrschaft nahe: wie der Feind im Osten, so mußte auch Karthago, der Erbfeind der Westgriechen, unterworfen werden, und nach Italien wies ihn das Beispiel seines Schwagers Alexander von Epeiros, der im Kampf um Süditalien wenige Jahre vorher gefallen war (Kolbe S. 98 ff.). In sich also tragen diese Welteroberungspläne nichts Unwahrscheinliches, und es ist nicht recht abzusehen, warum Kornemann nur die Unternehmung gegen Karthago als geschichtlich bezeugt gelten lassen will (Klio 16, 209 ff.). Jedenfalls setzt er sich dadurch mit den Worten der Quelle selbst ἐπὶ Καρχηδονίους καὶ τοὺς ἄλλους τοὺς παρὰ θάλατταν κατοικοῦντας τῆς τε Λιβύης καὶ Ἰβηρίας καὶ τῆς ὁμόρου χώρας παραθαλαττίου μέχρι Σικελίας in Widerspruch, wie Wilcken S. 353, Anm. 2 betont hat.

Daß Alexander, wenn er nicht vorzeitig abberufen wäre, diese Pläne auch durchgeführt haben würde, daran ist kein Zweifel. Aber gerade hier setzt die Kritik ein, die Al. den Namen eines wirklich großen Staatsmannes abspricht. Vorsichtig hat Wilcken mit Berufung auf Treitschke seine Bedenken formuliert (G. G. S. 184), schärfer betont W. Otto, daß Al. ebenso wie Napoleon das Nationalitätsprinzip unterschätzt habe (S. 19), daß auch dann, wenn sein Plan geglückt wäre, immer nur ein Eintagsgebilde zustande gekommen sein würde. Das aber könne nicht das Ziel eines wirklich großen Staatsmannes sein und in diesem Punkte habe eben Al. versagt (S. 31). Ich glaube, Bismarck hat einmal geäußert, daß auch der größte Staatsmann höchstens auf fünfzig Jahre Politik

machen könne, und was Al. geleistet hätte, wenn ihm, womit er doch rechnen durfte, eine normale Lebenszeit beschieden gewesen wäre, das kann niemand wissen. Mit Recht hat Kolbe S. 101 ff. darauf hingewiesen, daß Al. gerade im Gegensatz zu Napoleon das Nationalitätsprinzip stets geachtet hat, daß er fremdes Volkstum stets unangetastet gelassen und vor allem in religiöser Beziehung die weitgehendste Toleranz geübt habe. Was dreihundert Jahre später Augustus gelang, warum sollte Al. das nicht geglückt sein? Kolbe nennt geradezu die Völkerversöhnung Al.s staatsmännische Idee, und eine große Idee wird es immer bleiben, wenngleich in unsern Tagen die Stümperei von Versailles ihre Verwirklichung fernergerückt hat, als je.

Der zweite Vorwurf, den man Alexander als Staatsmann macht, beruht auf seiner Verschmelzungspolitik, die sich als ein Mißgriff erwiesen haben soll und von seinen Nachfolgern bis auf einen kurzen Versuch des Antigonos denn auch aufgegeben ist. Otto (S. 17 ff.) meint, Al. habe Unmögliches gewollt, der kühle Politiker habe sich von seiner phantastischen Ader übermannen lassen, und ähnlich urteilt Beloch (IV 2, 303), die Verschmelzungspolitik mache seinem Idealismus Ehre, nicht aber seiner Einsicht als Staatsmann. Zunächst steht fest, was übrigens alle Forscher hervorheben, daß Al.s Politik nur auf eine Verschmelzung der Makedonier und Griechen mit den Persern, nicht etwa mit den Semiten herauskam und diese mag er, der gern Gedanken seiner achämenidischen Vorgänger aufgriff, sich ähnlich gedacht haben wie die der Meder und Perser im alten Reich. Daß das von vornherein ausgeschlossen sei infolge der Minderwertigkeit der Perser, wie Beloch (a. a. O.) meint, wird man schwerlich bei einem Volke glauben, das sich aus eigener Kraft wieder aufgerafft und unter Arsakiden und Sassaniden noch Rom und Byzanz nachhaltigen Widerstand entgegengesetzt hat. Aber das Wichtigste scheint mir, was Otto richtig hervorgehoben hat, daß Al. ursprünglich gar nicht an eine Verschmelzung gedacht hat (S. 15 f.). Er hat im ersten Jahr durchweg Griechen und Makedonier an die Spitze der eroberten Provinzen gestellt und wäre auch damit fortgefahren, wenn ihn nicht einfach die Not gezwungen hätte, auf einheimische Kräfte in der Verwaltung zurückzugreifen, wofern er sich nicht selbst seiner tüchtigsten Offiziere berauben wollte. Die Einsetzung des Sabiktes als Satrapen von Kappadokien im Frühjahr 333 war das erste Beispiel, dem andere folgten, vor allem in Ägypten und nachher; man wird Ehrenberg darin beistimmen können, daß gerade der ägyptische Aufenthalt den Verschmelzungsgedanken in Al. erweckt oder doch befestigt hat (S. 30—40). Wenigstens sind in den nächsten Jahren die meisten der oberen Satrapien mit Persern besetzt worden, und nun begann Al. auch Truppen aus den Persern zu formieren, offenbar auch

hier aus Not, da er auf die griechischen Hilfstruppen verzichtet hatte und Makedonien nicht genügend Nachschübe liefern konnte, um die ungeheuren Räume des Reiches mit rein europäischen Truppen zu besetzen, wie dies Belochs und Berves interessante Zusammenstellung zeigt (III 2, 322 ff.; Berve I 176 ff.). Der indische Feldzug sollte der Verschmelzungspolitik dienen (Kaerst 77 ff.), und unmittelbar darauf versuchte Al. sogar, die Perser in das Gefüge des makedonischen Heeres einzugliedern. Nun ist es ja richtig, wie Beloch (IV 137; IV 2, 303) hervorhebt, daß alle diese Versuche gescheitert sind: den Plan der Heeresmischung vereitelte der Aufstand von Opis (nach Berve I 120, 216/7 nur für den Augenblick), und die persischen Satrapen hat der König 325 bis auf wenige Ausnahmen als untauglich absetzen müssen. Aber Al. hat das auch eingesehen und nun in ganz anderer und viel großzügigerer Weise den Gedanken verfolgt; wie die ὑπομνήματα — die übrigens nicht, wie Endres meint (S. 442) mit den Ephemeriden identisch sind (Tarn S. 10, Birt 410 A. 61) — zeigen, beabsichtigte er nunmehr nach Art der früheren orientalischen Könige ausgedehnte Verpflanzungen ganzer Völkerschaften von Europa nach Asien und umgekehrt (Diod. 18, 4, 5). Daß diese Maßregeln, wenn sie noch etwa dreißig Jahre lang mit der Al. eigentümlichen Energie und Folgerichtigkeit durchgesetzt worden wären, einen ganz anderen Erfolg gehabt hätten, kann man sich denken und so käme der Vorwurf gegen Al. schließlich wieder auf dasselbe hinaus, wie bei seinen Welteroberungsplänen, nämlich darauf, daß der König nicht mit seinem vorzeitigen Ende gerechnet habe. Und dasselbe gilt von dem, was Beloch ihm als den schwersten Mißgriff anrechnet, daß er nicht für eine ebenbürtige Deszendenz gesorgt habe (S. 304). Abgesehen davon, daß er dazu bei längerer Lebensdauer, noch genügend Zeit gehabt hätte, wäre die Sache auch dann kaum anders verlaufen, wenn Al. wirklich einen ebenbürtigen Sohn gehabt hätte. Denn nach makedonischem Recht wäre Arrhidaios zunächst Regent und Vormund geworden, und ob Kassandros, der Olympia und den Sohn der Roxane tötete, vor einem echtbürtigen Sohn Al.s halt gemacht hätte, steht doch sehr dahin. Übrigens hat Tarn behauptet, daß der später auftretende Sohn des Königs von der Barsine nur ein von Antigonos untergeschobener Prätendent gewesen sei; doch halte ich diese Ansicht nach den Bemerkungen Belochs (IV 2, 124 ff.) für erledigt.

Endlich das Gottkönigtum. Daß der Gedanke der Vergötterung eines Menschen für Griechen nichts innerlich Widerstrebendes enthielt (Kaerst S. 93, v. Wilamowitz S. 31 ff.), ist klar, und so ist es sehr wohl möglich, daß einzelne Äußerungen in diesem Sinne Al. schon in den ersten Kriegsjahren entgegengetreten sind. Allein wirklich nachweisbar

ist der Gedanke bei Al. erst nach dem Ammonszug, und deshalb ist es mißlich, mit Berve S. 95 anzunehmen, daß der Wunsch, seine übermenschliche Sendung bestätigt zu sehen, das Motiv des Zuges gewesen ist, wie Curtius und vor allem Justin behaupten. Vielleicht tut man am besten, das Motiv mit Ehrenberg aus dem Irrationalen in Al.s Natur abzuleiten (S. 30 ff.). Bei seiner Ankunft begrüßten ihn die Priester als Sohn des Gottes und Herrscher der Welt, wobei sie sich nicht viel dachten, da diese Worte im Begrüßungsritual vorgeschrieben waren (Tarn S. 1 ff.), um so mehr dachte sich Al. dabei (v. Wilamowitz S. 15), und welche Bedeutung der Ausspruch des Gottes für ihn hatte, hat Ehrenberg S. 31 ff. gut auseinandergesetzt. Daß Al. selbst an seine Gottessohnschaft geglaubt hat, wie Birt S. 142 ff. anzunehmen scheint, halte ich freilich für unmöglich, und auch daß er sie selbst offiziell proklamierte, scheint mir aus den Stellen, die Berve S. 95 anführt, nicht mit Sicherheit hervorzugehen. Überhaupt war die Idee nur für die damals bereits zu seinem Reiche gehörigen Länder von Bedeutung; daß Al. sich damit eine gewisse Legitimität für die weiter zu erobernden Länder des Ostens habe schaffen wollen, ist deshalb unwahrscheinlich, weil weder im babylonischen, noch im assyrischen, noch im persischen Weltreich der König jemals als Gott, noch als Sohn des Gottes, sondern nur als sein erster und besonders bevorzugter Diener gegolten hat. Im Westen breitete sie sich allerdings schnell aus, und die Beweise werden Al. oft genug entgegengetreten sein, so daß schließlich sein Dekret von 324 hier nur einen tatsächlich vorhandenen Zustand offiziell bestätigte. Makedonien hielt sich freilich zurück, und auch die Vergottung der Olympias, die Al. von Indien aus dekretierte, hat daran nichts geändert. In einem Punkte übrigens hat Berve zweifellos recht, S. 94 ff., daß die Idee des Gottkönigtums von dem der Gottessohnschaft durchaus zu scheiden ist. Jene ist erst ein Produkt der letzten Lebensjahre Al.s; wie sie psychologisch zu erklären ist, haben v. Wilamowitz S. 37 und Berve S. 96 auseinanderzusetzen gesucht. Aber wie Al. sie durchgesetzt hat, das bleibt völlig dunkel (Berve a. a. O.). Am ersten gelang es im Westen des Reiches, wo der Gedanke der Gottessohnschaft schon vorgearbeitet hatte, im Osten muß es, da die Vorbedingungen fehlten, ungleich schwieriger gewesen sein. Vielleicht sind aus entsprechenden Maßregeln des Königs die fortwährenden Aufstände in Iran und auch der Umstand zu erklären, daß die persische Überlieferung den König als Feind des Mazdaismus gebrandmarkt hat (Berve S. 336 nach K. v. Hertz, Sitz.-Ber. Bayr. Akad. München 1898, 2, 475 ff.).

Nun hat aber Schnabel aus der Erzählung der Chares von Lampsakos bei Plut. Al. 54 geschlossen, daß Al. selbst bereits versucht habe,

den Königskult einzuführen. Die Erzählung läßt allerdings erkennen, daß dabei zwischen der Gottheit und Al.s Person unterschieden ward, das πρὸς ἑστίαν ἀναστῆναι καὶ πιόντα προςκυνῆσαι galt der Gottheit oder, wie Schn. im zweiten Aufsatz sich schärfer ausdrückt, dem ἀγαθὸς δαίμων 'Αλεξάνδρου, von dem der Mensch Al. geschieden wird, also etwas ähnliches, wie wenn im römischen Kaiserkult dem genius des Kaisers geopfert ward. Das hat Berve heftig bestritten, indem er den Parallelbericht bei Arrian, der die entscheidenden Worte nicht enthält, als den zuverlässigeren hinstellt; bei Plutarch läge eine Bearbeitung des Charesberichts aus römischer Zeit vor, die eben diese dem römischen Kaiserkult entnommenen Vorstellungen hineingebracht habe. Die Erklärung scheint etwas künstlich, mit Recht sagt Otto, es könne doch auch so sein, daß Arrian aus dem ursprünglichen Bericht des Chares die ihm unverständlichen Worte weggelassen habe. Ganz verfehlt ist jedenfalls der Versuch Birts (S. 492/3), die betreffenden Worte durch eine paläographisch noch dazu ziemlich unwahrscheinliche Korrektur zu beseitigen. Neuerdings hat nun Frl. Taylor darauf hingewiesen, daß auch in der persischen Religion eine Trennung der Person von ihrem geistigen zweiten Selbst stattfindet, die dem römischen Glauben an den genius ähnlich ist. Ein Germanist wird dabei auch an den altnordischen Glauben an die fylgja denken, und so scheint es, als ob wir es hier nicht mit einer spezifisch römischen, sondern einer indogermanischen Vorstellung zu tun haben, wodurch natürlich Schnabels Ansicht an innerer Wahrscheinlichkeit gewinnt. Jedenfalls ist das sicher, was Otto hervorgehoben hat, daß viele Erscheinungen des römischen Hofzeremoniells und des Kaiserkults über die hellenistischen Monarchien und Al. auf das persische Königtum zurückgehen. Er führt dazu gleich ein neues Beispiel an, das Vorantragen des heiligen Feuers vor der Person des Herrschers, das von Drexel (Philol. Woch. 1926 Sp. 157) schon für die Zeit des Augustus nachgewiesen und von ihm auf die altpersische Sitte zurückgeführt ist. Daß auch hier die hellenistischen Höfe die Vermittler gewesen sind, zeigt Otto an dem von Kleopatra III vor 116/5 geschaffenen Hofamt der φωσφόρος, und dafür, daß die Sitte auch an Al.s Hof vorhanden gewesen sei, möchte er eben die Charesgeschichte verwerten, indem er die ἑστία mit der ἐσχάρα zu identifizieren sucht, auf der das Feuer im persischen Königspalast brannte, was nun allerdings nicht sehr einleuchtend erscheint (S. 199). Doch bleibt der Grundgedanke Ottos bestehen: er ist am eingehendsten in Rostowzews großem Werke ausgeführt, das zwar in gemeinverständlicher Form geschrieben ist, aber auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage beruht. Der russische Forscher, den das Geschick seiner Heimat nach Amerika verschlagen hat, geht sogar noch weiter: er führt die

Zusammenhänge noch über das persische Weltreich in die ältesten Monarchien des Ostens zurück, und so erscheint Al. auch hier als Vermittler, der viel mehr, als man bisher geglaubt, auf die Erhaltung des Bestehenden bedacht gewesen ist.

Die beste Zusammenfassung über Al. als Staatsmann gibt Berve I 333 ff., auch deswegen, weil er nicht nur die großzügige und nüchterne Politik, den allumfassenden Verstand, sondern zugleich das Irrationale, die leidenschaftliche, unberechenbare Natur des Königs zur Geltung kommen läßt; mit Recht erinnert er an Gobineaus Wort un Alexandre uniquement méthodique ne se comprend pas. Auch manches, was man dem Menschen Al. vorwirft, findet so seine Erklärung, vor allem die Ermordung Parmenions. Birt S. 136 ff. hat eine Entschuldigung des Königs versucht, indem er annimmt, Parmenion und sein Sohn Philotas hätten dem König zwar nicht direkt nachgestellt, aber doch dem Verhängnis immer seinen Lauf gelassen, in der Hoffnung, nach seinem Tode selbst zur Herrschaft zu gelangen: vor allem dient natürlich die Verdächtigung des Arztes Philippos dazu, um diese Erzählung glaubhaft zu machen. Die Verdächtigung scheint schon im Altertum ausgesprochen zu sein (s. Wilcken SB. 1923 S. 155), wenigstens sehen die Worte Justins XI 8, 6 qui ignarus infirmitatis Alexandri scripserat ganz wie eine Verteidigung dagegen aus. Aber sie ist sicher falsch (vgl. Berve II 301. 305) und kann somit nicht zur Entschuldigung des Königs dienen. Vielmehr sind es politische Erwägungen des Königs gewesen, der in Parmenion einen Gegner seiner Politik erkannte; ihn einfach abzusetzen und kaltzustellen, wie er es am Ende seiner Regierung mit Antipatros machen wollte, konnte er Parmenion gegenüber nicht wagen. Daher blieb für ihn nur der Tod, der im Sinne Al.s eine politische Notwendigkeit war.

Für alle Einzelheiten aus dem Leben Alexanders ist das große und gehaltvolle Werk Berves zu vergleichen. Der erste Teil schildert den Hof, das Heer und die Verwaltung des Reiches, der zweite enthält in alphabetischer Reihenfolge sämtliche Personen, die mit Al. nachweislich in Berührung gekommen sind (833 Nummern), sowie auch die, welche nachweislich mit Unrecht in eine persönliche Beziehung zu Al. gesetzt werden (82 Nummern). Das Werk ist mit umfassender Sachkenntnis und so viel ich sehen kann, mit großer Genauigkeit gearbeitet: eine Übersicht über die Quellen enthält es nicht, die ganz wünschenswert gewesen wäre, um B.s persönliche Stellung zu den Quellen zu erkennen. Aus dem Werke selber scheint hervorzugehen, daß B. von einer einseitigen Überschätzung des Arrian weit entfernt ist und den späteren Quellen, vor allem Curtius und Justin, ein manchmal etwas zuweitgehendes Vertrauen entgegenbringt. Auf einige neue Quellen hat Wilcken

(S.-B. 1923, 150 ff.) hingewiesen: Pap. Oxyrh. II 216 läßt erkennen, daß Al. vor Theben ein Ultimatum an Athen gerichtet und ihm die Bundesexekution angedroht hat, falls es ihn nicht als ἡγεμών des kor. Bundes anerkennen würde. Pap. Oxyrh. XV 1798 bespricht zunächst die Vorgänge bei Philipps Tod in einem sehr lückenhaften Passus, der so weit wie möglich von Wilcken ergänzt ist: hauptsächlich ergibt sich daraus, daß Pausanias der Mörder nicht sofort getötet, wie Diod. XVI 94, 4 erzählt, sondern erst später gekreuzigt ward, was mit Justin IX 7, 10 übereinstimmt. Auch zur Granikosschlacht liefert der Papyros Einzelheiten, darunter die Namensform Σπιθαραδάτης, die übliche Form Σπιθριδάτης ist nach Berve Nr. 715 durch die Münzen sichergestellt. Wichtiger ist hier ein anderes, schon 1892 entdecktes hss. Bruchstück, das sich auf Kleitarch und Pseudokallisthenes aufbaut, sofern es genau dem Schlachtbericht des Diodor entspricht, der bekanntlich (s. vor. Ber. S. 198) von Lehmann der Schilderung zugrunde gelegt wird und dem auch Beloch III 1, 625 A 1 und Berve II 300 gefolgt sind. Wilcken S. 159 lehnt das ab, weil er annimmt, daß Kleitarch auch sonst die Darstellung zugunsten Parmenios gefälscht habe, aber es fragt sicht doch, ob die beiden von ihm angeführten Stellen zum Erweis genügen. Andrerseits liegt auch die Möglichkeit vor, daß Arrian in maiorem Alexandri gloriam von der Wahrheit abgewichen ist; ich glaube daher, daß es bei der Lehmannschen Auffassung verbleiben wird.

Über die Vorgänge nach der Schlacht am Granikos hat Scholz ausführlich gehandelt, ohne daß viel dabei herausgekommen ist; über den wichtigsten Punkt, ob Parmenion wirklich vor Milet Al. zur Seeschlacht riet, ist nicht ins Reine zu kommen (Beloch IV 2, 298), so daß es bei dem Bericht Arrians verbleiben muß (Berve II, 300). Für die Erzählung vom gordischen Knoten sucht Schubert zwei Versionen nachzuweisen: einen von Aristobulos, der hauptsächlich von Gordios spricht und Al. den Knoten durchhauen läßt, und einen zweiten von Kleitarch, der Midas hineinbringt und eine andre Art der Lösung des Knotens gibt: beide sollen bei Arrian vermischt sein. Auch in Arrians Bericht über die Schlacht von Issos nimmt Sch. Einfügungen, und zwar aus Kallisthenes, an, doch erscheint der Beweis kaum gelungen, eher wäre noch an Kleitarch zu denken. Was den Verlauf der Schlacht betrifft, so nimmt man jetzt allgemein an, daß der Pinaros dem heutigen Delitschai entspricht; die Ansicht Delbrücks und Dittberners, wonach er mit dem Pajas-Tschai gleichzusetzen ist, scheint demnach aufgegeben. Aus dem schon oben erwähnten Βίος 'Αλεξάνδρου (Pap. Oxyrh. 15) hat Wilcken noch eine eigentümliche Episode, das Opfer am Vorabend in Myriandos an die Meeresgötter, entnommen und es gegen Tarns Zweifel verteidigt (S. 155 ff.); auch macht er auf die Ver-

lustangaben der Quelle aufmerksam, die außergewöhnlich hohe Zahlen für die Makedonen geben und daher besonders glaubwürdig erscheinen (S. 156).

Über die Stellung Alexanders zum korinthischen Bunde hat Wilcken gehandelt; er unterscheidet drei Perioden, von denen die erste bis zum Übergang nach Asien reichte und Al. durchaus als ἡγεμών und Bundesfeldherrn der Hellenen zeigt. Auch in der zweiten, die bis zur Einnahme von Persepolis geht, bewegt er sich durchaus in seiner doppelten Würde als Bundesfeldherr der Hellenen und στρατηγὸς αὐτοκράτωρ, die letzgenannte erlischt mit der Auflösung der hellenischen Kontingente, die das Ende des Rachefeldzugs bezeichnet (S. 112). In dieser Zeit aber hat er sich doch in allmählich steigendem Maße Übergriffe gegen den Bund erlaubt, und diese Neigung verstärkt sich in der letzten Periode 330—323; der Bund erscheint ganz beiseite geschoben und dient nur noch als Publikationsstelle für die königlichen Erlasse (S. 117). In diesem Zusammenhange hat nun W. (S. 105 ff.) auch wieder die Frage erörtert, ob die hellenischen Städte Kleinasiens dem korinthischen Bunde angehört haben, und sie bejahend beantwortet. Ich habe mich schon im vorigen Bericht dagegen erklärt aus der allgemeinen Erwägung heraus, daß Al. nach den vorhandenen Spuren Asien und folglich auch die Griechenstädte, die in lokalen Bünden organisiert waren, in der Verwaltung ganz scharf von seinem europäischen Besitz getrennt hat. Aber Wilcken führt zwei Argumente für seine Ansicht an, von denen das erste dem Erlaß an Chios (Ditt. Syll.[3] I 283) entnommen ist. Darin werden die Hochverräter aus dem gesamten Bundesgebiet verbannt, und dies wäre, meint W., ein Schlag ins Wasser gewesen, wenn die in unmittelbarer Nähe von Chios liegende kleinasiatische Küste nicht mehr Bundesgebiet gewesen sei. Aber es liegt doch auf der Hand, daß Al., als er die Ächtung im Bundesgebiet aussprach, diese selbstverständlich auf das ihm persönlich unterstehende Makedonien und Kleinasien ausdehnt; insofern scheint mir das Dekret nicht sehr beweisend. Sehr viel wichtiger würde die zweite Stelle Athen. V, 201 d/e sein, wo im Festzug des Philadelphos ein Wagen erwähnt wird, auf dem neben Al. eine die Stadt Korinth darstellende Frau gefahren wird; diesem Wagen folgen Frauen, die die Inseln und kleinasiatischen Griechenstädte verkörpern. Aber das Mißliche ist, daß in den Hss. an dieser Stelle statt Ἀλέξανδρος Πτολεμαῖος steht; Ἀλ. ist eine Vermutung von Wilamowitz, und man sieht außerdem nicht recht ein, wie man am ptolemäischen Hofe darauf kam, auf diese ganz zurückliegenden politischen Verhältnisse anzuspielen. Sollte nicht auch Ptolemaios I, der doch seit 308 tief in die hellenischen Verhältnisse eingriff, ebenfalls einmal eine Neubelebung des korinthischen Bundes und diesmal in erweiterter Gestalt, auch auf die asiatischen

Städte in seinem Besitz ausgedehnt, versucht haben? Ganz klar scheint mir die Sache also nicht, doch hat sich Berve I, 250 ganz an W. angeschlossen.

Dem Seher Aristandros, der sich in Alexanders Gefolge befand und dessen Spur man bis etwa 328/7 verfolgen kann, hat Schubert eine besondere Abhandlung gewidmet: er kommt zu dem Ergebnis, daß er nur bei Kallisthenes erwähnt sei und daß deshalb seine Spur mit dem Ende von Kallisthenes' Werk, das Sch. in eben diesen Zeitpunkt setzt, verschwinde. Dagegen macht Berve II, 62 mit Recht geltend, daß Kallisthenes' Werk, wie auch Kaerst und Jacoby annehmen, nur bis 331/0 gereicht habe: wenn also Aristandros später noch erwähnt wird, so kann sein Verschwinden nicht mit dem Ende von Kallisthenes' Geschichtswerk zusammenhängen; wahrscheinlich ist er, der noch vor 380 geboren war, damals, etwa 327, gestorben. Endlich ist noch die interessante Erzählung von Al. und den indischen Gymnosophisten zu erwähnen, die Wilcken auf Grund eines Berliner Papyrus P 13044 eingehend untersucht hat. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Geschichte, die eine durchaus Al. abgeneigte Tendenz zeigt, nicht von Onesikritos, dem Bewunderer Al.s, wohl aber aus andern kynischen Kreisen stammt. Sie scheint als besondere Erzählung umgelaufen zu sein und ist auch in Plutarch und Arrian eingedrungen, besonders aber ist sie im Alexanderroman verwertet, und zwar schon um etwa 100 v. Chr. Denn in diese Zeit gehört der Papyrus, der somit für die Entstehungsgeschichte des Alexanderromans von Wichtigkeit ist. Eine andere Erzählung, die ebenfalls alexanderfeindlich ist, handelt von der Vernichtung der Branchiden bei Curtius und Strabo; ihre innere Unwahrscheinlichkeit hat Tarn erwiesen, doch läßt sich ihr Ursprung nicht mehr aufdecken. Für die Münzgeschichte Al.s sind die in Phönizien von 331—322, vielleicht auch in Tarsos und Cypern geschlagenen Münzen mit dem Löwengreif wichtig; Hill meint, Al. habe sie damals schlagen lassen, um seinen Anspruch auf den Osten zu betonen.

Bei den Vorgängen kurz nach Al.s Tod spielt die Frage eine große Rolle, ob Krateros Reichsverweser gewesen ist (Beloch nach Arr. Diad. c. 3 u. Kromayer) oder Perdikkas (Kaerst u. Vezin); dazu haben sich Laqueur, Enßlin und Schachermeyer geäußert. Laqueur untersucht zunächst den Ausdruck Arrians προστασία und kommt zu dem Schluß, daß damit nicht die Reichsverweserschaft, sondern Aufsicht über die königliche Familie gemeint sei; die sei also Perdikkas, dem wirklichen Reichsverweser, entzogen und Krateros übergeben worden. Aber Perdikkas habe die königliche Familie nicht herausgegeben, daher sei Krateros nach der Niederwerfung des griechischen Aufstandes gegen Perdikkas zu Felde gezogen. Enßlin steht auf einem ähnlichen Stand-

punkt: er will Krateros zwar als Reichsverweser und προστάτης gelten lassen; daneben sei Antipatros στρατηγός αὐτοκράτωρ für Europa gewesen; in Asien habe Perdikkas dieselbe Stellung, aber den Titel Chiliarch gehabt. Richtig ist meiner Meinung nach die Trennung von Asien und Europa; ich habe schon im vorigen Bericht auseinandergesetzt (S. 204 f.), daß Krateros Reichsverweser für Europa war — er hat also dieselbe Würde, die ihm Al. zugedacht hatte, an Stelle des Antipatros — und ist außerdem προστάτης des königlichen Hauses. Perdikkas war Reichsverweser für Asien, sein Unrecht bestand darin, daß er Arrhidaios bei sich behielt und also auch die προστασία für sich in Anspruch nahm: ihm diese zu entreißen, war der Zweck des Feldzuges, den Krateros 322 gegen ihn unternahm.

Zu den gleichzeitigen Ereignissen in Griechenland bildet der harpalische Prozeß den Auftakt, den Körte eingehend behandelt hat (vgl. auch Beloch IV 1, 58 ff.); mit Recht setzt er die Ankunft des Harpalos kurz nach Nikanors Botschaft, die an den Olympien 324 verlesen ward, also Sept. 324. An sich — abgesehen davon, daß er sich bezahlen ließ — war Demosthenes, der eine abwartende Haltung einnahm, durchaus im Recht: ein sofortiges Losschlagen, wie es Hypereides wollte, wäre verfrüht gewesen, da man in Al.s Umgebung auf einen Krieg völlig gerüstet war. Unmittelbar nach dem Tode des Königs brach dann der Krieg aus, der nach schwerem Kampfe von Antipatros niedergeschlagen ward; Athen erhielt eine makedonische Besatzung und Phokion trat an die Spitze des Staates. Über seine letzten Jahre hat ausführlich Cloché gehandelt: er sieht in ihm nicht den Verräter der athenischen Sache, das war Demades — aber die außerordentliche Ergebenheit, die Phokion den Makedoniern entgegenbrachte, machte ihn schließlich auch bei seiner eigenen Partei verhaßt, so daß er zuletzt fast allein stand. Wie sich allmählich sein Schicksal erfüllte, hat Cloché anschaulich an der Hand der Quellen dargestellt; eigentlich Neues ist dabei nicht herausgekommen.

Der erste große Diadochenkrieg zwischen Antigonos und seinen Gegnern ging mit dem Frieden 311 zu Ende, und es ist eine alte Streitfrage, ob Seleukos in diesen Frieden eingeschlossen war oder nicht: bekanntlich wird er bei Diod. 19, 105 nicht und ebensowenig in Antigonos' Brief an die Skepsier erwähnt (Ditt. Or. 5). Aber das erste kann, wie Beloch ausführt (IV 1, 133 A. 1), eine Flüchtigkeit Diodors sein, und Seleukos im Brief an die Skepsier zu erwähnen, hatte Antigonos keinen Anlaß, vielleicht waren auch die Verhandlungen mit Seleukos noch nicht abgeschlossen. Costanzi hat gemeint, Seleukos habe Ptolemaios Vollmacht gegeben, in seinem Namen zu unterhandeln, was Beloch zu billigen scheint. Neuerdings hat Frl. Denicolai einen neuen Ausweg gezeigt:

sie betont Diodors Worte, wonach Antigonos als Herr τῆς 'Ασίας πάσης anerkannt sei; er habe auch mit Seleukos einen Vertrag abgeschlossen, in dem dieser die Herrschaft über Babylonien und die oberen Satrapien erhalten, dafür aber Antigonos als seinen Oberherrn anerkannt habe. Ob alle diese Erklärungsversuche nötig sind, ist sehr fraglich, wie ich schon in einem früheren Bericht (Bd. 135 S. 254 f.) ausgeführt habe: es kann auch so gewesen sein, daß der Krieg zwischen Seleukos und Antigonos einfach aufhörte. An einem sofortigen Angriff auf Seleukos, der allerdings zu erwarten gewesen wäre, ward Antigonos durch den schon ein Jahr später neu ausbrechenden Krieg verhindert. Daß übrigens im Jahre 308/7 Antigonos persönlich in Babylon gekämpft hat, ergibt sich jetzt aus der von Sydney Smith herausgegebenen babylonischen Chronik. Auch noch im Folgejahr fanden dort Kämpfe statt (307/6 = 9. Jahr Alexandros II.), und es scheint demnach, daß erst im Folgejahr 306/5 ein wirkliches Abkommen stattfand, wonach Antigonos, der anderweit beschäftigt war, Babylon räumte und Seleukos seinen Zug nach Indien unternehmen konnte. Das alles spricht eigentlich nicht dafür, daß Seleukos in dem Frieden von 311 eingeschlossen war. Beloch, der trotzdem an seiner Annahme festhält, greift zu der etwas künstlichen Erklärung, daß Seleukos zwar ebenfalls Frieden geschlossen habe, daß aber der Krieg gleich nachher wieder ausgebrochen sei (IV 2, 618). Bemerkenswert bleibt, daß hier in Babylonien die Königsjahre des jungen Alexandros einfach weiter gezählt werden, obwohl er bereits 310/9 ermordet war, genau wie im ägyptischen Königskanon. Sein 9. Jahr 307/6 ist das letzte, im folgenden Jahre nahmen sämtliche Diadochen und auch Seleukos den Königstitel an. Was übrigens die Ermordung der beiden Alexandersöhne betrifft, so hat Schachermeyr angenommen, daß die Altersangabe Justins XV 2, 3 für Herakles, Barsines Sohn, falsch ist und auf einer Verwechslung mit Roxanes Sohn beruht. Genauer hat Beloch IV 2, 124 über diese Frage gehandelt, ebendort hat er auch Tarns Ansicht, daß es sich bei Herakles um einen von Antigonos untergeschobenen Prätendenten gehandelt habe, einleuchtend zurückgewiesen.

In die Belagerung von Rhodos 304 führt ein Berliner Papyros (P. 11632), den Hiller von Gärtringen herausgegeben hat. Der Schriftcharakter weist auf das zweite nachchristliche Jahrhundert und eben dahin deutet auch der ionische Dialekt, in dem das Ganze abgefaßt ist. Ionisch zu schreiben, im Anschluß an Herodot, war damals bei den Geschichtsschreibern die große Mode, die Lukian verspottet und der er doch selbst in zwei seiner Abhandlungen gehuldigt hat. Der Papyrus gibt wertvolle Ergänzungen zu Diodors ausführlichem Bericht: beide sind nach Ansicht des Herausgebers aus derselben Quelle geschöpft, und zwar

so, daß Diodor mehr das Sachliche, der Autor des Papyros mehr das Persönliche berücksichtigte. Der Verfasser der Quelle war wahrscheinlich ein rhodischer Lokalschriftsteller; eine genaue Entscheidung ist nicht möglich (S. 761).

Noch eine andere wichtige Urkunde zur Zeitgeschichte ist 1918 ans Licht gekommen; in diesem Jahre fand Kabbadias in Epidauros drei große Bruchstücke einer Inschrift, die sich an fünf kleinere schon seit langem bekannte Bruchstücke anfügten. Der Gegenstand der Inschrift, die wir mit Wilcken als eine Einheit betrachten müssen, war ein Vertrag eines Staatenbundes mit zwei Königen, von denen die neuen Bruchstücke den Anfangsbuchstaben vom Namen des erstgenannten AI brachten. Das ergänzt sich zu ΑΝΤΙΓΟΝΟΣ, und so dachte Kabbadias zunächst an Antigonos Doson und Philipp V.; er erklärte demnach den ersten Teil auf der Vorderseite des Steins als einen νόμος des achäischen Bundes, der den durch Dosons Eintritt veränderten Verhältnissen Rechnung trage, auf der Rückseite wollte er einen Bündnisvertrag zwischen Eleern und Achäern erkennen. Den Charakter einer Bundesakte bestritt sofort Swoboda, indem er auf die uns aus Polybios bekannten Einrichtungen des achäischen Bundes hinweis; vor allem nahm er daran Anstoß, daß das Bundesorgan als συνέδριον bezeichnet ward: die offizielle Bezeichnung bei Pol. ist immer σύνοδος. Doch hielt er an der Beziehung an Doson fest. Da brachten etwa gleichzeitig Tarn und Wilcken eine neue Auffassung: beide lehnten die Deutung auf Doson ab und erkannten in dem Stein die συνθῆκαι des von Demetrios und Antigonos I. im Jahre 302 erneuerten Hellenenbundes, wobei insbesondere Wilcken eine ausführliche Behandlung der Inschrift mit vielen neuen Ergänzungen brachte. Er betonte auch zuerst den einheitlichen Charakter der ganzen Inschrift und erklärte den vermeintlichen Vertrag der Eleer und Achäer vielmehr als den Schluß der Eidesformel, die sich unmittelbar an den Text der συνθῆκαι anschloß. Dieser Auffassung hat dann auch Roussel zugestimmt, der freilich in den Erklärungen und Ergänzungen im einzelnen andere Wege geht. Zuletzt ist dann Kougeas wieder in ganz selbständiger Weise auf Kabbadias' Ansicht, daß es sich um Doson handle, zurückgekommen; aber das Hauptbedenken, daß Philipp V. nicht Mitregent Dosons war und demnach in der Urkunde, die durchweg von zwei βασιλεῖς spricht, nicht gemeint sein kann, hat auch er nicht entkräften können. Abschließend hat dann Wilcken die durch ein neues Bruchstück vermehrte Inschrift in seiner 2. Abhandlung kürzlich herausgegeben.

Sechstes Kapitel.
Die hellenistischen Reiche des Ostens bis zum Eingreifen Roms (301—207).

K. J. Beloch, Griech. Geschichte. 2. Aufl. IV 1, 2. Die griech. Weltherrschaft. Berlin 1925/27.

Ders., Phaidros Sphettios. Riv. di fil. N. S. I, 273—286. 1923.

Ders., Pomtows Palinodie. Klio XIX, 215—217. 1924.

Ders., Appunti di cronologia delfica del secolo II. Riv. di fil. N. S. 2, 192—209. 1924.

Ders., Zur Chronologie der Ptolemäer. Wilckens Archiv f. Papyrusforsch. VII, 161 ff. 1924. VIII, 1 ff.

Cary, Early roman treaties. Journ. of Philology 35, 170—173. 1920.

Corradi, La fine del regno di Seleuco Nicatore. Riv. di filol. 44, 297—318. 409—423. 1916.

Ders., L'Asia Minore e le isole dell'Egeo sotto i primi Seleucidi. Antiocho II e le città grecche dell' Asia. Riv. di fil. 50, 20—38. 1922.

P. Couchond et Svoronos, Le monument des Taureaux à Délos. Bull. Corr. Hell. 45, 270—294. 1921.

W. Dittenberger, Sylloge inscr. Graec. Tertium ed. F. Hiller de Gaertringen. 1915 ff.

F. Dürrbach, La chronologie des archontes déliens. Bull. corr. hell. 40, 298—352. 1916.

C. Edgar, On the dating of early Ptolemaic papyri. Annales du Service des Antiquités de l'Égypte. Vol. XVII, 209—222. 1917. XVIII, 58—64. 1919.

Ders., A chronological problem. Bibioth. de l'école des hautes Études 234, 119—134. 1922.

Ders., Selected papyri from the archives of Zenon. ib. vol. XXI—XXIV. 1921/24.

A. Ferrabino, Il Problema della unità nazionale nella Grecia. Vol. I Arato di Sicione e l' idea federale. Firenze 1921.

S. Ferri, Alcune inscrizione di Cirene. Abh. Berl. Akad. Phil.-hist. Kl. no. 5, 1—40. 1925.

M. Fritze, Die ersten Ptolemäer und Griechenland. Diss. Halle 1917.

Gauthier, Die neue Pithomstele. Comptes rendus de l'acad. des Inscr. 1923. S. 376 ff.

G. et Sottas, Un decret trilingue en honneur de Ptol. IV. Le Caire 1925.

G. Glotz, Notes sur les archontes déliens de 314 à 302. Bull. corr. hell. 44, 262—308. 1922.

A. W. de Groot, Ptolemaios d. Sohn. Rh. Mus. 72, 445—463. 1917/18.

B. Haussoullier, Inscr. de Didymes. Revue de philologie 44, 31—74. 248—277. 1920.

J. Hatzfeld, Les trafiquants italiens dans l'orient hellénistique. Paris 1919.

M. Holleaux, Rome, la Grèce et le monarchies hellénistiques. Paris 1921.

Ders., Ptolemaios Epigonos. Journ. hell. Stud. 41, 183—198. 1921.

Ders., La politique Romaine en Grèce et dans l'orient hellénistique. (Verteidigung gegen Walek). Revue de philol. 50, 46—66. 1926.

Ders., Ét. d'hist. hellénestique IV. L'anonyme du papyrus de Gurob. Rev. ét. anc. 18, 153—166. 1916.

J. J. Hondius, Supplementum epigraphicum Graecum. Leiden 1923 ff.

Inscriptiones Musei Britannici. Vol. IV 1. Cnidus Halicarnassus Branchidae ed. G. Hirschfeld. 1916. 1918.

A. Johnson, The archon Philocrates. Class. Philol. 10, 457—459. 1915.

Ders., The archon Lysitheides. Ebenda 13, 208 ff. 1918.

Ders., Problems in Delphian chronology. Americ. Journ. of Philol. 39, 145—172. 1918. 40, 286—307. 1919.

U. Kahrstedt, Syrische Territorien in hellenist. Zeit. Berlin 1926.

W. Kolbe, Archon Euthios. Philol. 74, 58—72. 1917.

Ders., Rez. v. Tarn, Antigonos. Gött. Gel. Anz. 1916. 433—476.

Ders., Die griech. Politik der ersten Ptolemäer. Hermes 51, 530—533. 1916.

C. F. Lehmann-Haupt, Vom pyrrh. und ersten syr. bis zum chremonideischen Kriege in 'Επιτύμβιον für H. Swoboda. S. 142—165. 1927.

E. Meyer, Untersuchungen zur Chronol. der ersten Ptolemäer. Leipzig 1925.

Ders., Zum Stammbaum der Attaliden. Klio 19, 462—471. 1925.

Ders., Die Grenzen der hellenistischen Staaten in Klein-Asien. Zürich 1925.

J. Moser, Die Politik Ptolemäos I. in Griechenland. Leipzig 1914. Diss.

H. Ormerod, Piracy in the ancient world. London 1924.

Perdrizet, La ligue achéenne et les Lagides. Revue des études anciennes 23, 281—283. 1921.

H. Pomtow, Zur delphischen Archontentafel des III. Jahrhunderts. Klio 14, 265—320. 1914.

Ders., Delphische Neufunde. Klio 16, 109—177. 1916.

A. Pridik, Der Mitregent des K. Ptolemaios II. Philadelphos. Acta Univ. Dorpatensis. 1924. B. V no. 3.

A. Rehm, Milet III. Das Delphinion. 1914.

A. G. Roos, Λαοδίκειος πόλεμος. Mnem. 51, 262—278. 1923.

M. Rostowzew, A large estate in Egypt in the III rd century. Univ. of Wisconsin Studies. Madison 1922.

P. Roussel, Remarques sur la chronologie des archontes de Delphes au III. siècle. Bull. corr. hell. 47, 1—48. 1923.

Ders., La fondation des Sotéria de Delphes. Rev. études anc. 26, 97—111. 1924.

G. de Sanctis, Gli arconti ateniese del secolo III. Riv. de fil. N. S. 1 167—186. 1923.

Ders., La magna charta della Cirenaica. Riv. di filol. 4, 145—175. 1926.

M. Schade, Aus dem Heraion von Samos. Mitt. Ath. Inst. 44, 1—46. 1919.

S. Smith, Babylonian historical texts, relating to the capture and downfall of Babylone. London 1924.

E. v. Stern, Ptolemaios d. Sohn. Herm. 50, 428—444. 1915.

Ders., Kleomenes und Archidamos. Ebd. 50, 554—571. 1915.

W. W. Tarn, Telocles and the Athenian archons. Journ. Hell. Stud. 40, 143—159. 1920.

Ders., Le monument des taureaux. Bull. corr. Hell. 46, 473—475. 1922.

Th. Walek, Über das aitolisch-akarnanische Bündnis. Klio 14, 468—476. 1915.

Ders., Bespr. v. Holleaux, Rome et la Grèce. Revue de philol. 49, 28—54. 118—142. 1925.

Webster, Alexander, the son of Demetrius Poliorcetes. Class. Philol. 17, 357—358. 1922.

Da Diodors Werk kurz vor der Schlacht von Ipsos mit dem 20. Buche abbricht, so besitzen wir für das dritte vorchristliche Jahrhundert nur eine einzige zusammenhängende Darstellung, den sehr flüchtigen und in chronologischer Hinsicht wenig zuverlässigen Auszug des Justin. Zwar gab es eine ganze Reihe hervorragender Schriftsteller des Altertums, die diesen Zeitraum behandelten, aber sie alle sind uns nur in Auszügen und Bruchstücken erhalten, erst mit Polybios Werk beginnt 220 wieder eine zusammenhängende und chronologisch genau fixierte Darstellung. Die beste Übersicht über die literarischen Quellen gibt Beloch IV, 2, 1 ff. Um so wichtiger werden in diesem Zeitraum für uns die Inschriften, die in immer größerer Zahl ans Licht treten. Da ist es nun von großer Wichtigkeit, daß mehrere ältere Sammlungen in neuer Bearbeitung erschienen sind: vor allem hat Kirchner die nacheuklidischen Inschriften Attikas in der Editio minor der Inscriptiones Graecae neu herausgebracht, während Hiller von Gaertringen Dittenbergers Sylloge in der neuen dritten und sehr vermehrten Auflage bearbeitet hat. Auch Latyschews Sammlung der griechischen Inschriften Südrußlands ist 1916 in neuer Bearbeitung erschienen, die 302 neue Nummern bringt. Weiter ist die Veröffentlichung der Inschriften des britischen

Museums zu nennen, von der die ersten Teile des IV. Bandes erschienen sind, die die Inschriften von Knidos, Halikarnassos und Branchidai in der Bearbeitung G. Hirschfelds enthalten, und endlich hat Dürrbach eine Auswahl der delischen Inschriften herausgegeben, die historische Texte vom VII. Jahrh. bis 166 umfaßt. Die schlimmste Lücke bilden die delphischen Inschriften, die immer noch der Zusammenfassung harren, so vieles im einzelnen auch von Pomtow, Roussel und anderen veröffentlicht ist. Die in Milet gefundenen Steine sind von Rehm herausgegeben, daneben aber sind noch eine ganze Reihe einzelner wichtiger Inschriften zutage gekommen, so die berühmte Inschrift von Kyrene, über die später im Zusammenhang zu handeln ist. Über die laufend neu hinzukommenden Steine unterrichtet am besten neben der Ἀρχαιολογικὴ ἐφημερὶς das von J. J. Hondius im Verein mit andern Gelehrten herausgegebene Supplementum epigraphicum Graecum, das seit 1923 erscheint. Sehr wichtig, allerdings in erster Linie für das Lagidenreich, sind die Papyri: alles Wissenswerte über sie bringt Wilckens Archiv für Papyruskunde.

Die erste und wichtigste Aufgabe der Forschung in diesem Zeitraum bildet die Feststellung der Chronologie, und hier hat natürlich die attische Archontenliste das Interesse der Forscher auf sich gezogen. Die letzte umfassende Bearbeitung gibt Beloch im letzten Bande seines Werkes IV 2, 52—96, in der auch die Einzelarbeiten seiner Vorgänger berücksichtigt sind. Vergleicht man seine Ergebnisse mit der zuletzt von ihm vor 23 Jahren aufgestellten Tabelle, so springt sofort der gewaltige Fortschritt ins Auge. Bis 261/0 ist die Reihe fast lückenlos, und auch die Folgezeit von 261/0 bis 221/0 zeigt nur noch wenig leere Stellen. Natürlich ist die Tabelle besonders in ihrem zweiten Teil weit davon entfernt, vollkommen sicher zu sein; das Material reicht eben noch nicht aus, und vor allem geht die Ansicht der Forscher über den Wert der uns zu Gebote stehenden Hilfsmittel weit auseinander. Es sind bekanntlich vier: zu dem Schaltzyklus Belochs, dem Fergusonschen Gesetz der Schreiberfolge, dem Sundwall-Fergusonschen Gesetz der Folge der Asklepiospriester ist noch die Bezeichnung der obersten Finanzbehörde in Athen hinzugekommen: wenn Athen demokratisch regiert wird, haben wir ein Kollegium οἱ ἐπὶ τῇ διοικήσει, während in oligarchisch-makedonischen Zeiten statt dessen ein Einzelbeamter ὁ ε. τ. δ. erscheint. Nur die beiden ersten Kriterien gelten für den ganzen Zeitraum, und es fragt sich nun, welcher Wert ihnen beizumessen ist. Auszugehen ist natürlich von dem Zeitpunkt der Einführung des metonischen Zyklus 338/7 bis 301/0, weil in dieser Zeit die Abfolge der Archonten durch Diodor gesichert ist, und da zeigt sich nun, daß in dieser Zeit der Schaltzyklus mit einer scheinbaren, wohl auf ein Versehen

zurückgehenden Ausnahme (Beloch a. a. O. S. 21) streng beobachtet ist, während die Schreiberfolge von 322/1 bis 301/0 mindestens an vier Stellen verletzt ist, was zweifellos mit den häufigen Staatsumwälzungen in dieser Zeit zusammenhängt. Unter diesen Umständen kann man es Beloch nicht verdenken, wenn er seine Liste hauptsächlich auf den Schaltzyklus begründet und der Schreiberfolge nur subsidiären Wert beimißt: auch ist es ja ohne weiteres klar, daß eine Änderung der Schreiberfolge viel leichter zu bewirken war, als eine Abweichung vom Schaltzyklus, die viel tiefer ins bürgerliche Leben eingriff und deshalb nach Möglichkeit vermieden ward (S. 63 f.). Vom methodischen Standpunkt aus wird man also Belochs Liste vor Ferguson und Kirchner den Vorzug geben, die vorwiegend mit der Schreiberfolge arbeiten.

Immerhin bleibt noch manches zweifelhaft, so gleich im Anfang das Jahr Philippos, das Beloch früher ins Jahr 291/0 setzte und jetzt mit Ferguson und Kirchner auf 292/1 fixiert. Dabei geht er von Dionys. de Din. c. 9 aus, wo ein Verzeichnis sämtlicher Archonten von Nikophemos (361/0) bis Philippos gegeben wird, das 70 Namen enthalten soll: danach käme Philippos bei inklusiver Zählung allerdings auf 292/1. Es stehen aber nur 68 Namen im Text; der eine von den fehlenden ist Hegesias 324/3, der zweite müßte nach Nikokles (301/0), mit dem Diodors Archontenliste abbricht, irgendwo ausgefallen sein. Nun berechnet aber derselbe Dionys. de Din. c. 2 den Zwischenraum zwischen Demosthenes' Tod (Philokles 322/1) und der Einnahme Athens unter Kairimos (Juni 308/7), sowie den zwischen Anaxikrates (307/6) und Philippos beidemal auf 15 Jahre. Er hat also das erstemal inklusiv gerechnet und wird das auch das zweitemal getan haben: wir kommen also auf Kolbes Ansatz für Philippos 293/2. Dazu stimmt die Menandrosinschrift, die Philippos in das 32. Jahr Ptolemaios Soters setzt. Aus der zahl ergibt sich, daß Satrapenjahre gemeint sind, die von Alexanders Tod an rechnen (Hegesias 324/3); einerlei, ob man nun nach dem Königskanon (erstes Jahr des Ptolemaios 11. Thot. 324) oder, was hier richtiger ist, nach dem Archontendatum rechnet, so fällt Ptolemaios 32. Jahr in 293/2. Gegenüber diesem Zusammenstimmen wird es nun doch sehr wahrscheinlich, daß Dionys. de Din. c. 9. sich verzählt hat: er rechnete 70 Archontennamen, wo nur 69 vorhanden waren, und hinter Nikokles ist keine Lücke anzunehmen. Alsdann würde auch dies Zeugnis stimmen, und somit bleibt für Philippos 293/2 das Wahrscheinlichste. Da weder Schaltcharakter noch Schreiber des Jahres bekannt sind, macht die Umdatierung nach dieser Seite keine Schwierigkeit.

Dagegen muß ich bei der Gruppe Diokles/Euthios entgegen meiner früheren Ansicht jetzt Beloch recht geben, der sie in 288/4 setzt, gegen Ferguson und Kirchner, die auf Grund der Schreiberfolge 290/6,

und Kolbe, der 287/3 annimmt. B. hat gezeigt, daß im Jahr des Diokles Athen zweifellos schon frei war: der Abfall aber erfolgte nach Plut. Dem. 44 unmittelbar nach Demetrios' Niederlage gegen Pyrrhos (Sommer 288). Wenn Ferguson und Kirchner Diokles 290/89 ansetzen, so müssen sie annehmen, daß Athen schon 291 oder 290 abfiel, als Demetrios noch auf der Höhe seiner Macht stand, was ziemlich unwahrscheinlich ist. Die von Mayer zuerst angeführte Stelle des Philod. περὶ τῶν Στωικῶν (Pap. Herc. 339) col. V, in der gezeigt wird, daß Antigonos Gonatas im Jahr des Euthios noch nicht König von Makedonien war, beweist in diesem Streit nichts: Antigonos nahm 284/3 den Königstitel an, Euthios kann demnach ebensogut 285/4 als 287/6 Archon gewesen sein. Wohl aber fällt durch sie Kolbes Ansatz der Gruppe auf 287/3. Übrigens hat sich auch Tarn für Belochs Ansatz erklärt.

Von hier ab aber beginnen sich die beiden letztgenannten Forscher zu widersprechen. Von Euthios ab bis Anaxikrates und Demokles, die durch Olympiadengleichung bei Pausanias auf 279/7 festliegen, hat Beloch die Reihe Gorgias, Urios, Kimon, Menekles, Nikias, die sich dem Schaltzyklus gut einfügen und auch in der Schreiberfolge sich an Euthios anschließen. Freilich heißt es bei Plutarch im Leben der X-Redner ἐπὶ Πυθαράτου ἄρχοντος δεκάτῳ ἔτει ὕστερον nach Gorgias, und da Pytharatos durch Olympiadengleichung auf 271/0 festliegt, so müßte Gorgias auf 280/79 fallen. Aber der Parisinus 1672 hat δεκάτῳ δ' ἔτει ὕστερον, wo das δὲ den Sinn stört, und da nach dem alten Grundsatz die schwierigere Lesart die größere Wahrscheinlichkeit hat, so hält sich Beloch an das δ', das er als Zahlzeichen erklärt, und demnach würde Gorgias 14 Jahre vor Pytharatos, d. h. eben ins Jahr 284/3 nach Euthios, kommen. Das will Tarn nicht gelten lassen und stellt deshalb, ähnlich wie Kolbe, die Reihe Urios, Menekles, Nikias, -laios, Gorgias auf, die aber weder mit dem Schaltzyklus noch mit der Schreiberfolge stimmt und daher zu verwerfen ist. In der Mitte des Jahrzehnts 275/4 und 274/3 setzt er Polyeuktos und Hieron in Übereinstimmung mit Ferguson und Kirchner; der Hauptgrund ist der, daß unter Hieron die erste Soterienfeier in Delphi fällt, die zur Erinnerung an die Rettung von den Galliern 279/8 stattfand. Als unmittelbarer Nachfolger zu dieser Gruppe aber gehört Diomedon, wie wir jetzt aus einem salamininischen Thiasosdekret wissen, das Keramopoullos (Βιβλιοθ. τῆς ἐν Ἀθ. ἀρχαιολογ. ἑταιρίας Heft 22. S. 113f. 1923) veröffentlicht hat, und unter diesem Diomedon war Εὐρυκλείδης Μικίωνος Κηφισιεὺς ταμίας τῶν στρατιωτικῶν. Dies ist der bekannte Staatsmann, der um 230 in Athen die leitende Stellung einnahm und etwa 210 starb, er kann also nicht wohl 63 Jahre früher bereits ein so wichtiges Amt bekleidet haben (Beloch 78ff.). Es bleibt also nichts andres übrig, als mit Beloch die

ganze Gruppe nach dem chremonideischen Kriege anzusetzen, worin er dem Vorgange de Sanctis gefolgt ist; etwas abweichend von diesem setzt er sie 261—258. Die Soterienfeier bildet dabei kein Hindernis, da es nach den Ausführungen von de Sanctis und Beloch (S. 80ff.) sehr wahrscheinlich ist, daß diese erst zwanzig Jahre nach dem Ereignis eingerichtet ist, wozu nach Beloch auch die delphische Chronologie stimmt. Die Lücke in den siebziger Jahren füllt Beloch mit andern Archonten, die aus verschiedenen Gründen vor den chremonideischen Krieg gehören. Dieser selbst brach unter Peithidemos aus 266/5 nach allgemeinem Ansatz, von dem nur Tarn abweicht, der ihn ein Jahr früher setzt. In das Folgejahr gehört nach Johnsons Ergänzung von II² 1, 689 Α[Λυσιθε]ίδης; Kirchners Ergänzung 'Αρρηνείδης hat m. E. Beloch S. 77 widerlegt. 264/3 ist der Archon des Marmor Parium Diognetos. Dann folgt eine Lücke, und nun im Jahre 262/1 Antipatros und Arrheneides, wobei Arrheneides der nach der Einnahme Athens durch Gonatas im Herbst 262 neugewählte Archon ist. Die Gründe habe ich im vorigen Bericht (S. 217, Bd. 180, 1919) im Anschluß an Kolbe auseinandergesetzt; dazu gehört noch die eigentümliche Bezeichnung des 'Αντίπατρος als ὁ πρὸ 'Αρρηνείδου. Die von Beloch dafür angeführte Parallele Schol. Ar. Ran. 694 beweist nichts, da der Zusammenhang dort ein ganz anderer ist. Von Arrheneides ab wird dann die Liste unsicher: von Jason bis Thrasyphon 232/220 stimmt Belochs neue Liste sonst ganz mit Ferguson-Kirchner überein.

Über die delische Archontenliste (jetzt bei Beloch IV 2, 97) ist schon im vorigen Bericht das Nötige bemerkt; sie ist von Dürrbach (Bull. corr. Hell. 40, 298ff., 1916) aufgestellt und nach den Ausführungen von Glotz und Beloch a. a. O. mit einer Fehlergrenze von einem Jahr nach oben und nach unten festgelegt. Dasselbe gilt von der milesischen Stephanephorenliste, die bis 260/59 vollständig erhalten ist: chronologisch ist sie dadurch fixiert, daß in ihr Alexandros Philippou erscheint, der 334/3 Stephanephor gewesen sein muß, dazu stimmt, daß bei dem 21. Namen 'Ιππόμαχος Θήρωνος bemerkt wird, daß die Stadt unter ihm durch Antigonos befreit ward, ein Ereignis, das sich auf 313 datieren läßt. Die vollständige Liste findet sich bei Rehm, Delphinion S. 255—273, der auch Haussoulliers Ansätze mit berücksichtigt. Verhältnismäßig unsicher ist noch immer die delphische Archontenliste, doch ist insofern ein wichtiger Fortschritt erreicht, als Pomtow jetzt sich Belochs System angeschlossen hat. Vergleicht man Belochs Liste von 1904 mit der jetzigen (IV 1, 420), so ist zwar die Reihenfolge der Archonten ziemlich dieselbe geblieben, so daß sich Belochs Satz, man müsse die wachsende Zahl der Aitolerstimmen zugrunde legen, durchaus bewährt hat; im einzelnen aber sind

die absoluten Zeitbestimmungen jetzt bedeutend genauer. Gegen die Angriffe Roussels und Johnsons hat Beloch sein System S. 422ff. mit Glück verteidigt.

Für die makedonische Königsliste in ihrem älteren Teil ist das Datum der Schlacht von Kurupedion wichtig, die meistens ins Jahr 281 gesetzt wird. Nun hat Corradi versucht, sie um ein Jahr hinaufzuschieben, dann würde Seleukos' Tod Anfang 281 fallen und Ptolemaios Keraunos, der nach der Königsliste 1 Jahr 5 Monate regiert hat, würde im Sommer 280, nicht 279 gegen die Gallier gefallen sein. Das hätte den Vorteil, daß sein Tod noch in die 124. Olympiade fiele (Pol. II 41, 1), und ebenso würde dazu die Angabe des Appian stimmen, daß Lysimachos 40 Jahre regiert habe: sein letztes Jahr wäre also 283/2, und am Ende dieses Jahres wäre er bei Kurupedion gefallen. Aber die Sache ist unmöglich, da noch am 2. Januar 280 in den Keilschrifttafeln nach Seleukos und Antiochos datiert wird: damals war nach Corradis Ansatz Seleukos schon 9 Monate tot. Die Angaben bei Appian und Polybios sind also als ungefähre zu bezeichnen und können den Ansatz der Schlacht auf 281 nicht erschüttern (vgl. Beloch IV 2, 107ff.). Eine ähnliche Wichtigkeit besitzt für den jüngeren Teil der makedonischen Königs- und für die achaeische Strategenliste der Ansatz der Schlacht v. Sellasia. Es ist eine alte Streitfrage, ob sie 222 (Niese, Clinton) oder 221 (Schoemann, Droysen, Beloch) geschlagen ist, beide Ansätze haben ihre Schwierigkeiten, und um ihnen zu entgehen, hat Ferrabino versucht (S. 218), die Schlacht in den Juli/August 223 zu verlegen, ist aber sofort von Beloch widerlegt worden (IV 2, 219). Das Merkwürdige ist nun aber das, daß Beloch selbst seine Ansicht geändert hat und ins gegnerische Lager übergegangen ist: er setzt jetzt Sellasia in 222. Der Anlaß für ihn ist offenbar der, daß Euergetes, der spätestens im Dystros (Aug./Sept.) 221 gestorben ist, die Schlacht noch eine Reihe von Monaten überlebte. Das würde natürlich besser auf 222 passen, und außerdem würde dann auch die Angabe des Polybios stimmen, daß Antiochos III erster Angriff auf Syrien 221 sich gegen Philopator gerichtet habe, was Holleaux geltend gemacht hat. Dann müßte eben Euergetes, dessen letztes Datum der 28. 1. 222 ist, schon im Frühjahr gestorben sein. Dafür nimmt Beloch die Schwierigkeit in den Kauf, daß 222 kein Nemeenjahr war: die Feier, an der Antigonos unmittelbar nach der Schlacht teilnahm, müßte also des Krieges wegen von 223 auf 222 verschoben sein, wobei dann merkwürdig ist, daß Polybios, der eine ähnliche Verschiebung im Jahre 195 getreulich berichtet, sich hier völlig ausschweigt. Aber auch sonst liegt m. E. kein Grund vor, von 221 abzugehen: wenn Euergetes Sept. 221 starb, so genügen die drei Monate nach der Schlacht, die im Juni stattfand, voll-

kommen, um die Ereignisse darin unterzubringen. Und was die Angabe des Polybios betrifft, daß der erste syrische Krieg bereits gegen Philopator gerichtet war, so hat Beloch selber es wahrscheinlich gemacht (IV 1, 689. A. 2), daß hier ein sehr entschuldbares Versehen des Polybios vorliegt, und was noch besonders ins Gewicht fällt, Holleaux hat seinen alten Standpunkt verlassen und setzt jetzt Sellasia ebenfalls 221 an. (S. 124, A. 5.) Nach allem dem sehe ich keinen Grund, Belochs Schwenkung mitzumachen und halte demnach auch an seiner früheren Aufstellung der Strategenliste fest. Abweichungen davon finden sich übrigens bei Ferrabino (S. 272), der besonders in der früheren Zeit vor 237 Aratos Jahr für Jahr Strateg sein läßt; daß dies mit der bekannten Angabe bei Plut. Arat. c. 24 nicht im Widerspruch steht, wird man ihm ohne weiteres zugeben müssen (p. 274).

Für die ägyptische Köngisliste ist durch neue Papyrusfunde ein großes Material hinzugekommen, das zuletzt unter Benutzung der früheren Forschungen von Lesquier, Jouguet und vor allem Edgar, durch Meyer und Beloch bearbeitet ist. Beide aber weichen in ihren Aufstellungen vielfach voneinander ab, wie nachfolgende Zusammenstellung zeigt:

	Meyer (S. 68ff.)	Beloch (IV 1, 176)
Philadelphos Geburt . . .	Dystros (Febr.) 308	Dystros 308
Philadelphos Mitregent . .	Ende 284	15. 3. 285
Tod Soters	zwischen 2. 11. 283 u. 1. 11. 282, wahrscheinlich Juni/Juli 282	Mittwinter 282
Tod der Arsinoe	Juli 269	Juli 271 od. 270 (S. 183, A. 1)
Ende der Mitregentschaft des „Sohnes"	Mai/Nov. 258	Mai/Nov. 259
Ende d. 2. syr. Krieges . .	Ende 252	Ende 253 (IV 1, 637)
Euergetes Mitregent. . . .	12./13. Nov. 247	
Tod d. Philadelphos, Euergetes Alleinherrscher . .	27. 1. 245	27. 1. 246
Tod d. Euergetes, Antritt Philopators	9. 10. 221	spätest. Sept. 221
Schlacht v. Rhapheia . . .		23. 6. 217 (neue Pithomstele)
Antritt d. Epiphanes . . .	28. 11. 203	

Wie man sieht, sind Belochs Ansätze durchweg ein Jahr höher, die Differenz beim Tode Soters erklärt sich daraus, daß die Gedächtnis-

feier für ihn nach Kallixenos bei Athen. V 196d im Jahre 274 im Winter stattfand κατὰ μέσον χειμῶνα τῆς ὑποδοχῆς τότε γενηθείσης. Allein aus dem Zusatz τότε schließt Meyer, daß es sich hier um eine Verschiebung des Festes handle, die durch den Einfall des Magas hervorgerufen sei und daß für gewöhnlich das Fest um Mittsommer gefeiert sei, was immerhin möglich ist; aus sachlichen Gründen verlegt Lehmann-Haupt S. 151 sie in den Herbst. Die Entscheidung zwischen Meyer und Beloch ist sehr schwierig, Beloch hat seine Ansätze in Wilckens Archiv VIII 1 verteidigt, eine Erörterung an dieser Stelle würde zu weit führen. Im ganzen halte ich Belochs Ansätze für richtiger; auch Edgar stimmt mit ihnen überein.

Dieselbe Rolle wie die Papyrusdaten für die ägyptische, spielen die Datierungen babylonischer Tontäfelchen für die seleukidische Königsliste. Beloch hat die bisher bekannten auf S. 192 zusammengestellt; aus der von Smith herausgegebenen Chronik ergibt sich für die Seleukidenliste nichts Neues. Danach hat dann Beloch die Liste aufgemacht S. 197; sie stimmt mit der von ihm früher gegebenen überein und gibt nur für den Regierungsantritt der einzelnen Könige etwas genauere Zeitangaben. Das gleiche gilt von der pergamenischen Königsliste; über den Staumbaum der Attaliden hat zuletzt E. Meyer gehandelt, der im wesentlichen mit Beloch S. 211 zu denselben Ergebnissen kommt.

So weit die Chronologie: was die Machtverteilung nach der Schlacht von Ipsos betrifft, so sollte Ptolemaios übergangen werden, weil er an der Entscheidung nicht teilgenommen hatte. Er hatte sich aber schon vorher in den Besitz seines Anteils gesetzt, und Seleukos zog es vor, ihn zunächst darin zu belassen und nur durch einen Protest seine Rechte zu wahren. Die Grenze zwischen Seleukiden und Ptolemäern hat Kahrstedt mit umsichtiger Verwendung der Zeugnisse und vor allem der Münzen zu ziehen versucht (S. 27f.): danach blieb den Seleukiden von Syrien eigentlich nur die sogenannte Seleukis und der nördliche Teil; ganz Koilesyrien war in der Hand der Ptolemäer. Ausgenommen müssen nur die phönikischen Städte bis Tyrus und Sidon gewesen sein, in denen noch Demetrios herrschte (Plut. Dem. 32), und demzufolge nimmt Beloch an, daß die Städte 294 entweder von Ptolemaios Soter, der damals den von Demetrios abgefallenen Philokles zum König von Sidon machte (Moser 95ff.), oder im ersten syrischen Krieg von Philadelphos genommen seien. Da das letzte ziemlich unwahrscheinlich ist, so bleibt nur die Eroberung durch Ptolemaios Soter, und ich sehe nicht, wie Kahrstedt um diese Annahme herumkommen will (S. 27). Schwieriger ist es, die Lage um 281 zu übersehen. Daß Ptolemaios damals nicht eingriff, muß seine Gründe gehabt haben und diese sehe

ich, wie schon in den vorigen Berichten ausgeführt, in einem Geheimabkommen zwischen Philadelphos und Seleukos, wodurch dieser seine Neutralität durch die Anerkennung des Besitzes von Koilesyrien erkaufte. Wenn wir kurz darauf Philadelphos im Besitz von Samos finden (Rehm, Delphinion Nr. 123. 139), so läßt sich das am besten mit Beloch dadurch erklären, daß diese Stadt persönliches Eigentum von Lysimachos' Gemahlin Arsinoe war und durch ihre Heirat mit ihrem Bruder Philadelphos in dessen Besitz überging (IV 2, 340), was vielleicht auch von Milet zu gelten hat, während Beloch die Erwerbung in den ersten syrischen Krieg setzen will. 283/79 war sie jedenfalls noch seleukidisch, da 'Αντίοχος Σελεύκου, d. h. Antiochos I, als Stephanephoros in der Liste erscheint.

Der erste syrische Krieg brachte eine schwere Erschütterung des Ptolemäerreichs, das bis dahin von Erfolg zu Erfolg geschritten war; wenn Beloch IV 1, 586 das Gegenteil behauptet, so hat er Theokrits Lobeserhebungen im Enkomion zu viel Gewicht beigemessen. Zwar die Hauptgefahr, daß Antigonos Gonatas dem Bündnis von Magas und Antiochos beitrat, war dadurch beschworen, daß man Pyrrhos gegen ihn hetzte, und auch das war ein Glück für Ägypten, daß der Angriff der Verbündeten nicht gleichzeitig erfolgte, aber Kyrene blieb doch faktisch unabhängig und die Erwerbungen in Syrien wurden zum großen Teil von Antiochos 273 wiedergewonnen; mit Recht nimmt Kahrstedt an (S. 28), daß der Zustand, den der Friede von 253/2 herstellte, praktisch erheblich älter war und auf Antiochos' Siege im Jahr 273 zurückgeht. Warum er allerdings an einen Frieden 272 nicht glauben will, weiß ich nicht: praktisch blieb Ptolemaios nach Pyrrhos' Tod nicht viel andres übrig. Ich glaube daher auch nicht, wie Beloch meint (S. 336. 342), daß Philadelphos an der Süd- und Westküste Kleinasiens bedeutende Erfolge erzielt hat: was Theokrit hier aufzählt, geht größtenteils schon auf Erwerbungen Soters aus der Erbschaft Demetrios I. zurück, und Ionien nennt auch Theokrit nicht. Die Erwerbungen, die Philadelphos hier gemacht hat, stammen offenbar aus den letzten Jahren Antiochos Soters, als er in den unglücklichen Krieg mit Eumenes von Pergamon verwickelt ward, d. h. also um die Zeit des chremonideischen Krieges. In das Friedensjahr 272/1 hat übrigens Walek mit einleuchtenden Gründen den Bündnisvertrag zwischen Akarnanien und Aitolien verlegt.

Der chremonideische Krieg ist der Höhepunkt der ptolemäischen Politik gegenüber Griechenland, über die zusammenfassend Moser, Kolbe und Frl. Fritze gehandelt haben. Sie ist sehr charakteristisch für die Ptolemäerpolitik überhaupt: nach dem ersten Versuch Soters 309/8, der zuerst in Übereinstimmung mit Demetrios stattfand

(Suid. Δημήτριος vgl. Moser 35—51. Beloch IV 1, 145), dann aber vor dessen Angriff schmählich zusammenbrach, haben sich die ägyptischen Könige jedes direkten Angriffs enthalten und nur immer dafür gesorgt, daß sie mit irgendeiner leistungsfähigen Macht im Bunde standen, die auf dem Festland die Macht des Makedonierkönigs lahmlegen konnte — es ist die Politik Englands dem europäischen Kontinent gegenüber, die hier ihr Vorbild findet. Zuerst haben Pyrrhos, dann im chremonideischen Krieg Athen und Sparta, dann Antigonos abtrünniger Neffe Alexandros, dann die Achäer, auf deren nahe Beziehungen zu den Ptolemäern die achäischen Grabinschriften hindeuten, die Perdrizet gesammelt hat, und endlich Kleomenes von Sparta diese Rolle gespielt und im allgemeinen mit dem gewünschten Erfolg; erst Philipp V. hat nach dieser Seite freie Hand gehabt. Freilich ist im chremonideischen Kriege das Ziel scheinbar höher: wenn Frl. Fritze hier die Absicht erkennt, überhaupt Antigonos zu stürzen, und Kolbe diese Absicht durchaus in Abrede stellt, so haben beide recht. Es war Arsinoe, die diesen, ihren Krieg diplomatisch vorbereitete, und sie hat sicher die Absicht gehabt, ihren Sohn von Lysimachos auf den makedonischen Thron zu setzen. Aber ihr Tod (Beloch 271/70, Meyer 269) änderte die Sache, Philadelphos, ihrem Einfluß entzogen, lenkte in die überlieferten Bahnen der ptolemäischen Politik wieder ein und führte den Krieg in Griechenland sehr lässig, weil ihm die Erweiterung seiner Seeherrschaft viel wichtiger war, zumal sich infolge der letzten unglücklichen Kämpfe des Antiochos mit Eumenes dazu die günstige Gelegenheit bot. Immerhin erwies sich die Politik auf die Dauer als kurzsichtig, Athens Fall (Herbst 262) gab Antigonos freie Hand, und da Antiochos Theos offenbar mit Eumenes sich abgefunden hat, so stand der Ägypter jetzt dem Makedonier und dem Syrer zugleich gegenüber. Noch einmal bewährte sich gegen Antigonos die alte Politik des „festländischen Degens“, indem Ptolemaios Alexandros, den Neffen des Gonatas, zum Abfall brachte; trotzdem hat er im Frieden, der den 2. syrischen Krieg beendete (Ende 253 Beloch, Ende 252 Meyer) eine ziemlich erhebliche Zeche zu begleichen gehabt. Ionien war größtenteils an Antiochos II. verloren, der besonders den Griechenstädten gegenüber, entgegengesetzt zu seinen Vorgängern, eine sehr versöhnliche Politik eingeschlagen hatte (Corradi, Riv. 50), und in Syrien zeigt die von Kahrstedt festgelegte Grenze von 253/2, die von Sidon fast genau ostwärts verläuft, daß dem Ägypter nur die südliche Hälfte Koilesyriens verblieb. Und diesen Frieden hatte er mit der Hand seiner Tochter noch erkauft. So glänzend Philadelphos sich im Innern als Verwalter bewährt hat, in der äußeren Politik hat er im Unterschied zu seinem Vorgänger und Nachfolger doch nur recht vorübergehende Erfolge aufzuweisen gehabt. Dafür hat er im Innern die Grundlagen der

Verwaltung gelegt, auf denen die Größe seines Landes beruht. Es ist sowohl von Collomp (S. La chancellerie p. 25), wie auch von Rostowzew (A large estate p. 22) darauf hingewiesen worden, daß wir nur sehr wenige Papyri haben, die über die Mitte des 7. Jahrzehnts hinaufgehen, und mit Recht hat Rostowzew daraus geschlossen, daß damals etwa die große Verwaltungsreform von Philadelphos durchgeführt ward. Von welchen Grundsätzen er dabei ausging, hat Rostowzew S. 22, 131 ff. gezeigt; sein Gehilfe dabei ist offenbar der Apollonios der Zenonpapyri gewesen, Philadelphos' διοικητής oder Finanzminister, der die Verwaltung organisierte und auf großen Inspektionsreisen (S. 28 ff.) ihre Durchführung überwachte. Etwa 261 gelangte er ins Amt, das er bis an den Tod des Königs verwaltete (Rostowzew S. 19). Dann allerdings machte ihm Euergetes sofort den Prozeß: was aus ihm selber geworden ist, wissen wir nicht, seine Güter wurden konfisziert (Rostowzew S. 170). Die Sache scheint kurz nach dem Prozeß gegen einen gewissen Alexander vorgefallen zu sein, von dessen Sturz Apollonios noch profitiert hatte. Jedenfalls war es ein vornehmer Mann gewesen, Rostowzew denkt an den Sohn des Lysimachos und der Odryserfürstin S. 21, während Webster in ihm einen Sohn des Demetrios Poliorketes und der Deidamia erkennen will, der als Geisel vielleicht zugleich mit Pyrrhus nach Alexandria gekommen wäre.

In diesem Zusammenhang gehören nun drei Ereignisse, deren Datierung von jeher Schwierigkeiten gemacht hat, die Schlacht von Kos, der Abfall Ptolemaios des Sohnes und der Abfall Alexanders von Korinth. Kolbe hat versucht, den Ansatz Beloch-Fergusons der Schlacht von Kos auf 256 in Zweifel zu ziehen: er setzt sie zwar nicht wie Otto in das Ende des chremonideischen Kriegs, aber kurz nachher in 259, wobei er hauptsächlich auf der neuentdeckten milesischen Inschrift (Delphinion Nr. 139 um 260) fußt, in der von einem bevorstehenden Angriff zu Wasser auf Milet die Rede ist; das zeigt nach ihm, daß Ägypten damals nicht mehr die Seegeltung gehabt habe und die habe es erst durch die Schlacht von Kos verloren (GGA. 456). Aber dagegen hat Beloch mit Recht eingewendet, daß Milet, Samos, Ephesos damals noch unter ägyptischer Herrschaft standen, diese also noch ganz unerschüttert war; folglich muß die Schlacht später geschlagen sein, und der Ansetzung auf 257 und 256 steht nichts im Wege. Ähnlich steht die Sache mit dem Abfall Alexanders, der von Beloch auf 252—248, von Tarn und Ferguson auf 251—247 gelegt wird. Kolbes Widerlegungsversuch (S. 470) ist mißlungen, sein eigener Ansatz 249—244 hat wenig Wahrscheinlichkeit. An die Schlacht von Kos knüpft sich übrigens noch eine archäologische Frage, die über das sog. monument des taureaux in Delos. Nach Couchaud und Svoronos ist dies

das Haus, in dem das von Antigonos geweihte siegreiche Admiralschiff aus der Schlacht von Kos aufgestellt ward. Tarn stimmt dem bei; da aber das Gebäude sicher unter einem Ptolemaios errichtet ist, so erklärt er die Sache so, daß das Haus ursprünglich für Demetrios I. Pentekaidekatere erbaut war, die in Soters Hände fiel, als Philokles von Sidon ihm Demetrios' Flotte zuführte. Nach dem Sieg von Kos habe man dann das alte Schiff durch Antigonos' Admiralschiff ersetzt. Schwierig ist dagegen der Abfall des Ptolemaios. Zwar die Zeit steht ziemlich fest 259/8, aber die genauere Bestimmung hängt auch mit der Frage zusammen, wer eigentlich dieser Ptolemaios der Sohn war, und darüber ist geradezu eine kleine Literatur entstanden.

Der Abfall Ptolemaios „des Sohnes", wie er in der milesischen Inschrift Nr. 139 heißt, wird von Justin zwischen Antiochos I. Tod und der Fahrt Demetrios des Schönen nach Kyrene erwähnt, also zwischen 261 und 258, und muß demnach 259/8 stattgefunden haben. Nun wird in den Papyrusurkunden seit 267 ein „Mitregent" erwähnt, der dann zwischen Mai und November 259 (Meyer 258) plötzlich verschwindet, in einer Urkunde ist sein Name absichtlich getilgt. Danach haben zuerst Wilhelm und neuerdings Stern, wie Beloch (IV 2, 183) die Vermutung ausgesprochen, daß es sich in beiden Fällen um ein und dieselbe Person, nämlich um den Sohn der Arsinoe aus ihrer ersten Ehe mit König Lysimachos handle, dem sie durch den chremonideischen Krieg den Thron Makedoniens verschaffen wollte und den nach ihrem Tode Philadelphos adoptiert und zum Mitregenten erhoben hätte. Die Sache hat nun einen Haken. Ein Dekret von Telmessos (Ditt. or. 55) kurz vor 240 erwähnt einen Πτολεμαῖον 'Επι. . . .ν εὐνοίας ἕνεκε usw. Die Lücke ist von Holleaux unter ziemlich allgemeiner Zustimmung zu 'Επίγονον ergänzt worden, was nach dem damaligen Sprachgebrauch Sohn eines Diadochen bedeuten muß. Es kann sich also nur um den Sohn des Königs Lysimachos handeln, der demnach um 240 noch lebte, während er nach Justin bald nach seinem Abfall umkam. Um diesem Dilemma zu entgehen, sprach Stern die Vermutung aus, der Telmessier sei gar nicht der Sohn des Diadochen Lysimachos, sondern Euergetes' Neffe, der Sohn seines jüngeren Bruders Lysimachos; der Ausdruck ἐπίγονος sei nicht allein auf Söhne des Diadochen beschränkt, sondern könne auch in weiterem Sinne gebraucht werden. Demgegenüber aber betont Holleaux, daß der Telmessier dann doch ebenso wie alle übrigen Verwandten Philopators und wie sein Vater Lysimachos bei Euergetes' Tode aus dem Wege geschafft sein müßte. Wenn aber nicht, wo sei er dann 203 gewesen, als Philopator starb und er als einziger lebender Agnat der gewiesene Vormund für Epiphanes gewesen wäre? Das ist richtig, und alsdann bleibt eben nur noch der Ausweg Belochs (S. 185),

der nicht mit Unrecht darauf hinweist, daß Holleaux' Ergänzung doch nicht über jeden Zweifel erhaben sei, und den Πτολεμαῖος des Dekrets für einen einfachen Bürger von Telmessos erklärt. Aber dagegen spricht Liv. 37, 56, 4, wonach Telmessos 188 von den Römern an Attalos gegeben ward, mit alleiniger Ausnahme des Gebiets, qui Ptolemaei Telmessii fuisset. Es muß also doch mit ihm eine besondere Bewandtnis gehabt haben, wahrscheinlich ward sein Gebiet durch einen Höflichkeitsakt der römischen Kommission den Ägyptern wieder zugestellt. Die Sache ist also noch keineswegs ganz geklärt, und dazu kommt nun, daß auch die Grundlage der ganzen Hypothese, die Gleichsetzung Ptolemaeos „des Sohnes" in Milet mit dem Mitregenten der Papyri bestritten wird. Das tut de Groot: er erklärt den Mitregenten für Euergetes, der bis 239/8 diese Stellung inne gehabt habe, dann aber ausgeschieden sei, weil er nach Magas Tod selbständig die Regierung in Kyrene übernommen habe. Recht hat er darin, daß, wie auch Rehm zugibt, aus der Inschrift selbst kein Mensch auf den Gedanken komme, daß es sich bei dem „Sohn" um den Mitregenten handle. Aber die Möglichkeit, daß Euergetes der Mitregent war, hängt davon ab, ob Magas wirklich 258 gestorben ist. Beloch bestreitet das S. 186ff. und die Widerlegung seiner Gründe hat sich de Groot etwas leicht gemacht, doch hat sich auch Pridik ihm angeschlossen. Alles in allem genommen, wird die Frage, wer Ptolemaios „der Sohn" war, wohl noch länger offen bleiben. Sicher ist nur, daß er bald nachher von seinen Soldaten getötet ward und daß Milet wie Samos in Antiochos II. Hände fielen. In einem samischen Dekret bei Schade wird ein gewisser Bulagoras belobt, daß er damals die Besitzungen in der Peraia durch seine Fürsprache bei König Antiochos II. der Stadt erhielt. Wenige Jahre später rüstete er die Festgesandtschaft zu den Spielen in Alexandria aus: entweder 247/6 oder 243/2; damals war die Stadt wieder ptolemäisch. Philadelphos muß also die bei Kos verlorene Seegeltung und wahrscheinlich auch die Kykladenherrschaft in diesen Jahren zurückgewonnen haben, was ihm um so leichter ward, als er mit Syrien seit 252 in Frieden lebte und Antigonos' Seemacht durch den Abfall seines Neffen gelähmt war. Tatsächlich führt denn auch die Inschrift des Euergetes von Adulis unter den vom Vater ererbten Provinzen auch Ionien auf.

In diese Zeit wird auch die große Inschrift von Kyrene gesetzt, die von ihrem Entdecker Ferri herausgegeben und von Wilamowitz mit Anmerkungen versehen ist. Sie enthält eine Reihe von Bestimmungen über das Bürgerrecht und ist deshalb von den Entdeckern und auch von de Sanctis für die Verfassungsurkunde der Stadt erklärt worden. Aber sie selbst bezeichnet sich als τόδε τὸ διάγραμμα, d. h. also als Verfügung eines Herrschers, und ist es auch ihrem Charakter nach, wie

Beloch IV 2, 612 zweifellos richtig erkannt hat: auch sein Name, Ptolemaios, wird genannt. Da nun der Königstitel fehlt, so kann entweder an Ptolemaios Soter, der 308 nach Ophellas Tod in Kyrene eingriff, oder an Euergetes noch als Kronprinz gedacht werden, und fast alle Herausgeber haben sich für die zweite Möglichkeit entschieden, indem sie eine Notiz des Plutarch (Philop. 1) heranzogen, wonach die beiden Megalopoliten Ekdelos und Damophanes zur Ordnung der Verfassung nach Kyrene berufen wurden und hier ihre Aufgabe musterhaft erfüllten. Dazu stimmt es, daß die gesetzgebende Körperschaft in Kyrene wie in Megalopolis die μύριοι waren. Aber die Sache ist nicht ganz einfach. Wenn man nämlich annimmt, daß die Verfassung von Kyrene der von Megalopolis nachgebildet war, so können Ekdelos und Damophanes nicht vor 249 nach Kyrene gekommen sein, und da andrerseits Euergetes schon 246, vielleicht sogar schon Ende 247 den Thron bestieg, so bleibt kaum Zeit für sein Eingreifen und die Verwirrungen, die nach der Inschrift selbst ihr vorausgingen. Einfacher wird die Sache, wenn man annimmt, daß beide Männer schon vor 250 nach Kyrene gingen und daß sie dort die Verfassung gaben, die sie nachher auch auf ihre Vaterstadt Megalopolis übertrugen. Es ist ja nicht gesagt, daß die Notiz bei Polyb. 10, 22, 2 = Plut. Philop. 1 streng chronologisch geordnet ist. Aber auch so bleiben Schwierigkeiten, denen man am besten entgeht, wenn man mit Theodor Reinach (Rev. archéol. 1927, S. 1 ff.) die Inschrift ins Jahr 322/1, oder mit Heichelheim in 308 setzt (Klio XXI, 175 ff.).

Unmittelbar nach dem Tode des Antiochos II. brach der dritte syrische Krieg aus. Aus seinem Anfang haben wir den berühmten Papyrus von Gurob, in dessen Verfasser v. Wilamowitz und Holleaux im Gegensatz zu de Sanctis Euergetes selbst erkennen wollten, hauptsächlich wegen der glänzenden Empfangsfeierlichkeiten, die in dem Papyrus beschrieben werden und jedenfalls auf eine sehr hochstehende Persönlichkeit schließen lassen. Aber in ihrem weiteren Verlauf führte diese Annahme zu großen Schwierigkeiten, die im vorigen Bericht (Bd. 180, 1919, S. 229) auseinandergesetzt sind. Diese Schwierigkeiten sind jetzt behoben durch die scharfsinnige Vermutung von Roos, der in dem Verfasser den Bruder des Königs, Lysimachos, erkennt, der damals Flottenkommandant in Kypros war und offenbar auf Befehl des Königs sofort der Schwester Berenike nach Antiochia zu Hilfe eilte. Weiter fällt in den Anfang des Krieges wohl noch die Schlacht von Andros, die zuerst Tarn ins Jahr 246 gesetzt hat. Es lag in der Natur der Sache, daß Antigonos, sobald er durch den Tod seines aufständischen Neffen wieder in den Besitz seiner Flottenbasis Korinth gekommen war, von neuem die Seeherrschaft anstrebte, zumal Euergetes damals gerade

den syrischen Krieg begonnen hatte; auch erwähnt Justin prol. XXVII die Schlacht in unmittelbarem Anschluß an diesen. Ob freilich der Sieg so entscheidend war, wie der von Kos, bleibt dahingestellt: jedenfalls hat er Euergetes nach seiner Rückkehr aus Syrien nicht verhindert, seine Machtstellung auf Kosten Seleukos II. im Ägäischen Meer weiter zu verstärken. Beloch allerdings hält an seiner früheren Ansicht fest, daß es sich bei Andros um einen Sieg Dosons handele, den er bei Gelegenheit seines karischen Zuges erfocht (IV 2, 576ff.), doch spricht die Anordnung in Justin. prol. XXVII eher dagegen. Und mit Recht fragt Ormerod (S. 136 A. 1), wo denn die große Flotte, die den Seesieg erfocht, geblieben ist, da Philipp V. bei seinem Regierungsantritt ohne Flotte dastand. Viel zu weit geht Kolbe (S. 461), der die karische Expedition überhaupt ins Reich der Erfindung verweist wie früher Nicolas, und die Worte bei Just. prol. XXVIII Thessaliam et in Asia Cariam durch die Vermutung Thessaliam et Dardaniam beseitigen will. Dagegen hat Beloch IV 2, 548 schon das Nötige bemerkt. Auch darin hat Beloch unzweifelhaft recht, daß der Bruderkrieg nicht unmittelbar mit dem Krieg des Ptolemäus Euergetes gegen Seleukos II. zusammenhängt, und schon aus diesem Grunde sind Ferrabinos Aufstellungen abzulehnen (S. 285), der nach de Sanctis Vorgang beide zum Teil gleichzeitig ansetzt. Der Krieg mit Ägypten ging 241 zu Ende: wenn Beloch entgegen seiner früheren Ansicht den Ausbruch des Bruderkrieges von 239 auf 235 verschiebt (IV 2, 542ff.), so geschieht das im Hinblick auf eine babylonische Keilinschrift, in der berichtet wird, daß im Jahre 236 beide Brüder gemeinsam eine Landverschreibung vornehmen (Lehmann-Haupt, Ztschr. für Assyriol. VII 330, A. 2); damals müssen also beide Brüder noch nicht verfeindet gewesen sein. Das Ende des syrischen Krieges würde übrigens auf 241 festgelegt sein, wenn man in Justin 27, 2, 9 die Vermutung Ferrabinos anno sexto für in annos X annimmt (S. 284). Die damals erreichte Grenze war die von 227 (Kahrstedt S. 27), die aber Damaskos und Orthosia zu Aegypten schlug: wenn das richtig ist, so müssen beide Städte, die Seleukos im Bruderkrieg wieder eroberte, nachträglich noch einmal verloren gegangen sein.

Ungefähr um dieselbe Zeit beginnen die Kämpfe im Peloponnes zwischen dem achäischen Bunde und Kleomenes. Wenn auch Kleomenes' strategisches Talent gegenüber Aratos sofort deutlich hervortrat, so sind doch die ersten Jahre von 228—226 ohne nachhaltigen Erfolg für ihn verlaufen, da numerisch sein Heer dem Aufgebot des Bundes nicht gewachsen war. Aus dieser Erkenntnis heraus vollführte er den Staatstreich, der also bei ihm wesentlich militärische Beweggründe voraussetzt, wie Ferrabino S. 84ff. richtig ausgeführt hat: mit seinem

durch die Neubürger verstärkten Heer errang er 225 den entscheidenden Sieg beim Hekatombaion. Nicht ganz klar ist bei diesen Ereignissen die Rolle, die Agis' Bruder Archidamos gespielt hat. Nach Polybios ist er zweimal verbannt und zweimal zurückgekehrt, 241 und 226 bzw. 227 und μετ' οὐ πολύ nach seiner zweiten Verbannung, worauf er dann ermordet ward. Nach Plut. Cleom. 5 kann nur von einer Verbannung die Rede sein, der von 241, aus der er 227 zurückkehrte. Daraufhin hat v. Stern, der sich an Plut. hält, die doppelte Verbannung für eine historische Dittographie erklärt, während Beloch, der schon in der ersten Auflage sich an Polybios anschloß, diesen Standpunkt neuerdings verteidigt hat (S. 552ff.). An sich ist die Sache ziemlich belanglos.

Die Verhältnisse von Griechenland in der 2. Hälfte des dritten Jahrhunderts behandelt das große Werk Ferrabinos über die nationale Einheit Griechenlands, von dem zunächst der erste Band: Aratos von Sikyon und die Idee der Föderation erschienen ist. Bei einem Zeitraum, in dem die chronologischen Verhältnisse unsicher sind, kam es zunächst darauf an, diese möglichst sicherzustellen, und das hat der Verf. im Anhang S. 255—304 versucht, aber mit ziemlich geringem Erfolg. Seine Ansätze sind vielfach willkürlich und zum Teil bereits überholt (Schlacht von Kos 253, Euergetes' Regierungsantritt und Beginn des 3. syrischen Krieges 247, Gleichzeitigkeit desselben Krieges mit dem Bruderkrieg, endlich Sellasia 223). Andres, wie seine Darstellung des Krieges, den Demetrios II. gegen Ätolien führte, schwebt ganz in der Luft, was in unserm unzureichenden Material begründet liegt, wie denn auch Beloch (IV 2, 527—533) hier nicht über Vermutungen herausgekommen ist. Einzelnes wieder ist ganz plausibel, wie z. B. der Nachweis, daß Aratos die Verhandlungen mit Doson schon 228 begann, zur selben Zeit, als er heimlich Athen zum Abfall von Makedonien zu treiben versuchte (S. 255 ff.); ein für das Doppelspiel des „Fuchses" Aratos sehr bezeichnender Fall. Im ganzen leidet die Darstellung an einer gewissen Unsicherheit, zumal der Verf., was vielleicht in der Natur der Sache lag, oft zu viel aus den Quellen herausholen will. Doch bleibt das Buch eine achtbare Leistung, es liest sich gut, und den Kampf der beiden Grundprinzipien, Föderalismus und Hegemonie, vertreten durch Arat und Kleomenes, hat der Verf. erschöpfend dargestellt. Aber die Zusammenhänge sind oft künstlich konstruiert; das Buch ist daher mit Vorsicht zu benutzen und die Darstellung stets an der Hand unsrer trümmerhaften Überlieferung nachzuprüfen.

Ganz anders das schöne Werk Maurice Holleaux über Roms Beziehungen zu Griechenland und den hellenistischen Staaten im dritten Jahrhundert. Es gibt eine ganze Reihe solcher Beziehungen, die uns in einzelnen Nachrichten aus dem Altertum über-

liefert sind, so die Gesandtschaft der Apolloniaten an Rom im Jahre 266, weiter die Intervention der Römer zugunsten der Akarnanier bei den Ätolern um 239, die dann hochmütig von den Ätolern zurückgewiesen wird, und ähnliches mehr, von dem nichts der Prüfung durch den Verf. standzuhalten vermag. Natürlich kann ich seine Beweisführung hier nicht im einzelnen wiederholen; es wäre auch schade, den Leser um den Genuß der glänzenden Darstellung zu bringen, und es braucht nur soviel gesagt zu werden, daß alle diese Notizen als völlig wertlos durch Holleaux erwiesen sind. Und nicht viel besser steht es mit dem, was wir über Roms Beziehungen zu den hellenistischen Staaten wissen. Gleich der berühmte Vertrag mit Rhodos, den Droysen, Mommsen und andere aus Polybios XXX 5, 6 erschlossen haben, läßt sich aus der Stelle selbst widerlegen: bei näherer Betrachtung erweist sich in den bekannten Worten ὡς σχεδὸν ἔτη τετταράκοντα πρὸς τοῖς ἑκατὸν κεκοινηκὼς ὁ δῆμος Ῥωμαίοις τῶν ἐπιφανεστάτων καὶ καλλίστων ἔργων das πρὸς τοῖς ἑκατὸν als späteres Einschiebsel (S. 45 A. 1), so daß jede Beziehung auf einen etwa 306 abgeschlossenen Vertrag wegfällt. Auch Beloch IV 1, 290 A. 2 ist zu demselben Ergebnis gekommen; Carys Verteidigung der überlieferten Lesart kommt nicht dagegen auf. Dasselbe gilt von dem angeblichen Vertrag Roms mit Seleukos II., den Sueton Claud. überliefert; auch hier zeigt die ganze spätere Entwicklung, vor allem das Verhalten der Römer gegen Antiochos III., daß von einem früheren Vertrag keine Rede sein kann (S. 46—58). Lediglich die Gesandtschaft Philadelphos an die Römer 273 ist besser beglaubigt, aber auch hier bleiben wir über Beweggründe und die Natur der Beziehungen durchaus im Unklaren. Auch zeigt sich im Laufe der Jahrhunderte nirgendwo eine Einwirkung dieses Vertrages auf die ägyptische Politik; im Gegenteil ist es ein Verdienst des Verf., klar gezeigt zu haben, daß Philopator mit seinen Bestrebungen, Griechenland und Makedonien zu versöhnen, eine den römischen Interessen geradezu entgegengesetzte Politik verfolgt hat (S. 75). Die erste wirklich gut bezeugte Beziehung zwischen Ägypten und Rom ist die Gesandtschaft, die Agathokles, der Vormund des jungen Epiphanes, beim Tode Philopators nach Rom sandte, und die erklärt sich hinlänglich aus der Furcht des Ägypters vor der drohenden Koalition zwischen Philipp V. und Antiochos dem Großen. Nicht einmal der Ausweg bleibt, in allen diesen angeblichen Verträgen lediglich die Anknüpfung von Handelsbeziehungen zu sehen: es ist eine Tatsache, die durch die delischen Inschriften erhärtet wird und von Hatzfeld zuerst ausgesprochen ist, daß erst nach 166 und ganz vereinzelt zuerst italische Kaufleute im Ägäischen Meer erscheinen. Somit bleibt als unumstößliches Ergebnis das bestehen, daß die Römer vor 200 eine Politik im Osten überhaupt nicht betrieben haben, sehr im

Gegensatz zu vielen modernen Forschern, die im Anschluß an Droysen und Mommsen dem Senat schon lange vor seinem wirklichen Eingreifen eine vorbereitende Politik zuschreiben, vor allem im Gegensatz zu Colin, Rome et la Grèce, der zuletzt über diese Dinge im Zusammenhang gehandelt hat (vgl. Ber. 135 S. 156, 206 usw.).

Der erste wirkliche Eingriff der Römer in die östliche Hälfte des Mittelmeers geschah im ersten illyrischen Kriege, der von Holleaux und gleichzeitig von Ormerod behandelt ist: er fällt, wie Beloch auf Grund der Triumphalfasten zeigt (IV 2, 262 f.), in das Jahr 228, nicht 229, was insofern von Wichtigkeit ist, als damals Makedonien, durch den Tod Demetrios II. erschüttert (229), in seiner Aktionskraft gelähmt war. Die einzig brauchbare Quelle ist Polybios, dem Holleaux gefolgt ist, während Ormerod auch minderwertige Quellen, wie die Annalisten bei Livius und Cassius Dio heranzieht. Was die Veranlassung betrifft, so betont Holleaux mit Recht, daß die Römer durch die Ermordung des jüngeren Coruncanius einfach zum Eingreifen gezwungen waren; von irgend einer Absicht, etwa ihren Handel in diesen Gegenden zu schützen, ist nichts zu bemerken, und in dieser Auffassung wird man durch Ormerods Buch bestärkt, der zeigt, mit welcher Nachlässigkeit die Römer stets die Piratengefahr behandelten. Sie ließen es immer bis zum Äußersten kommen; die Republik hat nur einmal energisch durchgegriffen unter Pompejus, sonst hat erst die Kaiserzeit für Sicherheit auf dem Meere gesorgt. Wichtig ist der Ausgang des Krieges, sofern die Römer hier im südlichen Epeiros ein Protektorat einrichteten. Daß dies schon im ersten Krieg geschah, darin stimmen beide Forscher überein, und daß die Spitze dieser Maßregel gegen das damals allerdings ohnmächtige Makedonien gerichtet war, läßt sich nicht leugnen. Aber von einer zielbewußten antimakedonischen Politik ist keine Rede; die Gesandtschaften, die Postumius nach Griechenland entsandte, waren lediglich Höflichkeitsakte und wurden als solche von den Achäern mit der Zulassung zu den Isthmien erwidert; die Zulassung zu den eleusinischen Mysterien hat Holleaux mit Recht als apokryph zurückgewiesen. Dann kümmert sich der Senat zehn Jahre lang überhaupt nicht um die Sache, er sah ruhig zu, wie Antigonos Doson die Machtstellung Makedoniens wiederherstellte: erst 219, als Demetrios von Pharos abfiel und nicht bloß die Verträge von 228, sondern auch die römischem Schutz unterstellten Griechenstädte verletzte, griff er im zweiten illyrischen Krieg wieder ein. Aber auch diesmal ist von einer folgerichtigen Politik keine Rede, der Konsul Aemilius unterließ diesmal sogar die Höflichkeitsgesandtschaften, obwohl die Gelegenheit, Philipp in Griechenland Schwierigkeiten zu machen, so günstig war wie noch nie. Auch in den Folgejahren kümmerte sich der Senat um gar nichts, und man kann

nicht sagen, daß er durch den hannibalischen Krieg zu sehr in Anspruch genommen war: mit Recht weist Holleaux darauf hin, daß seit 218 die große Flotte in Lilybaion lag und daß ein Detachement von 10—20 Schiffen reichlich genügt haben würde, die Griechen im Bundesgenossenkrieg gegen Philipp zu stützen. Der Fehler rächte sich; Philipp zwang die Griechen zum Frieden von Naupaktos und hatte nun endlich die Hände gegen Rom frei.

Im allgemeinen wird man Holleaux recht geben müssen: an Stelle der tiefbedachten, macchiavellistischen Politik gegen Griechenland und die hellenistischen Staaten, die Mommsen und andre nach ihm dem Senat untergelegt haben, finden wir eine Reihe von zufälligen, meist durch die Umstände erzwungenen Handlungen ohne inneren Plan und Zusammenhang. Erst von 200 ab wird das anders, aber die Phantasie des Geschichtsschreibers, die vom Endergebnis aus die früheren Ereignisse überblickt, verführt ihn leicht, da Zusammenhänge zu suchen, wo keine sind. Man erlaube mir den Hinweis auf ein Ereignis der neueren Geschichte: man hat lange allgemein angenommen, daß die Russen 1812 Napoleon nach einem tiefbedachten Plan ins Innere ihres Landes gelockt hätten, um ihn dann im Vertrauen auf den Eintritt des harten Winters um so sicherer zu verderben. Heute wissen wir, daß es nur die gewöhnliche russische Zerfahrenheit und Ratlosigkeit gewesen ist, die dem Kaiser den Zug nach Moskau ermöglichte, und daß nicht der Winter, sondern die mangelhafte Organisation der Nachschübe und der Verpflegung das Ende der großen Armee herbeigeführt hat.

Siebentes Kapitel.
Der griechische Osten unter römischem Einfluß 217—30.

P. Collomp, Recherches sur la chancellerie et la diplomatie des Lagides. Paris 1926.

V. Costanzi, La condizione giuridica della Grecia dopo la distruzione di Corinto nel 146. Riv. di filol. 45, 402—422. 1917.

J. Degen, Kritische Bemerkungen zur Geschichte Antiochos d. Gr. Diss. Zürich 1918.

M. Holleaux, Études d'histoire hellénistique III. La mort d'Antiochos IV. Rev. ét. anciennes 18, 77—102. 1916.

Ders., Ét. V. Antipatros ἀδελφιδοῦς. Ebenda p. 168—169.

Ders., Ét. VI. Sur la date de la fondation des Νικηφόρια ebenda.

Ders., Ét. VII. Les auxiliaires Aitoliens d'Achaios. Ebenda 223—247.

Ders., Ét. VIII. Un nouveau document relatif aux premiers Attalides. Ebenda 20, 1—16. 1918. — Sur la lettre d'Attale aux Amladiens ebenda.

M. Holleaux, Textes gréco-romains. Rev. ét. Gr. 19, 77—97. 1917 (Cn. Manlius Volsos Brief.)

Ders., Lampsaque et les Galates. Revue des ét. anc. 18, 1—11. 1916.

Ders., L'année de la bataille de Cynoscephalai. Ebenda 17, 165—170. 1915.

Ders., Sur la guerre crétoise. Rev. d. ét. Gr. 19, 88—104. 1917.

Ders., L'expédition de Philipp V en Asie 201 a. Chr. Rev. des ét. anc. 22, 237 ff. 1920. 23, 181—212. 1921.

Ders., Ét. Hell. IX. L'expédition de Dikaiarchos dans les Cyclades. Rev. Ét. Gr. 33, 323—247. 1920.

Ders., Ét. Hell. XII. La conference de Locride et la politique de T. Quinctius Flamininus. Rev. ét. Gr. 36, 115—171. 1923.

Ders., L'Alliance de Rome et de l'Achaie. Revue ét. Gr. 34, 400—422. 1921.

Ders., Le décret des Ioniens en l'honneur de Eumenes II. Rev. ét. Gr. 37, 304—330. 1924.

Ders., Inscription trouvée à Brousse. Bull. corr. hell. 48, 1—57. 1924.

Ders., Una lettera degli Scipioni. Riv. di filol. 54, 29—44. 1924.

Ders., Ét. hell. X. Le décret de Bargylia. Rev. Ét. anc. 21, 1—19. 1919.

Ders., Un décret de Chéronée. Rev. ét. Gr. 32, 320—337. 1919.

Ders., 'Ηγεμὼν τῶν ἔξω τάξεων. Rev. ét. Gr. 35, 198—210. 1922.

Ders., Rome, la Grèce et les monarchies hellénistiques. Paris 1921.

Th. Homolle, Note sommaire sur une inscription de Brousse. Comptes rendus de l'Acad. des Inscr. p. 269—273. 1921.

Kabbadias, Inschriften v. Epidauros. 'Αρχ ἐφημερίς 1918. 117—124.

U. Kahrstedt, Syr. Territorien in hellenist. Zeit. Berlin 1926.

J. Kirchner, Die attischen Archonten des II. und I. Jahrh. Berl. philol. Woch. 40, 836—40. 1920.

G. Klaffenbach, Samische Inschriften. Mitt. d. Arch. Inst. Athen 51, 22—40. 1926.

Levi, La cronologia degli strateghi Etolici degli anni 221—168. Atti dell' acad. reale di Torino 57, 179—185. 191/2.

C. F. Lehmann-Haupt, Art. Satrap in Pauly-Wissowa REA.

O. Leuze, Die Feldzüge Antiochos d. Gr. Herm. 58, 187—229. 241—287. 1923.

E. Meyer, Die Grenzen der hellenist. Staaten in Kleinasien. Zürich 1925.

F. Münzer, Die polit. Vernichtung d. Griechentums in Das Erbe der Alten. II, 9. Leipzig 1925.

Ormerod, Ancient Piracy s. o. S. 120.

Plassart, Sur divers décrets étoliens. Bull. corr. hell. 39, 127—134. 1915.

A. Rehm, Zur Chronologie der milesischen Inschriften im II. Jahrh. S.-Ber. Bayr. Ak. phil. hist. Kl. München 1923. Nr. 8.

M. Rostowzew, A history of the ancient world. Vol. I the Orient and Greece. Oxford 1926.
P. Roussel, Délos colonie Athénienne. Paris 1916.
G. de Sanctis, Una lettera degli Scipioni. Atti della Reale Acc. di Torino 57, 242—249. 1921/22.
Ders., Epigraphica. Riv. di filol. N. S. 3, 68—98. 1923.
Th. Sauciuc, Le décret en l'honneur du Macédonien Korrhagos. Rev. ét. Gr. 36, 197—216. 1923.
W. Schubart, Die Griechen in Ägypten. Beihefte zum alten Orient. 10. Leipzig 1927.
F. Stählin, Pharsalica. II. Philol. 77, 199—206. 1921.
H. Volkmann, Demetrios I. und Alexander I. v. Syrien. Klio 19, 373—412. 1925.
Westermann, Land registers under the Seleucides. Class. Philol. 16, 12—19. 1921.
Wilcken, Griech. Geschichte, s. o. S. 2.
A. Wilhelm, Zu griech. Inschr. Anz. d. Wiener Akad. phil. hist. Kl. 1920. S. 40—57.

Für den Beginn des 2. Jahrhunderts steht uns bekanntlich die zusammenhängende Darstellung des Polybios-Livius zur Verfügung, die einen sicheren Boden für die Chronologie abgibt. Als weiteres Hilfsmittel kommt auch hier die attische Archontenliste in Betracht: sie beruht im wesentlichen auf den Forschungen Kirchners und Kolbes. Ergänzungen dazu gibt Roussel, der zunächst die Ansetzung des Metrophanes auf 146/5 bestätigt und weiter Demochares endgültig auf 108/7 festlegt, während Kirchner und Kolbe unter Wilhelms Einfluß ihn auf 78/7 verlegt hatten. Ferner setzt er Pythokritos um 80 herum an und ergänzt die Reihe Demetrios bis Apollogenes, die wahrscheinlich in die Zeit von 50—30 fällt. Eigentümlich liegt die Sache mit der aus IG III 1014 col. III bekannten Reihe Diodoros bis Demochares. Über dem obersten Namen in der zweiten Reihe entzifferte Sundwall die Buchstaben ιcτος, die zu Aristos dem Archon von 55/4 sich ergänzen ließen, danach ward die Reihe auf 53/2—49/8 angesetzt. Nun hat aber Roussel aus Josephus einen delischen Beschluß ἐπὶ ἄρχοντος Βοιωτοῦ beigebracht, der seinem Inhalt nach auf 49/8 oder nach Kirchner auf 50/49 zu datieren ist. In 50/49 aber steht nach der obigen Aufstellung Δημήτριος, und nun ist Roussel auf den Gedanken gekommen, daß die von Sundwall gelesenen Buchstaben ιcτος vielmehr als ωτος zu lesen seien und den Rest des Namens Βοιωτός bildeten; alsdann wäre die ganze Reihe um 6 bzw. 5 Stellen herunterzusetzen. Dagegen erklärt sich Kirchner, der mit Klaffenbach zusammen die Stelle auf dem Abklatsch nach-

geprüft und Sundwalls Lesung bestätigt gefunden hat. Bei Josephos nimmt er eine Verderbnis des Namens Βοιωτός an, aber die von ihm angeführten sonstigen Beispiele zeigen doch nur leichtere Versehen: hier müßte direkt eine Verwechslung zweier Namen vorliegen. Die Sache ist also vor der Hand unsicher und kann erst nach Besichtigung des Steines selber entschieden werden. Ein weiteres Hilfsmittel ist die milesische Stephanephorenliste, deren Wichtigkeit immer mehr hervortritt; was daraus an geschichtlichen Beziehungen für das II. Jahrhundert zu gewinnen ist, hat Rehm in seiner Abhandlung gezeigt.

Weiter kommt für die Chronologie der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts die ätolische Strategenliste in Betracht, die Pomtow (Klio XIV, 305. 1914) aufgestellt hat. Darin fehlen die Strategen von 216/5—213/2 und von 209/8—203/2, die Plassart in folgender Weise ergänzt:

208/7 Lattames
207/6 Agelaos I. (2)
206/5 Lykopos
205/4 Alexander von Kalydon
204/3 Skopas (3)
203/2 Dorimachos.

Für die erste Lücke stehen noch folgende Namen zur Verfügung: I . . . . von Arsinoe, Dorkinos, Straton, Alexander von Trichonion; für 189/8 nennt er Polemarchos, für 187/6 Eupolemon, 187/6 Dikaiarchos ist unsicher. Etwas andere Ergebnisse hat Levi erzielt, der die ganze Liste von 221—168 noch einmal aufgestellt hat; er setzt:

209/8 Pirrias
208/7 Dorimachos (4)
207/6 Agelaos I. (2)
206/5 Skopas (3)
205/4 Lykopos?
204/3 Alexander von Kalydon
203/2 }
202/1 } —

Für die beiden fehlenden Stellen schlägt er Pirrias (2) und Polykritos vor. Die obere Lücke ergänzt er so: 216/5 Dorimachos (2), 215/4 Alex. von Trichonion, 214/3 Pantaleon I., 213/2 I . . . . von Arsinoe, 212/1 Dorkinos; in dem Ansatz für 189/8 und 187/6 stimmt er mit Plassart überein. Die Begründung im einzelnen ist bei Levi nachzulesen.

Unmittelbar nach dem Frieden von Naupaktos begann Philipp V. die Verhandlungen mit Hannibal, die 215 zum Bündnis von Capua und damit zum Ausbruch des 1. makedonischen Krieges führten, den

Holleaux eingehend behandelt hat. Die Römer führten ihn zunächst mit der gewohnten Nonchalance, die sie den östlichen Verhältnissen entgegenbrachten: die Sache änderte sich erst 213, als Hannibal durch die Einnahme von Tarent und Philipp durch die Eroberung von Lissos die Vorbedingungen für ein Zusammenwirken geschaffen hatten; gleichzeitig erschien eine karthagische Flotte unter Bomilkar in den Gewässern südlich Italiens (S. 198 ff.). Daraus ergab sich die Notwendigkeit, Philipp in Griechenland festzuhalten, und sofort schloß M. Laevinus das Bündnis mit den Ätolern, wie es scheint, zunächst auf eigene Faust, das der Senat erst zwei Jahre nachher bestätigte (Holleaux S. 208 ff.). Das Bündnis zeigt, daß es den Römern auf Landerwerb gar nicht ankam, sie reservierten sich nur die Beute, der Krieg sollte also nur den König beschäftigen und sich zugleich selbst bezahlt machen. Demzufolge wurde das eroberte Zakynthos und ebenso Aigina den Ätolern sofort zurückgegeben; im übrigen führten die Römer den Krieg mit rücksichtsloser Grausamkeit, die ihnen die Griechen, die die Last des Krieges zu tragen hatten, völlig entfremdete. Man sieht, daß es den Römern keineswegs darauf ankam, irgendwelche moralische Eroberungen in Griechenland zu machen, lediglich Philipp festzuhalten war ihr Zweck. Und eben hieraus erklärt sich auch ihre Treulosigkeit gegen die Ätoler, denen sie gerade im entscheidenden Moment 207 ihre Hilfe entzogen. Man erklärt das gewöhnlich damit, daß sie für den bevorstehenden Zweifrontenkampf gegen Hannibal und Hasdrubal alle verfügbaren Kräfte heranzogen, aber mit Recht fragt Holleaux (S. 247 ff.), was denn die 1000 Mann, die sie auf diese Weise gewannen, für den Entscheidungskampf ausmachten? Der wahre Grund liegt nach ihm darin, daß die Römer nach der Wiedereroberung Tarents und nach der Niederlage der karthagischen Flotte Philipp nicht mehr fürchteten und deshalb das griechische Unternehmen schleunigst liquidieren wollten. Daher auch, als die Gefahr längst vorüber war, ihre Untätigkeit im Jahre 206, die dann die Ätoler zwang, sich zu unterwerfen; wahrscheinlich büßten sie im Frieden die Dolopia und ganz Thessalien ein; die Phthiotis, die sie behalten sollten, gab Philipp nachher einfach nicht heraus (s. Stählin S. 204). Erst jetzt, wo das römische Illyrien bedroht war, schickte der Senat 205 P. Sempronius, aber der hatte den Frieden schon in der Tasche, und nach einem natürlich vergeblichen Versuch, die treulos verlassenen Ätoler noch einmal aufzustacheln, kam der Friede von Phoinike zustande, in dem Rom sogar das wichtige Atintanien mit den Aoospässen an Philipp zurückgab (S. 276 ff.). Deutlich erkennt man die Absicht, daß die Römer den Krieg los sein wollten, weil sie von Philipp eine Gefahr nicht mehr fürchteten. Daß sie sich jede Sympathie in Griechenland verscherzt hatten, kümmerte sie nicht.. Allerdings werden

im Vertrage noch Elis, Messenien, Sparta und Athen als auf ihrer Seite stehend erwähnt, aber daß es sich hier um einen annalistischen Zusatz handelt, hat Holleaux S. 258 ff. gezeigt. Im ganzen zeigt der Krieg klar das Verhältnis Roms zu den Verhältnissen des Ostens: von einer durchdachten Politik sind sie weit entfernt, sie befassen sich nur notgedrungen mit ihnen und ziehen sich, sobald sie können, wieder zurück. Erst von 201/0 ab ändert sich das.

Für Philipp war der Friede von Phoinike ein unverhofftes Geschenk, das ihm in den Schoß fiel: zum erstenmal seit seinem Regierungsantritt hatte er freie Hand, sich nach Osten zu wenden, wo die Verhältnisse nicht ungünstig für ihn lagen. Sein nächstes Ziel, das er den ruhmreichen Überlieferungen seines Hauses getreu ins Auge faßte, war die Wiederherstellung der makedonischen Seeherrschaft im Ägäischen Meer, die nach den Schlachten von Kos und Andros verlorengegangen war. Das schien erreichbar trotz oder vielleicht gerade wegen der Menge der Wettbewerber: Ägyptens Seemacht, die den Süden beherrschte, war unter der schlaffen Regierung Philopators in Verfall geraten, und die Rhodier bereiteten sich vor, an seine Stelle zu treten, aber auch Attalos hatte sich eine Seemacht geschaffen, was ihn schon an sich mit Philipp in Konflikt bringen mußte (Holleaux 206 A. 1). Aber unglücklicherweise fehlte Ph. das, was er am nötigsten brauchte, eine starke Kriegsflotte, deren Bau er zwar begonnen hatte, die aber erst in den Anfängen steckte. Es galt also vorläufig, die Gegner zu beschäftigen, und das bewirkte er mit seiner gewöhnlichen Klugheit: Attalos ward durch Prusias beschäftigt, mit dem Philipp mindestens seit 208 (Holleaux 264 A. 1) im Bunde stand, und jetzt benutzte Philipp seine Verbindung mit den Kretern, um Rhodos in einen Krieg mit ihnen zu verwickeln (205—201). Er selbst hielt sich zurück und unterstützte die Kreter nur indirekt durch die Seeräuberexpedition des Dikaiarchos, dem er 20 Schiffe lieh — mehr hatte er wahrscheinlich noch nicht verfügbar. Daß diese Unternehmung weder mit Niese, Nicolai, Herzog in 202, noch auch mit Mommsen, Hiller und andern in 201, sondern in 205/4 zu setzen ist, hat Holleaux erwiesen, worin Tarn und Ormerod ihm beistimmen (S. 131 A. 1). In den Schluß des Krieges fallen die Inschriften von Halasarna (Ditt. Syll.³ 568, 569) und das Dekret von Nisyros IG. XII 3, 103, wie ebenfalls Holleaux gezeigt hat.

Da traten im Frühling 203 zwei Ereignisse ein, die der Entwickelung der Dinge plötzlich ein anderes Gesicht gaben, der Tod Philopators und Antiochos' Erscheinen in Kleinasien. Allerdings steht die Zeit von Philopators Tod nicht fest: sicher ist nur, daß er lange verheimlicht ward, und daß der feierliche Regierungsantritt seines Sohnes erst am 28. 11. 203 (Stein v. Rosette) stattfand. Es gibt daher

Leute, welche glauben, sein Tod sei schon 205/4 erfolgt, aber eine derartig lange Verheimlichung erscheint doch unmöglich: es wird das Richtigste sein, den Tod des Königs mit Wilhelm S. 56 Anfang 203 zu setzen. Wann Philipp die Nachricht erhielt, ist natürlich nicht sicher. Antiochos muß sie bald gehabt haben, das beweist sein Brief an die Stadt Amyzon vom 15. Daisios 109 S. A., den Wilhelm herausgegeben hat. Aus ihm ergibt sich, daß schon gegen Mittsommer 203 Antiochos in Karien sich auf die ägyptischen Besitzungen geworfen hatte und sie ihrem Souverain abspenstig zu machen suchte. Am Hofe von Alexandrien entstand darüber große Unruhe, und wahrscheinlich noch im Winter 203/202 ging eine Gesandtschaft unter Ptolemaios nach Makedonien (vgl. Holleaux, Rome etc. S. 71 f., 78 ff.), die Philipp als Bundesgenossen zu gewinnen suchte und ihm eine verwandtschaftliche Verbindung der Königshäuser in Aussicht stellte (Wilhelm a. a. O.). Für Philipp war die Lage einigermaßen schwierig. Daß man in Alexandrien zu Zugeständnissen in bezug auf die Herrschaft im Ägäischen Meer bereit sein würde, war wohl zu erwarten. Andrerseits aber scheute Philipp wohl die große Macht des Antiochos, der ruhmgekrönt aus den oberen Provinzen zurückgekehrt war und dessen Pläne man noch nicht kannte: nur so viel war sicher, daß er die Scharte von Rhapheia auswetzen und Koilesyrien in seinen Besitz bringen würde. Andrerseits kam er für Philipp als Bundesgenosse in Betracht, da er jedenfalls für die Seeherrschaft im ägäischen Meer kein Interesse hatte. Es war Philipps Verhängnis, daß er sich für Antiochos entschied und 202 mit ihm das bekannte Bündnis zur Aufteilung der ägyptischen Außenbesitzungen einging. Die Quellen darüber hat Degen S. 1 ff. zusammengestellt und aus dem Schwanken der Angaben geschlossen, daß auch Polybios nicht genau Bescheid gewußt hat: das erklärt er damit, daß es sich um ein Geheimbündnis gehandelt habe. Diese Vermutung ist sehr wahrscheinlich und zwar aus einem doppelten Grunde: einmal erfuhr der Senat erst Ende 201, also nach reichlich einem Jahr davon (Holl. Rome p. 320), und zweitens hat es Holleaux sehr wahrscheinlich gemacht (S. 283. 290), daß Philipp bei der ganzen Sache eine sehr zweideutige Rolle spielte. Äußerlich blieb er mit Ägypten in guten Beziehungen, so daß man am Hofe von Alexandrien immer noch hoffte, ihn auf seine Seite ziehen zu können: die Leichtigkeit, mit der er sich der ägyptischen Flotte in Samos bemächtigte, die Bereitwilligkeit, mit der die ägyptische Besatzung in seinen Dienst übertrat, endlich sein Verzicht auf die Fahrt nach Ägypten, wohin ihm der Weg nach der Schlacht von Lade offen stand, zeigen deutlich, daß es ihm mit dem Syrer nicht ganz Ernst war, und daß die Fäden zwischen ihm und Alexandria noch keineswegs zerrissen waren. Auf die Dauer konnte das Antiochos natür-

lich nicht entgehen, und so erklärt sich das Mißtrauen, das die Verbündeten trennte, und das auch in unseren Quellen zutage tritt. Den Verlauf des Krieges hat dann Holleaux ausführlich behandelt (Rev. ét. anc.); in ihn hinein gehört das samische Ehrendekret für einen Arzt, das Klaffenbach ausgezeichnet ergänzt und mit einleuchtenden Gründen dem Jahre 201 zugewiesen hat. Im ganzen waren die Ergebnisse für Philipp nicht gerade bedeutend (über ihren Umfang s. Meyer S. 69 ff.); immerhin hatte er einen guten Anfang gemacht, als ihn plötzlich der Schlag traf, der alle seine Hoffnungen zertrümmerte: das Ultimatum und bald darauf die Kriegserklärung des Senats.

Woher diese plötzliche Sinnesänderung der Römer, die ihm noch vor vier Jahren den Frieden von Phoinike fast aufgedrungen hatten? Es ist klar: wenn Holleaux' Behauptung, daß der Senat vor diesem Zeitpunkt überhaupt keine politischen Interessen im Osten gehabt habe, richtig ist, so ist es für ihn von kapitaler Bedeutung, diesen Umschwung zu erklären, und das tut er aus einem Punkte: es war die Furcht vor Antiochos, die den Römern ihr Handeln diktierte. Sie war begreiflich. Nach seinem ersten Mißerfolg gegen Ägypten war der Seleukide von Erfolg zu Erfolg geschritten: er hatte seinen Gegenkönig Achaios von 216—213 besiegt, dann in jahrelangem Kampf, der ihn bis an die Grenzen Indiens führte, die oberen Satrapieen wieder unterworfen und holte nun zum entscheidenden Schlage gegen Ägypten aus. In diesem Augenblick (Ende 201) erfuhr der Senat, daß er sich mit Philipp verbündet habe. Daß Ägypten ihm erliegen würde, daran zweifelte niemand; was aber dann? Wie wenn nun die geeinte Macht des Ostens unter Philipps und Antiochos' Führung sich gegen Westen wandte und von Griechenland aus, diesem Griechenland, das man unklugerweise 205 in Philipps Hand gelassen hatte, den Vorstoß gegen Italien unternahm? Daß die Gefahr nur eingebildet war, daß Antiochos nur die Wiederherstellung von Seleukos' I. Reich plante, daß die beiden Bundesgenossen keineswegs einig waren und daß die Ausführung seines Planes Antiochos ganz von selbst in Konflikt mit Philipp bringen mußte, davon konnte man in Rom nichts wissen. Man sah nur die unmittelbar drohende Gefahr und entschloß sich, ihr sofort zu begegnen. Da erschien es nun als das sicherste Mittel, Philipp aus Griechenland zu verdrängen und die befreiten Griechenstaaten, die jetzt dem Feinde als Brückenkopf dienen konnten, als Schutzwall zu benutzen: mit einem Wort die Politik einzuleiten, die dann Flamininus so erfolgreich durchführte (Holleaux, Rome S. 312—334).

Mir erscheint diese Erklärung des französischen Gelehrten durchaus befriedigend, und vor allem: seine Auffassung wird durch die Ereignisse der Folgezeit bestätigt. Kaum ist die Gefahr durch die Schlacht

von Magnesia beschworen, da versinkt der Senat wieder in seine gewöhnliche Lethargie, keine Gebietserwerbung, der Orient wird sich selber überlassen (vgl. Ed. Meyer, S. 63ff.). Freilich wird man einige Male unangenehm aus dem Schlafe geweckt: der Krieg gegen Perseus, der griechische Aufstand, endlich das Testament des Attaliden zwingen zu stärkeren Eingriffen. Aber alles geschieht gleichsam widerwillig, von einer wirklich konsequenten Politik ist man in Rom weit entfernt, fast scheint es, als fürchte man sich vor der endgültigen Auseinandersetzung. Sie kommt doch durch Mithridates, sie trifft den Staat in der gefährlichsten Situation, mitten im Bürgerkriege, und diesmal endlich entschließt sich Rom ganze Arbeit zu machen: Pompejus hat endgültig die Verhältnisse des Ostens geordnet.

Was den Verlauf des 2. makedonischen Krieges betrifft, so ist zunächst festzustellen, daß zwischen den Römern und dem achäischen Bunde ein wirkliches Bündnis geschlossen ist. Täubler (Imp. Rom. 220ff.) hat das geleugnet und will nur ein Kriegsbündnis annehmen, allein mit Recht führt Holleaux (Rev. ét. Gr. 34) dagegen Polyb. 23, 4, 12 an, der 183 von ἀνανεοῦσθαι τὴν συμμαχίαν spricht. Also muß eine συμμαχία bestanden haben, was sich aus Liv. 38, 32, 8 verglichen mit Polyb. 24, 11, 6 ergibt; mit sämtlichen dort genannten Völkern, Epiroten, Böotern und Akarnanen, bestand ein Bundesverhältnis. Zwischen 198 und 196 muß der achäische Bund also in die römische συμμαχία eingetreten sein. Weiter hat Holleaux (ebd. Bd. 43) die Konferenz von Lokris besprochen und die Gedanken des Flamininus dargelegt: sein Entgegenkommen gegen Philipp hatte seinen Grund darin, daß er selbst unsicher war, ob der Senat ihm sein Imperium verlängern würde, und für diesen Fall wollte er wirklich den Frieden, um so den Ruhm, den Krieg beendigt zu haben, für sich einzuheimsen. Insofern war er ganz ehrlich: nur konnte er nicht wissen, ob der Senat, wenn er wirklich den Frieden schloß, ihn auch ratifizieren würde, und das gibt seinem Verhalten doch eine gewisse Unehrlichkeit. Die Verhandlungen, bei denen er übrigens die Achäer täuschte und teilweise mit Philipp zusammen ein abgekartetes Spiel trieb, zerschlugen sich schließlich doch (Ende Nov./Anf. Dez. 198), und im folgenden Jahre fiel die Entscheidung bei Kynoskephalai. Dem Ansatz der Schlacht auf 196, den Varese verficht, hält Holleaux entgegen, daß sie noch in das Jahr der Phaineas fällt, der nach der ätolischen Strategenliste von 198/7 amtierte (vgl. auch Levi a. a. O.).

Über die diplomatische Vorgeschichte des Krieges mit Antiochos hat zuerst Holleaux Klarheit verbreitet (s. vor. Ber. 180, S. 243), dem Degen in allem wesentlichen gefolgt ist. Der Aufgabe, die Kriegszüge des Königs in sie einzureihen, hat sich Leuze unterzogen: die

Unternehmung gegen Attalos, die der König dann auf Betreiben des Senats aufgab, verlegt er auf das Frühjahr 198, gleich nachdem Antiochos aus Syrien zurückkam, das er durch die Schlacht am Panion im Jahre 200 — in diesem Ansatz stimmen Leuze und Holleaux überein — gewonnen hatte. Vom Frühling 197 bis Herbst 196 folgt dann der Feldzug am Hellespont und in Thrakien, den Holleaux mit der Besprechung in Lysimacheia enden läßt, d. h. Oktober 196. Leuze möchte die Begegnung etwas früher setzen, indem er darauf hinweist, daß das Verfahren gegen Skopas am alexandrinischen Hof (Polyb. 18, 53ff.), aus dem das Gerücht über Epiphanes' Tod, das zum Abbruch der Verhandlungen führte, entstanden sei, kurz vor Epiphanes' Mündigkeitserklärung (27. 3. 196 nach dem Stein von Rosette) falle. Aber es ist ja nicht nötig, daß das Gerücht gerade mit den Vorgängen um Skopas zusammenhing, und andrerseits muß doch, wenn Leuze es auch nicht wahr haben will, für die von Polyb. 18, 48, 3—5 geschilderten Vorgänge einige Zeit bleiben, so daß die Zusammenkunft in Lysimacheia kaum vor Oktober stattgefunden haben kann. Von Frühling 195 bis Herbst 194 dauerte dann der Feldzug gegen Thrakien, der dessen Unterwerfung vollendete: somit am Ziel seiner Wünsche angelangt (Degen S. 60), sandte Antiochos im Anfang 193 Menippos und Hegesianax nach Rom, um sich mit dem Senat auseinanderzusetzen. Hier hat nun Degen mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Römer starkes Entgegenkommen gegen Antiochos zeigten: während sie ursprünglich die Räumung Thrakiens und die Freiheit der asiatischen Griechenstädte verlangten, waren sie jetzt bereit, die zweite Forderung fallen zu lassen, wenn Antiochos die erste bewillige. Als Motiv dieser Nachgiebigkeit vermutet Degen die Ankunft Hannibals bei Antiochos (195) und die immer bedenklicher werdende Haltung der Ätoler. Vielleicht kann man hinzufügen noch die schon geschlossene oder doch unmittelbar bevorstehende Vermählung von Ptolemaios Epiphanes mit Antiochos' Tochter, die Antiochos' Einfluß auf Ägypten befestigte. Allerdings sagt Hieron. ad Daniel XI 17, Antiochos habe seine Tochter septimo anno despondit et tertio decimo anno tradidit: die erste Angabe führt auf 196, wo Antichos die römischen Unterhändler in Lysimacheia damit überraschte, die zweite würde auf 190/89 führen, was offenbar falsch ist; wahrscheinlich ist tertio späterer Zusatz, und dann fand die Heirat eben 193 statt (Liv. 35, 13). — Auf ihrer Rückreise berührten die Gesandten Ätolien, und hier macht Degen mit Recht auf Ditt. Syll^2 I 268 aufmerksam, wonach im Jahre des Peithagoras 194/3 Alexander der Akarnane, einer der hervorragendsten Ratgeber des Antiochos (Herbst 194), und Frühjahr 193 eben der Gesandte Hegesianax zu Proxenoi ernannt wurden. Offenbar begannen damals die Beziehungen zu

Antiochos sich enger zu gestalten; zum Bündnis führten sie erst ein Jahr später. Inzwischen hatte Antiochos von Frühling 193 bis Herbst 192 einen neuen Feldzug nach Pisidien unternommen, wo ihn die Gegengesandtschaft der Römer aufsuchte, Frühling 193. Frühjahr 192 hatte er den Hellespont überschritten (Liv. 35, 23, 10 und 35, 7), was in Griechenland große Aufregung hervorrief: erst im Herbst erschien er in Demetrias. Die Thermopylenschlacht hat Matzat auf den 22. 6., Kromayer auf den 24. 4. verlegt, Leuze möchte den Neumond für den vom 23. 5. 191 erklären und ordnet danach die Reihe der folgenden Ereignisse: Korykos (Kromayer Sept. 191) Okt. 191, Samos Frühling 190, Side nach Mittsommer 190, Myonnesos Anfang Oktober 190.

In diesen Zusammenhang sind nun noch einige Urkunden genauer einzuordnen, und zwar zunächst Ditt. Syll. I² 276 das Ehrendekret von Lampsakos für Hegesias, der als Gesandter nach Rom und Massilia gegangen war. Lolling setzte die Gesandtschaft 196, womit auch Holleaux 197/6 übereinstimmt, wahrscheinlich fand sie im Winter statt, wegen der mit solcher Emphase betonten Gefahren. Übrigens hält Holleaux die Ergänzung Γαλα]τῶν in Zl. 57 für unrichtig, von Belästigungen der hellespontischen Städte durch die Galater sei aus dieser Zeit nichts bekannt. Weiter hat es Holleaux wahrscheinlich gemacht (s. vor. Ber. 183, 243), daß die Begegnung zwischen Scipio und Hannibal unhistorisch, daß dagegen Scipio tatsächlich 193 in Asien gewesen sei, wie aus dem delischen Inventar hervorgeht, Syll. II² 588, 102. Leuze will das nicht gelten lassen, er bezweifelt die Glaubwürdigkeit Dios bei Zonar. VIII 18, 12 und meint ferner, auf der Reise habe 193 Scipio sich bei der Dedikation des Kranzes nicht mehr als στρατηγὸς ὕπατος bezeichnen können, da sein Konsulat in 194 falle. Das ist richtig, aber er wird den Kranz noch während seines Konsulats haben machen lassen und wollte ihn damals weihen, zog es dann aber vor, ihn auf die Reise mitzunehmen und persönlich als Geschenk niederzulegen. Endlich gehört hierher ein Dokument, das lange verkannt ist, die Inschrift Syll. I² 287, das Schreiben eines römischen Beamten an die Stadt Herakleia am Latmos. Den weggebrochenen Namen im Anfang ergänzte Henzen zu Cn. Manlius Volso, dem Vorsitzenden der Zehnerkommission des Jahres 189. Die Unmöglichkeit erwies in sehr launiger Weise Holleaux (Rev. ét. anc.), er schlug vor in der zweiten Reihe nach der Bezeichnung des Konsuls καὶ δήμαρχοι καὶ ἡ σύγκλητ]ος zu setzen, so daß es sich also um einen Bescheid des Senates in Rom handelte. Aber mit Recht erhob de Sanctis dagegen den Einwand, daß eine so kleine Stadt wie Herakleia doch unmöglich acht Gesandte auf die kostspielige Reise nach Rom habe schicken können. Also handle es sich um ein Schreiben eines römischen Beamten, der sich in der Nähe befunden

habe, er schlug vor Λ. Κορνήλιος Ποπλίου υἱ]ὸς στρατηγὸς ὕπατος Ῥωμαίων καὶ Πόπλιος Κορνήλιος Ποπλίου υἱ]ὸς Ἡρακλεωτῶν κτἑ. Es handelt sich also um ein Schreiben der beiden Brüder, das offenbar kurz vor der Schlacht bei Magnesia erlassen worden ist. Dieser Ansicht hat sich denn auch Holleaux angeschlossen und auf den ganz ähnlichen Eingang eines Briefes hingewiesen, den dieselben beiden Scipionen um die gleiche Zeit an die Einwohner von Notion richteten. Die Sache erscheint vollkommen sicher.

Auf die Geschichte des Reiches von Pergamon beziehen sich einige Inschriften, von denen die älteste das Ehrendekret des ionischen Bundes für König Eumenes ist: es läßt sich inhaltlich vollständig aus der Antwort des Königs OGI. 763 herausschälen, die seinerzeit von Wiegand gefunden und nach dem großen Galliersieg des Königs 166 angesetzt ist (neue Ergänzungen auch bei Wilhelm 1921, Nr. 18). Aus ihr ergibt sich, daß die Gesandten des Bundes den König in Delos trafen und zwar, wie Holleaux vermutet, auf seiner Rückreise von Rom im Winter 167/6, wo er der demütigendsten Behandlung seitens des Senats ausgesetzt war. Das Dekret fiele demnach in die letzten Monate des Jahres 167, die Antwort unmittelbar nachher, jedenfalls noch vor den großen Galliersieg. In denselben Zusammenhang gehören die im VII. Bericht der Museen gegebenen Inschriften auf S. 26—29, ihre Reihenfolge hat Holleaux a. a. O. ebenfalls festzustellen gesucht. An zweiter Stelle steht eine in Prusa gefundene Inschrift, die Homolle zuerst veröffentlicht hat; sie stammt aber nach Holleaux nicht aus Prusa (so auch Meyer S. 162f.), sondern vielleicht aus Apollonia. Erwähnt wird darin ein gewisser Korrhagos, wahrscheinlich der General des Eumenes, der 189 im Gallierkrieg bei Liv. 38, 13, 3 und 171 im Thrakerkrieg bei Liv. 42, 67, 3 erscheint. Der in der Inschrift erwähnte Krieg fällt nach Sauciuc in die Zeit von 187—184/3, nach Holleaux ist es der Krieg Prusias II. gegen Attalos II., der in die Jahre 156 bis 155 fällt (Polyb. 32, 15, 1—13 und 33, 7, 2), während nach de Sanctis (Epigr.) die παράληψις der Stadt, die Eumenes aus dem von Antiochos abgetretenen Gebiet erhielt, 188 vor sich ging. Die Inschrift ist interessant für die Stellung der Städte unter den Pergamenern; einige Abgaben erhebt der König, andre die Stadt, die Städte selbst sind frei, zahlen aber Tribut. Etwas früher fällt der Brief des Attalos an die Stadt Amlada OIG. 751, zu dem Holleaux einige neue Lesarten gibt (Rev. ét. anc. 1918) und endlich eine delphische Inschrift über den Stammbaum der Attaliden, die von Holleaux und neuerdings von E. Meyer behandelt ist. Über die Ausdehnung des pergamenischen Reiches bis zum Frieden von Apameia gibt jetzt Meyer S. 94—100 die beste Zusammenstellung (mit 2 Kartenskizzen).

Zur Geschichte der Seleukiden hat Holleaux ebenfalls eine Reihe kleinerer Aufsätze verfaßt, von denen der erste sich mit dem Ätolerkorps befaßt, das nach Pol. 7, 16, 7 im Jahre 214 dem in Sardes belagerten Achaios zu Hilfe gesandt ward. Wahrscheinlich war es vom Ptolemäerhof über Ephesos gesandt, wo man vergessen hatte, Achaios in den nach Rhapheia geschlossenen Frieden einzubeziehen und nun den Fehler wieder gut zu machen suchte. Weiter bespricht er den bei Polybios mehrfach als ἀδελφιδοῦς Antiochos III. bezeichneten Antipatros und weist nach, daß diese Bezeichnung nicht richtig sein kann, vielmehr handelt es sich um einen Vetter v. Seleukos III. und Antiochos, und Polybios hat die Sache verwechselt. Ein dritter Aufsatz bespricht den Tod Antiochos IV., der merkwürdigerweise fast unter gleichen Umständen erfolgte, wie der Antiochos III. Bouché-Leclerq in seiner Hist. des Seleucides I 297ff. nahm eine Dublette an, die Erzählung stimme nur für Antiochos III., sein Sohn sei in Persien an einer Krankheit gestorben. Die Fälscher seien die Verfasser des Makkabäerbuches, die absichtlich das von Antiochos III. Erzählte auf Antiochos IV. bezogen hätten. Demgegenüber zeigt H., daß die beiden Notizen bei Diodor 28, 3 und 29, 5 doch beide auf Polybios zurückgehen, der 31, 9 das Ende des Antiochos IV. berichtet und in diesem Zusammenhang von Josephus wie von Hieronymus zitiert wird. Die Sache hat also doch wohl ihre Richtigkeit. Übrigens stimmen die Erzählungen auch nicht ganz vollständig überein (S. 91/2), und andrerseits waren beide Könige in derselben Lage, nämlich in großer Geldverlegenheit, und beide werden die Tempelschätze als letzte Reserve betrachtet haben. An der Gleichheit der Erzählungen ist also kein Anstoß zu nehmen.

Über König Demetrios I. und seinen Gegenkönig Alexander I. Balas hat ausführlich Volkmann gehandelt, der in ihrem Kampf den entscheidenden Wendepunkt der seleukidischen Dynastie erblickt. Zunächst zeigt er, daß Demetrios ein jüngerer Sohn Seleukos IV. war, sein älterer Bruder, wahrscheinlich Antiochos geheißen, ward von seinem Oheim Antiochos IV. ermordet; ob er eine Zeitlang König gewesen ist, (s. vor. Ber. 180, S. 245f.), bleibt unsicher. Die Ermordung war jedenfalls vollzogen, als die Weihinschrift OGI. 251 eingegraben ward; von den beiden Jahren, die Volkmann vorschlägt, 175 oder 169 halte ich die erste für wahrscheinlicher (S. 373–379). Alsdann bespricht V. die Flucht des Demetrios aus Rom, bei der bekanntlich der Historiker Polybios, der sie berichtet, eine aktive Rolle spielte. Von den drei Möglichkeiten der Erklärung, die sich bieten, weist der Verf. die erste, daß Polybios auf eigene Faust gehandelt habe, mit Recht zurück, weil sie für ihn geradezu katastrophale Folgen gehabt haben müßte (S. 382ff.). Auch die zweite, daß der Senat selbst seine Hand dabei im Spiel gehabt habe,

scheint bei der ganzen politischen Lage nicht glaubhaft (S. 384f.), und so bleibt nur die dritte, daß die Flucht zwar nicht vom Senat, aber von einer mächtigen Partei begünstigt ward, eben der Scipionenpartei, die Polybios jedenfalls gedeckt haben würde (S. 385). Alsdann erzählt der Verf. den Aufenthalt in Lykien und den Regierungsantritt des Demetrios, die Anerkennung durch Rom und Niederwerfung des Timarchosaufstands, wobei er Willrichs Versuch, das Buch Esther als Quelle heranzuziehen, abweist (S. 393f.). Im allgemeinen wird man Volkmanns Auffassung, der in Demetrios den letzten bedeutenden Seleukiden sieht, durchaus zustimmen. Daß er der unter Antiochos IV. und V. beginnenden Auflösung im Seleukidenreich energisch entgegentrat, hebt auch Kahrstedt mehrfach hervor: er hat sich allen Konzessionen an lokale Gewalten stets energisch widersetzt (S. 84), und die unter seinem Vorgänger begonnene Zerschlagung der Provinz Koilesyrien nach der Niederwerfung des jüdischen Aufstandes freilich vergeblich wieder rückgängig zu machen gesucht (S. 60). Gescheitert ist er schließlich an der Gegnerschaft des Senats, der durch Herakleides den Bruder des Timarchos bestochen, den untergeschobenen Prätendenten des Attalos, Alexander Balas, anerkannte, einen unfähigen Menschen, unter dem sich Syriens Geschick vollendete. Ob der Beschluß der Athener für einen Höfling des Demetrios, den Wilhelm behandelt hat, auf Demetrios II. oder gar auf Demetrios III. Eukairos (95—88) geht, ist nicht auszumachen.

Bald nachher erfüllte sich im Krieg um Korinth auch das Schicksal Griechenlands: wie es allmählich durch die perfide Politik des Senats zugrunde gerichtet, hat Münzer anschaulich gezeigt. Es ist eine alte Streitfrage, wie damals die Geschicke Griechenlands geordnet wurden. Gegen Sigonis Ansicht, daß Griechenland einfach zur Provinz gemacht und zur Tributzahlung verpflichtet worden sei, erhoben sich K. Fr. Hermann und nach ihm Colin und Niccolini (s. vor. Ber. 180, 247): nach ihnen blieb Griechenland frei, während Cardinali zwar den Charakter als Provinz behauptete, aber die Tributzahlung als nicht vereinbar mit der Freiheit verwarf. Dies bestreitet Costanzi, und zwar mit Recht, auch die seleukidischen Städte galten als frei und haben Tribut gezahlt. Dagegen ist an dem Charakter als Provinz nicht zu zweifeln, da der makedonische Prätor die Jurisdiktion ausübte. Im ganzen wird Costanzi Recht haben, wenn er meint, die Römer seien wie in Sizilien ungleich verfahren: insofern ist Pausanias' Angabe, daß Tribut gezahlt ward, wohl richtig, sie beruht aber auf falscher Verallgemeinerung. Daß tatsächlich einzelne Städte frei waren, zeigt m. E. auch das Beispiel von Epidauros, das nach einer von Kabbadias gefundenen Inschrift noch 112 ein Bündnis mit Rom schloß. Wann Griechenland Provinz ward, läßt sich nicht genau ermitteln, es

braucht nicht 146 gewesen zu sein: Sizilien ward es erst 14, Spanien 9 Jahre nach der Eroberung. Selbständige Provinz mit eigenem Prätor ist Griechenland erst 27 v. Chr. unter Augustus geworden.

Daß der schließliche Heimfall des pergamenischen Reiches an Rom nicht ohne schwere Kämpfe vor sich ging, hat seinerzeit Cardinali gezeigt (vor. Ber. S. 248); ihren Ausgang beleuchtet das Dekret von Bargylia, das Holleaux neu ergänzt und besprochen hat. Danach befand sich M.' Aquillius 129 in Bargylia, zog aber von dort zur Bekämpfung des Aufstandes nach Phrygien, während Cn. Domitius in Karien zurückblieb. Seine Stelle übernahm dann Caepio, unter dem aber noch ein Wiederaufflammen der Bewegung in Karien stattfand. Erst 128 wurden hier die letzten Funken des Aufstandes ausgetreten. — In den mithridatischen Krieg führt dann noch ein Dekret von Chaironeia für den Odrysenführer Amatokos, der mit seinem Kontingent Sulla auf Befehl seines Fürsten Sadalas zu Hilfe gerückt war und bei Chaeroneia und Orchomenos mitgekämpft hatte. Es wird von Holleaux in den Winter 87/6 gesetzt, als Sulla Westböotien gegen Archelaos sicherte.

Über den Gang der Entwicklung in den hellenistischen Staaten des Ostens besitzen wir zwei ausgezeichnete Zusammenfassungen, die eine von Michail Rostowzew (S. 349—396), die andre von Ulrich Wilcken (S. 187—230); beide gemeinverständlich gehalten, aber auf ausgebreitetster Kenntnis des Materials beruhend, beide besonders bestrebt, die Übergänge zur römischen und damit zu unserer gegenwärtigen Kultur aufzuzeigen. Rostowzew beschränkt sich zunächst darauf, die Darstellung bis zum Höhepunkt des Hellenismus zu führen, den Niedergang hat er dem zweiten Bande seines großangelegten Werkes vorbehalten, der die Entwicklung Roms behandeln wird: ein besonderer Zug seiner Darstellung ist die Berücksichtigung der Nordküste des Schwarzen Meeres und des dortigen Griechentums, dessen Geschichte er wie kein zweiter beherrscht. Wilcken hat auch das Absinken der hellenistischen Kultur in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, die mit der Einverleibung Ägyptens in das römische Weltreich schließt, er berücksichtigt vor allem auch die wirtschaftlichen Verhältnisse, worüber noch später zu handeln sein wird. Zu beiden gibt Ed. Meyers Vortrag insofern eine willkommene Ergänzung, als er gerade die Gebiete behandelt, die von Wilcken und Rostowzew nur gelegentlich gestreift werden: Babylon, Iran und die indischen Grenzlandschaften. Besonders in diesen letztgenannten hat der Hellenismus noch eine glänzende Nachblüte erlebt. Dabei tritt vor allem die Bedeutung der Seleukiden hervor: die ersten Könige, besonders Antiochos I. Soter, der sonst in geschichtlichen Darstellungen etwas schlecht wegkommt, sind mit ihren zahlreichen Städtegründungen die eigentlichen Träger des Hellenismus gewesen.

Darum ist der Untergang des Seleukidenreiches, der durch Roms hinterhältige Politik bewirkt ward, für den Hellenismus der Anfang vom Ende gewesen (S. 65ff.), viel mehr als die Gründung nationaler Staaten, wie des Arsakidenreichs, dessen Herrscher doch immer noch hellenische Bildung begünstigten. Erst nach und nach hat hier wie in Ägypten die nationale Reaktion dann auch ihr Teil beigetragen.

Für das Seleukidenreich im besonderen kommen zwei Werke von U. Kahrstedt und seinem Schüler Ernst Meyer in Betracht, die gelegentlich schon an einzelnen Punkten der Darstellung herangezogen sind und sich gegenseitig ergänzen. Meyer behandelt die Territorialverhältnisse Kleinasiens in ihrem mannigfachen Wandel von 334 bis zum Vertrag von Apamea 189 und hat damit eine Grundlage für die Geschichte dieser Länder geschaffen, die Belochs Arbeit über die Besitzungen der Ptolemäer in der wünschenswertesten Weise ergänzt und berichtigt (IV 2, 319—351). Für den östlichen Teil der Monarchie jenseits des Tauros leistet Kahrstedt das Gleiche, der in vielfacher Auseinandersetzung mit C. F. Lehmanns Satrapenartikel hier ebenfalls die Grundlagen gegeben hat: seine Darstellung wächst sich zu einem erschütternden Bilde des allmählichen Verfalls aus durch die Verselbständigung der lokalen Gewalten, die gleich nach Antiochos des Großen Tode schon unter seinen Nachfolgern beginnt und, vergeblich von Demetrios I. aufgehalten, endlich die völlige Auflösung des Seleukidenreichs herbeiführt. Einige gute Karten veranschaulichen die Vorgänge aufs beste.

Sehr viel umfassender ist das Material, das uns über das Lagidenreich in den Papyrusurkunden vorliegt: eine populäre Zusammenstellung gibt W. Schubart, Ägypten von Alexander dem Großen bis Mohammed (Berlin 1922), die wissenschaftliche Bearbeitung im Zusammenhang hat Ulrich Wilcken (Urkunden der Ptolemäerzeit I, Berlin 1922) begonnen. Was im besonderen die Stellung der Griechen betrifft, so hat darüber Schubart eingehend gehandelt: er zeigt, wie zunächst die Griechen, und unter ihnen als besondere Schicht noch die Makedonier, staats- und privatrechtlich völlig getrennt, als Oberschicht über der unterworfenen Bevölkerung stehen. Die große Masse ist in den drei Städten Alexandreia, Naukratis und Ptolemais organisiert mit städtischen Verfassungen, aber auch die über das Land verstreuten Ansiedler griechischen Stammes bilden besondere Vereinigungen mit eigenem Recht. Erst die unter Philopator einsetzende Reaktion schafft eine Änderung, indem sich nun eine breite Schicht von Mischlingen, die sogenannten Gräkoägypter, bildete, ein Vorgang, der aber das reine Griechentum schließlich nur stärkte, indem dieses von unsicheren Elementen befreit, sich nun um so entschiedener gegen Gräkoägypter

und Eingeborene abschloß. Die römische Besitzergreifung, die diesen Zustand vorfand, hat ihn dann verewigt, doch ging allmählich das Griechentum, auf sich selbst gestellt, in der späteren Kaiserzeit an innerer Entkräftung zugrunde. — Sehr zahlreich sind natürlich die Angaben der Papyri über die innere Verwaltung, die uns vielfach fast so gut wie in modernen Staaten bekannt ist: das Aktenwesen war in Ägypten ebenso ausgebildet wie bei uns. Über die königliche Kanzlei und das Urkundenwesen überhaupt handelt das Buch von Collomp in großer Ausführlichkeit. Er geht aus von der Unterscheidung der beiden Ämter ἐπιστολογράφος und ὑπομνηματογράφος, die erst vom 2. Jahrhundert ab belegt sind und stets getrennt bleiben, und definiert den ersten Beamten als den, der die königlichen Reskripte anzufertigen hatte, den zweiten als den Redakteur der βασιλικαὶ ἐφημερίδες, deren Existenz uns von Alexander und anderen hellenistischen Herrschern bezeugt ist. In diese Tagebücher nun werden auch die Audienzen aufgenommen und die Entscheide, die der König dabei mündlich erteilt: insofern hat auch der ὑπομνηματογράφος es mit königlichen Entscheiden zu tun. Alsdann bespricht der Verf. das Wesen der ἔντευξις, der Eingabe an den König, die im 3. Jahrhundert direkt an ihn, aber auch an den Strategen gerichtet werden kann, der in bestimmten Angelegenheiten im Namen des Königs zu entscheiden befugt ist. Vom 2. Jahrhundert ab wird das anders: sämtliche ἐντεύξεις gehen jetzt an den König. Was die Form der Eingaben betrifft, so sind sie dreiteilig: zuerst die Darstellung des Unrechts, gewöhnlich mit ἀδικοῦμαι eingeleitet, zweitens der Antrag mit δέομαι οὖν, βασιλεῦ, endlich die Motivierung, die entweder mit τούτου δὲ γενομένου oder mit ἵνα beginnt. Es scheint, als ob hier gewisse Formen des attischen Gerichtsverfahrens eingewirkt haben. Die Entwickelung ist die, daß im 3. Jahrhundert die Darstellung einfach und schmucklos ist, vom 2. Jahrhundert ab beginnt besonders der 2. und 3. Teil außerordentlich schwülstig zu werden und wird immer mehr mit hochtrabenden Redensarten verziert. Endlich kommt der Verf. auf seine erste Unterscheidung zurück und macht es wahrscheinlich, daß alle schriftlichen ἐντεύξεις schriftlich beantwortet wurden, und zwar durch den ἐπιστολογράφος, während die in persönlicher Audienz gefällten Entscheidungen durch den ὑπομνηματογράφος den nachgeordneten Behörden mitgeteilt wurden. Das Buch des Verf. beruht auf genauer Durcharbeitung des Materials und ist für die Beurteilung der Urkunden wichtig. Der Verf. kommt endlich zu dem interessanten Schluß, daß im Laufe der Regierung Philopators eine plötzliche Änderung eingetreten ist in dem Sinne, daß die im Lande verstreuten Bureaux stärker in Alexandria zentralisiert wurden. Das ist sehr glaublich, da auch sonst die Regierung dieses Königs den Wendepunkt in der Entwickelung des Lagidenreichs bezeichnet.

Erstaunlich bleibt, bis zu welchem Grade das Aktenwesen im Lagidenreich entwickelt war und wie es in dieser Hinsicht auch die kaiserlich römische Kanzlei beeinflußt hat. Aber der Verf. hat recht, wenn er sagt: l'Égypte ne nous paraît peut-être si spécialement paperassière que parce les paperasses des autres royaumes ont péri, und auf den bekannten Ausspruch König Seleukos I. hinweist (Plut. an seni. § 11). Wenigstens für Syrien hat Westermann gezeigt, daß nicht bloß in den Satrapiehauptstädten Katasterämter vorhanden waren, sondern daß es auch am Hofe ein Zentralbureau gab, das über die Landbesitzverhältnisse genau orientiert war, dies Zentralbureau gab die Sachen — es handelt sich um die große Laodikeinschrift — weiter an den Satrapen, dieser an den Hyparchen, der dann an Ort und Stelle die nötigen Anordnungen traf. Man sieht, daß der amtliche Geschäftsgang sich in allen hellenistischen Monarchien ziemlich gleich entwickelt hat.

Achtes Kapitel.
Zur griechischen Wirtschaftsgeschichte.

K. J. Beloch, Griechische Geschichte. IV 1 und 2. Berlin 1923/27.
F. Bleckmann, Protogenes von Olbia, ein griechischer Großkaufmann in „Hundert Jahre H. Marcus und A. Weber". Bonn 1919. S. 114 bis 117.
G. Glotz, Le travail dans la Grèce ancienne. Paris 1920.
J. Hasebroek, Zum griechischen Bankwesen der klassischen Zeit. Herm. 55, 113—173. 1920.
Ders., Die Betriebsformen des griechischen Handels im 4. Jahrhundert. Herm. 58, 393—425. 1923.
Ders., Zum Giroverkehr im 4. Jahrhundert. Klio 18, 375—378. 1923.
Herzog, Aus der Geschichte des Bankwesens im Altertum. Abh. d. Gießener Hochschulgesellschaft. 1, 1—37. 1919.
W. Leaf, The commerce of Sinope. Journ. Hell. Stud. 36, 1—15. 1916.
Axel W. Persson, Staat und Manufaktur im röm. Reich. Lund 1924.
*M. Rostowzew, The foundations of social and economic life in ancient Egypt. Journ. of Egyptian Archaeol. VI, 161ff. 1920.
Ders., A large estate in Egypt in the III. Century B. C. Univ. of Wisconsin Studies. Madison 1922.
A. Schmidt, Drogen und Drogenhandel im Altertum. Leipzig 1924.
P. Schoch, Kultur- und Wirtschaftsgeschichtliches aus dem hellenist. Delos. Neue Jahrb. 51, 71—88. 1923.
E. v. Stern, Zur Wertung des pseudoaristotelischen Oikonomikos Herm. 51, 422—440. 1916.
W. W. Tarn, Polybios and a litterary common place. Class. Quart. 20, 98—100.

U. Wilcken, Alexander der Gr. und die hellenistische Wirtschaft. Schmollers Jahrb. 45, 349—420. 1921.
E. Ziebarth, Hellenistische Banken. Numism. Ztschr. 34, 36—50. 1924.

Es ist das unbestreitbare Verdienst K. J. Belochs, die Darstellung der griechischen Geschichte zuerst auf ihren wirtschaftlichen Grundlagen aufgebaut zu haben, und so bilden denn auch die wirtschaftsgeschichtlichen Abschnitte, der über das 5. (II, 1, 74—122. II, 2, 324—369) über das 4. (III, 1, 263—250. III 2, 386—445) und über das 3. Jahrhundert (4, 1, 270—328), die interessantesten Partien seines Werkes, von der jede wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung ausgehen und zu der sie immer wieder zurückkehren wird. Es ist schade, daß im Rahmen des Werkes eine Untersuchung über die Wirtschaftsverhältnisse des 2. Jahrhunderts unmöglich war: sie würde deutlich die ungeheure Veränderung gezeigt haben, die Alexanders Eroberungen auf diesem Gebiet hervorbrachten. Man hat sie sehr passend mit der Veränderung verglichen, die die Entdeckung Amerikas auf die europäische Wirtschaft ausgeübt hat, und auch das haben beide Vorgänge miteinander gemein, daß sie sich erst allmählich ausgewirkt haben.

Zur griechischen Wirtschaftsgeschichte vor Alexander haben wir zwei schöne Abhandlungen von Hasebroek, die sich mit dem Handel, und zwar vorwiegend mit dem Geldhandel beschäftigen. An der Bank des Atheners Pasion, die uns genauer aus den attischen Gerichtsreden bekannt ist, sucht H. einen Überblick über den Geschäftsbetrieb hellenischer Banken im 4. Jahrhundert zu gewinnen. Er unterscheidet Passiv- und Aktivgeschäfte: zu jenen gehört zunächst der Geldwechsel, ein bei der Masse verschiedener Münzwährungen sehr wichtiger Zweig des antiken Bankgeschäfts, ferner das Girogeschäft, d. h. die Hereinnahme unverzinslicher Depots zur Auszahlung an Dritte, endlich das Depositengeschäft, d. h. die Hereinnahme verzinslicher Depots, mit denen die Bank zu arbeiten befugt war. Daran schließen sich die Aktivgeschäfte, indem die Bank nun mit den ihr gegen Verzinsung anvertrauten Geldern arbeitet, wobei Lombard- und Hypothekengeschäfte die Hauptsache bilden. Dagegen gab es keinen interlokalen Giroverkehr, was einigermaßen auffällig ist; noch auffälliger aber ist das Fehlen der Quittung, die durch Zeugen ersetzt werden mußte — daher die verhältnismäßig häufige Ableugnung von Depositen — was H. auf mangelhafte Kenntnis des Schreibers zurückführen will, mir aber einigermaßen problematisch erscheint. Eine Ergänzung zu H.s Ausführungen bietet in einem Punkte Herzogs Aufsatz über die tesserae nummulariae, deren Bedeutung er zuerst richtig erkannt hat. Es waren das Bleiplomben, die einem Beutel angeheftet wurden und durch die der wohl beeidigte Zähler auf

sein persönliches Risiko bezeugte, daß der Beutel so und so viel vollwertige Geldstücke enthielt. Diese in Rom vorhandene Sitte, die H. ganz richtig mit den amtlich durchgezählten Geldrollen unserer Reichsbank vergleicht, die im Geldverkehr anstandslos gegeben und genommen werden, verfolgt er nun weiter und führt sie auf den hellenischen Bankbetrieb zurück. Die Sache war danach so, daß der Bankier, der eine Summe annahm, diese sofort vom Münzprüfer durchzählen und den Beutel mit einem Kassenstreifen versehen ließ, der den Wert anzeigte. War es ein unverzinsliches Depot zur Auszahlung an einen Dritten, so ward auf einem zweiten Streifen der Name des Empfängers und gegebenenfalls noch der Name eines andern hinzugefügt, der die Identität des Empfängers feststellen konnte ὁ δεῖνα δείξει τὸν δεῖνα. War das Depot verzinslich, so konnte der Bankier diesen vom δοκιμαστής geprüften Beutel ohne weiteres anderweit in Zahlung geben, der dann ohne Anstand genommen wurrde. Solche δοκιμασταί scheint es überall gegeben zu haben, besonders bei den Staatsbanken; daß sie Unterbeamte waren, will H. daraus schließen, daß bei ägyptischen Banken dies Amt stets von einem Ägypter, nie von einem Griechen bekleidet wird (Herzog S. 31ff.).

Über den Handel in der Zeit vor Alexander hat ebenfalls Hasebroek geschrieben: er betont zunächst, daß der Handel immer nur Eigenhandel, nie Kommissionshandel war, da die Vorbedingungen dafür, Leichtigkeit und Sicherheit des Verkehrs, fehlten und die kaufmännische Einrichtung des Wechsels damals den Griechen unbekannt war. Dadurch war der Handel gebunden, auch fehlte die Quittung hier wie im Bankgeschäft. Nur bei Seedarlehen war die Schriftlichkeit Regel, aber bei Rückzahlung des Darlehens gab es keine Quittung, vielmehr ward die ursprüngliche Urkunde vernichtet. Was die Bezeichnungen betrifft, so ist zwischen κάπηλος und ἔμπορος zu scheiden, κ. ist der Kleinhändler, der am Platze verbleibt, ἔμπ. der Großhändler, der stets mit der Ware an ihren Bestimmungsort geht. An sich ist er nicht Schiffseigentümer, dies ist der ναύκληρος, der aber natürlich neben der Beförderung fremder Waren noch eigenen Handel betreiben kann. Aber eine eigentliche Trennung von Kaufmanns- und Transportgeschäft gibt es nicht; der ἔμπορος kann zugleich Schiffseigentümer sein, einzelne wie Pasion besaßen mehrere Schiffe und bedienten sich infolgedessen auch ihrer Untergebenen als Superkargos. Denn als Grundsatz gilt, daß der Kaufmann mit der Ware gehen muß, da er nie auf Bestellung liefert, sondern sehen muß, wo er Absatz und vor allem auch Rückfracht findet; dies letztere war schon deshalb nötig, weil er das teilweis minderwertige eingenommene Lokalgeld gleich wieder los werden mußte; infolgedessen handelte er auch mit allen möglichen Artikeln. Im ganzen haftet dem

Handel dadurch eine gewisse Unsicherheit an, er war auf Zufälle angewiesen, wenn er nicht wie Kleomenes, der Satrap Ägyptens, ein ausgebreitetes Nachrichtenwesen unterhalten konnte. Übrigens war meistens weder der ἔμπορος noch der ναύκληρος Kapitalist; Geldbesitzer und Händler waren durchweg getrennt.

Für die Volkswirtschaft des 4. Jahrhunderts ist besonders wichtig der pseudoaristotelische Οἰκονομικός, den vor allen Riezler verwertet hat (s. Ber. 135, 243 ff.). Allerdings litten seine Ausführungen daran, daß er die Angaben der Schrift zu stark verallgemeinerte; daß es sich tatsächlich um ein ziemlich beschränktes Gebiet bei der Schrift handelt, hat E. v. Stern mit Recht hervorgehoben. Die Sammlung bezieht sich im wesentlichen auf den Nordosten der griech. Welt und auf das 4. Jahrhundert; dabei überwiegen hauptsächlich Maßregeln, die von Fürsten, ihren Beamten und Tyrannen berichten, auf eigentlich städtische Verwaltungen gehen von den 82 Stücken nur 20. Jedenfalls ist es also voreilig, daraus auf den Zustand der πόλις überhaupt bestimmte Rückschlüsse zu ziehen, wie dies übrigens schon seinerzeit von mir a. a. O. hervorgehoben ist.

Über diese etwas engen und gebundenen wirtschaftlichen Verhältnisse Griechenlands kam nun durch Alexanders Eroberungen eine gewaltige Umwälzung, die Wilcken in einem umfangreichen Artikel sehr anschaulich geschildert hat. Nicht bloß durch seine Städtegründungen und die umfassenden von ihm angeordneten Entdeckungsfahrten, sondern auch durch die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse (Reichspost) und vor allem durch ein einheitliches Münzsystem mit der Silberwährung nach attischem Fuß hat Alexander die wirtschaftlichen Verhältnisse, besonders den Handel und die Industrie mächtig gefördert (Wilcken S. 355—360). Dazu kamen die ungeheuren Massen von Edelmetall, die er aus den persischen Schatzkammern in den Verkehr einströmen ließ, was eine allgemeine Preis- und Lohnsteigerung zur Folge hatte. Sein Werk setzten die Seleukiden fort, die größten Städtegründer der Weltgeschichte, und neben ihnen die Ptolemäer, die vor allem den Handel nach Indien zur See entwickelten (361 ff.). Dadurch verschoben sich die Handelsverhältnisse; Griechenland, infolge der starken Auswanderung, verödet im 2. Jahrhundert und Athen ist nicht mehr der Mittelpunkt des Seehandels. An seine Stelle treten Korinth und Rhodos, das am Schnittpunkt der beiden großen Straßen von Antiochia nach dem Westen und von Alexandria nach dem Norden liegt: sein Jahresumsatz beträgt zur Zeit der höchsten Blüte 50 Mill. Drachmen (S. 417). Der Hauptstapelplatz des Ostens wird Alexandria, wo die einsichtige Politik der Ptolemäer den Handel unterstützt. Auch nach Westen greift die Umwälzung hinüber nach Sizilien,

wo Hieron in der lex Hieronica die Steuerverhältnisse nach ägyptischem Muster regelt, nach Rom, das 268 durch seine Münzreform den Denar der alexandrinischen Silbermünze gleichsetzt (419 ff.). Auch abgelegene Gebiete nehmen an diesem Verkehr teil, wie die südrussische Küste, deren Getreidehandel noch im 2. Jahrhundert blühte, wie das Beispiel des Großgetreidekaufmanns Protogenes von Olbia zeigt, den Bleckmann behandelt hat, und Sinope, das erst jetzt zu seiner Bedeutung als Zentralstapelplatz des Schwarzen Meeres aufsteigt. Leaf hat gezeigt, wie gering der Eigenhandel der Stadt war, die sehr schlechte Verbindungen zum Hinterland hatte, im Gegensatz zu Amisos und Trapezunt, wo die Straßen aus dem Innern einmündeten, eigentlich führte Sinope nur kappadokischen Zinnober aus. Aber dafür war es im Mittelpunkt des Schwarzen Meeres gelegen (s. d. Zeichnung Fig. 2 u. 3) und ward so der Umschlagsplatz für alle Produkte der Schwarzmeerküsten. Sehr interessant ist endlich das Buch Schmidts über den Drogenhandel, der im Altertum eine sehr viel größere Rolle spielte als jetzt, und über den infolgedessen uns eine Menge Notizen aus dem Altertum erhalten sind. Nahezu alles findet man hier beisammen, was uns über die Gewinnung der Drogen, über ihre Verbreitung durch Groß- und Kleinhandel, über Preise, Zölle und Monopole bekannt ist. Auch die Handelswege, auf denen sie nach dem Westen kamen, hat Sch. genauer bestimmen können: der eine führte von Attok am Indus nach Kabul, wo die große Karawanenstraße aus China über Baktra einlief, von da kamen die Waren über Kandahar und die Kaspischen Pforten nach Babylon und weiter durch Syrien zu den phönikischen Häfen. Der andere ging von Indien über Baktra ans Kaspische und dann ans Schwarze Meer; dieser war besonders wichtig für die Griechen, die den phönizischen Handel umgehen wollten. Später bemächtigten sich die Ptolemäer des Handels durch den Seeweg nach Indien, der zunächst bis Koptos 12 Tage nilaufwärts, dann 12 Tage über Land nach Berenike ging und von da nach Ocelis in Arabien zu Schiff in 30 Tagen, von wo dann Muziris an der indischen Küste in 40 Tagen erreicht ward. Doch suchten sich die Ptolemäer auch der syrischen Karawanenstraße zu bemächtigen, und das ist einer der Gründe für den jahrhundertelangen Streit um Koilesyrien, der die Geschichte der Seleukiden und Ptolemäer erfüllt.

Weitaus am besten sind wir infolge der immer steigenden Menge neuaufgefundener Papyri über die wirtschaftlichen Verhältnisse im Lagidenreich unterrichtet. Seine wirtschaftliche Organisation macht in vielen Dingen einen so modernen Eindruck, daß man wohl die Frage aufgeworfen hat, ob hier nicht im Altertum ein Vorläufer jener Wirtschaftspolitik zu erkennen sei, die man in den absolutistischen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts als Merkantilsystem bezeichnet.

Wilcken ist dieser Frage genau nachgegangen und hat allerdings eine ganze Reihe gemeinsamer Züge feststellen können (S. 359 ff.): vor allem den steigenden Ersatz der Naturalsteuern durch Geldsteuern, Schutzzölle und Monopole, Beförderung der Ausfuhr, Verbesserung des Verkehrs, einheitliches Maß- und Gewichtssystem. Allein ein grundlegender Unterschied ist vorhanden: in den europäischen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts dienen alle diese Maßregeln im wesentlichen, die Nation zu heben und zu bereichern, in Ägypten dienen sie allein den Interessen des Königtums: man kann also nur von einem fiskalischen Merkantilismus reden. Dabei sind die äußeren Formen vielfach dieselben; wie Friedrich der Große nur der erste Diener seines Staates sein wollte, so legen auch die Ptolemäer Wert darauf, als die εὐεργέται des Landes gefeiert zu werden; auch das bekannte Wort des Antigonos vom Königtum als der ἔνδοξος δουλεία kann man hierher ziehen, und von Philadelphos gibt es ähnliche Äußerungen. Aber tatsächlich ist es doch in Ägypten immer das Interesse des Königtums, das in erster Linie steht; das Wohl des Landes kommt stets nur dann in Frage, wenn es sich mit jenem deckt. Ein nationales Interesse hatten wenigstens die ersten Ptolemäer so wenig, daß sie geradezu massenhaft Griechen in ihren Dienst zogen und sie auf alle Weise im Lande zu halten suchten, was nur so möglich war, daß sie ihnen alle möglichen Vorrechte verliehen und das einheimische Element völlig zurücksetzten.

Über die ägyptische Landwirtschaft sind wir durch die sogenannten Zenon-Papyri unterrichtet, die im Jahre 1915 im Fayyum auf der Stelle des alten Philadelpheia entdeckt in den Handel kamen, und nun in Florenz, London, Manchester, Hamburg und Kairo zerstreut sind; etwa 350 Stücke davon sind mittlerweile herausgegeben und von Rostowzew bearbeitet worden. Zenon war ein Untergebener des großen Finanzministers Apollonios, der unter Philadelphos diese Stellung einnahm; er verwaltete für ihn eine δωρεά des Königs von 10000 Aruren, die dieser seinem Minister im Fayyum in der Umgegend des alten Philadelpheia angewiesen hatte. Dieses Gut, das übrigens Apollonios nur zur Nutznießung überlassen war — Obereigentümer blieb der König (anders Beloch IV 1, 337 A. 3.) — bestand nur zu einem Teil aus Ackerland, das von Kronbauern bearbeitet ward; diese stammten zum Teil aus Philadelpheia, zum Teil aus andern Bezirken und erhielten in diesem Falle das nötige Inventar von Apollonios, für den sie neben den königlichen Abgaben die Pacht aufzubringen hatten (Rost. c. VII). Zum andern Teil aber war das Land Ödland, das erst unter Kultur genommen werden mußte; die dazu nötigen Meliorationen erforderten drei Jahre (258—255) und wurden teilweise, wie Rostowzew meint, von der Krone bezahlt, da königliche Beamte die Arbeiten

beaufsichtigten; insofern der König Obereigentümer des Landes war, fiel ihm ja auch schließlich der Vorteil der gesamten Meliorationen zu (c. VI.). Man darf nun wohl mit Rostowzew annehmen, daß dieser Fall typisch für die Landpolitik der ersten Ptolemäer ist (S. 136 ff.); nicht nur bei den großen Landverleihungen, sondern auch bei kleineren Lehen ward immer Kulturland und Ödland zugleich verliehen; auf diese Weise erreichte der König seinen Zweck, im fiskalischen Interesse möglichst viel Land unter Kultur zu bringen. Später allerdings, im 2. Jahrhundert ändert sich das: da wird meistens vernachlässigtes Land als Lehen vergeben, weil es nur auf diese Weise möglich war, der durch Krieg und innere Wirren zugrunde gerichteten Landwirtschaft wieder aufzuhelfen.

Die Produkte, die auf dem Landgut erzeugt wurden, waren sehr mannigfaltiger Natur, neben dem Ackerbau ward vorwiegend Gartenbau betrieben (c. 8). Außer mancherlei Früchten und Knoblauch wurde besonders Wein angebaut, schon allein deshalb, weil das mit Wein bestandene Gelände in den Privatbesitz des Lehensträgers überging. Dagegen scheinen Oliven wenig angebaut zu sein, vielleicht weil die Sache nicht lukrativ genug war, da hier der König ein sehr strenges Monopol besaß, über das wir aus den Papyri genau unterrichtet sind, wie Wilckens eingehende Darstellung zeigt (S. 395—405). Nebenher ging eine ausgedehnte Viehzucht (c. 8): Ochsen, Kühe, Kälber, Schweine, Esel werden erwähnt, vor allem Ziegen und Schafe, bei denen man Kreuzungsversuche mit griechischen Rassen vornahm, um die Wolle zu verbessern. In allen diesen Betriebszweigen sind charakteristischer Weise fast nur Griechen verwendet, woraus man schließen mag, daß Viehzucht, Wein- und Olivenbau bei ihnen besonders in Blüte standen. Das gilt auch von der Pferdezucht, die hauptsächlich Remonten für die Kavallerie des Königs lieferte; welchen Wert die Ptolemäer darauf legten, gutes Pferdematerial im Lande selbst zu gewinnen, hat Rostowzew in einem besonderen Anhang gezeigt (S. 167 f.). Kriegselefanten freilich mußten importiert werden; seit Anfang der siebziger Jahre, wie Tarn gezeigt hat, veranstaltete Philadelphos regelmäßig Elefantenjagden im Gebiet des oberen Nil, wobei aber Elfenbeingewinnung als Nebenzweck galt: im Jahre 250 warf der König so viel Elfenbein auf den Markt, daß der Preis für die Mine in Delos plötzlich von 8 dr. auf 3 dr. 3 ob. sank. — Übrigens waren mit der Landwirtschaft auch Industrien verbunden, so besitzt Apollonios auf seinem Gute auch eine Wollen- und Leinenfabrik, für die natürlich eine königliche Lizenz in Gestalt einer jährlichen Abgabe gelöst werden mußte. Denn auch für die Herstellung von Webwaren, der ὀθόνια gab es ein ähnliches kgl. Monopol wie für die Oelgewinnung, wie dies Persson (S. 7 ff.) gezeigt hat.

Interessant ist auch die Organisation des Detailhandels in Bier: der Staat lieferte demHändler, der auch Brauer war, das Material und setzte die Preise für das fertige Produkt fest; damit hatte er feste Abnehmer für seine in den Naturalsteuern eingehende Gerste. Die Einnahme ging an den Staat, der davon die Steuer und die Kosten des Rohmaterials abzog und den Rest dem Unternehmer als Reinverdienst zustellte (S. 118 ff.). Ähnlich war wohl der landwirtschaftliche Betrieb in Ägypten überhaupt organisiert; mit Recht nennt Rostowzew Philadelpheia ein Ägypten en miniature (S. 129). Überall erkennt man die straffe Organisation und den Fiskalismus: fast keine Tätigkeit war frei, sondern alle durch Lizenzen und Abgaben gebunden. Die Einkünfte des Philadelphos werden auf 14 800 Tal. und $1^1/_2$ Mill. Artaben Getreide (= 600000 hl im Wert von 500 Tal.) angegeben (Wilcken S. 392 f. dazu Beloch IV 1, 341), woraus sich ergibt, wie stark die Geldsteuern bereits die Naturalsteuern überwogen. Eine Übersicht der Steuern bei Beloch (IV 1, 333 vgl. Rostowzew S. 199 taxes).

Ob der Außenhandel ähnlichen Lasten wie Landwirtschaft und Industrie unterworfen war, ist nicht sicher. Apollonios besaß sowohl eine Transportflotte auf dem Nil, wie auch eine Handelsflotte auf dem Meer; die Zenonpapyri erzählen viel von den Geschäften, die er in überseeischen Ländern machte. Rostowzew meint, daß er darin nicht ganz unbehindert war S. 133 f. „Ich kann mir nicht denken, daß die Alexandrinischen Reeder in der frühen Ptolemäerzeit freie Hand hatten, ihre Geschäfte nach Gutdünken zu besorgen. In erster Linie hatten sie den Staatsansprüchen zu genügen und im Notfalle konnte der Staat zweifellos die Seeschiffe requirieren, wie er sicherlich ihre Flußschiffe in Anspruch nahm. Trotzdem behinderten die Ptolemäer die Geschäfte der alexandrinischen und fremden Reedereien nicht in dem Maße, daß das Geschäft selbst unprofitabel geworden wäre.“ Ähnliches scheint auch Wilcken anzunehmen (S. 375), doch glaubt er, die griechischen Händler hätten größere Privilegien besessen. Da genaue Angaben bisher in den Papyri fehlen, ist das Verhältnis der Krone zum Handel nicht ganz klar. Sicher ist nur, daß die Ptolemäer das Geldgeschäft in ihrer Hand hatten, überall gab es königliche Banken, und diese waren Monopol der Regierung (Wilcken S. 391).

Gerade in bezug auf das Bankwesen scheint sich nun im Laufe des 3. und 2. Jahrhunderts eine Veränderung vollzogen zu haben; es wurden mehr und mehr Staatsbanken gegründet, wie dies Ziebarth in einem lesenswerten Aufsatz nachgewiesen hat. Eine solche war in Kos vorhanden, wo sie mit den Tempeln in genauer Verbindung stand, diese hatten ihre Konten bei der Staatsbank, die mit dem Namen der Gottheit bezeichnet waren. Ähnlich stand es in Milet, wo die einzelnen

staatlichen Behörden ihre Konten bei der Staatsbank hatten, die auch Einzahlungen durch Überweisung oder durch die ταμίαι annahm, die Auszahlungen wurden durch eine besondere Behörde, die ἀνατάκται, angewiesen. Daneben lieh die Bank auch Gelder für den überseeischen Handel aus. Sie scheint im Laufe des 3. Jahrhunderts begründet zu sein; 282, als Milet bei Knidos eine größere Anleihe machte, wird sie noch nicht erwähnt. Ähnliche Banken weist Z. in Abdera und Lampsakos nach (S. 47), vielleicht auch in Sinope, Kyzikos und Naxos. Andrerseits gab es in Delos und Delphi keine Staatsbanken, da hier die Tempelverwaltungen seit langer Zeit im großen Stil Bankgeschäfte betrieben.

Bekanntlich sind die delischen Inschriften eine wahre Fundgrube für wirtschaftliche Einzelangaben, manches davon hat Schoch zusammengestellt. Danach scheint nach Alexander zunächst ein allgemeines Steigen der Löhne stattgefunden zu haben, was natürlich mit der Geldentwertung zusammenhing; allein sehr bald macht sich eine rückläufige Bewegung geltend, die bis zum äußersten geht: wahrscheinlich litt der freie Arbeiter unter dem Wettbewerb der Sklaven. Dazu stimmt, daß die Landpacht fällt und die Mieten steigen, wenigstens in der Zeit von 315—166, aus der die große Masse der Inschriften stammt. Die Preise der Produkte sind im allgemeinen im Sinken begriffen, aber starken Schwankungen unterworfen, besonders beim Getreide, da die mangelhafte Entwicklung des Verkehrs lokale Mißernten nicht rasch genug ausgleichen konnte, während die Preise von Öl und Wein im allgemeinen stetiger sind. Am stärksten sind die Schwankungen bei Monopolerzeugnissen, wie z. B. Harz aus Makedonien, Papyros aus Ägypten, da hier die Politik der Herrscher durch Sperrung der Ausfuhr künstliche Preissteigerungen hervorrief. Auch das Umgekehrte kam vor, wie oben beim Elfenbein gezeigt ist (S. 162).

Eine zusammenfassende Behandlung der wirtschaftlichen Fragen endlich gibt das Buch der französischen Gelehrten Gustav Glotz: es hält mehr als sein Titel verspricht, indem es eine vollständige Übersicht über die wirtschaftliche Entwicklung Griechenlands gibt, allerdings in populärer Form und ohne Belege. Der Verf. schildert zunächst die Entstehung der Industrie durch Differenzierung der ursprünglichen Oikenwirtschaft und geht dann zu einer Schilderung der wirtschaftlichen Zustände in der Blütezeit des 5. Jahrhunderts und zur Zeit des Hellenismus über, die manche neue Gesichtspunkte bringt. So betont der Verf. mit Recht, daß nicht bloß in wirtschaftlicher, sondern auch in geistiger und künstlerischer Beziehung die Metöken in Athen eine viel größere Rolle gespielt haben, als man gewöhnlich annimmt (S. 214 ff.); nur vom Landbesitz waren sie ausgeschlossen. Im übrigen ist für Attika gerade hier eine außerordentlich weitgehende Verteilung des Landes fest-

zustellen, 30 ha war schon ein sehr annehmbarer Besitz; der größte, von dem wir wissen, betrug 315 ha und eigentliche Großgüterwirtschaft gab es nur in Thessalien und Lakonien. Auch in der Industrie fehlt der eigentliche Großbetrieb, der umfangreichste, den wir kennen, ist der des Kephalos mit 120 Sklaven: im Durchschnitt dominierte der auf Bestellung arbeitende Handwerker mit künstlerischer Einstellung (S. 323 ff.). Der Gewinn betrug etwa 25—30 v. H., worin aber die Risikoprämie für die Sklaven eingeschlossen war. Die Löhne, die Ende des 5. Jahrh. 1 dr. für den gelernten Arbeiter, 3 ob. im Handel und 4 ob. in der Landwirtschaft betrugen, wobei indes nur 300 Tage gearbeitet ward, stiegen im folgenden Jahrhundert: der Architekt, der Ende des 5. Jahrh. in Athen nur 360 dr. erhielt, steigt in Delphi um 345 auf 1000 und bald darauf auf 2000 dr. jährlich, das dreifache des Architekten am Eleusinion, der nur 760 dr. bezog (S. 339). Was die Kaufkraft der Löhne betrifft, so konnte man zu Perikles Zeit noch mit 120 dr. jährlich auskommen: allein der Warenpreis verdoppelte sich bis zum Ende des 5. Jahrhunderts und von 400—330 noch einmal (S. 286 ff.), so daß die Löhne kaum damit Schritt hielten. Der Handel zu Lande war durch schlechte Wege und dementsprechend teure Transportkosten behindert; zur See waren die Frachten sehr billig und noch billiger das Passagiergeld. Die Schnelligkeit der Reisen ließ allerdings zu wünschen übrig, steigerte sich aber doch auf etwa 6—7 Knoten.

Die Zeit des Hellenismus bringt zunächst mit dem allmählichen Vordringen der Geldwirtschaft ein Sinken der Preise und dementsprechend auch der Löhne. Trotzdem geht die Landwirtschaft im eigentlichen Griechenland aus Mangel an Arbeitern zurück und wird unrentabel; ein delisches Pachtgut, das 297 noch 3111 dr. erzielte, bringt 179 nur noch 799 dr. und der Gesamtertrag der delischen Pachtgüter sinkt im selben Zeitraum von 16 356 auf 6980 dr. Die Folge ist ein allmählicher Rückgang der Einzelwirtschaft und ein Anwachsen der Latifundien. Dagegen hat die Industrie von den billigen Löhnen Vorteil, zumal allmählich der Stücklohn an die Stelle des Tagelohns tritt, was die Lage des Arbeiters wesentlich verschlechtert; übrigens wird die Industrie in den hellenistischen Monarchien stark durch Staatsmonopole eingeengt, vor allem in Ägypten (S. 431 ff.). Dagegen kommt wieder der Industrie und dem Handel der billige Zinsfuß zugute, der von 12 v. H. im 4. auf 10 v. H. im 3. und 7 v. H. im Anfang des 2. sinkt. Besonders der Handel nimmt einen bedeutenden Aufschwung: Rhodos erzielte um 170 herum aus den Hafenzöllen 160 tal, das fünffache dessen, was am Anfang des 4. Jahrh. der Peiraieus gebracht hatte. Der Transport ward zwar nicht schneller, aber man gewöhnte sich auch nachts und auf direktem Wege übers offene Meer zu fahren. Auch die Sicherheit

nahm zu, so daß Seedarlehen nur 24 v. H., nicht mehr 30 wie im 5. Jahrh. bedingten. Für die Erweiterung des Handels kam auch die Sicherung des Seeweges nach Indien durch die Ptolemäer und die Erschließung des Landweges nach China 114 in Betracht (S. 441 ff.). Im ganzen leitete der Hellenismus in Handel und Industrie eine Blüte ein, die bis in die erste Kaiserzeit hinein dauerte.

Sachregister.

Verzeichnis der in Band 218 besprochenen Schriften.

